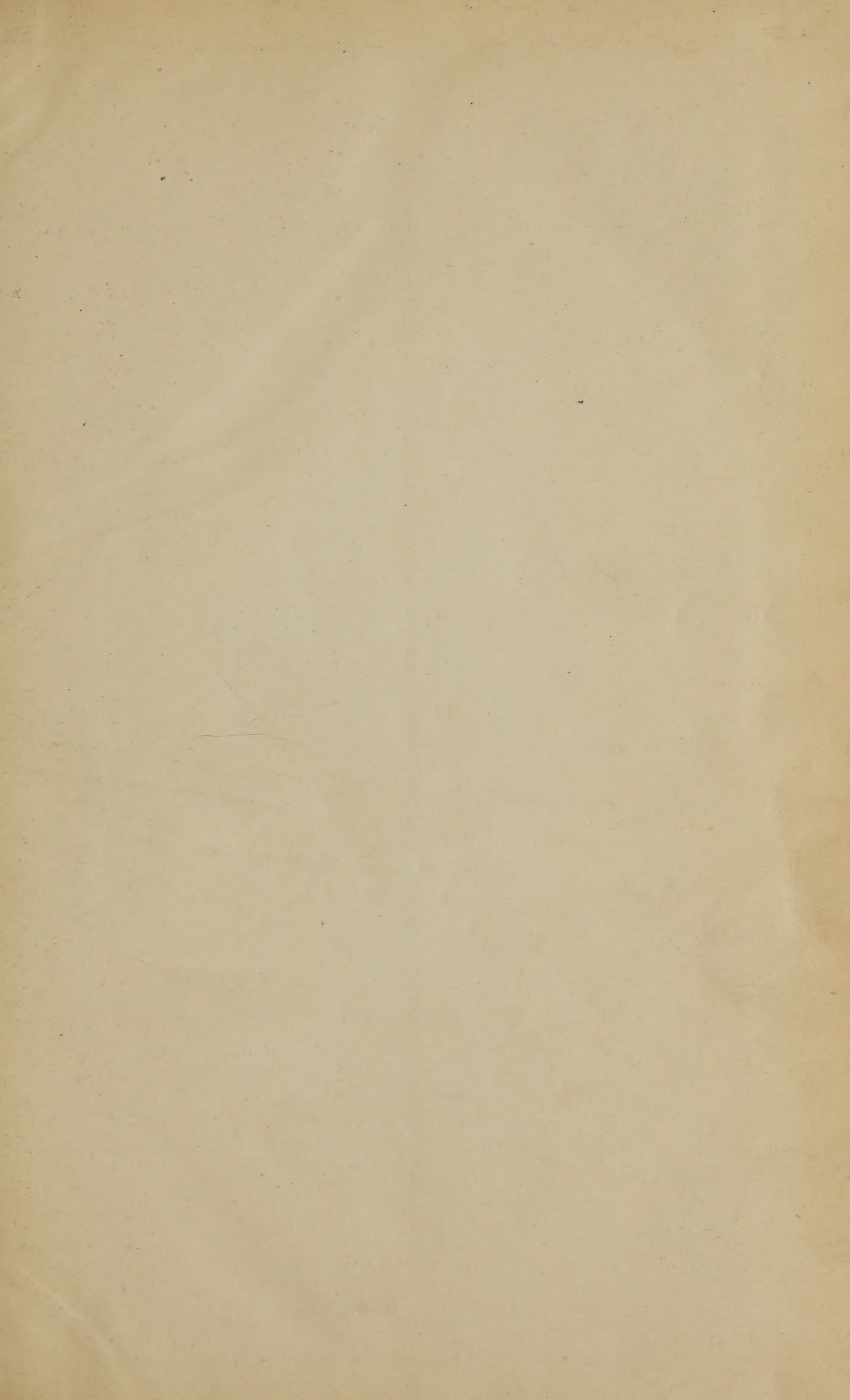
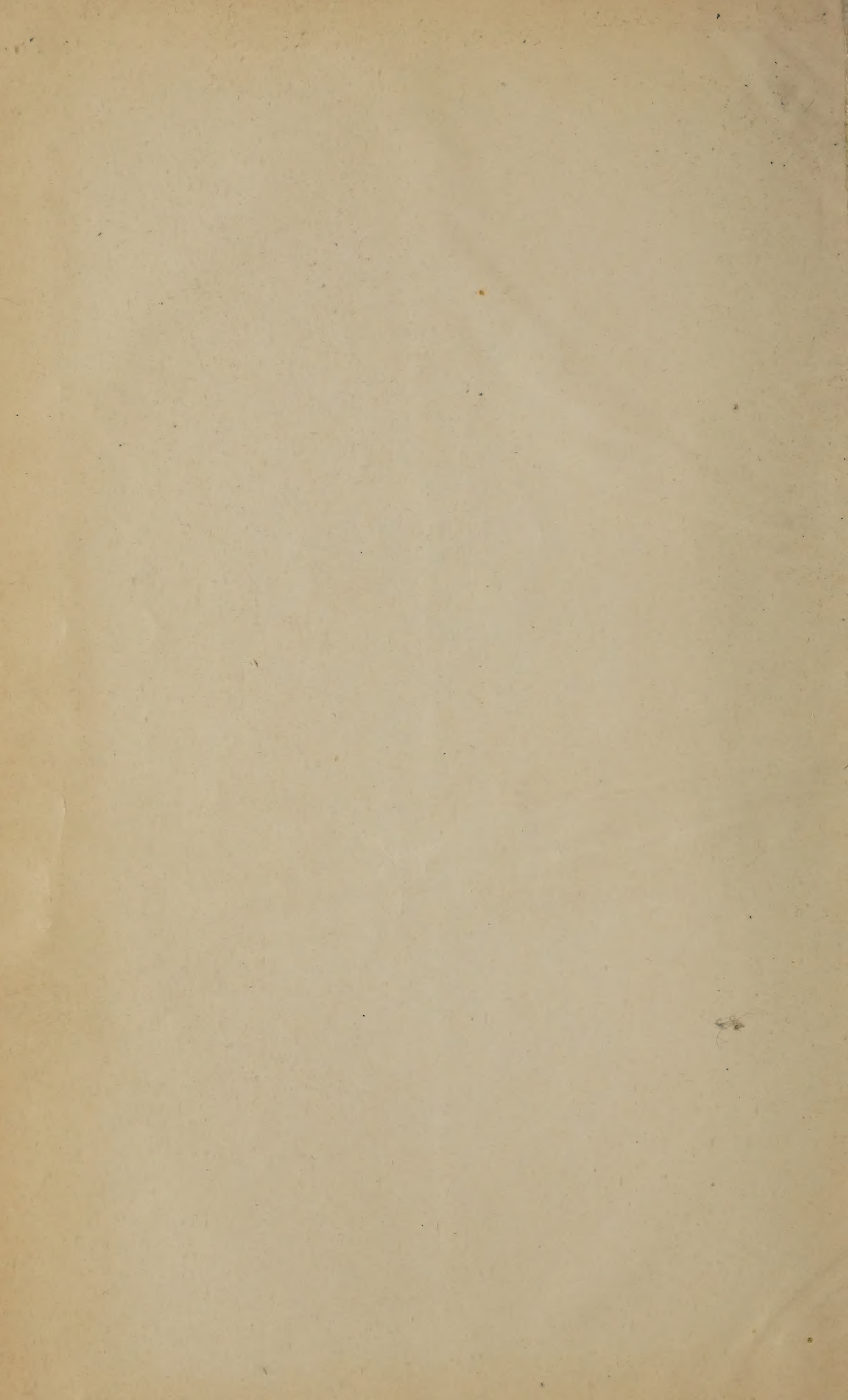
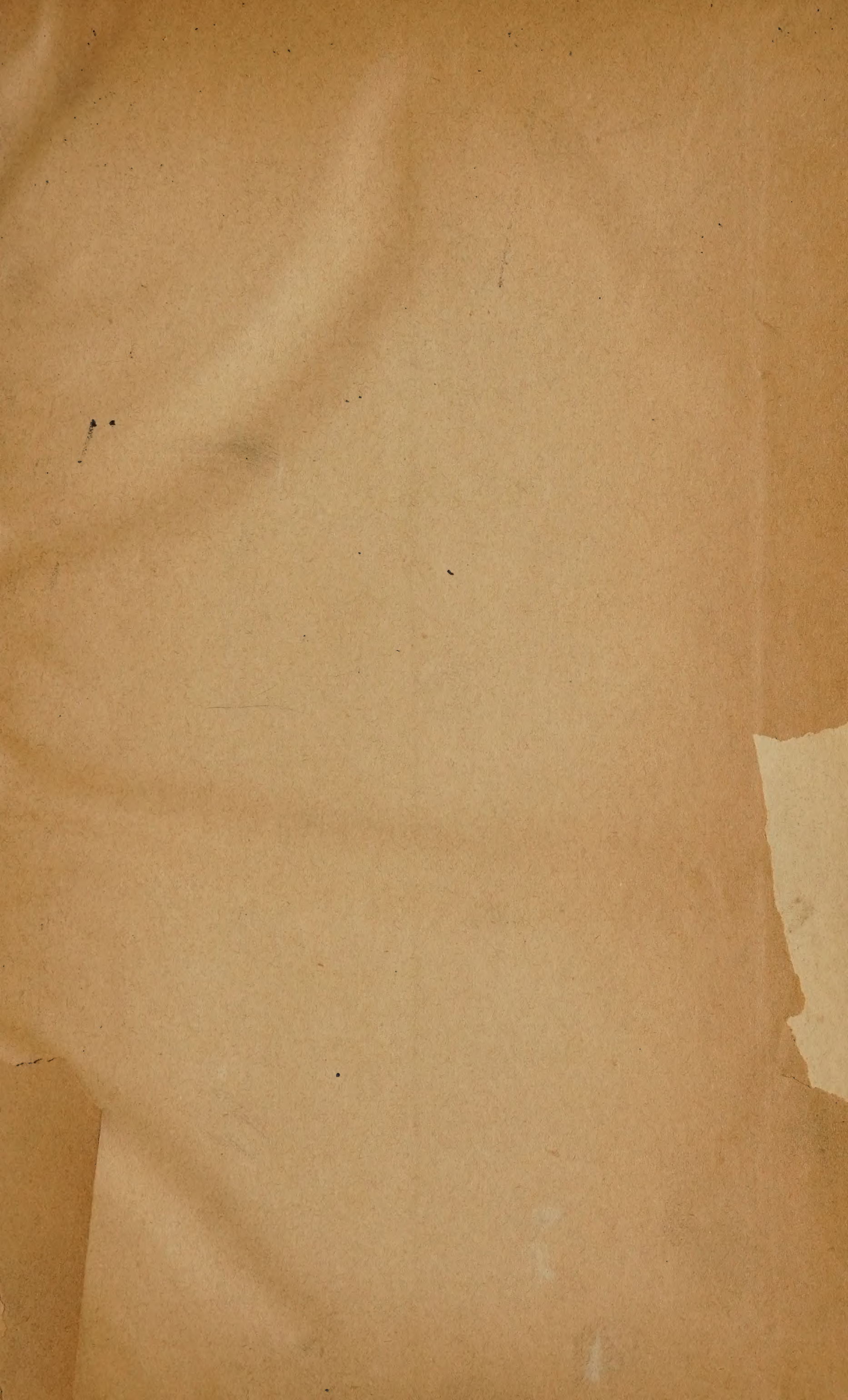










JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der classischen

Alterthumswissenschaft

herausgegeben

von

Conrad Bursian,

ord. öffentl. Prof. der claſſiſchen Philologie an der Univ. München.

Siebenter Band.

Vierter Jahrgang.
1876.

Dritter Abtheilung:

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Register über die drei Abtheilungen.

BERLIN 1878.
VERLAG VON S. CALVARY & CO.
NW. Unter den Linden 17,

Classics

Inhalts-Verzeichniss

des siebenten Bandes.



Bericht über die auf die griechische und römische Mythologie bezügliche Literatur der Jahre 1873—1875.

Von

Prof. Dr. **A. Preuner**

in Greifswald.

Erster Theil.

Schriften allgemeineren Inhalts.

Bei einem Berichte über griechische und römische Mythologie gilt es vor allem Stellung zu nehmen in Betreff der Schriften, welche die gesammte Mythologie oder einen Abschnitt der Mythologie aller oder mehrerer Völker behandeln. Während derselbe Schriften, in welchen die griechische und römische Mythologie nicht mit behandelt ist, ausschliesst, wird er solche, wo auf den Wegen der vergleichenden Mythologie oder der historischen Forschung auch die Kenntniss der Religion und Mythologie der classischen Völker gefördert wird, nicht bei Seite liegen lassen dürfen.

Was versteht man denn nun aber unter vergleichender Mythologie? Zunächst denkt man dabei, namentlich in Deutschland, nicht an die Vergleichung von Mythen, welche bei verschiedenen Völkern selbständig entstanden Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zeigen, die sich aus der gemeinsamen menschlichen Natur einerseits und der individuellen Naturanlage und Entwicklung andrerseits erklären lassen. Man denkt dabei vielmehr gewöhnlich nur an Mythen, die einer Völkerfamilie gemeinsam bei dem Urvolke, aus dem mit der Zeit die einzelnen Völker sich abgezweigt haben, entstanden sind und dann erst innerhalb der einzelnen Völker eine mehr oder minder verschiedene Entwicklung durchgemacht haben.

In diesem engeren Sinne unternimmt es die „vergleichende

Mythologie“ also vielmehr, statt von Haus aus verschiedene Mythen auf Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten hin zu vergleichen, den Nachweis zu liefern, dass ähnliche Mythen, die sich bei verschiedenen Völkern finden, je aus einem einzigen Urmythus entstanden und erst mit der Zeit bei den verschiedenen Völkern individuell aus- und umgebildet worden sind.

Doch wird sich schon bei solchen Mythen oft genug die Frage erheben, ob ihre Aehnlichkeit daraus zu erklären sei, dass sie aus einem gemeinsamen Urmythus abstammen, oder nur daraus, dass unter ähnlichen Voraussetzungen ähnliche Mythen selbständig entstehen.

Und insofern wird es rathsam sein, so unsicher und schwierig auch die vergleichende Mythologie auf indogermanischem Boden für sich allein schon ist, gleichwohl es nicht zu unterlassen, auch die Mythen andrer alter Völker und die von noch jetzt lebenden Völkern, die, wenn auch nur in der Form von Märchen, Mythen sich bewahrt haben, sowie auch die Mythen solcher wilder Völkerschaften, welche noch auf dem Culturstande stehen, auf dem stehend die arischen Völker die Masse der Naturmythen gebildet haben, zur Vergleichung beizuziehen.

Es wären also vor allem die zusammenfassenden Darstellungen der Mythologien aller Völker zu besprechen:

Dr. Vollmer's Wörterbuch der Mythologie aller Völker, neu bearbeitet von Dr. W. Binder, mit einer Einleitung in die mythologische Wissenschaft von Joh. Minckwitz, 3. Aufl. Stuttg. 1874. LXX. und 456 S. gr. 8.

ist von Bu(rsian) im Liter. Central-Bl. 1875, S. 1616 ff. nach des Referenten Urtheil noch viel zu milde beurtheilt worden, wenn er, nachdem er eine Anzahl Auslassungen und Fehler des Wörterbuchs herausgehoben und dann eine Uebersicht über das „seltsame Opusculum“ von Minckwitz gegeben hat, das dem Werke vorausgeschickt ist, von dem problematischen wissenschaftlichen Werth statt von der unzweifelhaften wissenschaftlichen Werthlosigkeit des Wörterbuchs spricht.

Als ein Werk, welches vergleichende Mythologie im weitesten Sinne treibt, wäre namentlich folgendes hervorzuheben:

Edw. Tylor, Primitive Culture. London 1871, in deutscher Uebersetzung: Die Anfänge der Cultur, Untersuchungen über

die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. Unter Mitwirkung des Verfassers in's Deutsche übertragen von J. W. Spengel und Fr. Poske. Bd. I. XII und 495 S. Bd. II. VIII und 472 S. Leipzig 1873.

Das englische Original ist aber schon 1871 erschienen und da dasselbe ganz überwiegend ausserhalb der Grenzen der classischen Mythologie sich bewegt und keine besondere Rücksicht auf dieselbe nimmt, so mag es für jetzt genügen, auf dieses bedeutende Werk einmal nachdrücklich hingewiesen zu haben, dessen weitaus grösster Theil der vergleichenden Mythologie und Religionskunde gewidmet ist. Von den 19 Capiteln behandeln 3 und 4 die von ihm sog. „survivals“ — „Ueberlebsel“, d. h. Reste älterer Culturstufen, die sich in Spielen, Redensarten, Gebräuchen u. s. w. erhalten haben, 8, 9 u. 10 die vergleichende Mythologie und 11—17 unter dem Namen „Animismus“ die religiösen Vorstellungen der Menschen auf den verschiedensten Culturstufen, bei denen thatsächlich, so weit wir wissen, ausnahmslos ein „Glaube an geistige Wesen“ — nach Tylor die minimale Definition von Religion — vorhanden ist. Das 18. Cap. erörtert dann Sitten und Ceremonien, worauf das 19. die „praktischen Resultate“ aus den vorausgehenden zieht.

Eine sehr instructive Uebersicht über neuere Forschungen auf den Gebieten der vergleichenden Mythologie im weitesten Sinn giebt

John Fiske, Myths and Mythmakers: old tales and superstitions interpreted by comparative mythology. VI u. 251 S. Boston 1873.

Dieses Werk giebt zwar kein System, sondern enthält nur sieben Essays, welche grösstentheils an einige in den letzten Jahren erschienene Hauptwerke anknüpfen, aber diese sind so gewählt, dass die wichtigsten Gebiete und Gesichtspunkte gleich wohl zur Erörterung kommen.

Der I. Abschnitt „the origins of folk-lore“, handelt anknüpfend an Baring-Gould's „Curious Myths of the Middle Ages“ (s. S. 26) von der Entstehung der Mythen, wie der VII. und letzte, der sich an Tylor's „Primitive Culture“ anlehnt, über the primeval Ghost-World; der II. handelt im Anschluss an Kuhn „die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks“ von „the de-

scent of fire", wie der IV. ein anderes Hauptproblem der vergleichenden Mythologie der indogermanischen Völker behandelt: „Licht und Finsterniss", auf Grund der Forschungen und Arbeiten namentlich von Max Müller, Bréal, Cox und für nordische Mythologie von Thorpe und Dasent. Der III. handelt hauptsächlich auf Grund von Baring-Gould's und Hertz's Forschungen von „Werwölfen und Schwanenmädchen", also von einem Glauben und Sagen, die mehr noch bei den nordischen Völkern zu Hause waren und sind als bei den classischen. Der V. über „Mythen der barbarischen Welt", zieht neben den Schriften Tylor's und Baring-Gould's hauptsächlich auf Grund von Werken wie Brinton, „Myths of the New World", Bleek's „Hottentot Fables and Tales", Callaway's „Zulu Nursery Tales" in dem oben entwickelten Sinn Sagen nicht-arischer, namentlich geradezu wilder Völker zur Vergleichung herbei. Der VI. kehrt sich wesentlich gegen die Ignorirung der Arbeiten der vergleichenden Mythologie in Gladstone's „Iuventus Mundi".

Leider ist Fiske's schwache Seite die philologische Kritik. So thut es seinen Combinationen keinen Eintrag, aber was soll es heissen, wenn wir bei ihm Endymion statt in der Höhle des Berges Latmos schlafend finden: „on the marble steps of a temple half hidden among drooping elm-trees, over which clambered vines heavy with dark blue grapes"? Selbst wenn sich eine solche Schilderung irgend belegen liesse, was ich im Augenblick nicht unbedingt bestreiten kann, so kann sie ja da, wo die Quintessenz des Mythus angegeben werden soll, nur irreführen und verwirren.

Schlimmere Versehen wirft ihm Abel Bergaigne in seiner im Uebrigen höchst anerkennenden Recension (Rev. crit. 1873, II S. 266 ff.) auf einem Felde vor, wo Referent leider nicht als Fachmann competent ist, die aber sämmtlich nicht derart sind, dass man Sanskritkenner zu sein braucht, um sie zu vermeiden. Darnach folgt Fiske in Beziehung auf indische Götter blindlings Hypothesen M. Müller's. Allein so unkritisch es heissen muss, wenn jemand die zum Theil allzu phantasiereichen Einfälle M. Müller's für Thatsachen nimmt, so bleibt doch der Werth des Fiske'schen Buchs bestehen, welcher den Referenten veranlasst, es hier gleichwohl hervorzuheben, der bei einem so unendlich complicirten und unter den Händen zerfliessenden Material doppelt werthvolle Vorzug klarer Uebersichtlichkeit.

Wenn Werke wie die von Tylor und Fiske schon auf der äussersten Grenze des Bereichs eines Berichts liegen, der über Fortschritte in der Erforschung der Mythen der classischen Völker erstattet werden soll, so fällt ein Buch, wie das folgende, obschon es von einem um die vergleichende Forschung hochverdienten Manne herrührt, wohl ausserhalb derselben.

Wir meinen das Werk von

M. Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Vier Vorlesungen im Jahre 1870 gehalten, nebst 2 Essays über falsche Analogien und über Philosophie der Mythologie. Strassburg 1874 und 2. unveränderte Aufl. 1876. V u. 353 S.

Neue Resultate in griechischer und römischer Mythologie scheinen hier nicht niedergelegt zu sein, ebensowenig aber auch etwas zurückgenommen. M. Müller, dessen hohe Bedeutung auf dem Gebiete der vergleichenden Forschung im Uebrigen kein Unbefangener bestreiten wird, beharrt auf seinem Standpunkt, von dem aus fast die ganze Mythologie sich um die Sonne dreht, und namentlich auch mit besonderer Vorliebe Mythen und Personificationen der Morgenröthe gesucht — und gefunden werden. Mit Recht hebt z. B. Mähly[1]) die gewaltsame Art und Weise hervor, auf welche der Mythus von Apoll und Daphne in diesem Sinne gedeutet wird (S. 336 f.), wie denn schon G. Curtius (Gr. Etymol. 4. A. S. 475) ausruft: Sähen wir nur, wie aus der Morgenröthe der Lorbeer ward! Denn M. Müller's Antwort „by mere homonymy" genügt offenbar auch ihm nicht. Noch weniger kann es Wunder nehmen, wenn M. Müller bei seiner Ansicht über die Entstehung der Mythologie stehen bleibt, wonach es wesentlich nur der Zustand der Sprache war, welcher die Menschen der mythenbildenden Zeit nöthigte, ihre religiösen Ideen in so unvollkommener mythischer Weise auszusprechen.

Uebrigens hat dieses Buch von M. Müller, wie es scheint, nicht die gewöhnliche glänzende Aufnahme gefunden. Delbrück hat es in der Jen. Litt.-Ztg. 1874, S. 440 ff., einer sehr scharfen Beurtheilung unterworfen, der man in vielen Punkten wird beistimmen müssen, und auch Abel Bergaigne in der Rev. crit. 1873, I, S. 401 ff. tritt bei aller Anerkennung der unbestreit-

---

[1]) Rec. in der Gegenwart 1876. S. 116 ff.

baren Bedeutung des berühmten und beliebten Autors der eben angeführten Annahme M. Müller's entschieden entgegen.

Ebenfalls ausserhalb des Bereichs dieser Uebersicht fällt

Edw. Clodd, the Childhood of Religions, embracing a simple account of the birth and growth of myths and legends. London 1875. VIII u. 288 S.

Denn einmal begreift diese Uebersicht nach fünf einleitenden Capiteln nicht bloss die Religion des arischen Urvolks, die der alten und modernen Inder, der alten Perser, sondern auch den Buddhismus, die chinesische Religion, die der Semiten und den Islam und fügt dem ein XIII. Capitel über das Studium der Bibel hinzu, und zweitens zeigt schon wie der Titel, so die Uebersicht über den Inhalt, verglichen mit der Seitenzahl (bei kleinem Format und splendidem Druck), dass wir es nur mit einem populären Büchlein zu thun haben. Allein die kleine Schrift ist gleich der von Fiske in einer so meisterhaften Uebersichtlichkeit und Klarheit geschrieben, dass sie mehr noch als Fiske's Buch als höchst geeignet bezeichnet werden muss, um Fernerstehenden einen deutlichen und präcisen Begriff von vergleichender Mythologie als einer Wissenschaft zu geben, welche zu werthvollen bestimmten Ergebnissen theils schon geführt hat, theils noch führen wird.

Nicht bloss ausserhalb des Kreises eines Berichts über classische Mythologie, sondern überhaupt ausserhalb jeder ernsten Wissenschaft liegt dagegen das mehr als sonderbare Werk von

Th. Inman, Ancient faiths embodied in ancient names: or an attempt to trace the religions belief, sacred rites and holy emblems of certain nations by interpretation of the names given to children by priestley authority or assumed by prophets, kings and hierarchs. 2. Ausg. I. Bd. XLIV u. 792 S. mit 4 Tafeln und 99 Holzschn. London 1872; II. Bd. L. u. 1028 S. mit 8 Tafeln und 84 Holzschn. London 1874.

Der Referent erhielt das Werk von der Verlagshandlung zugeschickt, hat sich aber beeilt, diese 2000 Seiten starken Bände zurückzuschicken. Denn wenn man bei dem Gedanken an die Pflicht, etwaige brauchbare Notizen oder Bemerkungen in diesem Wust aufzusuchen, einen der Bände aufschlägt, so muss

selbst einen ganz hartschlägig gewordenen Mythologen gegenüber dieser maasslosen Aufhäufung von überallher zusammengetragenem, nicht wirklich verarbeitetem nnd geordnetem Material, das man weit besser an seiner ursprünglichen Stelle aufsucht, Schwindel befallen.

Das Werk desselben Verfassers

Ancient pagan and modern Christian Symbolism. 2 ed. enlarged. London 1875

habe ich nicht gesehen; ebenso nicht

H. M. Westropp and C. St. Wake, Ancient Symbol Worship. Jnfluence of the phallic idea in the religions of antiquity; with an introduction, additional notes and appendix by Alex. Wilder. New-York 1874. Nach der Bibl. phil. cl. in 2. Aufl. London 1875.

Zwischen dem weitesten Kreise der allgemeinen Mythen-Darstellung und Vergleichung und dem der Vergleichung der Mythen der indogermanischen Völker liegt noch der der zusammenfassenden Erforschung und Darstellung und der Vergleichung arischer und semitischer Mythen und religiöser Ideen. Davon soll im nächsten Berichte die Rede sein, da gerade im Jahre 1876 einige Werke von Wichtigkeit auf diesem Gebiete erschienen sind.

Nur zwei Abhandlungen, welche ganz ausserhalb der Forschung auf dem Gesammtgebiete der semitischen Religionen stehend alttestamentliche Ideen mit griechischen vergleichen, mögen hier noch erwähnt werden:

Ed. Müller, Parallelen zu den Messianischen Weissagungen und Typen des Alten Testaments aus dem Hellenischen Alterthum. Leipzig 1875. (Besonderer Abdruck aus dem VIII. Supplement-Band der Jahrbücher für class. Philologie) 158 S.

sucht festzustellen, inwiefern erstens bei Platon und zweitens bei den Stoikern, und zwar hier a. in dem stoischen Weisen, b. in dem stoischen Weltstaat solche Parallelen wirklich zu finden seien. Nur mit einem Wort wird zum Schlusse der Sibyllinischen Orakel gedacht, da, was in diesen der Art sich finde, anerkannter Maassen jüdischen oder christlichen Ursprungs sei.

Diese Erörterungen sind nicht ohne verständige Kritik an-

gestellt, verlaufen aber eben desshalb nothwendig im Sande. Denn wozu soll es führen, wenn man die Schriften und Systeme alter Philosophen daraufhin untersucht, was in ihnen enthalten sei, das sich mit specifisch-jüdischen Weissagungen decke?

Ganz werthlos und verkehrt ist das Gerede von

Stein, De Graecorum religione per Judaeorum religionem illustrata. Programm von Patschkau 1873.

Wenn wir nunmehr bei dem Kreise der indogermanischen Religionen angelangt, Umschau halten nach umfassenden Werken, so finden wir nichts als populäre Lehrbücher, welche gewöhnlich als Anhang zur Mythologie der Griechen und Römer noch die einiger anderen Völker behandeln. Wissenschaftlichen Werth konnte Referent in keinem einzigen entdecken, soviel deren ihm — und es erscheint jedes Jahr eine ganze Anzahl neu oder in neuen Auflagen — zu Gesichte gekommen sind.

Auch das in England neu erschienene Lehrbuch der Mythologie, das man mit grösseren Erwartungen in die Hand nehmen mochte, täuschte dieselben.

Das Buch von

A. S. Murray, Manual of Mythology, for the use of Schools, Art Students and General Readers, founded on the works of Petiscus, Preller and Welcker. London 1873. VIII u. 399 S.

ist nämlich im Wesentlichen nur eine Ueberarbeitung der 17. Auflage der allbekannten Mythologie von Petiscus, von der auch eine schwedische Bearbeitung im selben Jahre herausgekommen ist. Ob dasselbe in der zweiten Auflage, die im Jahre 1874 erschienen ist, bedeutend an Werth gewonnen hat, was man aus der Recension von D. B. Monro in Academy V. 1874 S. 374 ff. schliessen muss, kann Referent nicht aus eigener Anschauung beurtheilen.

Mehr als Murray sucht ein kleines deutsches Werkchen (das hier gleich mit genannt werden mag, obschon es sich auf die griechische und römische Mythologie beschränkt) den Anforderungen der Wissenschaft gerecht zu werden, freilich ohne dass die allerdings sehr schwierige Aufgabe, der nur ein Meister gewachsen sein könnte, gelöst wäre. Es ist das Schriftchen von

O. Seemann, Kleine Mythologie der Griechen und Römer. Unter steter Hinweisung auf die künstlerische Darstellung der Gottheiten und die vorzüglichsten vorhandenen Kunstdenkmäler bearbeitet. Mit 63 Holzschnitten. Leipzig 1874. XII u. 228 S.

Welchen Werth ein holländisches Werk hat, das gegenwärtig erscheint, kann Referent, der nicht einmal weiss, ob er es hier am richtigen Ort nennt, da ihm unbekannt ist, welche Mythologien der Verfasser unter „Oostersche“ begreift, nicht angeben, da er weder es selbst, noch das auf dem Titel angegebene Vorbild von Terwen zu Gesichte bekommen hat, und es zudem in einer Sprache geschrieben ist, welche ihm wie den meisten Menschen fremd ist. Doch soll der Titel hier stehen, da der Umfang wenigstens eine wissenschaftliche Behandlung wohl zulassen würde:

T. T. Kroon, Mythologisch woordenboek. Bewerkt naar anleiding van Terwen, Handwoordenboek der mythol. I. Oostersche; II. Grieksche en Romeinsche; III. Germaansche en Noordsche Mythologie. Arnhem 1873 ff. Ungef. 8 Lieferungen à c. 10 Bogen. Nach der Bibl.-philol.-class. ist Thl. II 1875 'sGravenhage XII und 804 S. stark erschienen.

Die bedeutendste Arbeit dieser Jahre auf dem Gebiet der indogermanischen comparativen Mythologie ist die Abhandlung von

A. Kuhn, Ueber Entwicklungsstufen der Mythenbildung. Aus den Abhh. der Akademie der Wissenschaften zu Berlin von 1873. Berlin 1874. 31 S. 4.

In diesem werthvollen Beitrag zur Methodologie der Mythenforschung geht Kuhn gleich M. Müller von der (nach der Ansicht des Referenten, nach welcher derselbe Geisteszustand, der der Sprache den Charakter sinnlicher Anschaulichkeit lieh, unmittelbar, nicht erst, weil der Mensch seine religiösen Ideen sprachlich nicht anders auszudrücken wusste, die mythischen Gestalten und Erzählungen hervorrief, freilich einseitigen) Voraussetzung aus, dass die Grundlage der Mythen auf sprachlichem Gebiet zu suchen sei, und nimmt an, dass Polyonymie und Homonymie die wesentlichsten Factoren derselben seien. Damit verbindet er den weiteren Satz, dass nicht etwa nur eine einzige Entwicklungsstufe der Völker die mythenbildende sei, sondern dass die Mythenbildung durch alle Entwicklungsstufen durchgehe, dass aber jede Stufe der socialen und politischen Entwicklung ihren

mehr oder minder eigenthümlichen mythologischen Charakter habe und dass das Neben- und Durcheinanderliegen solcher sozusagen mythologischer Schichten die Lösung der mythologischen Räthsel oft nicht wenig erschwere. — Letzteres sei um so natürlicher, als die aufeinander folgenden Entwicklungsstufen des ältesten Volkslebens nachher in den verschiedenen Ständen, z. B. der Jäger, Hirten, Ackerbauer, Krieger neben einander herlaufen.

Diese Sätze will er dann an einigen Mythen darlegen, die den Kampf zwischen den Mächten des Lichts und der Finsterniss behandeln. Kuhn bespricht vorzugsweise vedische Mythen, doch werden vergleichsweise auch griechische, wie der von den bergethürmenden Aloaden, vom Rinderdiebstahl des Hermes, von Argos Panoptes, von der Jagd des kalydonischen, des erymanthischen Ebers erörtert.

Die für die classische Mythologie wichtigsten Momente von Kuhn's Ausführungen sind etwa folgende: Während in den späteren Mythen der Kampf um das Licht als ein Kampf um die Herrschaft der Welt erscheint, ist es in älteren der um den Hauptbesitz der noch nomadischen Indogermanen, die Rinder. Diesen liegt die Anschauung der von der Sonne gerötheten Wolken zu Grunde. Sie werden vom Pani d. h. dem Täuscher, Händler, geraubt und in eine Höhle mittelst eines davorgesetzten Steins eingesperrt, von Indra, der ihre Spur findet und die Höhle erbricht, wieder gewonnen. Im griechischen Mythus ist aus dem finstern Dämon einer der Zwölfgötter geworden, der doch aber in seinen Eigenschaften an den Händler erinnert. Wenn dann Hermes zwei Rinder schlachtet und ihr Fell an dem Felsen ausspannt, so soll dies den Nachthimmel bezeichnen, wozu in deutschen Volkssagen Parallelen gefunden werden. In diesen bedeuten die Knochen, die mit der Haut zusammengelegt werden, die Sterne, in Griechenland sind das die Nägel, mit denen die Haut befestigt wird. Auch Argos Panoptes hüllt sich in die Haut des von ihm getödteten arkadischen Stiers.

Wenn hierauf Kuhn einen Schritt rückwärts die Stufe des Jägers betritt, so erkennt er selbst, dass hier, wo der Stoff weit knapper ist, die Forschung schwieriger, die Resultate unsicherer werden. In der mythischen Jagd gewisser Thiere, namentlich von Hirschen und Ebern, will Kuhn auch bei den Griechen ebenfalls den Kampf zwischen Finsterniss und Sonne erkennen. Mag da manches sehr unsicher und irrig sein, so ist doch ohne Frage

diese ganze methodologische Erörterung, wie von einer Arbeit Kuhn's nicht anders zu erwarten war, von hohem Werthe. Nur bleibt Kuhn eben auch dem gewöhnlichen Fehler der Mythologen getreu, einen Gesichtspunkt, der bei der Erforschung der Mythen überhaupt allerdings von vergleichsweise hohem Werthe und von besonders hohem Werthe bei der der Mythen eines oder des anderen Volks ist, als den wichtigsten Hauptgesichtspunkt bei der Erforschung der Mythen der Völker schlechthin zu bezeichnen.

In einem Excurse „über einige mythische Ausdrucksweisen" wird wieder unter fortwährender Vergleichung von indischen und germanischen Mythen anhangsweise namentlich noch der Mythus vom goldenen Vliesse besprochen. Helle ist Kuhn die Sonne, *Ἕλλη* gleich svarjā, das im Indischen durch einen häufigen Vorgang in sūrjā, die Sonne, umgebildet sei (ἑ = sva, das r in l verwandelt, das j dem l assimilirt). Der die Jungfrau tragende Widder mit dem Goldvliess ist ebenfalls ein Wesen des Tageslichts; dass das Vliess an einem Baum aufgehängt, von einem Drachen bewacht wird, sind beides Ausdrücke für den Nachthimmel. Jason aber, der die feuerspeienden Stiere anspannt, bedeutet den Sonnenaufgang. Das Säen von Drachenzähnen, aus denen geharnischte Männer hervorgehen, bedeutet das zuerst in einzelnen Blitzen neu hervortretende Licht, das bald in längeren Strahlen hervorschiesst. Der Stein, der unter die Kämpfer geworfen wird, ist die Sonne selbst; mit ihrem Erscheinen ist der Sieg da, das Vliess wiedererlangt, zu dem die Fahrt der Argonauten, d. h. die Fahrt im Dunkel des Nachthimmels (Argo = skt raǵanî Nacht, wie Argos = skt raǵas dunkel) gegangen ist. Diesen Stein erkennt Kuhn auch mit Sonne in dem des Sisyphos, eines Helios-Poseidon, der ihn alle Tage — bis Mittag — hinaufwälzt, worauf er wieder vorwärts herabrollt. Dass er zurückrolle, sei späteres Missverständniss, wie die Auffassung des Ehrenamts, was auch in andern Mythen mehrfach geschehen, als Strafe; auch der Stein, den Kronos verschlingt, während der eben geborene Lichtgott von Kureten und Nymphen (Sternen und Mond nach Kuhn) genährt wird, ist ihm der Sonnenstein.

Kuhn verkennt im Uebrigen durchaus nicht, dass „an den Grundgedanken der Argofahrt eine Reihe anderer Mythen sich angeschlossen haben, sobald einmal der Mythos als Geschichte aufgefasst und die Fahrt zu einer irdischen gemacht wurde".

Und gewiss, so glänzend gelungen im Wesentlichen die Erkenntniss der ihr zu Grunde liegenden Naturanschauungen sein mag und so richtig es ist, dass schliesslich auch aus diesen Mythen bei den Griechen eine mannigfach umgebildete und erweiterte poetische Geschichte geworden ist, zur vollen Einsicht in das Wesen der griechischen Mythen und ihrer Geschichte genügt die Erkenntniss der zu Grunde liegenden Naturanschauung und die ihrer letzten Fassung durch die Hände der Poeten und Mythographen doch noch nicht.

Einen merkwürdigen Contrast zu Kuhn's Schrift bildet das Schriftchen von

J. G. Pfleiderer, Die Genesis des Mythus der indogermanischen Völker, mit besonderer Berücksichtigung der griechischen Mythologie. Berlin 1873. (Eine in Aussicht gestellte Fortsetzung ist nicht erschienen.)

Der Verfasser hat über Mythologie und Geschichte der Religion einzelne gute Ideen und nimmt auch einen Anlauf zu geschichtlicher Entwicklung. Allein er hat leider von der Methode sprachlicher Forschung eine von der, die andere Menschen haben, ganz verschiedene Vorstellung. Um nur ein Beispiel herauszugreifen (S. 34): „φοῖβος ist der φ-Bläser, der Scheucher φοβῶν, verwandt mit φοιβῶν, der Feger, ein Laut, der eben das blasende, fegende F hören lässt; daher Apello die Urform für Apollo war“ etc.

Das weitschichtigste Werk auf dem Gebiet der indogermanischen vergleichenden Mythologie, welches in den letzten Jahren erschienen ist, ist das von

Angelo de Gubernatis, Zoological Mythology, or the legends of animals. London, Trübner u. Co. 2 Bde. 1872. I. Bd, XXV u. 432 S. II. Bd. VII u. 442 S.

und in deutscher Uebersetzung:

Die Thiere in der indogermanischen Mythologie, aus dem Englischen übersetzt von M. Hartmann. Autorisirte und mit den Zusätzen des Verfassers vermehrte Ausgabe. Leipzig 1874. XXIV u. 675 S.

Ein Bericht über G.' Resultate gehört wohl zu den Unmöglichkeiten. Denn so gern man den Fleiss und die Begabung des Verfassers anerkennt, so gehört sein Buch eben doch zu denen, wo man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, wo die mytho-

logischen Gestalten wie vom Winde durcheinandergewirbelte Schemen an uns vorbeischwirren.

Was soll man sagen, wenn man folgenden Satz liest (S. 48): „Râma und Lakshmaṇa, d. h. die Açvins, die Morgen- und Abend-, die Frühlings- und Herbst-Sonne, die beiden Dämmerungen, welche an einer Stelle des Râmâyaṇa die beiden Ohren Râmas heissen, hauen“ (im Râmâyaṇa) „dem Ungeheuer Kabandha die — Arme ab —“, worauf dann Kabandha nunmehr entzaubert selbst „wieder die Gestalt eines glänzenden Dämons annimmt“?

Die Unklarheit des Verfassers zeigt sich gleich im Titel. Er erzählt mit grösster Unbefangenheit (S. XVIII), dass er sein Werk „Mythologische Zoologie“ nennen wollte, dass ihm aber sein englischer Verleger den Titel „Zoologische Mythologie“ gab, beides Titel, mit denen sich kein rechter Sinn verbinden lässt. Wieder anders lautet dann der Titel in der deutschen Bearbeitung: „die Thiere in der indogermanischen Mythologie“, und dies ist auch der einzige, der einen Sinn giebt und gleich dem zweiten Titel der englischen Ausgabe: „the legends of animals“, einigermaassen bezeichnet, aber auch nur einigermaassen, was in dem Buche ungefähr steht. Denn auch dieser Titel passt nur ungefähr zu einem Werke, das in einzelnen Capiteln sich über ganze Abschnitte der indogermanischen Mythologie verbreitet und nur ab und zu einen Anlauf nimmt, sein eigentliches Thema zu behandeln. So lesen wir z. B. S. 37: „Wir haben im vedischen Himmel — drei Kühe unterschieden, die Wolkenkuh, die Mondkuh und die Aurorakuh“. Allein wer aus dieser Aeusserung schliessen wollte, dass G. auch nur Versuche mache, das Durcheinander der Sagen von den Kühen unter dem angegebenen Gesichtspunkt zu entwirren, würde sich sehr enttäuscht sehen. Am Stärksten macht sich dieser Fehler des Buches allerdings nur bei dem ersten Kapitel — von Kuh und Stier — geltend, welches nahezu den dritten Theil des Werks einnimmt. Gubernatis behandelt nämlich erstens in 14 Kapiteln die Landthiere, zweitens in 12 die Thiere der Luft und drittens in 5 die Wasserthiere, und während die sämmtlichen übrigen 30 Kapitel in der deutschen Uebersetzung 460 S. einnehmen, beansprucht das erste allein über 200, was sich denn doch nicht allein aus der hervorragenden Bedeutung von Stier und Kuh in der Mythologie erklärt.

Gubernatis klagt freilich selbst über die Ueberfülle des Stoffs. Aber ohne Zweifel ist er zum guten Theil allein daran Schuld.

Während F. Wilken[2]) ihm mit Recht darin entgegentritt, dass er in so grosser Ausdehnung die Thierfabel für die Naturmythologie in Anspruch nimmt, erhebt selbst ein solchen Forschungen so geneigter Mann wie der verdienstvolle Liebrecht[3]) Einspruch gegen den maasslosen Gebrauch von Märchen in diesem Sinne.

Fragen wir nun nach der Zuverlässigkeit des von G. aufgehäuften Materials, so finden wir, dass die Indologen unter den Recensenten dem Verfasser eine öfters mehr als willkürliche Behandlung der Sanskrit-Texte zur Last legen[4]) und dass Liebrecht ebenso zahlreiche Verstösse desselben auf dem Gebiete der altnordischen Mythologie aufzählt, die allerdings in der deutschen Bearbeitung, in welcher auch die von Bergaigne auf dem Gebiete der Veden bemerkten grösstentheils rectificirt sind, so gut das ohne weitergreifende Umarbeitung ging, nach Liebrecht's Bemerkungen, soweit ich verglichen habe, durchweg beseitigt, bez. berücksichtigt sind, nichtsdestoweniger aber den Glauben in G.' Zuverlässigkeit überhaupt noch weiter erschüttern müssen.

Ganz unglaublich ist nun aber, während G. wenigstens die Veden immer genau citirt und die wichtigsten Stellen im Wortlaut in den Anmerkungen auszuschreiben pflegt, die Art und Weise seines Verfahrens auf dem Gebiete der classischen Mythologie, wie dies auch schon Liebrecht mit gutem Grunde gerügt hat. Hier ist das Buch einfach nur dann zu gebrauchen, wenn man in jedem einzelnen Falle selbst unterrichtet ist oder die gemeinte Stelle finden, bez., was natürlich immer das Schwierigste bleiben wird, das Citat sofort als nichtig abweisen kann. Ich führe als Beleg für das Gesagte nur eine Stelle an, sie wird genügen (S. 300 d. d. Bearb.): „Dieselben Griechen, welche den Esel zum Gegenstand des Spottes — machten, machten den phrygischen König Midas mit den Eselsohren zum Gegenstand ihrer Satire. Es ist das eine einzeln stehende Erscheinungsform des Kampfes zwischen Griechen und Phrygiern oder Trojanern. Apollo ist der Feind der Trojaner, wie er der Feind des phrygischen Königs Midas ist. Die Trojaner und Troja werden durch den Esel, die Griechen, welche die trojanische Burg mit Sturm nehmen, durch

[2]) Rec. in Gött. gel. Anz. 1874. S. 609—632.

[3]) Rec. in Academy IV. 1873. S. 221—225.

[4]) Vergl. Abel Bergaigne in der Revue critique 1873. I. Sem. no. 14, S. 209 ff. und Ascoli in Revue de linguistique Bd. VI. Paris 1873/74. S. 105 ff.

das Pferd repräsentirt; die Sonne verscheucht die Nacht; der Held tödtet den Centaur; das Pferd überwindet den Esel, die Griechen die Trojaner; und jeder kann sehen, wie der Umstand, dass die Griechen ihre Feinde in Kleinasien im Esel personificirten, dem Rufe des armen Langohr geschadet haben muss.“ (sic!)

Aber obgleich Referent desshalb über dieses Werk trotz allem Fleiss und Geist, welche auf dasselbe verwendet sind, nur urtheilen kann, dass es weder mit der erforderlichen Akribie und Kritik verfasst, noch in einer Weise geordnet und durchgearbeitet ist, um solchen, die nicht selber prüfen können, als Führer durch die Irrgänge der vergleichenden Mythologie dienen zu können, so ist nichtsdestoweniger die hier vorliegende Materialsammlung, wenn mit vorsichtiger Kritik benutzt, ein nützlicher Beitrag zu einer der schwierigsten und wichtigsten Aufgaben der Mythologie, der der Erforschung der mythischen Ausdrucksweise. Und so unkritisch der Verfasser selbst gerade auf classischem Boden verfährt, so würde der classische Mythologe doch Unrecht thun, über die Bedeutung von irgend welchen Thieren Forschungen anzustellen, ohne die betreffenden Abschnitte von Gubernatis' Buch zur Vergleichung beizuziehen.

Es darf aber dieses Referat nicht geschlossen werden, ohne dass, nachdem des Vorzugs der deutschen Bearbeitung vor der englischen Ausgabe schon gedacht ist, auch erwähnt wird, dass dieselbe die bei einem solchen Werke doppelt nothwendigen Hilfsmittel der Orientirung und Benutzung sich sämmtlich geschenkt, d. h. nicht bloss die specielleren Inhaltsangaben der Kapitel und Seitenüberschriften, sondern auch das Register, auf dessen Werth Liebrecht doch in seiner sonst in der deutschen Bearbeitung sorgfältig benützten Recension mit Nachdruck hingewiesen, einfach weggelassen hat.

Gubernatis, Max Müller e la mitologia comparata. Firenze. 16 S.,

ist mir nicht zu Gesichte gekommen; auch nicht der Aufsatz von

W. Schwartz, der (rothe) Sonnenphallos der Urzeit. Eine mythologisch-anthropologische Untersuchung in der Zeitschr. f. Ethnologie. 1874. S. 167—188,

der nach dem Referat von Schweizer-Sidler in den Jahrbb. für Philol. CXI. S. 298 von „Phalloscultus, Seulencultus und Baumcultus“

handelt und eine grössere Reihe von diesfälligen orientalischen und occidentalischen Mythen entwickelt."

Nachdem wir von den Werken allgemeineren Inhalts geredet haben, sind wir nunmehr bei denen angelangt, welche der Mythologie und Religion der classischen Völker speciell gewidmet sind. Es lassen sich ja natürlich innerhalb der arischen Völkerfamilie einzelne Völkergruppen unterscheiden, welche unter sich wieder näher verwandt sind. Wenn es nun aber zweifellos ist, dass Griechen und Italiker einer solchen Gruppe angehören, so ist es freilich bestritten, dass sie unter einander ausschliesslich die nächsten Verwandten sind. Bekanntlich nehmen ja angesehene Forscher eine noch engere Verwandtschaft der Italer mit den Kelten als mit den Griechen an. Aber wenn selbst auf dem Gebiete der so viel weiter vorgeschrittenen vergleichenden Sprachforschung eine graecoitalische Periode etwa mit einem Seitenblick auf die „noch unentschiedene Stellung der keltischen Sprachen" von den bewährtesten Forschern festgehalten wird, so gilt dies noch weit mehr von der Mythologie. Hätte nicht von Haus aus eine engere Verwandtschaft bestanden, so hätte die Aufnahme griechischer Götter in Rom und die Assimilation römischer Götter mit griechischen in Literatur und Kunst doch nicht so leicht und in so grossem Umfang stattfinden können, dass statt von einer griechischen und römischen, geradezu von einer griechisch-römischen Mythologie gesprochen werden kann und noch heute Lehrbücher derselben erscheinen können.

Wissenschaftlichen Werth können solche Bücher freilich nicht haben, doch verdient ein neu erschienenes Buch dieser Art wegen einer Besonderheit wohl Erwähnung. Ich meine das Werk von

Constantino Pescatori, La mitologia Greca e Romana a dichiarazione non solo de' Greci e de' Latini poeti, ma degl' Italiani e d' altre nazioni e di molte locuzioni viventi tuttavia nel comune linguaggio esposta in uso delle scuole e di ogni colta persona. 2 Bde. Florenz 1874 u. 1875. 527 S.

Ausgesprochenermassen ohne Anspruch auf wissenschaftlich-mythologische Forschung, welcher Pescatori als „Paleontologia mitologica" ein ähnliches Verhältniss zur Mythologie vindicirt, wie der Paläontologie in der Naturwissenschaft zur Naturgeschichte, will er nur die Mythen geben, wie sie sich bei den Dichtern finden. Freilich löst er auch diese beschränktere Auf-

gabe, ganz abgesehen davon, dass sie sich gar nicht so loslösen lässt, wie er glaubt, an sich in höchst ungenügender Weise. Allein interessant und beachtenswerth ist es, dass er die griechisch-römische Mythologie, wie sie sich bei neueren Dichtern finde, hinzufügen will. Freilich fasst er diese Aufgabe keineswegs so, wie der Titel vermuthen lässt, in ausgedehntem Umfange. Er beschränkt sich im Wesentlichen auf die Mythologie bei Dante und zieht mehr nur aushilfsweise andere italienische Dichter bei „quali sono il Petrarca, il Poliziano, il Ariosto, il Tasso, il Monti e il Foscolo“ (p. 7), Immerhin liefert er auch einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte der Nachwirkung der Mythologie in christlicher Zeit.

Für die Erkenntniss der griechischen und römischen Mythologie in ihrem eigenthümlichen Wesen dagegen wird damit freilich nichts erreicht. Die wissenschaftliche Forschung der Mythologie der classischen Völker wird ja abgesehen von der gemeinsamen arischen Ueberlieferung den graeco-italischen Bestand, die griechische und italische Mythologie in gesonderter Entwicklung und schliesslich die italische, speciell römische Religion unter griechischem Einfluss, sowie die griechische unter fremdländischem Einflusse, worunter auch der römische eine wenn auch untergeordnetere Rolle spielt, zu erforschen und darzustellen haben. Als tüchtige Arbeiten auf dem heutigen Standtpunkt der Mythologie der classischen Völker müssen die einschlägigen Artikel des nur leider allzu langsam erscheinenden

Dictionnaire des Antiquités (s. I. Jahrg. S. 844)

hervorgehoben werden, insofern die Verfasser unter Berücksichtigung des indogermanischen Gemeinguts die griechische und römische Mythologie und Religion mit zahlreichen Quellenangaben und Abbildungen und sorgfältiger Bibliographie darstellen, wenn die angedeutete Methode der vergleichenden Forschung im Bereich graeco-italischer Mythologie auch nur secundär zur Geltung kommt, wie in einem Handwörterbuch beim heutigen Stande der Wissenschaft ja auch nicht anders erwartet werden kann.

Dagegen haben wir hier die Schriften eines Verfassers zu verzeichnen, der es unternommen hat, Abschnitt für Abschnitt über die Götterwesen der Griechen und Italiker vergleichende Untersuchungen anzustellen.

Referent, der dieses vergleichende Verfahren in seinem Buche

über Hestia-Vesta (Tüb. 1864) zum ersten Male an einer Hauptgottheit durchgeführt hat, kann sich nur freuen, diesen Pfad, und zwar, wie Roscher offen ausspricht, im Anschluss an seinen Vorgang nunmehr von einem so tüchtigen Forscher betreten zu sehen, wie dies der Fall ist bei

W. H. Roscher, Studien zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer. I. Apollon und Mars. Lpz. 1873. X. u. 94 S. II. (nachdem ein Abschnitt daraus über „Juno und Hera als Mondgöttinnen“ schon in Comm. philol. semin. Lips. Lpz. 1874 erschienen war) Juno und Hera. Lpz. 1875. X. u. 106 S.

Roscher verfolgt dabei freilich einen etwas anderen Zweck, als Referent in obigem Buche. Während Referent es unternahm, das Wesen und den Cultus der von ihm behandelten Gottheit in Griechenland und Rom in all ihren Zusammenhängen und Bezügen zu sämmtlichen Gebieten des Lebens der Nation von den frühesten bis in die spätesten Zeiten zu begleiten, um so an einem bestimmten Punkte Aehnlichkeit wie Verschiedenheit des römischen und hellenischen Wesens bis in's Einzelne nachzuweisen, ist es Roscher hauptsächlich mehr nur darum zu thun, aus den Mythen und Culten, welche sich an die behandelten Gottheiten anschliessen, ihre trotz der Namensdifferenz vorhandene gleiche Grundbedeutung zu erweisen (eine Aufgabe, die bei ihm freilich schon desshalb mehr in den Vordergrund gerückt ist, weil er Götter behandelt, deren ursprüngliche Identität nicht schon von vornherein durch die des Namens feststeht) und durch eine Reihe derartiger Untersuchungen die graeco-italische Mythologie festzustellen.

In der ersten Schrift gilt es zu zeigen, dass der römische Mars seiner Grundbedeutung nach vielmehr mit dem griechischen Apollon als mit dem ursprünglich thrakischen Ares sich decke. Roscher liefert diesen Nachweis in 10 Capiteln. Er behandelt Apollon und Mars im I. als Sonnengötter, im II. als Götter des Jahres, der Jahreszeiten und Monate, im III., IV., V. als Götter der warmen Jahreszeit, als Frühlingsgötter und Götter der heissen Jahreszeit, im VI. als Orakelgötter, im VII. als Götter des Krieges, im VIII. und IX. als Patrooi und Archegetai von Stämmen und Städten, sowie als Götter der Colonisation, und im X. ihre identischen Symbole: Wolf, Habicht, Lorbeer.

Bu(rsian) in der Jenaer Lit.-Ztg. (1874, S. 30 f.) hält den

Erweis für vollkommen gesichert. E. P(lew's) Einwendungen im Centralblatt 1874, S. 466 f. hat Roscher grösstentheils schon selbst (II. S. 8 f.) zurückgewiesen [5]). Wieseler (Gött. gel. Anz. 1874, S. 1400 ff.) „stimmt im Allgemeinen Roscher darin bei, dass Apollon und Mars ursprünglich dieselbe Beziehung (Bedeutung?) hatten und ihr Cultus und ihre Mythen sich durchaus homogen entwickelt haben.“ „Ob aber,“ meint er doch, „der Verfasser in dem Recht hat, dass der römische Mars mit dem griechischen Apollon, nicht aber mit dem griechischen Ares identisch sei, das ist eine andere Sache“.

Wieseler weist darauf hin, dass auch nach H. D. Müller (in dessen Schrift über Ares) dieser als Unterweltsgott von Mars verschieden sei, wie auch Stoll, dessen Schrift über die „ursprüngliche Bedeutung des Ares“ R. entgangen zu sein scheine, dargethan habe, dass Ares zu den chthonischen Göttern gehöre. Nach Wieseler war aber Ares von Hause aus ebensowohl Himmelsgott; ja S. 1402 bezeichnet er ihn auch als „Licht- und Sonnengott“, als was ihn jüngst auch Dilthey (s. u.) richtig erkannt habe. Endlich bemerkt Wieseler S. 1403, dass sich Ares gleich dem wohl von Haus aus mit ihm identischen Orion auch auf Sturm und Regen beziehe. Ohne Zweifel würde Wieseler Ares nicht alle diese Bedeutungen vindiciren, wenn sich nicht für alle Gründe beibringen liessen. Aber man wird sich wenigstens insofern entscheiden müssen, als mit der Bedeutung eines „Licht- nnd Sonnengotts“ auch die eines im Gewittersturm mächtigen, nicht aber zugleich die eines chthonischen Gottes sich wird vereinigen lassen. Und wenn man sich entscheiden muss, so scheinen mir die Gründe für den chthonishen Charakter des Ares weit leichter zu wiegen. Ohne Zweifel hat aber von den beiden andern Bedeutungen im Wesen des Ares sowohl seiner Natur- als seiner ethischen Bedeutung nach die des stürmischen Gottes stets überwogen. Roscher bezeichnet (S. 11) die Beziehung des Ares auf „Winter und Stürme als durchaus nicht zu erweisen“. Was den Winter betrifft, vielleicht

---

[5]) Wenn er sich aber für Wolfsopfer an Apollon, Heft II., S. 104, noch auf Xenophon, anab. II. 39 beruft, so ist dies ein Versehen. Auch bezeugt Strabon wenigstens nicht ausdrücklich, dass von den Kureten auf Ortygia bei Samos jährlich Waffentänze ausgeführt wurden; Waffentänze bezeugt Strabon p. 639 f. ja nur von den mythischen Kureten, von dem Collegium der Kureten daselbst dagegen nur Gelage und Opfer.

mit Recht, schwerlich in Betreff der Stürme. Freilich erklärt Roscher (S. 14) zugleich, dass „die ursprüngliche Naturbedeutung des Ares“, den er ausschliesslich für einen aus Thrakien importirten Gott ansieht, „schon in alter Zeit völlig verdunkelt worden sei“, und dass er den Griechen nur als eine „Personification des wilden Kämpfens und Mordens galt“. Wenn wir Roscher hierin nicht völlig beistimmen können, und wenn wir glauben, es aussprechen zu müssen, dass die spätere Identification von Ares mit Mars jedenfalls die Vorstellungen der Römer von ihrem Mars beeinflusst hat, so unterstützt letztere Bemerkung auch wieder Roscher's Hauptthesis von der ursprünglichen Wesensgleichheit von Apollon und Mars, insofern die uns aus der Literatur entgegentretenden Unähnlichkeiten des Mars und Apollon und Aehnlichkeiten von Mars und Ares z. Th. eben nur die Folge davon sind, dass die Römer, nachdem sie Apollon schon selbst recipirt hatten, auf eine diesen beiden Göttern gemeinsame Eigenschaft hin, welche bei Mars bereits auch mehr in den Vordergrund getreten war, den Ares der von ihnen aufgenommenen Zwölfgötter in ihrem Mars — wohl nicht ohne dass der ähnliche Klang der Worte mitsprach — wiederfinden zu dürfen geglaubt hatten.

Die Bemerkung von Schweizer-Sidler (in seiner Recension in den Jahrbb. f. Philol. (CXI. S. 297), dass die „Seite von Apollon und Mars, dass sie auch Gewittergötter sind, von Roscher zu sehr unberücksichtigt geblieben sei“, möchte ich Roscher zu weiterer Prüfung empfehlen.

In der II. Schrift sucht Roscher zu zeigen, dass Juno wie Hera ursprünglich identisch seien. Cap. I soll Juno und Hera als Mondgöttinnen, Cap. II beide dem entsprechend als Göttinnen der Geburt und Entbindung, Cap. III als Göttinnen der Ehen und Hochzeiten erweisen, Cap. IV behandelt Analogien des Juno- und Heracultus, Cap. V endlich ist der Widerlegung der früheren Ansichten von der Naturbedeutung der Hera gewidmet.

Die Ergebnisse von Cap. I fasst Roscher selbst S. 39 mit folgenden Worten zusammen: „dem italischen Hauptnamen Juno entspricht etymologisch *Διώνη*, der epirotische Name der Hera. Beide sind Göttinnen der Menstruation und Entbinduug und wurden an Neumondtagen verehrt. In den Culten beider kommen Ziegenopfer vor. Fackel und Wagen waren Attribute der Juno wie der Hera. Endlich fanden wir mehrfache Uebereinstimmungen

des Cultus der Hera mit demjenigen anderer evidenter Mondgöttinnen der Griechen, wie Artemis, Hekate und Selene".

Im II. Cap. gibt Roscher zu (S. 59), dass die Function der Entbindung schon sehr frühzeitig auf die jüngere Mondgöttin Artemis übergegangen zu sein scheine, daher er nur wenige Spuren dieser Bedeutung im Cultus der Hera habe nachweisen können. Uebrigens ist schon durch die inschriftlich feststehende Hera Eileithyia in Attika allerdings diese Bedeutung für Hera sichergestellt.

Im III. Cap. hinwiederum findet Roscher (S. 69 f.), dass während bei der italischen Juno die Function einer Ehe- und Hochzeitsgöttin hinter den Beziehungen zur Geburt und Entbindung etwas zurücktrat, bei der Hera umgekehrt keine ihrer Functionen in Cultus und Mythus schärfer ausgeprägt worden sei, als die einer Ehegöttin.

In dem IV. Cap. werden als Analogien im Culte noch besonders betont, einmal dass, wie schon angeführt, beide Göttinnen an Neumondtagen verehrt wurden, dann dass die Festgebräuche zu Ehren der Juno in Falerii eine auffallende Aehnlichkeit mit griechischen haben, dass Hera und Juno wie Dione ausser der Ziege die Kuh, namentlich die weisse, geheiligt war, dass der Tempeldienst der Hera wie der der Juno von verheiratheten Frauen versehen wurde, dass beiden Göttinnen ein Monat geweiht und nach ihnen benannt war, welcher für die günstigste Zeit zur Eheschliessung gehalten wurde, dass beiden Granate und Lilie heilig waren, dass beide als himmlische Königinnen gedacht wurden, wobei er übrigens Entlehnungen von Seiten der Römer für möglich hält, endlich dass Hera und Juno in einzelnen Culten bewaffnet erscheinen.

Die Erklärung der Bedeutung der beiden Göttinnen für Menstruation, Entbindung, Ehe sucht dann Roscher in dem unbestreitbaren Glauben an den grossen Einfluss des Mondes auf das weibliche Geschlechtsleben, und man wird ohne Frage dieser Erklärung eine grosse Wahrscheinlichkeit nicht absprechen können.

Im V. Cap. werden die Ansichten derer, welche wie Stuhr, Eckermann, Rinck, Schwenck (im Rhein. Mus Bd. XX), Welcker, der jedoch selbst zugibt, dass „nur die allgemeinsten, einfachsten Verhältnisse und dann einzelne verborgen liegende Merkmale auf die vorausgegangene Bedeutung zurückführen" (gr. Götterl. I. S. 362), in Hera eine Erdgöttin, oder wie Preller, Christ,

Döderlein, Pott, Förster, Conze[6]) eine Luftgöttin, oder endlich wie Creuzer und Gerhard zugleich eine Erd-, Wolken- und Mondgöttin, oder wie Wieseler eine Erd- und Mondgöttin erblicken, zu widerlegen gesucht und zum Schluss die Gelehrten aufgeführt, die sich schon vor Roscher für die Mondgöttin entschieden haben, nämlich Schwenck in den etymologisch-mythologischen Andeutungen, Baur, Duncker, Sonne, Schwartz und Usener.

Roscher fasst Hera und Juno, wie wir gesehen haben, durchaus als Mondgöttinnen auf. Gleichwohl sind einige Momente in Mythen und Cultgebräuchen von der Art, dass die Erklärung derselben aus der Annahme einer Erdgöttin ungleich näher liegt. Roscher sagt (S. 97), dass die Anschauung, wonach die Befruchtung der Erde durch Regengüsse als eine Hochzeit des Himmels und der Erde aufgefasst werde, nur der Poesie und theologischen Speculation angehöre. Die Ehe von Uranos und Gäa sei nirgends im Gottesdienst vorgekommen. Aber unbestreitbar verbindet sich in einigen Mythen Zeus mit einer Erdgöttin. Nicht bloss Demeter, auch Semele und Danae lassen keine andere Deutung zu. Roscher's Analogien dafür, dass die Mondgöttinnen stets dem höchsten Himmels- und Sonnengott gepaart waren (S. 96), sind im eigentlichen und uneigentlichen Sinne zu weit hergeholt. Wenn aber Roscher andrerseits doch überwiegende Gründe für Hera und Juno als Mondgöttinnen beigebracht hat, so wird man zwar nicht gern zu dem Ausweg schreiten, Hera für beides, für eine Mond- und Erdgöttin zu erklären, aber vielleicht sich der von Bursian in der unten S. 34 zu besprechenden Schrift (S. 7 f.) vorgeschlagenen Auskunft bedienen, Hera möge, nachdem sie allgemein als Ehegemahlin von Zeus anerkannt war, in einigen Fällen an Stelle einer früher mit Zeus gepaarten Erdgöttin getreten sein.

Wie leicht sich eine solche Annahme auch mit des Verfassers Ergebnissen vertragen würde, sieht man aus den Schlussbemerkungen desselben (S. 100 f.); „die älteste Mondgöttin der Griechen ist — Hera gewesen, welche ebenso wie — Juno die — Beziehung zur Menstruation, Entbindung und Ehe hatte. Schon sehr frühzeitig scheint sich Hera — von ihrem natürlichen Substrate,

---

[6]) Dieser ist jedoch hier nicht ganz richtig genannt, insofern er (Heroen- und Göttergestalten S. 9 f.) von einer zwiespältigen Bedeutung der Göttin redet und sie als Himmels- und Erdgöttin fasst.

dem Monde, losgelöst und die ausschliesslich ethische Bedeutung einer Ehegöttin und Zeusgemahlin angenommen zu haben. Nur vereinzelte Spuren der ursprünglichen Auffassung erhielten sich im Cultus der Hera Eileithyia, in der Feier am Neumonde, in dem Attribute gewisser Pflanzen, der Fackel, des Bogens, der Scheere etc. Artemis, Hekate und Eileithyia bezeichnen die zweite Stufe mythischer Entwicklung. — Als endlich auch Artemis-Hekate anfing, sich von ihrem Substrate abzulösen, — entstand die Mondgöttin Selene etc". Doch möchte Referent noch ausdrücklich erklären, dass er, so gerne er den „Schlussbemerkungen" eine grössere Freiheit der Combinationen einräumt, doch gewünscht hätte, dass Roscher sich in den eben excerpirten, wie in andern Aeusserungen eine grössere, behutsamere Zurückhaltung auferlegt hätte. Auch die neue Etymologie des Wortes (S. 58 f.) auf Grund des Ϝ im Namen der *ΕΡϜΑΟΙΟΙ* (C. I. G. 11) von Wurzel sarv, erretten, wird schwerlich langlebiger sein als andere.

Im Ganzen aber sind beide Untersuchungen, die über Hera-Juno, wie die über Apollon und Mars, nicht nur mit viel Scharfsinn und Combinationsgabe geführt, sondern auch dabei frei von der Hypothesensucht, welche auf dem Gebiet der Mythologie so gern sich einen Tummelplatz sucht. Nur, wie schon zu Beginn angedeutet, die Tendenz des Verfassers, einen bestimmten Satz, die Identität zu erweisen, nimmt ihm in etwas die Unbefangenheit bei Abwägung der einzelnen Momente.

Beide Capitel, das über Apollon und Mars, wie das Capitel Hera-Dione-Juno gehören zu den complicirtesten und schwierigsten der griechischen und römischen Mythologie, und es wird noch mancher Arbeit bedürfen, bis grössere Klarheit und Sicherheit darin erreicht ist. Treffliche Beiträge dazu hat Roscher in den vorliegenden Schriften geliefert.

Das einzige neu erschienene wissenschaftliche Werk, welches die ganze griechische Mythologie umfasst, ist das von

J. A. Hartung, Die Religion und Mythologie der Griechen. IV. Theil. Die Zeus-Kinder und die Heroen. Aus dem Nachlass des Verstorbenen herausgegeben von dessen Sohne Fritz Hartung. Leipzig 1873. VI und 254 S.

Denn wissenschaftliche Bedeutung lässt sich dieser Darstellung der griechischen Religion und Mythologie nicht abstreiten, so verkehrt und absonderlich sie im Ganzen ist.

Das ganze Werk krankt an der unglücklichen Art des Verfassers, ausserhalb oder, wie er glaubte, über dem allgemeinen Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung seinen Weg zu gehen. Statt den Versuch zu machen, im Anschluss an die Resultate der Vorgänger die Wissenschaft weiterzuführen, glaubt er, im Gegensatz zu allen anderen, die nach ihm sämmtlich auf dem Holzwege waren (vgl. z. B. Bd. I, S. VI ff., 213 ff.), einen völlig neuen Weg einschlagen zu müssen. Natürlich ist er das aber doch thatsächlich gar nicht im Stande. Nur indem er nicht erkennt, was ihm mit seinen Vorgängern Richtiges gemeinsam ist, und indem er auch zweifellos Festgestelltem gegenüber Anderes, Irrthümliches aufstellt, kann er glauben, lauter Neues zu lehren. Es wäre wohl bei der eigenthümlichen Stellung Hartung's auf den zahlreichen Gebieten, auf denen er literarisch thätig war, kaum nöthig, ihm gegenüber das Verkehrte einer solchen Haltung auf diesem Felde besonders zu kennzeichnen und zu bekämpfen. Aber leider ist die Mythologie diejenige Disciplin, wo auch solche Gelehrte, die sonst auf strenge Schulung und auf methodische Forschung den höchsten Werth legen, öfters zu glauben scheinen, nun einmal ohne Zaum und Zügel sich tummeln zu dürfen. Und doch bedarf es gerade hier, wo es am Leichtesten scheint, „Conjecturen“ zu machen, vielmehr der strengsten und gewissenhaftesten Prüfung auch der gleissendsten Vermuthungen. Nur einer Forschung, welche das ganze hier in Frage kommende Material beherrscht, welche sich hütet, vereinzelte Beobachtungen von einseitigem Standpunkt aus mit der allseitigen Beleuchtung von Dingen höchst complicirter Art zu verwechseln, wird ein wirklicher Fortschritt gelingen können.

Statt dessen ist gewöhnlich das Gegentheil der Fall. Immer noch ist thatsächlich der Irrthum nicht verlassen, als brauche man nur den einen richtigen Schlüssel zu besitzen, nach den einen den der Religions- und Sprachvergleichung, nach andern den der persönlichen genauen Ortskunde oder der speciellen Kenntniss der griechischen Literatur oder auch nur einzelner Zweige derselben, der kritischen Erforschung der Stammesgeschichte oder gar der Kenntniss der ägyptischen oder der asiatischen Religionen, oder endlich, wie jetzt Hartung glaubt, der allein richtigen Erkenntniss des Wesens der Religionen überhaupt, — um dann den Zutritt zu allen Geheimnissen der Mythologie ausschliesslich frei zu haben. Und doch ist gewiss nur dann,

wenn man sich der eben aufgezählten sog. Schlüssel und einiger anderer sämmtlich bedient, — gleich eine besonders wichtige Disciplin, die Archäologie der Kunst, ist eben noch gar nicht genannt worden, weil allerdings noch Niemand mit ihr allein in das Wesen der griechischen Mythen eindringen zu können geglaubt hat, — nur dann also, wenn man es versteht, die Resultate der gesammten einschlägigen Disciplinen am rechten Orte zu verwerthen, ist ein wirklicher stetiger Fortschritt auf dem Gebiete der Mythenforschung und der Erkenntniss des Wesens und der Geschichte der griechischen Religion möglich und zu hoffen. Natürlich aber ist diese Verwendung am rechten Orte eben bloss unter der Voraussetzung möglich, dass man sich der Einsicht nicht verschliesst, dass die griechische Mythologie und Religionswissenschaft nicht eine systematische, eine dogmatische Wissenschaft ist, sondern den historischen Disciplinen angehört. Nur wenn mit der geschichtlichen Betrachtung und Darstellung in ganz anderer Weise Ernst gemacht wird, als bisher gewöhnlich war, nur dann lassen sich alle oben aufgezählten Betrachtungsweisen verbinden und kann jede an ihrem Orte und zu ihrer Zeit ihre richtige Anwendung finden.

Man verzeihe diese über den Rahmen der Anzeige eines einzelnen Werks hinausgehende Auslassung bei einer Disciplin, wo eben die methodologische Frage, die bei andern Disciplinen gar keine Frage mehr ist, leider noch so wichtig ist.

Glücklicher Weise ist unsere Disciplin in den letzten Jahren aber auch wirklich wesentlich gefördert worden, und es soll zudem durchaus nicht verkannt werden, dass selbst von Vertretern der extremsten oben verzeichneten Richtungen nicht bloss glänzende, sondern auch hochwichtige Beiträge geliefert worden sind, die nur ihrer Einseitigkeit entkleidet zu werden brauchen, um am rechten Platz die förderlichste Verwerthung finden zu können. Im Gegentheil ist eben unser Standpunkt gerade derjenige, von dem aus eine solche Anerkennung und Verwendung des von entgegengesetzten Richtungen aus Geleisteten allein möglich ist. Auch von dem vorliegenden Werke Hartung's gilt dies. Es lässt sich sogar nicht verkennen, dass er, indem er von seinen geringgeschätzten Vorgängern doch etwas mehr gelernt hat als er selber glaubt, vermöge einer glücklichen Inconsequenz abwechselnd auch andern Betrachtungsweisen der Mythen mehr gerecht geworden ist, ja, dass er zeitweise einer geschichtlichen Betrachtungsweise sich nähert.

Sehr unglücklich ist gleich der I. Abschnitt, wie das schon der Titel „von den genienartigen Gottheiten“ errathen lässt, der das verkehrte Hereinziehen der italischen Genien an die Spitze stellt. Hartung bezeichnet als solche „die jugendlichen Zeuskinder“, als ob diese ihrer Natur nach alle jugendlich sein müssten: Phoibos, Hermes, Artemis, Dionysos, und handelt dann von ihnen mit Ausnahme der Artemis, die schon im III. Theil abgehandelt ist, in eigenen Capiteln.

Mehr gute Gedanken, aber mit den widersinnigsten Behauptungen besonders wunderbar gemischt, finden sich dann im II. Abschnitt „über die Gründer der Staaten und Religionen und die Mysterien.“ Es ist das gewiss an sich schon eine merkwürdige Zusammenstellung, die aber doch noch überraschender wirkt, wenn man dann diesen Abschnitt in die beiden Capitel I. „von den Zwillingen“ und II. „von den Mysterien“ zerlegt findet. Im ersten von diesen spricht Hartung, nachdem er einige Paragraphen „von den Zwillingen“ überhaupt, von den „römischen“, „asiatischen“, „persischen und germanischen Zwillingen“ vorausgeschickt hat, von „Kadmos“, von „Jason oder Jasion und Dardanos“ und von „Triptolemos sammt Jasion“, sodann „von den Kabiren“, den „Tyndariden oder Dioskuren“, „Lapersen und Anakes“, den „Apharetiden“, von „Amphion und Zethos nebst Antiope und Phokos“, endlich von „Danaos, Lynkeus und Hypermnestra, Alexandros und Proteus“. Gewiss ist es verdienstlich, dass Hartung hier, nachdem schon im II. Theile die ungestalteten oder riesenartigen Zwillinge — Molionen oder Aktoriden und Aloiden — abgehandelt sind, eine vergleichende Zusammenstellung der Zwillinge in der Mythologie — hier zunächst derer in der Heroen-Mythologie — unternommen hat, Aber ebenso gewiss ist es, abgesehen davon, dass Hartung auch Heroen hier einzwängt, die durchaus keine Zwillinge waren, verkehrt, alle diese Zwillinge der verschiedensten Mythologien über einen Kamm scheeren zu wollen, und diese mythische Darstellungsform, die je nachdem beim Ausdruck verschiedener Ideen verwendet werden konnte und verwendet worden ist, als eine auch der Bedeutung nach wesentlich übereinstimmende Art göttlicher Mächte zu einer eigenen selbstständigen Abtheilung der Mythologie aufzubauschen, und was fast noch seltsamer ist, den Abschnitt über die Zwillinge und die Mysterien zu einem Abschnitt zusammenzuschweissen.

Der Zusammenhang wird dadurch gewonnen, dass (S. 212) „von den Zwillingen immer der eine stirbt oder ermordet wird,

und zwar meistens von seinem Bruder und nahen Verwandten, und in den Hades hinab muss gleich der Kore, aber auch wieder daraus erlöst wird, gleich dieser," „dass dieser sterbende und wieder auferweckte Gott dem Zagreus (Adonis oder Osiris) entspricht und ursprünglich auch wohl überall Eins mit ihm gewesen ist" und „dass dieses Sterben und Wiederauferstehen von den Todten der Hauptinhalt der Mysterien war." Indem dann hinzugefügt wird, dass, da „dieser Götterdienst den Menschen zur Tröstung in ihren Leiden und zur zuversichtlichen Hoffnung auf Erlösung aus allen Nöthen, besonders aus Krankheiten und sogar aus dem Tode dienen sollte", „es ganz natürlich war, dass diese Classe von Göttern als Heilärzte oder Heilande verehrt wurde", und dass sie, „waren sie Aerzte, ganz natürlich auch Seher sein mussten", so ist damit der von letzteren handelnde IV. Abschnitt mit dem II. glücklich vollends unter einen Hut gebracht. Ohne Zweifel ist aber auch hierin wie im ganzen Werk richtige, ja tieferblickende Einsicht auf's Seltsamste in einem absonderlichen Ganzen versteckt. Denn so toll es ist, Romulus und Remus, die Dioskuren, Phaëthon, Herakles, Asklepios und wer weiss was nicht alles mit Dionysos-Zagreus zusammenzuwerfen, so unkritisch und unhistorisch Hartung dabei verfahren ist, so verdienstlich ist es, dass er einmal das Sterben von Göttern und Heroen in einem grösseren Zusammhang besprochen und den Versuch gemacht hat, die dabei zu Grunde liegenden religiösen Ideen nachzuweisen.

Hartung geht nämlich von den Zwillingen und Mysterien, die er in dem Abschnitt über die Gründer der Staaten und Religionen und die Mysterien zusammen behandelt hatte, nicht direct zu den „Sehern, Sühnern und Heilärzten" über. Er schickt diesen einen III. Abschnitt voraus über „die Frühlings-Dämonen, Sonnen-Helden und Todes-Erretter". Aber freilich, wie schon die Ueberschrift zeigt, auch diese Classe Heroen gehört mit der der Seher etc. nach Hartung zusammen. Denn (S. 151 f.) „wir haben schon öfter gesehen, wie der höchste Gott einen Sohn hat, der mit ihm Eins ist, wie dieser Sohn geopfert, in Tollheit geschlachtet, zerrissen, gesotten wird und dann wieder nach der Zerstückelung zusammengesetzt und als Gott verehrt wird. Wir haben ferner gesehen, dass die Heroen, die solches leiden, zum Theil schon durch ihre Namen als Zeus sich zu erkennen geben, indem z. B. der Aktäon in dem Beinamen Aktäos, der Ikarios im Ikmäos enthalten ist, und wie beide mit dem Zagreus zusammenfallen.

Wir wollen nun weiter fortfahren in der Beschreibung solcher zu Heroen herabgesetzten Götter."

„Indem solche Heroen dem Tode verfallen oder in den Hades hinabgerissen und doch wieder daraus erlöst werden und in das Leben zurückkehren, werden diese Wiederauferstandenen die Erlöser leidender Menschen aus Leiden und Krankheiten, Seher und Sühner und Heilärzte — und das ist die andere Seite dieser Heroenklasse, welche jedoch nur bei einigen derselben zugleich neben der ersteren, bei den meisten aber nur halbseitig vorhanden ist."

Also eine und dieselbe Classe soll bestehen aus Heroen, die irgendwie sterben (und in's Leben zurückkehren) und dann als Seher und Heilärztc den Menschen helfen, so jedoch, dass von den meisten die einen nur ersteres, die anderen nur letzteres sind. Und so handelt denn auch Hartung in dem dritten Abschnitt zunächst von vier Gattungen Heroen, die einen ihrer Natur entsprechenden Tod finden, und erst im vierten und letzten von den „Sehern, Sühnern und Heilärzten". In jenem behandelt Hartung 1) als „die Frühlings- und Feuchtigkeits-Dämonen" — Adonis, Atys, Linos, Phokos, Hyakinthos, Hylas und Chrysippos, Meleager, sodann Achilleus, Enalos, Theseus mit Skeiron und Sinis, endlich Aias, 2) als „die Geschlachteten, Zerstückelten, Gekochten" — Zagreus-Jakchos, Aktäon, Lykurgos, Orpheus und Skephros, dann 3) unter dem Titel „die unglücklichen Wagenlenker" — „Hippolytos, Glaukos von Potniä, Diomedes, Oenomaus mit Hippodameia, Myrtilos, Chrysippos, Killos und Sphairos, Phaëthon, Salmoneus" und 4) „die Sonnenhelden", wo dann namentlich Herakles und Perseus besprochen werden.

Endlich ist der vierte Abschnitt den Sehern, Sühnern und Heilärzten speciell gewidmet, nachdem schon im dritten, wie in der Einleitung des vierten diese Eigenschaft auch einigen der im dritten Abschnitt behandelten Heroen zugesprochen worden ist, wie denn umgekehrt bei den im vierten Abschnitt behandelten Heroen möglichst gezeigt werden soll, dass auch sie, wie jene des dritten, selbst leiden und sterben müssen, um Sühner und Erretter werden zu können. In diesem Abschnitt von den Sehern, Sühnern und Heilärzten finden wir, freilich zum Theil wieder zu unserer nicht geringen Ueberraschung, folgende Capitel: „2) (Zeus) Trophonios, 3) Eurypylos, Machaon, Euämon, Dexamenos, Nestor, 4) Amphiaraos, 5) Alkmäon. Der gefährliche Schmuck und die gefähr-

lichen Frauen. Die Selbstverbrennung, 6) Orestes, 7) Philoktetes, Telephos, 8) Asklepios, 9) Melampus, 10) Phokos, 11) Teiresias, Kalchas, 12) Esmun und die Patäken, Telesphoros und Euamerion." Trotz allem Wunderlichen und Verkehrten lässt sich aber nicht leugnen, dass in diesem, im guten und schlimmen Sinne originellen Werke eine Anzahl höchst anregender Gedanken enthalten sind, und gewiss wird jeder Unbefangene, der in das Buch, wenn auch schwerlich ohne Widerstreben, sich hineingelesen hat, es nicht ohne Dank für manche Belehrung und Anregung aus der Hand legen, obgleich sich Referent nur desshalb enthielt, Ausstellungen im Einzelnen zu machen, weil er deren kein Ende sieht[7]), wenn er einmal angefangen hat. Gerade desshalb aber, weil wenige sich überwinden werden, das Buch sich auch nur näher anzusehen, schien es zweckmässig, etwas ausführlicher darüber zu berichten.

Ein eigenthümliches Schicksal hat das verbreitetste unter den wissenschaftlichen Lehrbüchern der Mythologie gehabt:

Preller's Griechische Mythologie, dritte Auflage von E. Plew. Bd. I. Berlin 1872. II. 1875. XIV u. 710 S. und VI. u. 537 S.

Es ist da vor allem der Fleiss und die Sorgfalt anzuerkennen, mit welcher Plew Literatur, Inschrîften und Bildwerke nachgetragen hat. Dann natürlich kann hier nur von Plew's Bearbeitung, nicht von Preller's Buch die Rede sein. Einzelne Uebersehen und Versehen zu bemerken, ist hier nicht der Ort. Nur beiläufig mag etwa angeführt werden, dass Bd. II. S. 434 Anm. 2 das Bruchstück einer statuarischen Gruppe als bildliche Darstellung der Gewaltthat Achill's gegen Thersites angeführt wird, ohne zugleich den doch Bd. I. S. 509 Anm. 1 an richtiger Stelle angeführten Aufsatz Schöne's zu erwähnen, wo dieser auf Grund von zwei Bruchstücken in Palermo seine Deutung auf Achill und Thersites zurücknimmt und die auf Skylla mit einem Gefährten des Odysseus an die Stelle setzt. Denn wenn auch Michaelis es unterlassen hat, zu Jahn's Bilderchroniken S. 27 auf diesen zweiten Aufsatz Schöne's zu verweisen, so geschah dies ohne Zweifel nur gemäss dem S. VII. ausgesprochenen Grundsatz, nicht weil er gegen Schöne selbst dessen frühere Ansicht festhielt.

---

[7]) Eine Blumenlese gibt Bu(rsian) im Literar. Centralbl. 1873 S. 1622 f.

Aber bei aller Anerkennung von Plew's Tüchtigkeit kann es nicht gebilligt werden, wenn ein Werk von einem principiellen Gegner der darin befolgten Grundanschauungen und Methode bearbeitet wird. Der Bearbeiter der neuen Auflage eines Werks muss ja doch wohl, will er nicht sich auf thatsächliche Berichtigungen und Ergänzungen beschränken, im Uebrigen aber den Text unverändert lassen, im Wesentlichen auf dem gleichen Standpunkte wie der Verfasser oder wenigstens auf einem solchen stehen, von dem aus der des Verfassers anerkannt werden und ihm sein Recht widerfahren kann. Dagegen sagt Plew (Vorrede S. IX): dass „seine Auffassuug der griechischen Götter- und Heroensage von der Preller's wesentlich verschieden“ sei. Statt nun aber demgemäss sich für das dann gebotene Verfahren zu entscheiden, bedauert er, dass er wegen der Kürze der Zeit, welche ihm buchhändlerische Rücksichten bewilligen, seinem abweichenden Standpunkt keinen nennenswerthen Einfluss auf die Bearbeitung habe einräumen können, „Nur in einigen Fällen, wo mir die Unhaltbarkeit der von Preller aufgestellten Behauptungen oder der von ihm gegebenen Mythendeutungen zu evident zu sein schien, habe ich mir erlaubt, kleinere Partien aus dem Texte einfach wegzulassen[9]), oder, wo ein solches Verfahren wegen des ganzen Zusammenhangs nicht möglich war, in einer Anmerkung auf die Unrichtigkeit des im Texte Stehenden aufmerksam zu machen“!

Plew steht nämlich auf einem mythologischen Standpunkt, den wir nach seinen meisten Hauptvertretern am einfachsten den Königsberger nennen können, der übrigens im Wesentlichen mit dem Vossischen identisch ist. Diese Richtung der Mythologie verwirft das Forschen nach der Naturbedeutung der griechischen Götter sowohl sofern es mittelst der Vergleichung der Mythen anderer Völker, als sofern es auf dem Boden der Ortskunde geschieht, und ist der Ansicht, dass wir die älteste Gestalt griechischer Göttergestalten und Mythen nicht etwa bei späteren Schriftstellern noch finden und erkennen können, sondern dass wir die Mythen einfach von Homer ab durch die verschiedenen Epochen der Literatur hindurch verfolgen müssen. Letzteres hat ohne Zweifel auch zu geschehen. Aber ersteres heute noch unterlassen, das heisst

[9]) Nach Friedländer in einer Recension des I. Bandes der neuen Auflage in den Jahrbb. f. Philol. CVII. 1873 S. 313 sind es im I. Band etwa 50.

nach des Referenten Ueberzeugung nicht eine Reform der Mythenforschung anbahnen, wie Friedländer[10]) sagt, sondern auf einen heute von den Meisten mit Recht verlassenen Standpunkt zurückkehren.

Wenn so der Referent Friedländer's Standpunkt unbedingt ablehnen muss, so kann er sich dafür mit seinem Urtheil über das vorliegende Buch und seinen Wünschen in Betreff desselben weit eher vereinigen, als mit denen des Hauptvertreters der Königsberger Mythologie, mit denen von Lehrs. Während nämlich Lehrs, indem er gleich Friedländer die bisherigen Aenderungen und Auslassungen als eine Abschlagszahlung ansieht, von einer künftigen wie es scheint erwartet, dass das Buch „umgestülpt" werde,[11]) erkennt Friedländer die sehr üble Lage des Herausgebers zwischen seinen Ueberzeugungen und den Wünschen des Verlegers unbefangener an und hofft, dass Plew bald eine eigene, im Geiste der historischen Kritik geschriebene Mythologie verfassen möchte. Letzteres würde, wie aus dem Bisherigen horvorgeht, auch Referent für ein äusserst dankenswerthes Unternehmen halten.

Wenn Friedländer (a. a. O. S. 312) sagt, nur eine kritische Geschichte der Mythen kann das Verständniss der Mythologie erschliessen, so ist Referent ebenfalls der Ansicht, dass wir ohne eine solche nicht zum richtigen und völligen Verständniss gelangen können; aber das kann er nicht zugeben, dass dies durch eine solche allein möglich sei. Ohne Zweifel glaubt aber auch Friedländer diess nicht. Nur darüber, was noch weiter nöthig ist, können die Ansichten ernster Forscher auseinandergehen.

Referent glaubt also von seinem Standpunkte aus auch Büchern gerecht werden zu können, welche von dem der Königsberger Forscher aus geschrieben werden.

Weiteren Anlass zur Besprechung desselben gibt das neue Erscheinen des Werks von

K. Lehrs, Populäre Aufsätze aus dem Alterthum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen. 2. mit 6 Abhandlungen vermehrte Aufl. Leipzig 1875. XII u. 507 S.

Ohne Zweifel hat Lehrs' Opposition gegen Darstellungen der griechischen Mythologie wie die Preller's nach der einen Seite

[10]) In der S. 30 Anm. 9 angeführten Rec. a. a. O.

[11]) In dem sofort zu besprechenden Buche S. 274, 275.

hin eine entschiedene Berechtigung. Ueber der Erklärung der ursprünglichen Bedeutung versäumt man es, der Auffassung genügend gerecht zu werden, welche die Griechen der historischen Zeit von ihren Göttern hatten. Freilich, wenn Preller einseitig ist, so ist es Lehrs ebenfalls. Indem er nur die menschenähnlichen Persönlichkeiten der Götter gelten lassen will, macht er einfach die Augen zu nicht nur gegenübcr ihrer Entstehung aus Naturgewalten, sondern auch dem gegenüber, was in ihrem Wesen davon zurückgeblieben ist. Allein neben den Untersuchungen über die ursprüngliche Naturbedeutung der Götter bei den Griechen und den verwandten Völkern behält die Forschung über die Ausbildung und Entwicklung der Mythen und religiösen Ideen auf dem Boden des griechischen und römischen Alterthums der historischen Zeit, die so merkbar zurückgetreten ist, unbedingt ihren hohen Werth. Und wenn jeder kleine Beitrag da willkommen heissen muss, so müssen Arbeiten dieser Art vollends dann, wenn sie von einem Kenner der griechischen Literatur, wie Lehrs, herrühren, im höchsten Grad förderlich und dankenswerth heissen, auch wenn sie, was ja an sich nicht nöthig ist, die von anderen Gesichtspunkteu aus zu gewinnenden Resultate nicht blos ignoriren, sondern absichtlich negiren und bestreiten. Es ist hier nicht der Ort, von den hier in zweiter Auflage vorliegenden, im Wesentlichen unverändert gebliebenen Aufsätzen zu reden; keinem, der griechische Studien ernsthaft getrieben hat, sind sie unbekannt. „Die neu hinzugekommenen Abhandlungen sind sechs: Themis, Zeus und die Moira, das sogenannte Zwölfgöttersystem, Naturreligion, Vorstellungen der Griechen über das Fortleben nach dem Tode. Zwei Führer auf dem Gebiete des Griechenthums und der griechischen Religionsforschung."

Von besonders hohem Werth ist die vorletzte der genannten Abhandlungen (S. 301—362). Sie verfolgt die Entwicklung der „Vorstellungen der Griechen über das Fortleben nach dem Tode" von der homerischen Zeit an durch alle Epochen hindurch und zwar nicht blos bei und durch lyrische und dramatische Dichter und Philosophen, besonders Platon, sondern auch wie dieser Glaube, zum Theil unter dem Einflusse jener, im Mythus und Cultus, in Mysterien, im Gräbercultus, in der Verehrung der Todten als Heroen, in den Inschriften und den plastischen Darstellungen der Grabdenkmäler sich ausspricht.

So sagt Lehrs (S. 315): „Diese Aeusserungen der Dichter (des

Pindar, Aeschylos, Sophokles) über „eine Unterwelt mit vollbewusstem Fortleben, mit getrennten Lokalen für die Guten und Bösen, mit Lohn und mit Strafen“ (S. 312) fielen in eine Zeit, als die erneuerten, die gegen homerische und hesiodische Zeit umgewandelten Unterweltsvorstellungen schon längst auch sonst im griechischen Volksleben die weitgreifendsten Wirkungen uns aufweisen, im Mythus, im Kultus und in religiösen Institutionen: den Heroenkultus, die Bildung und Ausbildung der chthonischen Götter, der obere und untere Welt vermittelnden, zwischen Olymp, Menschenwelt und Hades herüber und hinüber wirksamen und bewegsamen Gottheiten, Hermes und Demeter im Verein mit Persephone, und die Gründung und Ausbreitung der eleusinischen, der Demeter-Kore Mysterien.“ Nachdem über diese letzteren (S. 315 ff.) gesprochen ist, wird der „auch erst in nachhomerischer und nachhesiodischer Zeit entstandene Heiligen- und Gräbercultus“ (S. 320 ff.) erörtert, dann aber sofort durch eine Reihe Stellen erwiesen, dass trotz allem der Glaube an die Unsterblichkeit keineswegs so allgemein und feststehend geworden sei (S. 327 ff.). Darauf erhalten wir eine Schilderung der Epoche, welche in der Unsterblichkeitsfrage durch Platon gegründet ward (S. 336 ff.), und S. 340 hören wir dann: „In die Breite des gebildeteren Publikums wirkte aus Plato zunächst eine Anschauung sehr entschieden, nämlich, dass die Phantasie die Hingeschiedenen nur (nun?) nicht in der Unterwelt, sondern sehr verbreitet im Himmel dachte. Nun entstanden die vielen Inschriften, die besagen, der Körper ist Staub geworden, die Seele ist hinaufgestiegen zum Aether, zu den Sternen, zum Himmel, und zwar alles diess bezeichnet als der Wohnplatz der göttlichen Wesen, ja geradezu zu den Göttern, auch sie selbst sei wieder Gott.“ Wenn diese Anschauungen so als Folge platonischen Einflusses dargestellt werden, so fügt aber Lehrs doch selbst hinzu: „Als ein Vorspiel, einen Uebergang dazu kann man die schon früher auftauchende Vorstellung ansehen, wenn bei dem Tode sich die beiden Elemente des lebendigen Körpers trennen, nehme die Erde den von ihr entstandenen Theil zurück, der lebende Theil, bald nur als Lebenshauch, Pneuma bezeichnet, bald als Seele (Psyche), gehe in den Aether.“

Daran reiht sich eine höchst interessante Anthologie aus griechischen Grabschriften, eine Betrachtung über Cicero als Dolmetscher von Platon's Unsterblichkeitslehre unter den Römern (S. 349 ff.), endlich ein Schlusskapitel über die strengere und

finsterere oder mildere und lässlichere Auffassung des Todes bei Griechen oder Christen, wobei Lehrs auch die Grabreliefe in sinnige Betrachtung zieht, auf die vorliegender Bericht später zurückkommen wird.

Referent glaubt gegenüber dieser innerhalb der selbst gesteckten Grenzen meisterhaften Abhandlung nur bemerken zu müssen, dass ein vergleichender Blick zunächst auf italische, dann auch auf die Vorstellungen anderer indogermanischer Völker nicht bloss zu mannigfach abweichender Auffassung, Beurtheilung und Anordnung des im Uebrigen vom Verfasser wahrhaft künstlerisch gruppirten Materials führen, sondern auch die Herbeiziehung von Stellen und Momenten mit sich bringen würde, die Lehrs weggelassen hat, weil sie in seinem System keinen Platz haben. Doch ist dieses Thema viel zu ernst und schwierig, als dass es hier gelegentlich mehr als nur gestreift werden dürfte.

Die letzte Abhandlung — über Grote und Lobeck — braucht hier nur erwähnt zu werden, da Lehrs auf eine Entwickelung der mythologischen Ansichten jener grossen Forscher sich nicht weiter einlässt. Die dritte über „Naturreligion" ist im grösseren Theile eine Recension von Preller's griechischer Mythologie, wovon eben die Rede gewesen, und von Förster's „Raub und Rückkehr des Persephone", worauf noch zurückzukommen sein wird. Im Uebrigen ist nur auf das Buch selbst zu verweisen, das gleich der ersten Auflage in keines Philologen Bibliothek fehlen sollte.

Eine klare und bündige Uebersicht über die Entwickelung der griechischen Religion, zu der Referent sich freut im Wesentlichen seine volle Zustimmung aussprechen zu können, giebt

Conr. Bursian, Ueber den religiösen Charakter des griechischen Mythos. Festrede gehalten in der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. München 1875. 27 S. 4.

Die Einwendungen, welche E. P(lew) im Literar. Centr.-Bl., 1875, S. 1393 ff. von seinem Standpunkt aus erhebt, zerfallen theils in sich selbst, theils wären sie durch leichte Aenderungen zu erledigen.

Ein Satz wie der von E. P(lew): „Wir leugnen nicht, dass das allgemeine Schwanken in den natursymbolischen Deutungen, indem fast jeder Gelehrte jede Gottheit etwas anders deutet, uns ein Misstrauen gegen das Princip selbst erregt," kann nicht anders, denn als so verkehrt wie möglich bezeichnet werden.

Giebt es denn eine Wissenschaft, eine Forschung, ohne abweichende, streitende, entgegengesetzte Ansichten? Und was die Mythologie betrifft, so kann im Gegentheil und muss aus Anlass einer Schrift, wie die vorliegende, constatirt werden, dass unter besonnenen und ernsten Forschern eine höchst erfreuliche Uebereinstimmung in immer mehr Punkten sich herausstellt.

Eine Uebersicht über diesen Ueberblick über den griechischen Mythos zu geben darf aber Referent wohl unterlassen, da es schwer wäre, diesen inhaltreichen Extract nochmals auszuziehen und zudem eine der des Verfassers ähnliche Auffassung sich durch diesen ganzen Bericht hindurchzieht.

Wie Bursian, so hat ein anderer der bedeutendsten Kenner des griechischen Bodens und Alterthums sich innerhalb der hier zu besprechenden Epoche über griechische Religion im Allgemeinen ausgesprochen:

E. Curtius, Die griechische Götterlehre vom geschichtlichen Standpunkt, in den Preussischen Jahrbb. Bd. XXXVI, 1875. S. 1—17. [12])

Curtius betont hier, wie der Titel sagt, das historische Werden des „heiligen Göttergeschlechts“. Im Einzelnen fasst er dann zunächst die weiblichen Göttergestalten in's Auge. Nicht blos Aphrodite ist aus dem Orient gekommen. Nachdem sich von Babylon aus der Cult der grossen Göttin unter verschiedenen Namen (Anaitis, Mâ, Achia, Istar) vorgeschoben hatte, ist diese dann auf hellenischem Boden in verschiedene Individualitäten zerlegt worden. Die mütterliche Seite überwiegt in Hera, der Character der Istar als einer jungfräulichen keuschen Göttin in Artemis. Uebrigens fand wirkliche Individualisirung mehr nur erst auf dem griechischen Festland statt. Die Hera von Samos bewahrt gleich der Artemis von Ephesos ihren fremden Typus, den der einen grossen pantheischen Naturgottheit. Auch die dodonäische Dione ist aus der Fremde gekommen, sie ist einfach eine etwas anders gefasste Aphrodite. Selbst Athene soll aus der Fremde gekommen sein; ja auch Demeter und Kore.

Aber sollte der berühmte Gelehrte die in hellenische Culte und Mythen eingedrungenen semitisch-asiatischen Elemente nicht überschätzten, wenn er desshalb die genannten Gott-

[12]) Vgl. die Recension von Gelzer in Jen. Litt.-Ztg. 1875. S. 669 f., und die in der Rev. archéol. 1875, Bd. XXX, S. 408 ff.

heiten alle selbst aus der Fremde kommen lässt? Curtius lässt sie freilich dann in Hellas so gründlich in's Griechische umbilden, dass er, so wie wir von einigen hinzugekommenen orientalischen Elementen reden, nur einige nicht hellenisirte orientalische Reste zurückbleiben lässt, so dass Gelzer vom Standpunkt des Orients aus glaubt, mehr für diesen in Anspruch nehmen zu sollen. Aber es scheint denn doch, dass wir wieder in dem Falle uns befinden, gegen die allzuweitgehende Anwendung eines an sich richtigen Princips die bestimmtesten Einwendungen erheben zu müssen. Die von Curtius der Forschung gestellte Aufgabe selbst dagegen kann niemand bereitwilliger anerkennen, als Referent. Semitische Religionsideen sind ohne Frage in die griechische Religion eingedrungen und es muss also untersucht werden, welche Elemente der griechischen Religion und Mythologie sind fremdländisch, wann sind sie eingedrungen, geschah diess während der Zeit der Einwanderung nach Griechenland oder in der ersten Zeit der bereits erfolgten Ansiedlung[13]) oder auch erst in darauffolgenden Jahrhunderten, und wie sind sie etwa umgebildet, mit einheimischen verschmolzen, wie endlich in spätern Zeiten — auch davon redet Curtius — aufs Neue mächtig geworden.

Wenn Referent gegen Curtius' Ausführungen einige Einwendungen erheben muss, so empfindet er es als eine schmerzliche Pflicht, hier auch über die Arbeit eines höchst verdienten Veteranen der Wissenschaft berichten zu müssen, ohne anders urtheilen zu können, als der Referent in der Revue crit. d'hist. et lit. 1876. S. 54 ff.[14])

P. W. Forchhammer, Daduchos. Einleitung in das Verständniss der hellenischen Mythen, Mythensprache und mythischen Bauten, mit 10 Tafeln. Kiel 1875. VIII. u. 146 S.

Forchhammer hat vor fast vierzig Jahren zuerst auf Boden und Natur von Hellas, die er, was damals noch selten war, aus persönlicher Anschauung kennen gelernt hatte, als erste und ursprüngliche Quelle der griechischen Mythen hingewiesen, und hat namentlich durch Preller's weitverbreitetes Lehrbuch einen grossen Einfluss auf die Mythologie ausgeübt. Aber er ist in den Fehler so vieler Mythologen verfallen, eine Entstehungsart bez. Erklärungsweise, die für manche Mythen wenigstens eine relative Gültig-

[13]) Vgl. A. Weber in Jen. Lit.-Ztg. 1876. S. 656.

[14]) Vgl. jetzt auch die Recension von Roscher in den Gött. gel. Anz. 1876. S. 1073 ff.

keit hat, nun schlankweg auf alle anzuwenden, und hat damit den zweiten correlaten verbunden, überall eine Klasse Naturerscheinungen zu erblicken. Wie M. Müller überall solarische, Schwartz überall Gewitter-Mythen und Gestalten findet, so hat bekanntlich lange vor diesen Forchhammer in allen Mythen Bewegungen der Luft und des Wassers gesehen. Und Forchhammer thut diess noch ganz ebenso, wie er noch überzeugt ist, in seiner Methode den einzig richtigen Schlüssel zu den Mythen zu besitzen.

Forchhammer verhält sich also ebenso wie Lehrs — darin gleichen sich die beiden Männer, so verschieden, ja entgegengesetzt ihre mythologischen Theorien sind — durchweg ablehnend gegen die Resultate neuerer, speciell der vergleichenden Forschung und nimmt consequent denselben Standpunkt ein, auf dem er vor bald 40 Jahren stand. Und nicht bloss in der mythologischen Forschung, auch in der sprachlichen, speciell der etymologischen Forschung. Nach ihm haben die Wörter neben der gewöhnlichen noch eine zweite Bedeutung, die man kennen muss, um den Sinn des Mythos zu verstehen, und nicht genug, die Wörter finden sich auch auf kunstreiche Weise in der Art verbunden, dass unter dem *μῦθος* oder *ἔπος* ein von diesem ganz verschiedener *λόγος* verborgen ist.

Was soll man, um nur eines herauszuheben, zu folgendem Beispiel von Forchhammer's sermo mythicus (auf S. 28) sagen: „An einem Hügel zwischen Megalopolis und Messene soll Orestes wahnsinnig geworden sein. Er biss sich den Finger ab und wurde wieder gesund (*τὸν δάκτυλον ἀπέφαγε*). Wenn man diese Worte aber im Vers gesprochen sich denkt, so konnte ein in den sermo mythicus Eingeweihter auch verstehen: *τὸν δά—κτυλον ἀπ—εφ—αγε*, d. h. er entwässerte den Erdhügel. Durch das *ἀπεφαγίζειν* der Nässe auf und an dem Erdhügel hörte eben jene mythische Raserei auf. Das Nähere wolle der Leser in dem erwähnten Buch (Hellenika S. 317) nachsehen, Vielleicht nahm der Mythus geradezu das Wort *ἀπο—φάγειν* metaphorisch für entwässern.“ — Ferner: Wenn der Mythus die Demeter zu einer *ὠμοφάγος* macht, so war das *ὠμόν* eben nichts als das „ungekochte,“ d. i. das frische Wasser, aus dem die mythische *κρύψις* eine Schulter machte.“?!

Eine Forschung, welche sich solche Dinge erlaubt, kann natürlich alles beweisen, und so wollen wir hier nur noch drei

für Forchhammer's mythologische Forschung charakteristische Sätze wiederholen. Er sagt (S. 85): „Was haben wir nicht mündlich in stets wiederholten kindischen Witzen über die „Wassertheorie“ u. s. w. hören müssen, gegen welche jeder Ungebildete, besonders wer von Mythologie nichts wusste, meinte als Parapluie auftreten zu müssen. Ja selbst hochgestellte Männer, die mit Wohlwollen und Takt Einsicht verbanden, glaubten doch mit Bedauern wahrnehmen zu müssen, dass hier eine Idee, die ein wenig Wahrheit enthielte, mit einer übertriebenen Consequenz, d. h. mit Beschränktheit verfolgt werde.“ Was antwortet aber Forchhammer darauf? „Man hatte entweder nur halb gelesen oder halb verstanden.“ Allein gewiss wäre es für Forchhammer und die Wissenschaft besser gewesen, er hätte auf jene Männer gehört, deren Urtheil ihm hätte mehr gelten müssen als die Zustimmung, die ihm so verworrene Mythologen wie Petersen und Gerhard bei einzelnen Deutungen aussprachen.

Immerhin hat sein „Daduchos“ das Interesse, von der Thätigkeit eines mythologischen Forschers, der mit Geist und Scharfsinn länger als ein Menschenalter über die Probleme der Mythologie nachgedacht, und auch einen bis zu einem gewissen Grade berechtigten Einfluss auf die Entwicklung der Mythologie gehabt hat, eine bündige Uebersicht zu geben.

Das Werk enthält drei Theile: eine Abhandlung über den „Ursprung der Mythen“, die im Wesentlichen, wie Roscher a. a. O. sagt, schon im XVI Bd. des Philologus, 1860, erschienen war, 2) ein „Wörterbuch der Mythensprache“, 3) „räthselhafte Bauten aus der Mythenzeit.“ Da der Inhalt der beiden ersteren in dem bisher Gesagten ausgedrückt ist, soll nur noch kurz erwähnt werden, dass Forchhammer im 3. auf's Neue nicht bloss das Tullianum in Rom, was er schon vor 36 Jahren mit Recht gethan, als Quellhaus, sondern auch das sog. Gefängniss des Sokrates in Athen und das 'Ohr des Dionys' in Syrakus, sowie die Thesauren und Labyrinthe als Cisternen in Anspruch nimmt, und ausserdem die unter dem westlichen Theil des Erechtheion allerdings aufgefundene Cisterne in einer den gesammten Bau und seine Bedeutung scharfsinnig aber gewaltsam mit seinen Hypothesen in Uebereinstimmung bringenden Erörterung als antik nachweisen will. Schliesslich vertheidigt Forchhammer seine Ansichten über die Ebene von Troja und die ‚κεκρυμμένη διάνοια‘ der Ilias.

Der kleine Aufsatz von Linguitti, „i miti e i poeti Greci e

particolarmente Omero nell' Odissea, ist Jahrg. I, S. 985 erwähnt.

Endlich hat in diametralem Gegensatz zu den Königsbergern in einer scharfen Erwiderung auf Friedländer's Recension

W. Schwartz, Zur Methode der Mythenforschung in den Jahrbb. für Philol. CXI. 1875. S. 177 ff.,

namentlich auch unter Berufung auf O. Müller, auf's Neue ausgeführt, wie ein Mythus, der vielleicht in sehr späten Quellen überliefert sei, doch zu den ältesten gehören könne.

Den Gesammtdarstellungen und Arbeiten über das Ganze der Mythologie überhaupt treten dann Werke zur Seite, welche sich die gesammte griechische (und griechisch-römische) Mythologie, aber nur insofern sie Gegenstand der bildenden Kunst ist, zum Vorwurf genommen haben.

Es ist hier in erster Linie das colossal angelegte Unternehmen Overbeck's zu nennen. In diesen Bericht fällt

Griechische Kunstmythologie von J. Overbeck. Besonderer Theil. II. Bd. I. Theil, 2. Buch, Hera. 205 S. mit 5 lithographirten Tafeln und 6 Holzschnitten. Leipzig 1873, und 3. Buch, Poseidon, 201 S. mit 7 lithographirten Tafeln und 5 Holzschnitten, Leipzig 1875. Dazu kommt der 'Atlas der griechischen Kunstmythologie' und zwar als hierher gehörig Lieferung II. Tafel IX und X, und Lieferung III. Tafel XI—XIII.

Der allgemeine Theil dieses Werkes soll erst später erscheinen. Der besondere brachte im I. Bande zuerst Zeus, der vorliegende also als I. Theil des II. Bandes Hera.

Im I. Capitel bespricht Overbeck zunächst die anikonischen Agalmata, dann die ältesten ikonischen Agalmata, im Allgemeinen, wenn wir von untergeordneten Differenzen wie der über das höhere oder weniger hohe Alter des Idols auf einer Säule im Heräon zu Argos absehen, in Uebereinstimmung mit Förster's Aufsatz über die ältesten Herabilder. Namentlich bringt aber Overbeck mit gutem Rechte ein pompejanisches Wandgemälde (Helbig n. 776) für die ikonischen Agalmata herbei und hebt er es als eine mehrfach vorkommende charakteristische Eigenthümlichkeit schon dieser ältesten Herabilder hervor, dass die Göttin öfter sitzend dargestellt war. Als mythologisch bedeutsam mag ferner noch das alte Bild der Aphrodite-Hera im Heiligthum der Hera Hypercheiria zu Sparta und ein Agalma zu

Koronea, welches Sirenen auf der Hand trug, erwähnt werden. In Betreff der samischen Hera hält Overbeck an der Annahme zweier ikonischer Agalmata fest, die nacheinander an Stelle des früher die Hera symbolisch darstellenden Bretts getreten waren, während Brunn wohl richtiger jetzt nur noch ein solches annimmt, hat sich aber durch getreue Abbildung guter Exemplare der das Xoanon des Smilis darstellenden Münzbilder und die heute freilich sich von selbst verstehende Scheidung der älteren mehr selbstständigen Münztypen von den Copien der Statue auf Münzen der Kaiserzeit ein Verdienst erworben. Die Göttin war in ein langes Gewand gehüllt (wie Overbeck mit Recht vermuthet, wahrscheinlich ein wirkliches Kleidungsstück, das dem Xoanon angelegt und durch die kreuzweise gelegten Binden festgehalten wurde), während über die Schultern noch ein kragenartiger Ueberwurf gelegt wurde, von dem ein langer Schleier herabfiel, trug auf dem Kopfe einen Kalathos und hielt in beiden vorgestreckten und von zwei Stützen getragenen Armen Phialen.

Uebrigens stellt es sich immer mehr heraus, dass Hera als solche von der alten Kunst durchaus keinen ständigen, sie sofort charakterisirenden Typus, ja, wenn wir vom Pfau absehen, der erst mit der Zeit ihr häufiger beigegeben wird, nicht ein einziges solches Attribut erhalten hat. Noch das regelmässigste Attribut der Göttin scheint von Anfang an der Kalathos oder hohe Stephanos zu sein, selbst das Scepter wird ihr erst auf den rothfigurigen Vasen regelmässiger gegeben. Den Schleier trägt die Göttin, wie S. 31 gesagt wird, in der samischen Statue, in mehreren Terracotten, in dem Relief von Selinus, dem des korinthischen Peristomions und in mehreren archaistischen Reliefen, ferner auf rothfigurigen Vasen des strengen Stils, nicht aber auf den Vasen mit schwarzen Figuren. S. 28 f. heisst es: „Beibehalten aus archaischen Darstellungen ist der vom Haupte herabwallende Schleier in Nr. 3, 4 und 5“ (dem capitolin. Puteal, dem borghes. Zwölfgötter-Altar und dem Hochzeitszug von Zeus und Hera), welcher in der letzten Nummer als charakteristische Auszeichnung der Braut, in den beiden ersten dagegen als Kennzeichen der Matrone gefasst werden muss und sich daher in Nr. 4 bei der Demeter ganz entsprechend wiederholt. In Nr. 3 und 4 wird der Schleier so wie in echt alterthümlichen Monumenten von der Göttin mit der linken Hand gefasst und gelüftet oder gehoben, eine Bewegung, welche, so verschieden

ihre Motivirung in den verschiedenen Denkmälern sein mag, dennoch als charakteristisch oder als typisch überkommen gelten darf". Aber so geneigt man sein mag, einem solchen Satze, der den Schleier als uraltes Attribut der Ehegöttin feststellen will, beizustimmen, richtig ist er nicht. Es wiederholt sich allerdings der letztere Gestus nicht bloss in 3 und 4, sondern auch in 5. Aber einmal findet gerade dieser Gestus zwar in dem echt alterthümlichen Relief von Selinus und dem wahrscheinlich ebenfalls echt archaischen korinthischen Peristomion auch statt, nicht aber in der von Overbeck gleichfalls angezogenen Terracotte von Argos; und bei der selinuntischen Metope ist zudem der Gestus ja nicht sowohl typisch, als unmittelbar durch die Situation hervorgerufen. Zweitens wiederholt sich derselbe, (abgesehen davon, dass er mit der rechten und nicht mit der linken Hand geschieht, was aber ja unmöglich einen wesentlichen Unterschied machen kann) auf 4 nicht bloss bei Demeter, sondern auch bei Hestia, und in dem einen der unteren Felder bei einer der Chariten und zwar bei dieser mit der linken Hand; endlich findet er sich unter den 12 Göttern der oberen Felder auch noch bei Artemis, wenn man, wozu man ja allen Grund hat, der Zeichnung des Codex Pighianus Glauben schenkt. Derselbe wird von Overbeck allerdings auffallender Weise, soviel ich sehe, durchweg ignorirt.

Im II. Capitel erfährt die Frage nach dem Urheber des Hera-Ideals eine wesentlich negative Beantwortung. Nachdem die früher geltende Annahme, dass wir in dem colossalen Juno-Kopf der Villa Ludovisi eine Nachbildung des von Polyklet geschaffenen Hera-Ideals besässen, nunmehr allseitig und eben auch von Overbeck aufgegeben ist, hat man bekanntlich nach dem Vorgange Brunn's, der überhaupt auf diesen wahrhaft bedeutenden Kopf zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt hat, in einem Neapler Hera-Kopf, der sogenannten farnesischen Juno, denjenigen zu erkennen geglaubt, der dem polykletischen Typus am nächsten komme, oder, während Brunn sich selber noch behutsamer ausgedrückt hatte, man glaubte geradezu den polykletischen Typus mit Sicherheit darin wiedergefunden zu haben. Overbeck macht dagegen im Anschluss an Conze die Unvereinbarkeit des Kopftypus des ebenfalls als polykletisch in Anspruch genommenen Doryphoros geltend. Conze entscheidet sich für den Neapler Kopf, während er den Doryphoros für attisch hält. Dagegen ist nach Overbeck vielmehr der Doryphoros polykletisch, woraus sich

ihm der nicht polykletische Ursprung des Neapler Juno-Kopfes ergiebt. Auch spricht wenigstens gegen die Ableitung desselben von der berühmten Hera Polyklet's zu Argos immerhin auch schon die Form der Stephane desselben, die von der des hohen Stephanos der argivischen Hera allzu bestimmt unterschieden ist. Endlich aber führt Overbeck S. 73 ff. die Ansicht durch, dass der Neapler Kopf einen älteren, strengeren Charakter trage, als wir der Zeit des Polyklet und diesem selbst werden zutrauen dürfen, Ausführungen, mit welchen Referent, der, so gerne er von Brunn lernt, diese Ansicht mündlich so oft verfochten hat, auch bei dieser Gelegenheit sich nur einverstanden erklären kann. Overbeck bestreitet dann ferner nicht nur, dass wir in dem Neapler Kopf und dessen Repliken eine Nachbildung des von Polyklet geschaffenen Typus der Hera besitzen, er läugnet auch, dass Polyklet der Schöpfer des kanonischen Hera-Ideals gewesen sei (S. 51). Dafür hat Overbeck, und es ist diess ein Hauptverdienst dieses Bandes, die Untersuchung über die Composition der Statue Polyklets einen Schritt weiter geführt. Er thut dies hauptsächlich mittelst einer argivischen Münze aus der ausgezeichneten Sammlung Imhoof-Blumer (Münztafel III, 1). Durch diese Münze nämlich, welche die thronende Hera mit Granatapfel und Scepter in den Händen und einem Stephanos auf dem Haupt, links vor ihr eine stehende weibliche Gestalt, ohne Zweifel die Hebe des Naukydes, und dazwischen den von Hadrian geschenkten Pfau zeigt, wird namentlich eines ausser Frage gestellt, was nach den bisherigen Publicationen der Münzen, welche eine ähnliche thronende Hera allein zeigen, nicht festzustellen war (obwohl die Abbildung und Beschreibung Lenormant's [nouv. gal. myth. pl. XI, 14], der auch die Hera Polyklet's richtig erkannt hat, von Overbeck mehr hätte anerkannt werden dürfen), dass nämlich auch die Hera Polyklet's den Schleier nicht trug, obwohl sie, wie der Kuckuk auf der Spitze ihres Scepters beweist, als die durch den *ἱερὸς γάμος* mit ihm verbundene Gemahlin des Götterkönigs dargestellt war. Sicher aber hat Polyklet den Schleier nicht etwa weggelassen, obschon er der Hera von Argos zukam, wie Overbeck andeutet, wenn er in einem andern Zusammenhang sagt, am Parthenon und Theseion sei der Schleier beibehalten, sondern er hat die Göttin offenbar mit allen Attributen ausgestattet, die ihr im Culte zukamen, wie denn auch der Kopf der Göttin auf den autonomen Münzen von

Argos ebenfalls ohne Schleier ist. Dass übrigens auf dem von Overbeck unter Nr. 1 publicirten Münzbilde (er verwechselt die Nummern) Hebe mehr nach vorn und Hera gegenübersteht, als in Wirklichkeit der Fall gewesen sein kann, erklärt sich allerdings aus der Aufgabe der Darstellung in einem Münzbilde. Wenn aber Overbeck diess auch daraus erklären zu können glaubt, dass Hebe damals nicht mehr im Heraeon zu Argos gestanden sei, so hat schon Bu(rsian) im literarischen Centralblatt (1873 S. 1265 f.) gezeigt, dass Overbeck Pausanias (II, 17, 5) falsch verstanden habe. Und wie sollte auch der Künstler dazu gekommen sein, die dort nicht mehr vorhandene Hebe neben der Hera abzubilden?

Weit glücklicher als in Betreff der polykletischen Hera sind wir in Hinsicht einer Hera-Statue des Praxiteles. Schon E. Braun hatte auf den Sarkophag von Monticelli aufmerksam gemacht, wo eine der colossalen Hera-Statue in der Rotunde des Vatican's und anderen statuarischen Wiederholungen desselben Originals ähnliche Juno pronuba erscheint, und die Vermuthung ausgesprochen, das gemeinsame Original werde die Hera Teleia des Praxiteles sein. Ich darf noch darauf hinweisen, dass die Bildung der Gestalt, des Kopfes und des Gesichts zu derjenigen stimmt, die ich auf gute Gründe hin glaube als praxitelisch erkannt zu haben (vgl. meine „Venus von Milo“ S. 29 ff.).

Im III. Capitel wird sodann „das kanonische Ideal der Hera“ zu fixiren und dabei namentlich der Sinn des Wortes *βοῶπις* zu bestimmen gesucht. Aber so gewiss hier treffende Beobachtungen mitgetheilt sind, eben so gewiss ist, dass es dem Verfasser in keiner Weise gelungen ist, diese freilich ausserordentlich schwierige Aufgabe zu lösen. Bei der Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Köpfe (im IV. Capitel) unterscheidet Overbeck Exemplare des strengen Typus — farnesische Büste, Kolossalbüste in Florenz, Castellanischer Kopf jetzt in London —, des erhabenen, und des anmuthig schönen, eleganten und milden Typus. Er ist der Ansicht, dass die aufgezählten Bildwerke dem Typus und Stile nach eine bestimmte kunsthistorische Abfolge der Entwicklung des Hera-Ideals in sich darstellen (S. 70). Wie weit aber da die Ansichten auseinandergehen, kann man am Besten daraus sehen, dass Overbeck den Kopf der auch von ihm für praxitelisch gehaltenen Hera in der dritten jüngsten Abtheilung, die Juno Ludovisi in der zweiten einreiht, die Juno Ludovisi, in der man noch vor Kurzem freilich eine Nachbildung der Statue

Polyklet's glaubte erkennen zu dürfen, während Friederichs dieselbe früher auf Praxiteles selbst, später (in den Bausteinen I, S. 252) wenigstens auf einen attischen Künstler des IV. Jahrhunderts zurückgeführt hat, Helbig (in den Annali dell' Inst. 1869 p. 149) sie dem III. Jahrhundert v. Chr. zuschreibt, Conze es neuestens (Heroen- und Göttergestalten S. 11) als herrschende Ansicht erklärt, dass der Kopf „eine jung-hellenische Bildung, eine Arbeit aus römischer Zeit“ sei. Mir scheint es vor Allem geboten, mit allen Mitteln zu versuchen es vollends festzustellen, ob die auch von Overbeck selbst dafür gehaltenen Statuen, bez. Köpfe, Nachbildungen von des Praxiteles Hera Teleia seien. Denn vor Allem kommt es doch darauf an, einen und den andern festen Punkt zu gewinnen, um von da aus weiter vor- und rückwärts zu schliessen. Overbeck hält dieselben, wie wir sahen, für Nachbildungen eines praxitelischen Werks. Auch die Hera Ludovisi hält er für ein Werk derselben Zeit (S. 84). Wenn er dann aber nichts destoweniger die Hera Ludovisi der zweiten Gruppe, der der Exemplare des erhabenen Typus (S. 83), den Kopf der auf Praxiteles zurückgehenden Statuen dagegen der dritten Gruppe, der der Exemplare des anmuthig schönen, eleganten und milden Typus zutheilt (S. 93), so bekenne ich diess deswegen um so weniger zu verstehen, weil er (S. 70) ausdrücklich erklärt, dass die von ihm aufgezählten Werke „dem Typus und dem Stile nach eine bestimmte kunsthistorische Abfolge der Entwickelung des Hera-Ideals in sich darstellen.“ Obgleich die Classen und die historische Abfolge sich bis auf einen gewissen Grad decken und es gewiss richtig ist, das darzulegen, so wird man doch auch klar zeigen müssen, in wie weit diess der Fall sein wird und muss, in wie weit nicht.

Es ist nicht richtig, Bildungen der Göttin, die ihr Wesen milder und anmuthiger auffassen, desshalb auch sofort für jüngeren Ursprungs zu halten. Denn verschiedene Auffassungen der Göttin lösen einander ja wohl zeitlich ab, gehen aber auch neben einander her. Aehnlich verhält es sich mit der Formgebung im engeren Sinn. Darstellungen, welche der Göttin eine vollere Gestalt verleihen, können gleichzeitig oder älter oder jünger sein als solche, die ihr schmälere Formen geben. Denn das hängt innerhalb der kunsthistorischen Entwickelung theils von der Auffassung der Göttin ab, je nachdem man eine oder die andere Seite derselben mehr in's Auge fasste und nach der Bestimmung der

Statue in's Auge fassen musste — ein anderes ist die Argivische Hera, ein anderes die Hera Teleia —, theils von der Richtung des Künstlers und seiner Schule, wie denn nach des Referenten Ansicht (a. a. O. S. 31) Skopas vollere, rundere und weichere, Praxiteles mehr längliche und magere, sprödere und etwas strengere Formen liebte.

Das alles in seinem mannigfachen sich Durchkreuzen zu berücksichtigen ist freilich sehr schwierig. Aber nur dann, wenn es in vollem Maasse geschieht, wird wie die Archäologie der Kunst im engeren Sinn, so auch die Mythologie noch reicheren Gewinn aus dieser grossartigen Arbeit ziehen. Denn es kann ja nicht die Aufgabe eines Einzelnen sein, und wäre es der Herausgeber selbst, den vollen Gewinn aus einem so ausserordentlich werthvollen und reichen Material zu ziehen, wie es uns hier geboten wird. So liegt noch ein reiches, lange nicht erschöpftes Material für die Forschung in den von Overbeck im V. und VII. Capitel besprochenen Münzen und Gemmen mit dem Kopf oder der ganzen Gestalt der Hera vor, indem wir allen Grund haben, ihm für die Besprechung, aber sagen wir es offen, noch weit mehr für die Abbildungen auf den beigegebenen 3 Münz-Tafeln nebst Gemmentafel sehr dankbar zu sein.

Bei der Aufzählung der Statuen der Hera (im VI. Capitel) stellt es sich auf's Neue heraus, wie schwierig es ist, gerade diese Göttin mit Sicherheit zu erkennen, da sie einmal fast kein einziges bestimmtes Attribut hat und auch die Attribute, welche manche Statuen, bei denen ohne solche nun an Hera gedacht werden kann, sofort als andere Gottheiten charakterisiren würden, so oft nicht mehr vorhanden sind. Wie wenig der Schleier als specifisch charakteristisches Attribut der Hera gefasst werden darf, zeigt sich einmal darin, dass unter den von Overbeck in erhaltenen Statuen nachgewiesenen Classen von Hera-Darstellungen nur eine den Schleier trägt, und verräth Overbeck unwillkürlich, wenn er (S. 111) bei dem Versuch, eine sitzende Gestalt (D. d. a. K. II, 87) als Hera zu bestimmen, sagt, dass der Schleier dieser Annahme entfernt nicht widerspreche. Dagegen hat Overbeck allen Grund, wenn er es unternimmt, unter den vorhandenen sitzenden Statuen solche der Hera nachzuweisen. Denn wir erfahren literarisch von drei sitzenden Herastatuen, und es überwiegen auch unter den wenigen Münzbildern mit der ganzen Figur der Göttin die sitzenden. Bei den Reliefen freilich, wo Overbeck auch findet,

dass unter den griechischen Typen die sitzenden verhältnissmässig überwiegen, kann diess, wenn wir von den Darstellungen absehen, wo alle Götter sitzen, nicht zugegeben werden, wie denn auch bei den griechischen Vasenbildern ein solches Ueberwiegen weniger stattfindet, als bei den griechisch-römischen Wandgemälden. Und was die Münzen betrifft, so finden wir auf diesen, vielleicht zum Theil auch einfach desshalb, weil sitzende Figuren den runden Raum besser füllen, z. B. auch Poseidon, bei dem diess sonst ausser in Situationen, die es veranlassen, so sehr selten vorkommt, häufig sitzend dargestellt. Interessant ist es übrigens, dass auf einer Münze der Königin Amastris in Berlin (Münz-Taf. III, 4) die Göttin nicht, wie öfter, eine Nike, sondern eine Art Eros auf der Hand trägt, der zu einem strahlenbekränzten Kopf des Helios die Hände zu erheben oder denselben zu halten scheint. Die auffallenden Eigenthümlichkeiten der auf einem Felsen oder Berggipfel sitzenden Hera auf Münzen von Chalkis (D. d. a. K. II, 61) sind durch die genauere Abbildung (Münz-Taf. III, 5) beseitigt. Im Allgemeinen ist die Zahl der in Statuen vorhandenen Typen von Hera-Darstellungen überraschend klein. Ausser dem auf die Hera Teleia des Praxiteles zurückgeführten Typus finden wir da nur noch eine nahe verwandte Classe von Statuen der Göttin ohne Schleier, und eine von Overbeck in zwei Reihen auseinandergelegte der Göttin mit Schleier, wozu dann aber freilich aus Reliefen (Cap. VIII) noch mehr als ein bedeutsamer Typus sich hinzufügen lässt, so die stolze Gestalt mit in die Hüfte gestütztem Arm in einem Relief mit den Thaten des Herakles im Vatican (Visconti, Mus. Pio-Clem. IV. T. 38. 39; Overbeck citirt nur Pistolesi's ¡Vaticano V. T. 71, Atlas T. X, 21), der die Hera eines kleinen Wiener Erzreliefs ähnlich ist (Sacken, Bronzen T. 48, 7), während ich die Aehnlichkeit eines Reliefs im Museo Chiaramonti (Visconti, mus. Ch. I T. 8, Atlas T. X, 17) nicht zugeben kann, ferner die Hera in dem mediceischen Paris-Urtheil, sodann ein fast jugendlich anmuthiger Typus, der in einigen Reliefen wiederkehrt, z. B. in dem Paris-Urtheil der Ara Casali (Atlas T. X, 18), endlich die herrlich componirte Gestalt der Hera auf dem Paris-Urtheil der Villa Ludovisi (Atlas T. X, 20). Diese Hera wäre von ganz besonderer Bedeutung, wenn sich Overbeck's Vermuthung (S. 135) bestätigen würde, dass sie in noch grösserer Ursprünglichkeit als eine treffliche Wiener Bronze (Sacken a. a. O. T. V, 1, bei

Overbeck T. I, 1) das griechische Vorbild der römischen Juno Regina vor Augen stelle, wie wir es nach Overbeck auf Grund einer Reihe von Reliefen, welche die capitolinische Göttertrias darstellen, sowohl von einer kleinen Statue im Vatican (Clarac 417, 726, Atlas T. X, 34) und einigen Bronzen (darunter die eben genannte) in Wien und Paris (Sacken a. a. O. T. V, 1. 10; Clarac 422, 745. T. I, 1. 4 und 2 bei Overbeck), als auch insbesondere von einer zweiten, freilich ziemlich stark abweichenden Reihe, der weitaus die meisten jener Reliefe überwiegend ähnlich sind, anzunehmen haben, nämlich von einer Statue im Vatican (D. d. a. K. II, 57. Overb. Atlas T. X, 25), einer kleinen Bronze in Paris (Clarac 422, 744. Overbeck T. I, 3) und in Florenz (Overbeck T. I, 5), denen ein Paar jetzt als Demeter restaurirte Statuen (Clarac 438, 754b und 436, 792c) anzureihen wären. Die rechte Hand der Originalstatue der Juno Regina hielt offenbar eine Schale; die linke hält in dem einen Typus hoch oben gefasst ein Scepter; in dem überwiegend oft wiederkehrenden zweiten Typus ist sie gesenkt, gewöhnlich so, dass sie nur wenig aus dem schleierartig über- und umgelegten Tuch herausragt; dabei ist sie entweder leer, oder sie hält ein Scepter, oder auch „einen kleinen Gegenstand wie etwa einen Apfel oder ein kleines Gefäss wie die Florentiner Statuette“ (S. 122). Ueber letzteres geben vielleicht die von Overbeck wohl etwas zu sehr vernachlässigten Juno-Darstellungen auf Reliefen, wie sie ausserhalb Italiens, auch in Deutschland häufig gefunden werden, Aufschluss (vgl. meine Hestia-Vesta S. 225 ff.). Auch hier nämlich hat Juno oft das Scepter in der Linken, und zwar bald in der Weise der ersten, bald in der der zweiten Reihe, öfter aber hält sie in der Linken, während sie mit der Rechten aus der Schale auf einen brennenden Altar libirt, ein Gefäss, das offenbar Stoff zum Weihrauch enthält, also eine acerra. Eine Untersuchung über das Opfern von Gottheiten ist leider immer noch nicht erschienen; bei Juno erklärte ich es schon damals daraus, dass die Frauen ihre Juno hatten, wie die Männer ihren Genius, und da dieser so oft opfernd dargestellt wird als der ideale Vertreter der Männer, so kann Juno es thun als die Vertreterin der Frauen.[15])

[15]) Wenn übrigens Overbeck (S. 134. 140) meint, dass der Pfau in einigen jener Reliefe, welche die capitolinische Göttertrias darstellen, von dem flammenden Altar ersetzt sei, so ist in den von ihm genannten Reliefen einmal eben nicht die Trias dargestellt, und zweitens finden wir einige Mal brennenden Altar und Pfau zusammen (z. B. Jaumann, Sumlocenne, I. Nachtr. T. VII, 1).

Immer aber haben wir also den Typus der römischen Juno Regina an den von Overbeck zusammengestellten Statuen und Reliefen im Allgemeinen kennen gelernt, und gleichfalls lernen wir schliesslich den der Juno pronuba — wenn wir absehen von dem aus dieser Reihe heraustretenden Sarkophag von Monticelli — aus einer Anzahl von Hochzeitsdarstellungen auf Sarkophagen kennen.

Wenig ergiebig für die Mythologie der Göttin sind die Darstellungen derselben in Vasengemälden freieren und späteren Stils, Grafitti, Wandgemälden u. s. w. (IX. Cap.), obschon allerdings bei manchen derselben statuarische Typen der Göttin zu Grunde liegen mögen. Am meisten Werth legt Overbeck mit Recht auf die thronende Hera in dem Vasengemälde B. (Welcker a. D. V. T. B, 4. Atlas X, 1). Leider ist dasselbe aber nur zum Theil erhalten und das Erhaltene ungenau bekannt. Nur das mag etwa noch hervorzuheben sein, dass, wie auf den späteren Denkmälern überhaupt, so auf diesen Vasenbildern und den Wandgemälden der Schleier immer mehr stehendes Attribut der Göttin wird. Denn von dem Vogel, der auf dem Paris-Urtheil einer Cista neben Hera zu sehen ist, lässt sich ebensowenig sagen, ob er etwa eine Gans sein soll, als von dem auf dem Scepter der Hera in dem eben besprochenen Vasengemälde, ob es ein Kuckuk oder ein Adler sein soll.

Unter den „nach einzelnen Culten modificirten Darstellungen der Hera und Juno“ (im X. Cap.) wird zunächst die Hera Lakinia, die Overbeck ausser auf unteritalischen Münzen in einer Venetianer Büste (Atlas T. IX, 9) erkennen will, mit den Greifen als Schmuck an Stephane oder Stephanos constatirt und letztere im Anschluss an Stephani auf Elemente von kriegerischer, streitbarer Art im Wesen dieser Gestaltung der Hera zurückgeführt. Schon aus Anlass der ältesten Herabilder war ferner von der H. Eileithyia die Rede, da mit Recht von Welcker die Scheere, die sich nach Suidas u. a. in der Hand eines Idols der Göttin befand, auf das Abschneiden des Nabelstrangs ge-

---

Auch kann ich diese Erörterung nicht schliesen, ohne das Bedauern auszusprechen, dass Overbeck über das Vorkommen des Pfaus als Attributs der Göttin allzu schweigsam ist. Wenigstens habe ich z. B. vergebens ein Wort über den Vogel auf der Hand der Göttin in einem rothfigurigen Vasenbild strengen Stils (Atlas T. IX, 21) gesucht, den er selbst (Bildwerke zum theb. u. tro. Heldenkreis S. 220, 51) als einen „undeutlich gemalten Pfau“ bezeichnet.

deutet worden ist. Nach Eudokia hätte sich ein solches Xoanon zu Argos befunden, wo nach Hesychius die Hera als Eileithyia verehrt wurde. Dabei meint aber Overbeck in Fackel und Bogen, welche das Xoanon der Hera in der Berliner Io-Vase in Händen hat, richtige Attribute der Argivischen Hera Eileithyia zu erkennen. Eine Fackel in der Hand trägt denn auch die Juno Lucina (oder Diana) eines römischen Reliefs (Atlas X, 24), während die Münzdarstellungen der Juno Lucina keinen feststehenden Typus zeigen. Auffallenderweise schien es bisher, dass einige Exemplare von Münzen des Trebonianus Gallus mit Darstellungen der Juno Martialis eine Scheere tragen, wobei Overbeck geneigt wäre, an die Göttin der Entbindung zu denken; Sallet in der Numismat. Ztg. III. 1876. S. 265 beseitigt aber jetzt diese Scheere, welche also auch bei Roscher (Hera, S. 49) zu tilgen ist. Sie hält einen Zweig. Die Juno Capitolina mit der Gans auf der Hand (bei Lenormant, nouv. gal. mythol. X, 2) hat schon Stephani als Diana mit einem Reh erwiesen, in der Juno Moneta römischer Kaisermünzen erblickt Overbeck vielmehr Allegorien der kaiserlichen Münze als Darstellungen der Göttin Juno, und schliesst dann den Abschnitt mit Erörterungen über Darstellungen der Juno Sospita auf römischen Familienmünzen, in Statuen und auf Reliefen.

Endlich wird im letzten, XI. Capitel „Von den Mythen der Hera“ der *ἱερὸς γάμος* besprochen. Dabei wird mit Recht unter den von Förster hieher gezogenen Bildwerken bedeutend aufgeräumt. Und wenn Overbeck von dem Relief einer Spiegelkapsel noch zuzugeben geneigt ist, dass hier Zeus und Hera gemeint sein möchten, so kann auch davon heute keine Rede mehr sein, nachdem Stephani als Titel-Vignette zum Compte-rendu de la commission imp. arch. p. l'année 1870/71 ein sehr ähnliches Relief aus Terracotta veröffentlicht hat, wo gewiss Ares und Aphrodite dargestellt sind, die wir darnach auch in der Spiegelkapsel zu erkennen haben (vgl. Ad. Furtwängler in den Jahrbb. f. Philol. 1875, S. 592 f.). Somit bleiben nur übrig eine Metope von Selinunt, das pompejanische Wandgemälde (Helbig n. 114. Atlas T. X, 28) und das archaistische Relief, das einst in der Villa Albani sich befand, nach dem Katalog von 1869 auch noch dort sich befinden soll, aber, was Overbeck (in dessen Atlas auf T. X, 29 eine Abbildung nach einem Gypsabguss sich befindet) nicht bemerkt, mit so manchem andern

von dort verschwunden war und es wohl noch ist. Dass Overbeck die Angaben Jahn's über die Zeichnungen des Codex Pighianus nebst den beigegebenen Tafeln consequent ignorirt, ist schon erwähnt.

Die Eintheilung, in welcher Overbeck die Kunstmythologie des Poseidon darstellt, ist dieselbe wie bei der der Hera, nur mit einer Aenderung, welche wirklich eine Verbesserung ist. Der Abschnitt über das Ideal des Poseidon ist als Schluss-Capitel der I. Abtheilung „Historische Uebersicht etc.“ eingereiht, nicht erst an die Spitze der II. Abtheilung „die erhaltenen Monumente“ gestellt.

Von anikonischen Agalmaten des Poseidon ist mit Sicherheit nichts bekannt; die Erörterung über literarisch überlieferte älteste Poseidondarstellungen bietet nichts Neues; in Betreff der Gestalt des Poseidon in der alterthümlichen Kunst bemerkt Overbeck namentlich (S. 229): „während bei Zeus in den Vasenbildern — das Thronen und Sitzen bedeutend überwiegt, ist Poseidon besonders in den hier in Rede stehenden Vasengemälden nur ganz selten sitzend dargestellt.“

Aus dem Abschnitt (Cap. II) über den Urheber des Ideals des Poseidon mag hervorzuheben sein, dass Overbeck gegenüber den Vermuthungen, Lysipp werde von hervorragender Bedeutung dafür gewesen sein, die athenische Sculptur und auch die Malerei, insbesondere des Euphranor (nach Valerius Max. VIII, 11, 5), betont.

Bei der Feststellung des Ideals Poseidon's geht Overbeck davon aus, dass „der Idealcharakter des Poseidon in der Poesie und in der bildenden Kunst auf zwei Grundlagen ruhe“, „dass er Kronide und Bruder des Zeus“ und „dass er Herrscher des Meeres ist.“ Aus ersterem Moment leitet Overbeck die Zeusähnlichkeit ab, welche Kekulé (Zeitschrift für österr. Gymnas. 1874 S. 490) Conze gegenüber vielmehr aus der «ursprünglichen Natur Poseidons als eines Himmelsgotts und ihrer für alle Folgezeit bindenden Kraft» herleitet. Und wenn man auch den letzteren Standpunkt nicht geradezu theilt, von dem aus für das Zeusähnliche in Poseidon's Wesen allerdings eine tiefergehende Erklärung gesucht werden kann als allein daraus, dass er Zeus' Bruder ist, so ist doch auch nach des Referenten Ansicht Poseidon's Herrschaft über das Meer von Overbeck zu ausschliesslich betont. Jedenfalls muss, selbst wenn man von Darstellungen wie

der des Süsswasser-Poseidon auf einer Vase (S. 217, s. u.), absieht, darauf ausdrücklich hingewiesen werden, dass Poseidon, obgleich Meeresgott, seinen Sitz nicht wie Nereus in der See, oder etwa wie Hades in der Unterwelt, sondern im Olymp hat.

Während bei Zeus mehr die geistige Ueberlegenheit hervorgehoben wird, ist Poseidon mehr der körperlich Gewaltige, *εὐρύστερνος*, er ist ferner mehr leidenschaftlich erregter Natur. Poseidon ist dann als Bruder von Zeus regelmässig nicht jugendlich, sondern als reifer Mann, aber auch nicht wie Nereus als *ἅλιος γέρων*, sondern als *κυανοχαίτης* dargestellt. Wir finden ihn regelmässig stehend oder schreitend, auf dem vaticanischen Relief (Atlas T. XII, 14 vgl. D. d. a. K. II, 73) über die Meereswogen hin gleichsam gleitend, überwiegend fast oder auch ganz nackt, mit gewaltigen Körperformen, wie das am grossartigsten in dem Fragment vom Parthenon der Fall ist. Die dem Poseidon speciell eigene Stellung ist dann bekanntlich die, wo er den einen Fuss hoch aufgestellt hat und den einen Arm auf dem erhobenen Schenkel ruhen lässt, mit dem andern hoch erhobenen Arm sich auf den Dreizack stützt. Overbeck betont diese Stellung vielleicht zu sehr, da nach ihm selbst (S. 278) nur Vasenbilder des III. Jahrhunderts und Münzen aus dem Ausgang des IV. sie zeigen. Die ältesten sicher datirten sind ja die des Demetrios Poliorketes von 307, während Overbeck von den bruttischen[16]) meint, dass sie zwar nicht viel, doch etwas älter sein dürften. Und auch jetzt noch gelangt diese Stellung nicht so zur Herrschaft, wie man wohl geneigt ist sich vorzustellen. Im Grunde scheint sie nicht einmal unter den erhaltenen Statuen und Statuetten, oder sonstigen Bildwerken, mit Ausnahme der geschnittenen Steine, zu überwiegen.

Unter den erhaltenen Statuen und Statuetten haben sie nur drei, die berühmte im Lateran, eine kleine bisher unedirte in Villa Albani und eine Dresdener. Dagegen zeigen alle anderen Statuen, insofern Overbeck mit Recht die Darstellungen, wo der Gott den einen Fuss nicht eigentlich aufgestützt, sondern nur auf irgend ein Attribut aufgestellt hat, wie die eine Dresdener Statue und eine Statuette in Wien, hierher zählt, den Gott auf beiden Beinen stehend. So die von Overbeck zum ersten Mal in

[16]) Die Abbildung auf Münztafel VI, 1 giebt durch Versehen BPETTION statt BPETTIΩN.

besseren Abbildungen bekannt gemachten Statuen zu Madrid und zu Scherschell, und so ebenfalls sämmtliche Statuetten.

Den Gesichtsausdruck des Poseidon bestimmt Overbeck (S. 254 f.) dahin, dass er entweder mehr eine thatkräftige, erregte Natur, oder auch die die Leidenschaft ablösende Abspannung, oder endlich gespannte Aufmerksamkeit zeige. Wenn es ihm aber schon schwer wird, mittelst des Ausdrucks namentlich die erste Klasse etwa gegen die der Köpfe des donnerfrohen Zeus abzugrenzen, so erklärt er (S. 255), dass es vollends sehr schwer sei, über die Merkmale und Eigenthümlichkeiten, durch welche sich Poseidon- von Zeusköpfen in den Formen unterscheiden, Gemeingiltiges aufzustellen. Zugegeben. Aber Overbeck hat sich die Sache doch noch schwerer gemacht als sie ist.

Wir finden auf Tafel XI des Atlasses die Köpfe der Statuen im Lateran, zu Scherschell, Madrid, in Villa Albani, im Vatican und die der beiden Dresdener, ferner die bekannte Büste im Museo Chiaramonti, eine zweite kleinere unedirte daselbst und eine colossale unedirte in Syrakus, endlich ein bis jetzt ebenfalls so gut wie unpublicirtes Relief-Medaillon vom Augustusbogen in Rimini und den Kopf des Poseidon in dem neugefundenen Relief von Palermo.

So dankbar man nun Overbeck für die Publicationen sein wird (warum fehlt der Kopf des Münchner Frieses?), so wird man doch sagen müssen: bei Feststellung des Poseidon-Ideals hat man von einigen dieser Köpfe zunächst einfach abzusehen; so von denen der beiden Dresdener Statuen, von deren einem Hettner (Bildwerke in Dresden 2. Aufl. n. 309) sagt, dass er stark überarbeitet sei, während er die andere Statue (a. a. O. n. 300) als eine rohe Copie nach einem guten Vorbilde bezeichnet, wobei das Gesicht dann doch sicher am meisten zu kurz gekommen ist, ferner von dem der Verospi'schen Statue, da man nicht weiss, ob er einem Poseidon wirklich gehört hat, eben deshalb von dem colossalen Kopf in Syrakus, aber auch von einem wesentlich ornamentalen Relief aus der römischen Kaiserzeit.

Overbeck verhält sich seinerseits mehr ablehnend gegen die Büste des Museo Chiaramonti, welche man bisher für die am meisten charakteristische gehalten hat, und betont dem gegenüber, in gewissem Sinne mit Recht, die sicheren Poseidonköpfe der Statuen. Aber indem nun diese zum Theil etwas verflacht — bei aller Anerkennung der Vorzüglichkeit des Atlasses kann

diess nicht verkannt werden — und daneben Poseidonköpfe, welche kaum noch etwas Charakteristisches haben oder auch gar keine Poseidonköpfe sind, zur Abbildung kommen, verflüchtigt sich das Bild des Gottes, wie es aus der Literatur vor unseren Augen steht, statt an Deutlichkeit und Lebendigkeit zu gewinnen. Fasst man dagegen die am meisten charakteristischen Züge der zweifellosen Poseidonköpfe in's Auge, und hält damit die Büste Chiaramonti zusammen, so wird man hier nichts finden, als einen besonders scharf und individuell charakterisirten Poseidonkopf, wie diess sich im Grunde Overbeck selbst nicht verbergen kann.[17])

In Betreff der Poseidon-Darstellungen auf Münzen hebt er besonders hervor (S. 297 f.), dass der Gott hier verhältnissmässig häufig sitzend oder thronend erscheint, wobei übrigens das oben S. 46 Gesagte zu beachten sein mag, in Betreff der Gemmen, dass, wie schon Winckelmann bemerkt hat, bei den Büsten gewöhnlich ausser Kopf und Hals ein Theil des Körpers, namentlich aber Brust und Schultern mit dargestellt sind (Overbeck S. 276 und 400).

Von den hergehörigen Reliefen ist natürlich der Fries in München mit dem Hochzeitszug Poseidon's mit Amphitrite weit das wichtigste. Overbeck giebt eine Abbildung auf T. XIII in einer Reihe, wobei einmal das unglückliche Format der Tafeln Verwendung findet, die aber trotz dem offenbar darauf verwandten Fleiss nicht ganz gelungen ist. Referent hält den Fries seinerseits trotz Overbeck's Einwendungen für Skopas'isch. Indem hier wegen des Formcharakters auf das Schriftchen „über die Venus von Milo“ S. 31, wegen der Composition auf Brunn's feinsinnige Erörterungen in den Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen Classe der Münchner Akademie 1876 S. 342 ff. im Allgemeinen verwiesen wird, soll nur das aus letzterem herausgehoben werden, dass das „Spielende“ in der Verwendung der Eroten durch die glückliche Vermuthung Brunn's allerdings beseitigt würde, wonach der eine Amor auf Ergänzung beruht, und der dritte von den drei übrigbleibenden gleich den beiden andern ursprünglich die Zügel der Seethiere gelenkt hat, worauf

---

[17]) Das Argument aus der „eigenthümlich stumpfen Nase“, welche sich „nur bei Wesen eines niedern Ranges in der griechischen Kunst zu finden pflegt,“ zieht bei dem Referenten nicht, nach dessen Ansicht die herrschende Vorstellung von den griechischen Nasen allzustark durch die zahllosen an Stelle der verlorenen ächten angeflickten modernen charakterlosen sog. griechischen Nasen beeinflusst ist.

die nach Beseitigung des vierten übrig bleibende Dreizahl von Eroten, wenigstens der Zahl nach, auch mit der Gruppe des Eros, Pothos und Himeros von Skopas stimmt.

In dem X. Capitel über einige besondere Gestaltungen des Poseidon wird ausgeführt, dass daraus, dass der Name *ΑΣΦΑΛΙΟΣ* dem Poseidon mit aufgestütztem Fuss auf Münzen von Ephesos beigeschrieben ist, noch nicht hervorgehe, dass dieser Poseidon-Typus von Anfang an an den Poseidon *Ἀσφάλειος* und nur an den Poseidon *Ἀ.* geknüpft gewesen sei. Es folgt die Aufzählung von Münzen mit Darstellung des Poseidon *Ἵππιος*, endlich Erörterungen über Poseidon ohne Dreizack, Poseidon mit dem Schleier, und Darstellungen des jugendlichen Poseidon.

Eine Bronzestatuette des Poseidon *Ἵππιος* hat Overbeck dann mit weiteren Ausführungen über diese Gestaltung des Poseidon in dem Aufsatz über eine Erzstatuette im Besitze des Herrn Ráth in Budapest, welche den rossebändigenden Poseidon darstellt, in den Berichten der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, phil.-historische Classe, Leipzig 1875 S. 1 ff., mit einer Tafel veröffentlicht.

Eine Darstellung, die offenbar den „Süsswasser-Poseidon“, (etwa Poseidon *φυτάλμιος*) meint: Poseidon auf einem Stiere reitend, lange Zweige in den Händen tragend, während die Rückseite den ebenfalls auf einem Stiere reitenden, epheubekränzten Dionysos zeigt, und welche Overbeck nicht hier, sondern oben S. 217 gelegentlich bespricht, wird doch wohl am Richtigsten hier erwähnt.

Im XI. Capitel spricht Overbeck vom Poseidon 1) als Gigantenkämpfer und 2) in Liebesverbindungen. Nachdem einige nicht näher zu bestimmende „Verfolgungsscenen“ aufgeführt sind, folgen Darstellungen der Liebe des Poseidon zu Aethra, Alkyone, Arne, Beroë, Kyme, letzterer, insofern Ov. geneigt ist, nach O. Jahn gegen Stephani und Wieseler das von Poseidon entführte Weib auf Münzen von Kyme so zu nennen, und Salamis. Die von Gädechens auf Poseidon's Liebe zu Theophane bezogenen Darstellungen (s. u.) weist Overbeck als solche ab. Die Liebe des Gottes zu Tyro ist er dagegen geneigt, wieder mit Jahn, auf einem etrusc. Spiegel (Gerhard I Taf. 113) zu erkennen. Und auch das Liebesverhältniss des Poseidon zu Pelops glaubt er nach Stephani und O. Jahn auf zwei Vasen aus Ruvo erkennen zu sollen.

Das XII. und Schlusscapitel gehört Amphitrite und Amymone. Von dem Mythus, wonach Poseidon an die zu Atlas geflüchtete Amphitrite zuletzt den Delphin gesandt hat, der sie ihm dann bringt ([Eratosth.] catast. 31), findet Overbeck mit Stephani eine Darstellung auf einer Vase zu Petersburg (Stephani Nr. 2164), und er ist geneigt auch in der Nereide zu Venedig die vom Delphin zu Poseidon getragene Göttin zu sehen. Den Mythos vom Raube der Amphitrite auf Naxos erblickt Overbeck mit Logiotatides auf einer Pyxis zu Athen (Heydemann, griechische Vasen-B. 71, 2), auf Vasen in Petersburg (1531) und Würzburg (Gerhard, A. V. B. Bd. III, T. 182), endlich einem Wandgemälde (Helbig Nr. 1092). Den Hochzeitszug stellt in einer an das Münchner Relief erinnernden Weise ein pompejanisches Mosaik dar (Atlas Taf. XIII, 13). Mehr die Fahrt des Meergötterpaares durch sein Reich schildert ein Mosaik aus Constantine im Louvre (Atlas Taf. XIII, 12); ob diese oder wohl eher die Entführung auf einer Berliner Gemme (Tölken, Verz. 452) gemeint sei, lässt Overbeck unentschieden. Nicht genügend erklärt ist ein Vasenbild zu Würzburg (Urlichs No. 335).

Die schwierige Frage über Darstellungen von Amphitrite allein, welche Overbeck zum Schluss und Imhoof-Blumer S. 404 ff. bespricht, kann hier nur berührt werden.

Die zahlreichen Vasenbilder, welche Poseidon und Amymone darstellen, bestätigen nach Overbeck, was Jahn mit Recht aus Lukian (diall. deor. mar. 6) und den wenigen damals bekannten Vasenbildern geschlossen hatte, dass der Satyr, welchen in verschiedener Wendung Apollodor und Hygin in die Sage einführen, nicht nothwendig zum Mythus gehört (S. 377). Von drei Vasengemälden, in welchen Satyrn vorkommen, greift höchstens in einem einzigen (Atlas T. XIII, 4) ein Satyr wirklich in die Handlung ein, man sieht aber nicht wie. Die drei figurenreichen Vasen späten Stils aus Lucanien, welche ausser einer Anzahl Nebenfiguren statt der etwaigen Andeutung von Quellen ganze Brunnenhäuser enthalten, geben Overbeck zu ausführlichen Erörterungen Anlass. Für den Mythus wird damit, wie regelmässig bei derlei Gemälden, nichts gewonnen. Die Brunnenhäuser dienen ja offenbar einfach demselben Zweck der decorativen Raumfüllung, wie andere Male ein Grabmal, ein Palast, ein Tempel u. dgl. Interessanter ist, dass auf einer Vase (Atlas T. XIII, 11. Él. cér. III, 30)

vor dem Brunnenhaus eine Art Grotte sich wölbt, in der Poseidon und Amymone sitzen, worin schon Welcker (zu Müller's Arch. § 356, 3) „ein Wassergewölbe, einen Thalamos wie Philostratus (Im. II, 8) einen beschreibt", erkannt hat. Unter den „sonstigen Kunstwerken" mit Poseidon und Amymone vermisst man ein Relief in Bologna, das Conze im Arch. Anz. 1867 S. 89 beschrieben hat, das Referent selbst aber freilich nicht aus eigener Anschauung kennt oder in Erinnerung hat.

Referent glaubte bei einem so werthvollen Unternehmen ausführlicher sein zu müssen, um so mehr, je weniger Menschen die Musse haben werden, das Buch zu lesen. Möchte doch Overbeck der Pflicht gegen seine Nebenmenschen eingedenk sein und die weitschweifige Redseligkeit in etwas eindämmen! Und selbst, wenn er diess nicht will, wozu in einem und demselben Bande z. B. dieselbe Reihe von Citaten bei den Statuen wiederholen, die wir schon bei den Köpfen derselben lasen?

Overbeck's Kunstmythologie zur Seite getreten ist ein Werk, das schon vollendet vorliegt, das aber freilich sich auch eine viel begrenztere Aufgabe gestellt hat:

Alex. Conze, Heroen und Göttergestalten der griechischen Kunst. In zwei Abtheilungen. Zusammen $14^1/_2$ Bogen Text und 106 Tafeln, autographirt von Joh. Schönbrunner. Wien 1874/75.

Conze giebt selbst kurz und bündig an, was in diesem Werke geleistet ist. „Nicht alles, was man unter dem Namen einer Kunstmythologie zusammenzufassen pflegt, soll hier behandelt werden, namentlich sollen nicht Göttergeschichten erzählt und durch Darstellungen der antiken Kunst illustrirt werden. Ich will mich im eigentlichen Sinne auf die Gestalten der griechischen Götter und etwa Heroen beschränken und kurz gesagt, vor Allem die Geschichte ihrer künstlerischen Gestaltung in den Hauptzügen zu entwerfen suchen."

Wie schon der etwas ungefüge Ausdruck errathen lässt, ist das Thema in Betreff der Heroen nicht genau umgrenzt. Aufgenommen sind nämlich von Conze sämmtliche Göttergestalten nebst ihrem Gefolge, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, von den Heroen einige wenige.

Den Anfang machen Zeus (T. I—IV) und Hera (V—VIII).

Auf Hades (IX u. X) [18]) folgt ausser Serapis (XI), Kerberos, Eidolon, Erinys (XII—XIV). An Poseidon (XV u. XVI) reihen sich Meergötter, Triton, Nereide und Skylla, Flussgott, Neilos, Nymphai (XVII—XXII). T. XXIII enthält dann Kronos, der im Text wegen der dem Hades entlehnten körperlichen Bildung nach den Unterweltsgöttern aufgeführt ist. Es folgt Pallas Athena (XXIV—XXVIII), welcher Medusa, Nike und — kunstmythologisch richtig, während ihr mythologischer Platz ein anderer wäre — Amazonen (XXIX—XXXIII) angeschlossen sind. Nun kommen Hephaistos (XXXIV—XXXVI) und, nachdem Hestia nur im Text Erwähnung gefunden, Aphrodite (XXXVII—XLIV) mit Eros und Psyche, wobei dann auch die „Eroten" namentlich in ihrer Verwendung auf Gräbern erörtert werden (XLV—XLIX). Es folgen Ares (L u. LI), Demeter und Persephone (LII—LV) nebst Gaia (LVI), Apollon (LVII—LXIII), Artemis mit Hekate (LXIV—LXVIII), Hermes (LXIX—LXXII), Dionysos mit seinem Gefolge, Priapos, Seilenos, Satyrn und Kentauren, Pan und Mainas (LXXIII—LXXXV), hierauf die weiblichen Göttergruppen der Moiren, Chariten, Horen, Musen, Sirenen (LXXXVI—XCII), hernach, wohl als Anhang zu den grossen Göttern, Asklepios, Hypnos, Lichtgötter, Windgötter, dabei auf eigener Tafel Boreas und Oreithyia (XCIII—XCVII), endlich von Heroen: Herakles (woran die Giganten gereiht sind), Paris, Theseus, Triptolemos (XCVIII—CVI). Wie man sieht, ist unter den Heroen eine einsichtige, aber beschränkte Auswahl getroffen.

Um seine Absicht auszuführen, eine historische Uebersicht über die Entwicklung der Idealgestalten zu geben, sah sich Conze freilich genöthigt, verhältnissmässig viel Abbildungen aus Vasengemälden zu geben. Aber namentlich bei einem Werk von populärer Bestimmung wünscht man doch, wie dies noch mehr als Bursian (in der Jen. Lit.-Ztg. 1875, S. 653) Kekulé (in der Z. f. ö. G. 1874, S. 489 f.) betont hat, die Werke der untergeordneten Denkmälergattungen bedeutenderen Werken auch wirklich mehr untergeordnet zu sehen, und vermisst man jedenfalls Werke, wie den Ludovisischen Junokopf, die Hestia Giustiniani, die Aphrodite von Milo, die Artemis von Versailles. Letzteren wird Conze wenigstens im Texte gerecht. Den Kopf

[18]) Das Vasenbild IX, 1 ist, wenigstens in dem vorliegenden Zustande, wohl ohne Zweifel unächt. Vgl. Kekulé in der Z. f. ö. Gymn. 1874, S. 490 A.; und in IX, 2 ist mit Bursian (Jenaer Lit.-Ztg. 1875, S. 653) in der Gestalt, in der Conze eine Erinys erblickt, vielmehr eine Hekate zu erkennen.

in der Villa Ludovisi hält er, wie wir schon oben S. 44 sahen, für eine „junghellenische Bildung, eine Arbeit aus römischer Zeit“ und eher als für eine Juno etwa für eine Venus Regina, eine Erscheinungsform der Venus übrigens, welche sich, wie schon Kekulé bemerkt, überhaupt nicht wird nachweisen lassen.[19]) Den Neapler Junokopf will er ebenfalls nicht als solchen anerkennen. Doch erhalten wir wenigstens eine Abbildung des letzteren, zusammen mit dem Herakopf aus Girgenti, nicht aber des ersteren.

In Betreff der Vesta Giustiniani lässt sich freilich streiten. Aber wenn Conze trotz seiner Ansicht dem Neapler Herakopf einen Platz gönnt, warum nicht auch ihr, und wenn endlich Conze dieser Statue einen Platz versagte, warum nahm er nicht eine andere Darstellung dieser Göttin auf? Wie Hestia ausgefallen ist, so ist Poseidon, wie dies Kekulé (a. a. O.) ausführt, wenigstens sehr zu kurz gekommen. Namentlich den Ersatz, den Conze für eine Büste des Poseidon mit dem Kopf eines „Flussgottes“ im Vatican bieten will, können auch wir nicht anerkennen. Denn das von Conze gewiss mit Unrecht als Flussgott bezeichnete Meerwesen ist eine bildliche Personification des Elements, wie Kekulé das ausführt, und als solches wesentlich verschieden von der Idealgestalt des meerbeherrschenden Gottes.

Auch gegen die Anordnung haben Bursian und Kekulé berechtigte Einwendungen erhoben. Man ist z. B. überrascht, die Giganten statt an Gaia an Herakles angereiht zu finden. Triptolemos fände seinen Platz wohl am Besten nach Demeter und Kore, Asklepios nach Zeus u. s. w. Conze ist selber im Texte in zwei Fällen von der Reihenfolge der Tafeln abgewichen. Im Texte finden wir Ares statt zwischen Eroten und Demeter, zwischen Amazonen und Hephästos, und Kronos zwischen Unterwelt und Poseidon, statt zwischen den an Poseidon gereihten anderen Wassergöttern und Athene. Jeder Kundige weiss übrigens, wie schwierig gerade vollends eine kunstmythologische Anordnung ist, welche den mythologischen und den künstlerischen Gesichtspunkten Rechnung tragen soll.

In Betreff der Ausführung der Tafeln warnt Conze selbst vor allzugrossen Erwartungen, einmal wegen des seiner Leichtig-

---

[19]) Conze hatte dabei vielleicht das Horazische: O Venus regina Cnidi etc. (C. I, 30, 1 vgl. III, 26, 11) im Ohr, ohne sich dessen bewusst zu sein. Denn natürlich weiss er wohl, dass sich daraus auf eine Venus Regina nicht schliessen lässt.

keit wegen gewählten Verfahrens des lithographischen Umdrucks, dessen Leistungsfähigkeit sehr begrenzt ist, dann weil er fast durchaus auf die Nachbildung vorhandener Abbildungen angewiesen war. Nur bei ein Paar Nummern (I, 6, Relief eines Blitzes nach einem Abguss in Bonn, LII, 2 Aehren und Mohn, vergrössert im Anschluss an Münztypen und 3 Demeter [sicilische Terracotte], LXXXIV, 2 Pan) finden wir, bei letzterem neben Pashley, unedirte Zeichnungen oder Skizzen benutzt. Leider musste unter den angegebenen Umständen auch die Angabe der Ergänzungen unterbleiben.

Was den Text betrifft, so gibt er in klarer Uebersichtlichkeit eine Geschichte der aufgezählten Idealbildungen. Wenn dabei Conze anders als Overbeck, der dem aus dem Wege geht, von der ursprünglichen Naturbedeutung ausgeht, so kann man sich nur freuen, beim Lesen dieser auf wenige Sätze zusammengedrängten Darlegungen auf's Neue bestätigt zu finden, dass unter nüchternen und unbefangenen Forschern eine weit grössere Uebereinstimmung herrscht, als die Gegner und Verächter mythologischer Forschung sich und anderen gerne glauben machen möchten.

Dass viele Fragen der Erledigung harren, dass man in manchen Capiteln noch im Dunkeln tappt — ich rechne dazu namentlich auch die Mythologie der Hera, deren Behandlung bei Conze auch in rein mythologischer Hinsicht zu mehr als einem Bedenken Anlass giebt — spricht doch nicht gegen die Wissenschaft der Mythologie überhaupt. In einigen Capiteln macht sich diess, aber zum Theil nicht ganz ohne Schuld des Verfassers, besonders bemerklich. So eben in dem wohl überhaupt am wenigsten gelungenen, freilich auch besonders schwierigen Capitel von Hera. Die Frage, ob Hera ursprünglich Himmels- oder Erdgöttin war, sucht Conze durch die Annahme einer zwiespaltigen Bedeutung von Hera oder Dione-Juno zu lösen. Nachdem Ref. sich darüber schon bei Besprechung von Roscher's Schrift geäussert hat, so mögen hier nur noch einige Bemerkungen über Conze's weitere Ausführungen Platz finden. Namentlich ist man überrascht, gleich vorn der italischen Juno Sospita zu begegnen, und dann doch wieder die Sache so dargestellt zu finden, als sei diese Göttin erst durch die Antonine auf römische Münzen gekommen, was doch, wie Conze gewiss weis, schon zur Zeit der römischen Republik geschehen ist. Irrig ist es, wenn gesagt wird,

dass auch in Platää hölzerne Bretter Bilder der Hera vertraten — es wurden Schnitzbilder angefertigt —, und dass Referent dem Schleier keine so hervorragende und ausgedehnte Bedeutung als Attribut der Hera zuschreiben kann, ist schon oben bei Gelegenheit von Overbeck's „Hera“ ausgeführt worden. Nicht recht verständlich ist, was Conze S. 15 sagt: „(Poseidon) versöhnt sich und aus der Vereinigung der verschiedenen Himmelsmächte, des himmlischen Wassergottes Poseidon und der Lichtgöttin Athene, entsteht der Pflanzenspross.“ Der Oelbaum? oder Theseus als Sohn von Aigeus = Poseidon mit Aithra = Athene? (Vergl. Burs. a. a. O.). Conze meint wohl ersteren, aber woher kennt er die Vereinigung von Poseidon und Athene zur Schaffung des Oelbaums? Bursian merkt noch an, dass Conze S. 20 irrig Nike eine Tochter von Zeus nenne, und tadelt ferner die Erklärung der Neunzahl der Musen (S. 43), ebenso spricht er sich gewiss mit Recht dagegen aus, dass der Esel einfach desswegen stehendes Abzeichen der italischen Vesta geworden sein soll, „weil die Festfreude am Tage der Vesta im Juni auch den Eseln, die in der Mühle gingen, zu Gute kam“ (vgl. darüber des Verfassers Hestia-Vesta S. 337). Referent hat freilich noch über manches abweichende Ansichten, so gleich Bursian über Hermes' Persönlichkeit, der nach Conze seiner ursprünglichen Grundbedeutung nach nicht ein Windgott sondern ein Regengott gewesen sein soll, woraus es ihm dann natürlich nicht gelingen kann, die Eigenschaften der idealmenschlichen Persönlichkeit des Gottes abzuleiten[20]), so über die vielleicht nicht mit solchem Unrecht, wie man jetzt gewöhnlich annimmt, sogenannten Genien in Gestalt von kleinen Eroten u. dergl. Ueber des Referenten abweichende Auffassung des Typus der praxitelischen Aphrodite muss er einstweilen auf Arch. Zeitg. 1872 S. 107 f. und „Venus von Milo“ S. 29 ff. verweisen. Wegen der Geschichte des Eros-Ideals sind jetzt die trefflichen Bemerkungen Brunn's über den Poseidonfries (s. o. S. 53) zu vergleichen.

Und nun nur noch eins! Bei einer neuen Auflage wird Conze gewiss manchem einen Gefallen thun, wenn er Vergleiche unterlässt, wie die, wenn er die Athene einen Minister idealen Stils, Hermes einen idealen Kavass nennt, oder wenn er, nachdem er von den nach den Perserkriegen neuauflebenden, den

[20]) Auch der Stab des Hermes hängt doch wohl ohne Zweifel mit der Wünschelruthe zusammen.

Heraklesmythen nachgebildeten Theseussagen gesprochen, hinzufügt: „Es war, wie wenn heute neue Kriegshelden nach der Melodie von Prinz Eugen besungen werden.“

Doch genug von diesen kleinen Ausstellungen. Scheiden wir mit dem aufrichtigen Danke dafür, dass Conze sich entschlossen hat, diese so überaus nützliche Arbeit zum Gemeingut zu machen.

In dem Aufsatz von

Fr. Schlie über die Bildung griechischer Götterideale besonders des Zeus und der Hera, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1874 Nr. 295 und 296

erhalten wir von einem kenntnissreichen Forscher eine populäre Uebersicht.

Ein vor kurzem im Druck erschienener Vortrag von Kekulé „über die Entstehung der Götterideale der griechischen Kunst (Stuttgart 1877)“ wird uns wohl Anlass geben, im nächsten Bericht darauf zurückzukommen.

Wenn schliesslich noch das Heft von

Döhler, Entstehung und Entwickelung der religiösen Kunst bei den Griechen, Berlin 1874. 47 S., aus der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

erwähnt werden soll, so kann nur bemerkt werden, dass dieser wohlgemeinte Versuch, ein eben so wichtiges als schwieriges Problem zu lösen, mit ganz ungenügender Kraft und Vorbereitung unternommen worden, so dass das Büchlein von Irrthümern strotzt, und dass der Verfasser sich auch nicht einmal darüber klar geworden ist, worin das Wesentliche der Aufgabe liegt, die er sich damit gestellt hat. (Vgl. die Rec. von Gädechens in der Jen. Lit.-Ztg. 1875 S. 302 ff.)

Es wäre nun hier noch der Ort, der Arbeiten über neugriechische Mythologie zu gedenken, insofern sich noch Reste aus dem Alterthume erhalten haben und zur Beleuchtung der altgriechischen Mythologie verwendet werden können. Referent muss sich aber für jetzt bescheiden, die betreffenden Schriften vorzumerken und ein Referat über dieselben einem späteren Bericht vorzubehalten.

Es sind folgende Werke von Neugriechen:

Ν. Γ. Πολίτης, μελέτη ἐπὶ τοῦ βίου τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων. Τόμος πρῶτος. Νεοελληνικὴ μυθολογία. μέρος ά. (τὸ σύμπαν.

φυσικὰ φαινόμενα. Ὀλύμπιαι θεότητες. Ἐνάλιαι θεότητες. Ἐπίγειοι θεότητες. Καλλικάντζαροι. Νεράϊδες. Στοιχειά. Δράκοντες. Λάμιαι. Στρίγγλαι. Μοῖραι). Athen 1871, 43 und 204 S. *μέρος β.* (mir noch nicht zu Gesicht gekommen) 1874.

(vgl. die Rec. des 2. Theils von Tozer in Academy VIII. 1875, S. 298).

Γ. Λουκᾶς, φιλολογικαὶ ἐπισκέψεις τῶν ἐν τῷ βίῳ τῶν νεωτέρων Κυπρίων μνημείων τῶν ἀρχαίων. Τόμος I, μέρος 1, *μυθολογία τῶν Κυπρίων, μέρος* 2, *ἤθη, ἔθιμα καὶ δοξασίαι αὐτῶν.* Athen 1874, 20 und 200 S. 8.

(vgl. die Rec. beider Schriften von B. Schmidt in der Jen. Lit. Ztg. 1875, S. 670 f.) und der Aufsatz von

M. G. Perrot, quelques croyances et superstitions populaires des Grecs modernes, notes recueillies en Grèce, im Annuaire de l'Association pour l'encouragement des études grecques VIII. 1874 p. 373—406 und in des Verfassers Mémoires d'archéologie, d'épigraphie et d'histoire. Paris 1875.

Viel Neues ist nach den Referaten von Schmidt und Tozer in den beiden grösseren Werken nicht enthalten. Schmidt hebt aus dem I. besonders „das über den Besuch der Neugeborenen durch die Mören nach dem Volksglauben der Kasier Mitgetheilte" und „einige Einzelheiten in dem Abschnitt über die Neraïden", aus dem II. die ausführliche Beschreibung der Hochzeitsgebräuche hervor.

Perrot's Aufsatz enthält, um dessen Inhalt wenigstens kurz zu verzeichnen, ausser einer verständigen orientirenden Einleitung, eine „Légende de la Vénus Corinthienne" und behandelt dann, während er in einem II. Cap. von den Erinnerungen spricht, welche die Vermessung des Bodens durch die Römer, der „Cadastre" zurückgelassen habe, „La figure d'une truie, indice des trésors cachés", und IV „la divination par l'inspection des os d'un mouton et par le vol des oiseaux".

Endlich führe ich hier aus Perrot's Aufsatz noch folgendes Werk an:

Churmuziadis, *περὶ τῶν ἀναστεναρίων καὶ ἄλλων τινῶν παραδόξων ἐθίμων καὶ προλήψεων.* Konstantinopel 1873.

Der Verfasser giebt nach Perrot einen interessanten Bericht über Ceremonien in Thälern des östlichen Thraciens, in welchen er Reste des orgiastischen Cultus des Bacchus erkennen will. Perrot bemerkt aber mit Recht, man finde in Thracien und Kleinasien auch sonst noch orgiastische Bräuche; der Tanz der Anastenarioi, wie ihn der Verfasser beschreibe, ähnele dem der Derwische. Es sei nur „difficile de distinguer ce qui, dans ces ressemblances, provient d'une imitation, d'une transmission directe, et ce qui s'expliquerait suffisamment par le caractère du peuple, les analogies de la situation et du milieu."

Die Schriften aus dem Jahre 1873, welche von dem griechischen Cultus handeln, sind bereits in dem Bericht über die griechischen Alterthümer besprochen; so die dritte Auflage des II. Bands des Hauptwerks auf diesem Gebiet, Schömann's musterhafte Darstellung der griechischen Alterthümer, der ausser den internationalen Verhältnissen das Religionswesen behandelt (S. 1335 ff.), so das unbedeutende Programm von Bader „de diis *πατρῴοις*" (S. 1384 f.), so die Schrift von Foucart, „des associations religieuses chez les Grecs" nebst den beiden verwandten auf dem Grenzgebiet der socialen und scenischen Alterthümer sich bewegenden Schriften, der Schrift desselben Verfassers „de collegiis scenicorum artificum" und der von Lüders über „die Dionysischen Künstler" (S. 1387 ff.). Ebenso ist I, S. 1385 f. auch schon der religiösen Seite der Schrift von Spyridon P. Lampros „de conditorum coloniarum-indole" Erwähnung geschehen.

Referent behält sich dagegen vor, sowohl einschlägige Partien der grösseren Werke, als auch Specialschriften noch gelegentlich zu berücksichtigen. Ueberhaupt, so gerne bei der erdrückenden Fülle des Materials hier davon Umgang genommen wird, über diese Schriften zu referiren, so darf dies doch nicht geschehen, ohne dass ausdrücklich bemerkt wird, dass nach des Referenten Auffassung eine wissenschaftliche Behandlung der sog. „griechischen und römischen Mythologie" nur innerhalb des Rahmens der Gesammtgeschichte sämmtlicher Aeusserungen des religiösen Lebens der Griechen und Römer möglich ist.

Darum möchte ich die im Jahresbericht noch nicht besprochenen, mit reichlichen Citaten versehenen Ausführungen eines Neugriechen über den griechischen Tempel als Stätte des Cultus hier gleich ebenfalls wenigstens noch aufführen. Ich meine die von 1872/75 erschienene Abhandlung von *Εὐθ.*

Καστόρχης, περὶ τοῖ ἀρχαίου Ἑλληνικοῦ ναοῦ, ὡς χῶρου τῆς τοῦ θείου λατρείας im *Ἀθήναιον*, Bd. 1. Athen 1872. Bd. II, 1874. Bd. III, 1875. Bd. IV, 1875/76.

Der Verfasser handelt in verständiger Anordnung (Bd. I, S. 384—401) *περὶ τῆς ἱερότητος τοῦ χώρου ἐν ᾧ ὁ ναός*, 2) *περὶ τοῦ ναοῦ καὶ τῶν μερῶν αὐτοῦ κατὰ τὸ παρακείμενον σχεδιογράφημα αὐτοῦ* (von Bötticher, obwol der Verfasser auf dessen gleich nachher zu besprechende irrige Theorie sich nicht einlässt), II) *περὶ τοῦ σηκοῦ* (Bd. II S. 301—316) und III) *περὶ τῶν τῆς λατρείας ἀγαλμάτων* (Bd. III S. 277 ff. und IV S. 55—75).

Endlich aber soll noch wenigstens ganz kurz eine kleine Schrift eines Schülers von Brunn erwähnt werden, welche gegen einen verbreiteten Irrthum auf dem Gebiete der Lehre von den griechischen Tempeln gerichtet, und über welche bis jetzt ebenfalls im Jahresberichte noch nicht berichtet ist:

Leop. Julius, über die Agonal-Tempel der Griechen. München 1874. 46 S.

widerlegt, wie diess gleichzeitig durch Petersen in seinem schon 1873 erschienenen Buche über Pheidias (s. Jahresbericht I, S. 1651 f.) geschehen ist, die Theorie Bötticher's, wornach nur ein Theil der hellenischen Tempel wirkliche Cult-Tempel, andere, die von ihm sogenannten Agonal-Tempel, nur tempelförmige Bauwerke, namentlich auch der Parthenon zu Athen und der Zeus-Tempel zu Olympia, gleich ihren Goldelfenbeinbildwerken, ohne gottesdienstliche Bestimmung gewesen sein sollten. Referent hat freilich überhaupt nie begreifen können, dass diese Theorie, welche übrigens Stark schon im XVI. Band des Philologus angegriffen hat, nicht sofort allgemein abgewiesen worden ist. Allein da sie im Gegentheil selbst bei bedeutenden Gelehrten Zustimmung gefunden hat, so ist die kleine Schrift, auch noch nach Petersen's Ausführungen, verdienstlich und anerkennenswerth. Selbst jetzt noch, wo die Ausgrabungen in Olympia jeden Zweifel an der gottesdienstlichen Bestimmung des Tempels in Olympia beseitigen, ist es immer ein Verdienst, dass der Nachweis, dass diess mit unserem sonstigen Wissen übereinstimmt, noch vorher, nicht blos von einem bewährten Forscher, wie E. Petersen, sondern auch von einem jüngeren Fachgenossen für alle Unbefangenen, die nicht schon selbst von der völligen Haltlosigkeit von Bötticher's Theorie überzeugt waren, geliefert worden ist.

Mit Recht bemerkt der Verfasser auch noch in seinem Schlusswort: „die ganze Theorie Bötticher's beruht auf dem Irrthum, dass Cultus und Fest zweierlei sei“.

Ohne Zweifel haben Fest und Festzug der grossen Panathenäen einen anderen Charakter als so manche alterthümliche Feste und Pompen. Aber der Unterschied zwischen ihnen ist ein historischer, nicht ein dogmatischer. Dasselbe gilt vom Parthenon und seinem Goldelfenbeinbild gegenüber dem Xoanon der Polias und dem Poliastempel, insofern dessen Raumeintheilung wenigstens stets beibehalten wurde[21]).

Von umfassenderen Werken über römische Mythologie und Religion ist nur ein einziges zu verzeichnen:

G. Boissier, la religion Romaine d'Auguste aux Antonins. Paris 1874. I. Bd. XI u. 450 S. II. Bd. 464 S.

Der Verf. fasst seine Aufgabe im weitesten Umfang. Er will nicht bloss eine Geschichte der römischen Religion im engeren Sinne geben, welche sich begnügen könnte, die Veränderungen im Cultus während dieser Zeit zu verzeichnen, sondern er will die gesammte religiöse Bewegung schildern, welche sich innerhalb dieses Zeitraums vollzog 'dans les écoles de philosophie aussi bien que dans les temples'. Er will weder die Versuche der Philosophen übergehen, welche diese zur Lösung der religiösen Probleme machten, noch die Bemühungen der Moralisten, die es unternahmen, ihre Zeit zu bessern (I. S. IV). Als Grenze hat er die Zeit Marc. Aurel's gesetzt als den Zeitpunkt, „wo die Apologeten die Welt mit dem Christenthum bekannt machen“.

[21]) Vergl. die Recensionen von Stark in der Jen. Lit.-Ztg. 1874. S. 235 f. und von Bu(rsian) im literar. Centr.-Bl. 1874. S. 1559 f. Ersterer bestreitet die Bekränzung im Tempel, welche Julius (S. 10) für Olympia zugiebt, für den Parthenon (S. 16) nur bezweifelt, und regt die Frage auf's Neue an, ob der Parthenos nicht doch eine eigenthümliche Seite der Athena entsprach, die sie zur *Νικηφόρος* machte; letzterer rügt die Art, wie Julius (S. 14. Anm. 5) seine Annahmen über die Entstehungszeit des olympischen Zeus-Tempels und (S. 33. Anm. 13) den ursprünglich ionischen Baustil des Olympieion's beseitigen zu dürfen glaubt, bestreitet ferner mit Berufung auf die Schol. zu Aristoph. eq. 566, dass Julius (S. 17) nach Petersen's Vorgang mit Recht die Anfertigung eines Peplos auch an den kleinen Panathenäen leugne, und tadelt Julius' Uebersetzung der angeführten Stelle des Aristophanes (S. 18): „*Ἄνδρες τῆσδε γῆς ἄξιοι καὶ τοῦ πέπλου* soll nämlich heissen: Männer würdig dieses Lands und ihrer Schutzgöttin!“

Nach einer Einleitung über den allgemeinen Charakter der römischen Religion und ihre Entwicklung, beziehungsweise die Zersetzung derselben in der letzten Zeit der Republik, schildert das I. Buch die römische Religion im Jahrhundert des Augustus in 5 Kapiteln. Wir finden da 1) die religiösen und moralischen Reformen August's verzeichnet, 2) eine besonders interessante Erörterung über die Apotheose der Cäsaren, 3) eine Schilderung der Wirkung von Augustus' Massregeln auf die Zeitgenossen, wie sie namentlich in Livius und Horaz, bei beiden in sich widersprechender Weise sich äussert, und zum Schluss ausführliche und gehaltreiche Erörterungen über den Hauptvertreter der erwähnten Intentionen August's in der Literatur, Virgil im allgemeinen, und über dessen Darstellung der Unterwelt im VI. Buch insbesondere.

Ein II. Buch ist der Religion nach August gewidmet und behandelt erstens „ce qui resta des reformes d'Auguste", zweitens die Verbreitung der fremden Religionen, speciell der orientalischen, die aegyptische eingeschlossen, und das wesentlich verschiedene Verhältniss, in welches Judenthum und Christenthum zum Römerthum traten, drittens die Philosophie, zuerst von Cicero bis Seneca (c. III, Bd. II, S. 1 ff.), dann Seneca speciell (c. IV, S. 19 ff.), und in einem besonderen Capitel die in Frankreich immer noch nicht abgethane, von Boissier übrigens mit Verstand und Geist erledigte Frage über das angebliche Verhältniss, welches zwischen Seneca und Paulus bestanden haben soll (c. V, S. 52 ff.), hernach die Philosophie nach Seneca (c. VI, S. 105 ff.), und viertens die römische Theologie (C. VII, S. 125 ff.).

Das III. Buch schildert die römische Gesellschaft im Zeitalter der Antonine, 1) die höheren Classen (S. 169 ff.), 2) die Frauen, (S. 215 ff.), 3) in einem besonders werthvollen Abschnitt die unteren Classen und die Associationen, endlich 4) die Sclaven.

Eine abschliessende und zusammenfassende Erörterung über die römische Religion im II. Jahrhundert bildet den Schluss des Ganzen (S. 410 ff.). Da der Hauptwerth dieses Werks nicht sowol in Detailforschungen, als in der übersichtlichen zusammenhängenden Darstellung eines in solchem Umfang noch nicht dargestellten Gebiets der Religionsgeschichte besteht, so mag diese Uebersicht über den Gang der Darstellung genügen[22]), während

[22]) Vergl. das Referat von Maury im Journ. des Sav. 1874. p. 730 ff. und p. 772 ff.

es schwierig und umständlich wäre, die Punkte, wo etwa Boissier die Forschung selbst weitergeführt hat, zu bezeichnen; vollends aber würde es bei Einem solchen Werke viel zu weit führen, sollte im Einzelnen gezeigt werden, wo sich in des Verfassers Ausführungen Irrthümer finden oder dieselben hinter dem Stande der Forschung zurückbleiben. Einiges hat de la Berge in der Rev. crit. IX. 1875, p. 337 ff. u. 384, anderes Schiller (in der Jen. Lit.-Ztg. 1875, S. 129 ff.) angemerkt. Letzterem gegenüber kann Ref. die Bemerkung nicht unterdrücken, dass ihm die einseitige Betonung deutscher Forschung durch deutsche Gelehrte, wie sie freilich nicht bloss in dieser Recension hervortritt, nicht von gutem Geschmack zu sein scheint.

Es ist ja richtig, dass Boissier nicht nur mit den deutschen Forschungen über die früheste Entwicklung des Christenthums und die Einwirkungen der griechischen Philosophie auf die Ausbildung und Entwicklung der christlichen Ideen schon von der apostolischen Zeit an unbekannt erscheint, sondern dass ihm auch eine tiefere Kenntniss der Entwicklung der griechischen und griechisch-römischen Philosophie überhaupt abgeht. Das VI. und VII. Capitel des III. Buchs über die römische Philosophie nach Seneca und über die römische Theologie sind so wol die schwächsten des Buchs geworden.

Als der Hauptvertreter der neuen theologisierenden Philosophie fungiert Apulejus, weil dieser dieselbe „bei den Römern populär gemacht hat" (Bd. II. S. 157). Offenbar spielt dabei der Umstand mit eine Rolle, dass Apulejus der einzige der Philosophen dieser Art ist, der nicht griechisch schreibt (Bd. II. S. 115). Aber darf diess Moment den Ausschlag geben, wenn es sich um die Geschichte der religiösen Bewegung einer Zeit handelt, wo alle Gebildeten griechisch verstanden?

Es offenbart sich hier der Zwiespalt zwischen dem Titel des Buchs und den in der Vorrede (s. o. S. 65) ausgesprochenen Vorsätzen: der Titel redet von einer Geschichte der römischen Religion, die Vorrede verheisst die Geschichte der ganzen religiösen Bewegung der Zeit.

Thatsächlich giebt Boissier weder das eine noch das andere. Wir erhalten weder eine Geschichte der römischen Religion allein, noch eine Geschichte der gesammten religiösen Bewegung jener Zeit. Boissier gibt mehr, als die erstere begreift, aber weniger als die letztere erfordern würde. Da aber eine solche Geschichte

der gesammten religiösen Bewegung jener Zeit eine Aufgabe ist, von der Schiller a. a. O. sagt, dass „deren Lösung für die Kraft eines Mannes heute noch unmöglich sei", so wollen wir über das, was er giebt, mit dem Verfasser nicht rechten, sofern nicht das Gebotene selbst in der Beschränkung, in der es auftritt, und eben in Folge derselben eine einseitige oder falsche Färbung erhält.

Natürlich ist das aber nicht zu vermeiden und ist auch, wie schon angedeutet worden ist, von Boissier nicht vermieden worden. Glücklicherweise besitzen wir in Friedländer's ‚Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms', ein Werk, wo wir gerade manches von dem, was bei Boissier fehlt oder ungenügend dargestellt ist, gründlicher und richtiger ausgeführt finden. Immer aber ist das Verdienstliche von Boissier's Werk nicht zu unterschätzen und namentlich der Versuch einer geschichtlichen Entwicklung, den er gemacht hat, dankbar anzuerkennen.

Den Aufsatz von

Champagny, La religion Romaine d'Auguste aux Antonins. Paris 1874. 24 p.,

welchen die Bibl. phil. class. aufführt und der wohl ein Essay über das Buch von Boissier sein wird, habe ich nicht gesehen.

Ob von dem eigenthümlichen Werke von

A. Bonnetty, Documents historiques sur la Religion des Romains et sur la connaissance qu'ils ont pu avoir des traductions bibliques par leur rapports avec les Juifs,

dessen erster Band Paris 1867 erschien, im Jahr 1875 wirklich, wie in der Bibl. phil. class. angegeben, ein zweiter Band in den Buchhandel gekommen sei, ist der Verlagshandlung nicht gelungen festzustellen. In Hübner's ‚Grundriss — über die Gesch. u. Encyklop. der Philol.' ist derselbe freilich ebenfalls verzeichnet und zwar als 1871 erschienen. Der Verfasser nimmt aber, wie ja schon der Titel des Werkes errathen lässt, nicht nur einen so eigenthümlichen Standpunkt ein, sondern steht auch der modernen Wissenschaft trotz der vereinzelten Bezugnahme auf dieses oder jenes neuere Werk mit einer solchen unbekümmerten Unbekanntschaft gegenüber, dass man mit Sicherheit wird annehmen können, Hübner hätte es in eine Auswahl der Werke über römische Mythologie (wo übrigens z. B. nicht einmal an-

gegeben wird, dass von Preller's römischer Mythologie eine zweite Ausgabe erschienen ist) sicher nicht aufgenommen, wäre es ihm aus eigener Anschauung bekannt.

Dagegen muss schon hier, obwohl wir im speciellen Theil darauf zurückkommen, noch einer trefflichen Schrift gedacht werden, weil dieselbe nicht bloss unsere Kenntniss eines einzelnen Cultus, sondern unser Wissen von römischer Mythologie und Religion überhaupt nach mehreren Seiten hin bereichert, des Buchs von

W. Henzen, Acta fratrum Arvalium quae supersunt restituit et illustravit G. H. Berolini 1874. CCXLVI und 240 S.

Durch dieses Werk erhalten wir, nachdem seiner Zeit ja Marini mit einer auf dem Gebiete der epigraphischen Forschung bahnbrechenden Arbeit die bis damals zu Tage gekommenen Reste der Protokolle der Arvalbrüder veröffentlicht hatte (Rom 1795), nunmehr nicht bloss die vielen neu aufgefundenen Reste in sorgfältigster Bearbeitung, sondern auch von den schon von Marini edierten einen mehr, als zu hoffen war, verbesserten Text. Vgl. die Recension von J. Marquardt in der Jen. Lit.-Ztg. 1874 S. 300 ff. Hier ist besonders hervorzuheben, dass die Arvalen nicht bloss ihrer Dea Dia, sondern auch einer sehr grossen Anzahl anderer Götter Opfer, namentlich Sühnopfer, brachten und diess Henzen Anlass gegeben hat, von einer Reihe römischer Götter in lehrreicher Weise zu reden (p. 144—148). Freilich ist es auch ihm nicht gelungen, den Schleier, der für uns auf dem Wesen so mancher dieser Gottheiten, sowie auf ihrer Gruppirung liegt, zu heben. Im Uebrigen ist gegenwärtig, wo die neue Auflage von Marquardt's Sacral-Alterthümern unter der Presse ist, nicht die Zeit, darauf näher einzugehen. Vgl. die Anzeigen von Bursian im Lit. Centr.-Bl. 1875 S. 276 ff. und Perrot in Rev. arch. XXX S. 126 ff.

Ferner sind die Ergebnisse der neuerdings durch Bréal und Bücheler so wesentlich geförderten Deutung und Erklärung der Iguvinischen Tafeln zu erwähnen. Da aber Büchelers Hauptarbeit erst in's Jahr 1876 fällt, so darf ich auch den Bericht darüber bis zum nächsten Jahrgang verschieben.

Noch ist eines Schriftchens von einem schon oben genannten italiänischen Gelehrten zu gedenken, von

Alf. Linguiti, Considerazioni sulla mitologia Romana nelle sue attenenze colla poesia. Salerno 1873. 16 S.

Der Verfasser will nach einer allgemeinen Einleitung Mommsen widerlegen, der behaupte, „che i miti Romani fossero avversi alla poesia e poco atti a educare e nudrire la fantasia, e che questa fosse stata la cagione precipua, perchè la poesia romana fosse di gran lunga scadente da' greci esemplari.“

Es ist nun ganz anregend zu lesen, was Linguiti aus den Dichtern beibringt, um obige Sätze, die er Mommsen als dem berühmtesten Vertreter deutscher Forschung über römisches Alterthum in den Mund legt, zu widerlegen. Aber er geht dabei erstens von einer andern Auffassung der Poesie aus als wir Deutschen, indem er warm empfundene rhetorische Schilderungen den höchsten Schöpfungen griechischer Poesie gleichstellt, und zweitens widerlegt er, was in dieser Art wol weder Mommsen noch sonst jemand gesagt hat. Denn dass der Charakter der römischen Religion die Schuld trägt an dem minderen Werth der römischen Poesie lässt ja nur Linguiti seine Gegner behaupten, dieselben wissen ganz gut, dass allerdings die italischen Mythen der Poesie nicht Anregung und Stoff geben konnten wie die griechischen, dass aber dafür nicht die Religion verantwortlich zu machen ist, sondern dass der Charakter der römischen Poesie gleich dem der römischen Religion aus derselben Quelle stammt, der Anlage und Entwicklung der italischen Stämme überhaupt.

Endlich nenne ich hier die nützliche Dissertation von

P. Preibisch, Quaestiones de libris pontificiis. Breslau 1874. 47 S.

Den Hauptinhalt derselben bildet 1) eine Fragmentsammlung unter zu Grundelegung der Varronischen Eintheilung ‚de hominibus, de locis, de temporibus‘, endlich ‚de (ratione) sacrorum‘, mit Weglassung der ‚indigitamenta‘; 2) eine Abhandlung ‚de singularibus verbis pontificalibus‘. Preibisch leugnet den gewöhnlich angenommenen Unterschied zwischen libri und commentarii pontificum und möchte annehmen, dass, abgesehen von den annales und dergl., das Ganze im Wesentlichen aus einem mehr systematisch angelegten älteren Theil, einer Herstellung des im gallischen Brand zu Grunde gegangenen Bestandes, den sogenannten

leges Numae, und einem jüngeren, den in der Folge ihrer Abfassung aufbewahrten decreta pontificum — ‚denn auf solche lasse sich im Grunde alles zurückführen‘ — bestanden habe.

Zweiter specieller Theil.

1) Die Literatur über einzelne griechische Götter.

Im Begriff zum speciellen Theil, zur Mythologie der einzelnen Götter, überzugehen, kann ich nicht umhin, diesem Theil meiner Arbeit, dem Versuch einer Uebersicht über einen endlos weiten und zerstreuten Stoff, einige Worte vorauszuschicken. An wirkliche, absolute Vollständigkeit kann da ja überhaupt gar nicht gedacht werden; auch darf natürlich selbst als das höchste Ziel, welches zu erstreben ist, nur die Vollständigkeit des Verzeichnisses aller der Publicationen bezeichnet werden, die für die Mythologie irgendwie von Bedeutung sind.

Noch weniger war es dem Referenten möglich, zumal da er im verflossenen Winter unter immer neuen schweren Störungen arbeiten musste und es ihm nur allmälig gelingen kann, sich die nothwendige Literatur in grösserer Vollständigkeit zu verschaffen, über alle Erscheinungen mit gleichmässiger Ausführlichkeit zu berichten. Nur der Gedanke, dass der vorliegende Versuch einem wirklichen Bedürfniss entgegenkommt, kann ihn bestimmen, denselben in Druck zu geben.

Ehe ich zu den einzelnen Göttern komme, möchte ich ein Paar Veröffentlichungen von Denkmälern erwähnen, auf denen mehrere Götter zusammengestellt sind; zunächst ein interessantes Denkmal, das auf dem Continent wenig bekannt geworden, in England aber wiederholt abgebildet und besprochen worden ist. Es ist das „die Silbertafel von Corbridge“, die aus dem Besitz des Herzogs von Somerset in den der Herzöge von Northumberland übergegangen ist. Da Stark im I. Bd. S. 1593 über die Publication von

King in „The archaeolog. Journal“ XXIX

referirt hat, so füge ich hier nur hinzu, dass dieselbe auch Hübner im C. I. L. VII, n. 1286 aber zum Theil abweichend, z. B. als „lanx“, nicht als Tafel, beschrieben hat, und dass eine auch von

Hübner nicht erwähnte und zwar sehr ungenügende, aber wol auch für manchen andern allein zugängliche Abbildung sich in den Acta eruditorum von 1739 findet.

Von den Besprechungen anderer Compositionen, welche mehrere Götter begreifen, hebe ich nur noch folgende hervor:

> Overbeck, das grosse Mosaik auf der Piazza della Vittoria in Palermo in den Berichten der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1873. S. 91—127 mit Taf. 2.

Wir finden auf diesem Mosaik, das wol den pompejanischen gleichzeitig ist, in eingerahmten Feldern zu unterst (wol) drei Dichter, darüber zwischen je zwei Horen Zeus (als Satyr) mit Antiope, Danae, Leda, dann im Hauptfeld der Composition in den vier Ecken die Brustbilder unten von Helios und Poseidon, oben von Herakles und Zeus (?), dazwischen, ausser vier Nereiden auf Seethieren und den Köpfen von vier Meerdämonen (?), auf der untern Seite Apollon auf dem Greif, auf der linken Athena auf einem Widder, auf der rechten Hera auf einem Pfau[23]), auf der oberen Seite war wol Artemis auf der Hirschkuh dargestellt. Das in der Mitte befindliche Bild ist verloren. Es war von atlanten- oder telamonenartigen Halbfiguren gehalten, darüber ist noch etwa Bellerophon mit dem Pegasus, darunter Europa mit dem Stier zu erkennen. Die überwiegende Beziehung der Gesammtheit der Composition zur See wird noch durch zahlreiche Fische in Zwischenfeldern verstärkt.

Von hervorragender kunstmythologischer Bedeutung ist namentlich ausser dem Brustbild des Poseidon noch das des Helios.

Interessant ist auch ein Gemälde des Malers Oltos auf einer in Corneto gefundenen Vase von Euxitheos, worüber Helbig im Bullettino 1875. p. 171 ff. gesprochen hat. Wir finden hier mit beigeschriebenen Namen Zeus, Ganymedes, Hestia, Aphrodite, Ares, Athene, Hermes und Hebe, während auf der andern Seite Dionysos den Wagen besteigt, umgeben von den Satyrn „Terpes“ und „Terpon“ und den Bakchantinnen „Kalis“ und Phero (?). Vgl. Heydemann in den Annali 1875 p. 254 ff.

---

[23]) Dieses Bild giebt dann Overbeck auch Anlass zu der von mir (s. S. 48 Anm.) in der Kunstmythologie vermissten, aber freilich immer nicht genügenden Erörterung über das Verhältniss der Hera zum Pfau. Der Pfau in dem Vasenbilde (Atlas T. IX, 21), lesen wir hier, gleicht viel eher einem Wiedehopf; im Uebrigen ist nur etwa die Erwähnung einer Terracotta-Scheibe mit Hera auf einem Pfau (?) bei Stephani, Compte rendu p. l'année 1863. S. 66. Anm. 1 herauszuheben.

Endlich ist hier noch auf eine Bemerkung von

Engelmann, über ein Relief des Museo naz. in Neapel, Arch. Ztg. 1874. S. 133

hinzuweisen. Dort sind auf einer runden Basis mit einer Weihinschrift an die *θεοὶ φρήτορες Κυμαίων* Hephästos, Dionysos und Herakles abgebildet, und Engelmann folgert nun 1) dass diese drei Götter die Götter der Phyle Neapel's waren, welche von den alten Einwohnern von Kumae gebildet wurde, die wiederum ihren Ursprung von Chalkis herleiteten und 2) dass, wie hier die drei Gottheiten nur desshalb auf einem Monument vereinigt seien, weil sie von derselben Gemeinde verehrt wurden, so auch bei anderen Monumenten, wo mehrere Gottheiten dargestellt seien, solche Gründe obwalten mögen, ohne dass auf einen inneren Zusammenhang geschlossen werden dürfe.

Das Programm von

M. A. Strodl, Uranos, Okeanos und Kronos, ein Beitrag zu einer genetischen Mythenerklärung. München, Huttler's Institut,

ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

Beginnen wir unsere Aufzählung mit Zeus, so haben wir gleich an erster Stelle einen Aufsatz zu nennen, der eine viel erörterte Frage in entscheidender Weise erledigt:

R. Kekulé, Zeus Talleyrand, mit Taf. 9 in der Arch. Ztg. XXXII. 1874. S. 94—99.

Kekulé stellt gegenüber den zahlreichen Versuchen, diesen eigenthümlichen Kopf zu deuten, doch nicht ohne dem Duc de Luynes die Ehre zu lassen, in den Nouv. ann. de l'Inst. I. 1836. p. 391 zuerst dieselbe ausgesprochen zu haben, die richtige Deutung auf Zeus mit Berufung auf Paus. V, 22, 5 völlig fest. Darnach gab es in Olympia eine von dem Aegineten Aristonoos geschaffene, von den Metapontinern geweihte Statue des Zeus mit einem Diadem, das mit natürlich stilisirten Blumen-, speciell Lilienornamenten geschmückt war. Während dann Pausanias V, 24, 1 ein anderes Agalma des Zeus bezeichnet als *ἐστεφανωμένον οἷα δὴ ἄνθεσι*, „weil sich die stilisirten Ornamentformen von der äusserlichen Aehnlichkeit mit den natürlichen Blumenformen weiter entfernten", sagt er c. 11, 1, dass dem Mantel des Zeus des Phidias *ζῴδιά τε καὶ*

τῶν ἀνθῶν τὰ κρίνα ἐστὶν ἐμπεποιημένα, also auch hier Lilienornamente angebracht waren. All' diess stützt sich gegenseitig so sehr, dass wir gerne mit Kekulé nicht nur Pausanias c. 11, 1 und ebenso c. 24, 1 die überlieferte Lesart gegenüber den Conjecturen (auch der neuerdings zu 11, 1 von Wieseler in Gött. Gel. Anz. 1873. S. 365 vorgeschlagenen) festhalten, sondern auch in der oben citirten Stelle c. 22, 5 nach Le Paulmier mit Clavier und Schubart gleich Kekulé *ἄνθη ἠρινὰ* in *ἄνθη τὰ κρίνα* ändern. Dass das Diadem von Heraköpfen auf Münzen und das der Juno Ludovisi einen ähnlichen Ornamentschmuck trägt, ist jedenfalls merkwürdig[24]). Kekulé glaubt, dass ein derartiger Palmetten- und Blüthenschmuck über der Stirne schwerlich einer andern Gottheit zukomme.

Eine eigene Vermuthung über den Ursprung des *κρίνον* bei Zeus hat Kekulé leider unterdrückt. Am Schluss jedoch gibt er anhangsweise eine Notiz von Bernays, über die man sich manche Gedanken machen kann. In der Riv. di filol. II, 159 ist nämlich unter den Excerpten des Planudes eines, wo den sieben Planetengöttern nicht nur je die Farbe eines Metalls, sondern auch jedem die einer Blume, und — darüber geschrieben — ein Thier beigelegt wird. „Die Vertheilung der Metalle und Blumen stimmt zu der von Lobeck (Aglaoph. 936) und Brandis (Hermes II, 266) nicht berücksichtigten welche sich in Constantinus Manasses metrischer Chronik vorfindet".

Auf die Erörterungen über Stil und Entstehungszeit des Kopfes gehe ich hier nicht ein.

Michaelis, die Privatsammlungen antiker Bildwerke in England. 1874. S. 31 n. 259 mit Taf. 5

veröffentlicht das schon von Conze Arch. Anz. 1864. T. A_3. abgebildete merkwürdige echt archaische Relief als einen „thronenden Zeus". Specielle Gründe für diese Benennung gibt er freilich nicht an. Der allgemeine Habitus der Gestalt würde aber allerdings gut stimmen.

Matz, il rilievo di Mantheos in Ann. dell' Inst. 1874, p. 184—191[25]) mit tav. P.

erledigt die vielbesprochenen Fragen, zu welchen dieses Relief mit seiner Inschrift Anlass giebt, durch den Nachweis, dass Inschrift und Relief archaistisch sei.

---

[24]) Vgl. Clem. Alex. paedag. II, 8, 72: *κρίνῳ δὲ ἥδεσθαι τὴν Ἥραν φασίν.*

[25]) Vgl. dens. Arch. Ztg. 1874, S. 166.

Ferner sind hier aus dem reichhaltigen Aufsatz von

Fr. Wieseler, Ueber den Eichenkranz bei Zeus in den Gött. gel. Anz. 1873, S. 365 ff.

einige Erörterungen hervorzuheben. Vor Allem will Wieseler Overbeck's Annahme, dass der Eichenkranz ausschliessliches Attribut des dodonäischen Zeus gewesen sei, widerlegen und namentlich auf Grund von Plinius h. n. XVI, 239 für den barbarisch-hellenischen *Ζεὺς στράτιος* und auf Grund einer Inschrift (Henzen 6139) für Jupiter victor nachweisen. Wieseler findet dann aber auch sonst wie bei anderen Gestaltungen des römischen Jupiter, so in Asien und Griechenland den Eichenkranz als Attribut desselben. Für den Jupiter feretrius citirt er Liv. I, 10, für den capitolinischen führt er unter Verweisung auf Gött. gel. Nachr. 1872, S. 276 ff. den Eichenkranz in dem capitolinischen Agon und die Etruscae coronae bei Tertullian de coron. 13 an. Unklar ist mir, wie er, indem er die Buche als dem Idäischen Zeus heilig anerkennt, ihm damit auch die Eiche zutheilen will (S. 370). Ansprechend ist Wieseler's Erklärung des Zeus *Σκοτινᾶς* (oder *Σκοτίτας* oder *Σκοτίνας*) in Lakonien, und des dortigen Brauchs, bei Dürre einen Eichenzweig durch das Wasser einer Quelle zu ziehen, mittelst der Hinweisung auf die Beziehung der Eiche zu Regen und Gewölke (S. 370 ff.). „Dass der Gott von Dodona — auch nur vorzugsweise als Regengott gegolten habe, ist durchaus in Abrede zu stellen" (S. 382). Endlich führe ich noch an, dass Wieseler die Ableitung des *Ζεὺς Ἀσκραῖος* von einer Eichenart *ἄσκρα* genannt in Zweifel zieht.

Den Mythos von der Bergung des eben geborenen Zeus, statt dessen Rhea dem Kronos einen Stein überreicht, erkennt

De Witte, Cronos et Rhéa, in Gazette archéolog. I, 1874/75, p. 30 ff., zu pl. 9

in einem Vasengemälde, während wir von demselben Mythos bisher nur in dem bekannten Relief der capitolinischen Ara eine Darstellung besassen.

F. Ravaisson, le combat des dieux et des géants in den Monuments grecs Nro. IV, p. 1—12 mit einer Tafel und zwei Kupfern

veröffentlicht ein Vasenbild, auf das aber im nächsten Jahres-

bericht zurückzukommen ist, da ausser anderen Ravaisson selbst wiederholt darauf zurückgekommen ist.

Eine Reihe Liebesscenen von Zeus in Relief auf einem silbernen Schöpfgefäss aus der Nähe von Valencia hat Fröhner in den Musées de France Tafel 5 (vgl. Jahresbericht I, S. 1587 ff.) veröffentlicht und besprochen; nach ihm Zeus (als Schwan) mit Leda, mit Semele (oder Io, nach Bursian in Jen. Lit.-Ztg. 1874, S. 17), mit Kallisto, die erste bekannt gewordene Darstellung dieses Liebesverhältnisses von Zeus, und mit Ganymed.

Andere aus einem grossen Cyclus von Mosaiken zu Baccano (Ratto di Ganimede. Leda col cigno) bespricht Brizio im Bull. 1873 S. 131 ff.

R. Engelmann, Vaso della collezione Alessandro Castellani, in den Annali dell' Inst. 1872 S. 5 ff.

veröffentlicht auf Tafel A ein Vasengemälde, wo zu einer Frau, die unter einem halbkreisförmigen Bogen wie um Hilfe flehend auf einem Altar sitzt und die Arme erhoben hat, ein Mann mit zwei Fackeln in den Händen tritt, während von dem Bogen herab zwei andere weibliche Gestalten aus Hydrien die Fackeln zu löschen suchen. Engelmann vergleicht damit ein in den Nouv. annales de l'Institut 1837 tav. X veröffentlichtes Vasengemälde des Python, wo eine ähnliche Scene dargestellt ist, freilich mit einigen Abweichungen. (Vgl. Overbeck, Zeus S. 404.) Nach Millingen ist auf diesem Alkmene todt und soll eben verbrannt werden. Da wird sie von Zeus, der seine Blitze und ein durch weisse Punkte angedeutetes Unwetter sendet, in's Leben zurückgerufen. Nach Engelmann's ansprechender Deutung ist dagegen Alkmene noch am Leben, soll aber von ihrem über ihre Untreue erzürnten Gemahl verbrannt werden und wird von Zeus gerettet. Wenn auch dieser Zug literarisch nicht überliefert ist, so fügt er sich doch leicht genug in die Sage von Amphitryon und Alkmene ein. Engelmann versucht sogar die Vermuthung zu begründen, dass er in des Euripides Alkmene sich gefunden habe, indem er als deren Inhalt Hygin fab. 29 angibt, die Verse bei Stobaeos Flor. 8, 12, die man gewöhnlich dem Alkmeon zutheilt, der Alkmene zuweist und Plautus Rud. I, 1, 4 anzieht.

Nachträge zu den bisherigen Sammlungen von Darstellungen

der Europa, deren letzte Overbeck, Zeus S. 420—465 gab[26]), lieferten

Stephani im Compte rendu de la commission impériale archéologique pour les années 1870 et 1871. St. Petersbourg 1874 p. 181 ff. mit Tafel V,

der hier ein Vasengemälde bekannt macht, und Hirschfeld, der im Bull. 1873 p. 213 ein grosses in Sparta 1872 gefundenes Mosaik (vgl. Arch. Ztg. 1872 S. 75) beschreibt.

Engelmann, über eine Io-Vase in der Arch. Ztg. XXXI. 1874/74 S. 124 ff. zu Tafel 15

hat dieses Vasenbild wol ohne Zweifel mit Unrecht auf Io gedeutet.

Von Darstellungen, die sich auf das Liebesverhältniss des Zeus zu Semele beziehen, dessen Frucht Dionysos war, ist ein neugefundenes Bildwerk, welches

Visconti, Frammento di rilievo rappresentante la nascita di Bacco im Bull. municip. 1874 S. 89 ff. mit Tafel I, 3

bespricht, hier zu nennen, falls dieser Recht hat, in einem am Esquilin gefundenen Relieffragment wirklich den Rest eines sitzenden Zeus zu erkennen, dessen linkes Bein auf einer Kugel aufsteht, während um den rechten Schenkel Eileithyia eine Binde legt.

Stephani, im Compte rendu de la commission imp. arch. pour l'année 1872. St. Petersbourg 1875, S. 158 mit Taf. III, 6

bespricht ein Relief, Ganymed mit Adler in getriebener Arbeit in Silber darstellend (ähnlich dem eines bronzenen Klapp-Spiegels, vgl. Overbeck, Zeus S. 528), und erklärt gleichzeitig die Gruppe eines auf einem Adler reitenden sog. Ganymed, die Overbeck (S. 530) mit Recht so auffällig erscheint, dass er sie für modern ansieht, als Hermes, indem er auf S. 157 eine kleine Bronze abbildet, wo der Petasos des ‚Ganymed' Flügel hat.

Inschriften brachten neue Beinamen des Zeus; eines *Ζεὺς Ταλετίτας* eine Inschrift aus Sparta nach dem Taleton, einem Gipfel des Taygetos, s. Jahresb. I, S. 1222. Ueber den *Ζεὺς*

[26]) Vgl. diesen in den Ber. d. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1871 S. 98—108 u. Stephani, die Antikensammlung von Pawlowsk, Peterburg 1872 S. 182.

Κύνθιος und die ***Ἀθηνᾶ Κυνθία*** auf Delos s. ebendas. S. 1239, über ***Ζεὺς Ὅρκαιος Μανείτης*** s. Jahresb. II. III, Abth. 2, S. 296, und über ***Ζεὺς Ὀλυβρίτης*** S. 309.

Stephani im Compte rendu p. 1872, S. 33 stellt den Namen ***Ἐλαίους***, den nach Hesych Zeus in Cypern führte, mit dem Beinamen ***Μόριος*** zusammen, indem er zugleich, unter Hinweis auf den olympischen Zeus, auf welchen nach ihm Phidias die attische Vorstellung übertragen haben soll, einen Kopf in der Ermitage vergleicht (Guédéonow n. 174), der als ‚couronné de laurier ou de feuilles d'olivier' bezeichnet wird.

Der Aufsatz von

Foucart in den Monuments grecs, Heft IV (s. o. S. 75),

wo dieser ein Relief aus Mantinea, betreffend ***Ζεὺς Κεραυνός***, besprechen soll, ist mir nicht zugänglich.

Einige barbarische Formen des Zeus bespricht

Friedländer, Zeus Troios, Z. Aseis und Z. Osogo in der Zeitschr. f. Numism. II, S. 107 ff.

Er erkennt in dem ***ΖΕΥC ΤΡΩΙΟC*** einer Münze von Hierapolis in Phrygien den sonst ***ΕΙΔΑΙΟC*** genannten, in dem ***ΖΕΥC ΑCΕΙC*** von Münzen der ebenfalls phrygischen Stadt Laodikeia einen lydischen Zeus, der sich von Sardes aus auf das nahe Laodikeia verbreitet hätte, indem er sich auf die Phyle Asias in Sardes und den *Ἄσιος λειμών* beruft. Andere Münzen von Laodikeia, auf welchen Eckhel Zeus mit dem jungen Bakchos auf dem Arm und der Ziege sah, in welche er dies Kind verwandelt, deutet er auf Kronos mit Zeus wegen der Harpe, die derselbe in einer Münze der k. Sammlung deutlich in Händen habe. Dagegen sei Mionnet IV, 126, 715 nicht Kronos mit dem kleinen Zeus, sondern Seilenos mit dem kleinen Bakchos zu erkennen.

Auf Münzen von Keramos weist er sodann drei Gestalten des karischen Zeus nach, nämlich ausser dem Stratios von Labranda einen ihm ähnlich mit Doppelbeil und Lanze ausgestatteten, sonst aber abweichend gebildeten und von einem Löwen begleiteten Zeus, und endlich auf Münzen des Commodus mit letzterem zusammen einen Zeus im Peplos mit Scepter, Speer und Adler. Mit Beziehung auf Strabon XIV, 2, 25 p. 660

hat man in letzterem den *Z. Χρυσαορεύς*, der allen Karern gemeinsam war, erkennen wollen; der dritte neu nachgewiesene wäre dann nach Friedländer *Ὀσογῶ* zu nennen.

Was Hera (und Athene) betrifft, so sind hier

> Schliemann's trojanische Alterthümer (s. Jahrg. I. S. 1526, 1532) und speciell seine Aufsätze Hera boopis and Athene glaukopis in Academy VI 1874, S. 563, mit der Erwiderung M. Müllers ebend. S. 585 f.; ferner die Briefe von Rangabé in Rev. arch. XXVI. 1873, S. 330 ff. und 404 f., von Burnouf, S. 406 und der Bericht Ravaisson's, S. 406—8 mit Taf. 24,

abgesehen von Sch.'s Hypothesen über Troja, deshalb zu erwähnen, weil er glaubt, durch seine Funde beweisen zu können dass von den zahlreichen Deutungen der Beinamen *γλαυκῶπις* und *βοῶπις* diejenige die richtige sei, wonach sie geradezu eulen- und kuhköpfig bedeuten.

M. Müller hatte in einer Recension in der Academy V. 1874, S. 40 die angegebene Bedeutung der beiden Wörter bestritten, ohne zugleich zu bestreiten, dass Schliemann eulenköpfige Idole gefunden habe, die der vorhellenischen Bevölkerung der von Schliemann ausgegrabenen Stätte zuzutrauen sein möchten. Auch Schliemann giebt dann zu, dass bei Homer die beiden Wörter den von ihm angenommenen Sinn nicht mehr haben, hält aber fest, dass dieselben ihn früher gehabt hätten, indem er sich unter Anführung von Panofka's Argos Panoptes auf eine Reihe von mythologischen Thatsachen, aus welchen diess hervorgehen soll, beruft, worauf dann M. Müller beweist, dass die beiden Worte diesen Sinn niemals gehabt haben können.

Stark (in der Recension in der Jen. Lit.-Ztg. 1874, S. 350) ist ja geneigt, wirklich zuzugeben, dass unter den von Schliemann gefundenen Urnen „sicher eulengesichtige“ sich finden, während Bursian (im Centralblatt 1874, S. 312 f.) diess durchaus in Abrede stellt. Referent nimmt keinen Anstand, Bursian beizustimmen, obwohl er den Atlas Schliemann's nicht selbst hat in Augenschein nehmen können, da es leicht zu erklären ist, wie die „Gesichtsurnen“ eine Aehnlichkeit mit Eulenköpfen erhalten können, jedenfalls leichter, als anzunehmen, dass die Masse der Urnen Menschengesichter, einzelne aber Eulenköpfe darstellen sollen. Auch in Mykenä glaubt Schliemann eine Bestätigung

seiner Annahmen gefunden zu haben. Er fand dort Exemplare der der Hera heiligen Kuh und eine Anzahl von Idolen mit zwei Brüsten, einem platt gedrückten Gesicht und einem „Polos“ auf dem Kopf. Also, schliesst er, hatte schon vor Erbauung der kyklopischen Mauern die Umwandlung von Hera's Kopf Platz gegriffen. Ref. möchte dagegen vielmehr eben einfach feststellen, dass Sch. in Mykenae kein kuhköpfiges Hera-Idol gefunden hat.

Wieseler in den Gött. gel. Nachr. 1873, S. 513 bespricht das Fragment einer Statuette der Hera aus Kreta.

Dilthey, über einige Bronzebüsten des Ares (s. u.) S. 8 f. Anm. 3

zählt drei von Overbeck übergangene Bronzebüsten der Hera auf, wovon zwei beachtenswerth sind. Vgl. Roulez bull. de l'Acad. de Brux. Bd. X zu S. 68 und Anz. für schweiz. Alterthumskunde 1872, Tafel 28, vgl. S. 310.

Schliesslich ist ein neuerdings in Canstatt in Württemberg gefundener Altar zu nennen, welcher Juno, Mercur, Hercules und Minerva auf den vier Seiten zeigt, und zwar wieder „eine Juno welche in der Rechten eine Opferschale über die Flamme eines Altars hält, auf der Linken ein sog. turibulum (Gefäss für Räucherwerk [also vielmehr eine acerra, da das turibulum nur das Gefäss, auf dem geräuchert wird, bezeichnet]) trägt“, und neben ihr den Pfau (s. oben S. 46). Vgl. Philol. Anz. VI, S. 267 ff., aus dem Deutschen Reichs-Anz. 1874 n. 71; Augsb. Allg. Ztg. 1874 n. 78; Academy V, p. 326, wo die Juno wieder Vesta heisst.

Branus Bozanes, *ἡ καθ' Ὅμηρον Παλλὰς Ἀθήνη. μέρος πρῶτον* ist im Jahresbericht über Homer besprochen (S. 983 ff.). Da die Arbeit ohne wissenschaftlichen Werth ist, enthalte ich mich eines eigenen Referates.

Ferner sind hier die ausführlichen Erörterungen über Athene von Stephani im Compte-rendu für 1872 (s. o. S. 77 den Titel) Petersburg 1875, S. 5 ff. anzuführen, welche dieser seiner Besprechung des Streits von Athene und Poseidon aus Anlass des neugefundenen Vasenbilds vorausschickt.

Stephani handelt hier namentlich von dem Oelbaum der Athene und von ihrer Schlange. Er zählt die Stellen und Bildwerke auf, welche die enge Verbindung Athene's mit dem Oelbaum zeigen, redet von der Apollon's mit demselben und führt dann, nachdem er als Grund der Verbindung Athene's mit dem

Oelbaum ihre Natur als die einer nicht nur ethisch, sondern auch physikalisch wirkenden und daher namentlich auch den Landbau fördernden Gottheit einerseits, und den Umstand andererseits, dass der für das Culturleben im Alterthum hochwichtige Oelbaum in Attika besonders gedieh, angegeben hat, die Aehnlichkeiten aus, welche die Alten zwischen Athena und dem Oelbaum erblickten: den leuchtenden Glanz der Augen der Göttin und den schimmernden Glanz der Oelblätter, die Jugendkraft der Athena und das kräftige Gedeihen des Oelbaums, den jungfräulichen Charakter der Göttin und die reine und heiligende Natur der Zweige des Baumes. Auch Kraft und Gesundheit sollen Athena (als *Ὑγίεια*, *παιωνία*) und der Oelbaum spenden, und ebenso beide Kindern Gedeihen schenken, jene als *κουροτρόφος* und *ἀπατουρία*, dieser als *παιδοτρόφος* (Soph. Oed. Col 701). Selbst den Verstand soll gleich Athena der Oelbaum repräsentiren (??). Sodann aber erscheint, wie Athena Nike ist, auch der Kranz vom zahmen Oelbaum (*ἐλαία*), als Symbol des Sieges, nicht bloss der vom wilden (*κότινος*), was Stephani gegen Stark (Ber. d. s. G. d. W. 1856 S. 103) ausführt. Ferner dient, wie Athena auch *εἰρηνοφόρος* heisst, ebenso der Oelzweig als Symbol des Friedens. *) Endlich galt auch Athena Skiras besonders als Beschützerin der Oelbaumzucht.

Nachdem sodann Stephani von Beziehungen zwischen Athena und Dionysos gesprochen hat (S. 34—42), geht er zur Schlange der Athena über. Er fasst diese als „eine lebendige Offenbarung der stets neu gebärenden und nährenden Kraft der Erde" auf (S. 43). Dieselbe Schlange haben wir „in den Sagen von Kekrops und von Erichthonios oder Erechtheus mit mythischen Formen umkleidet zu sehen". Dabei führt Stephani (Anm. 2) gegen Preller, auf den er sonst, wie gewöhnlich, verweist, aus, dass ursprünglich Erechtheus Epitheton von Poseidon gewesen, dass sich dieses Epitheton später davon losgelöst habe und zu einem selbstständigen Heros geworden sei, und dass nunmehr der Heros Erechtheus und der Heros Erichthonios identificiert wurden (S. 43 f.). Hernach handelt Stephani von der Verbindung von Schlange und Oelbaum (47 f.) und Schlange und Athena überhaupt in Litteratur und Kunst (48—54), wobei er ausführt, dass

*) Ganz verfehlt ist es aber, dabei auch von dem Zweige auf dem Hute des römischen Flamen Dialis u. s. w. zu reden.

namentlich Darstellungen, wo sich die Schlange um ein von der Göttin gehaltenes Stäbchen oder auch um sie selbst windet und von ihr getränkt wird, auf A. Hygieia gehen mögen (S. 54).

Nachdem er dann noch von der Felsspalte mit Salzwasser im Erechtheion und von dem Pferd als Symbol von Wasser und seinem Verhältniss zu Poseidon gesprochen hat, geht er zur Behandlung des Streits zwischen Poseidon und Athena über.

Ohne Zweifel ist es höchst dankenswerth, dass der hochwichtige im Jahr 1872 bei Kertsch gemachte Fund einer Vase mit der Darstellung des Streites zwischen Poseidon und Athena in Relief, wobei unter Anwendung von Vergoldung die Hauptfiguren zugleich bunt bemalt und z. Th. vergoldet sind, von Stephani eben so rasch als trefflich veröffentlicht und mit gelehrten Ausführungen begleitet worden ist. Doch hat sofort Petersen in der Arch. Ztg. 1876, S. 1 ff. die meisten seiner Aufstellungen mit guten Gründen angegriffen, worüber der Referent über Kunstgeschichte weiter zu berichten haben wird. Hier soll, zumal da die Angriffe auf Stephani's Deutung und seine Erwiderung nicht mehr im Jahr 1875 erschienen sind, nur darauf hingewiesen werden, dass nach des Referenten Ansicht

Brunn, die petersburger Poseidonvase, in den Sitzgsber. der phil.-phil. Cl. der bayer. Ak. d. W. 1876. Bd. I, Heft 4, S. 477

mit Recht ausführt, dass hier nicht der Moment des Streites dargestellt ist, den Phidias im Giebelfeld des Parthenon dargestellt hatte, sondern der dem Streit nach einigen Autoren gefolgte Racheact Poseidon's. Vgl. die Stellen bei Stephani S. 65 ff. n. 7. 31. 48. 51. 53. 55. 60, namentlich Varro bei Aug. de civ. dei XVIII, 9. Apollod. III, 14, 1. Hygin fab. 164: At Neptunus iratus in eam terram mare coepit irrigare velle, quod Mercurius Iovis iussu id ne faceret prohibuit. Serv. zu Verg. G. I, 18. Hermes ist auf der Vase nicht anwesend, wol aber nach Brunn Zeus selbst, während nach ihm Dionysos die bedrohte thriasische Ebene vertheidigt.

Schliesslich erörtert Stephani die nach Paus. I, 23, 4 auf der Burg befindliche statuarische Gruppe, welche ebenfalls den Streit darstellte. Er hebt eine in Rom geprägte Denkmünze Hadrian's als eine Nachbildung derselben hervor und schliesst nun, indem er nach anderer Vorgang attische Münzen, wo er

4 Typen unterscheidet, eine Fibula und zwei von ihm als echt vertheidigte Gemmen vergleicht, denen auf S. 222 die Abbildung einer bisher unbekannten hinzugefügt wird, dass in dieser Gruppe die Versöhnung Poseidon's, der nach einigen Stellen (Plut. qu. conv. IX, 6; Aristid. Min. p. 14; Panath. p. 106 Jebb.; Geopon. IX, 1; vgl. Stephani S. 65 f. 69. 77) sich gleich zufrieden gab, mit Athena dargestellt war und dass Hadrian diese Gruppe habe aufstellen lassen. Ref. kann aber leider keiner dieser Annahmen zustimmen. Eine Versöhnung wird in den angeführten Stellen nicht berichtet und scheint in den Münzen und Gemmen nicht dargestellt zu sein. Für die Gründe gegen die zweite Vermuthung ist hier nicht der Ort.

Wenn Ref. in Betreff der Petersburger Vase wie so oft Brunn's sinnreicher Deutung gerne gefolgt ist, so muss auch er, gleich andern, sich gegen die Ausführungen über die Giebelgruppen des Parthenon von

Brunn, die Bildwerke des Parthenon und des Theseion (aus den angef. Sitzgsber. 1874, II) München 1874. 65 S.

mit Entschiedenheit erklären. Da der Ref. über Kunstgeschichte sich hierüber ebenfalls zu äussern haben wird, so mag es hier genügen, die Rec. von Schwabe in der Jen. Lit.-Ztg. 1875 S. 193—196 anzuführen.

Adler, Athena Promachos aus Athen, in der Arch. Ztg. 1873, S. 96 ff. mit T. 10

bespricht eine treffliche archaische Statuette einer Athena, aufgefasst „als die unbesiegbare Trutz- und Schutzgöttin des Platzes, auf dem sie steht“.

Roulez, Minerve courotrophos, in den Annali dell' Inst. arch. 1872 S. 216—225 mit tav. d'agg. N

bespricht eine etruskische Bronze — Minerve courotrophos —, die den Aufsatz eines Candelabers bildet. Roulez zieht die Vasen mit der Darstellung der Uebergabe des Erichthonios an Athena bei, erwähnt dann die etr. Spiegel (Gerhard, T. 82. 298) und 2 Stücke Goldblech (Nouv. Ann. de l'Inst. arch. T. I pl. A) mit der Geburt des Dionysos, um schliesslich zu der mehrfach auf etruskischen Spiegeln vorkommenden Uebergabe oder Pflege von Kindern überzugehen (Gerhard,

etr. Spiegel T. 165. 166. 257 B.). Die Deutung dieser Darstellungen, über die jetzt auch Corssen, Sprache d. Etr. I S. 263 ff. verglichen werden kann, ist mehrfach versucht, aber noch nicht gelungen.

Zum Schlusse gedenkt Roulez der Beflügelung der Minerva, von welcher ja allerdings niemand bestreiten wird, dass sie im Bereich der etruskischen Kunst wenigstens öfter wiederkehre, und von der Roulez unter Berufung auf Imhoof-Blumer andeutet, dass Kekulé mit Unrecht ihr Vorkommen innerhalb der griechischen Kunst in Abrede stelle.

Ueber Darstellungen von Athena mit einer Fackel in der Hand handelt

Wieseler in den Gött. gel. Nachr. 1874 (S. 582 ff.).

Er beschreibt ein Relief in Bologna, wo eine solche sich nach einem ihr folgenden Hermes umblickt, die er als eine Minerva fautrix fasst. Zu unterscheiden seien die Darstellungen einer voranstürmenden rückwärtsblickenden Göttin der geschnittenen Steine und der Münze D. d. a. K. II, n. 216 a. b. c, der Statue bei Clarac 462, T. 858 A u. a., sowie des Reliefs bei Schöne T. 22, 95. Die Fackel, welche letztere schwinge, sei die Kriegsfackel, wie die Statue einer *Ἀθηνᾶ Εἰρηνοφόρος* (laut Inschrift) nach Paciaudi bei Millin G. m. 37, n. 137 diese auslösche. Vgl. dazu Stephani c. r. p. 1872 S. 27 f. A. 7.

G. Kaibel, Minerva nascens in amphora Caeretana picta, in den Ann. dell' Inst. 1873 S. 106 ff. mit Mon. IX T. 55

behandelt ein Vasenbild mit der Geburt der Athena aus dem Haupte des Zeus, auf das aus Anlass einer umfassenderen Behandlung desselben Gegenstandes von Löschke in der Arch. Ztg. von 1876 im nächsten Jahresber. zurückzukommen sein wird.

Eine Spiegelzeichnung (Mon. IX, T. 56, 3), wo zwei Frauen Zeus eine Binde um den Kopf legen, beschreibt Kekulé (Ann. 1873 S. 129).

Ein höchst interessantes archaisches Thon-Relief veröffentlicht

E. Curtius, die Geburt des Erichthonios. Terracotte des Berliner Antiquariums, in d. Arch. Ztg. XXX. 1872/73 S. 51—57 mit T. 63.

Dasselbe stellt Athena dar, die von der nur bis unter die Arme aus dem Boden sich erhebenden Gaia den kleinen Erich-

thonios in Empfang nimmt, während rechts hinter Gaia gegenüber Athena ein schlangenfüssiger, vollbärtiger Mann sich befindet. Indem Curtius diesen ohne Zweifel mit Recht als Kekrops erklärt, stellt er zugleich dieselbe Deutung für die entsprechende Figur auf dem Krater von Chiusi fest. Curtius knüpft an die Erklärung eine dankenswerthe Beleuchtung der verwandten Darstellungen: Mon. I, 10; III, 30; Gal. myth. LIV, 224; Gerhard, A. V. B. III T. 151. Warum ist dabei die Vase von Kertsch übergangen? Sollte sich Curtius noch nicht davon überzeugt haben, dass hier derselbe Mythos dargestellt ist?

A. Flasch, Statua d'Igia nel Belvedere del Museo Vaticano (Annali dell' Inst. arch. 1873 p. 5 ff. zu tav. d'agg. A und Monumenti d. I. vol. VIIII tav. XLIX)

sucht zu erweisen, dass der aufgesetzte fremde Kopf einer Statue im Vatican (Visconti Mus. P.-Clem. VII, 5) der einer Athena sei, welche hier statt des Helms eine Stephane trage, die in der Mitte mit dem Gorgoneion, rechts und links davon mit Schlangen verziert ist. All' diess stimme am besten zu einer Athena Hygieia, und da auch der Stil stimmen soll, so möchte F. in unserem Kopf eine Nachbildung der A. Hygieia auf der Akropolis sehen, die Perikles dort aufstellte (Plut. Per. 13. Plin. nat. hist. XXII, 44). (?).

In der Statue selbst, in der Flasch früher unglücklich genug eine Erinys vermuthet hatte, erkennt er jetzt ebenfalls eine Salus, auf Grund der Vergleichung einer in den Attributen besser erhaltenen Statue in Berlin.

Der Aufsatz von

Robiou, sur Apollon considéré comme divinité des enfers (Comptes rendus de l'acad. des inscr. 1874 p. 56. 264)

geht nach den mir allein zugänglichen Berichten in der Rev. crit. VIII. 1874 I, p. 96. 144. 158. 191. II, p. 143. 160 von einer neuen Erklärung der schönen Vase in Neapel (Heydemann n. 3161) aus, wonach hier Hermes dem Apollon als Gott der Unterwelt eine Seele zuführen soll. Die Lanze in der Hand der Seele erklärt er dann eben so seltsam als ein mystisches Symbol. Hierauf kommt er auf Vasenbilder zu sprechen, auf welchen Apollon in der Unterwelt dargestellt ist, und sodann auf die engen Beziehungen zwischen Apollon und Dionysos in Delphi. So un-

bestreitbar aber diese und so gewiss tiefere religiöse Ideen hier zu suchen sind, so seltsame Behauptungen werden auch bei diesen Erörterungen von Robiou aufgestellt. Zur Oberwelt zurückgekehrt findet dann der Verf., dass Apollon auch hier entsprechend seiner unterweltlichen Bedeutung vor allem ein Gott 'de la lustration, de l'expiation rituelle des souillures morales' sei, wobei er sich auf den Aufsatz Bötticher's 'die drei Theorien des Orestes nach Delphi' (Arch. Ztg. XVIII. 1860. S. 50 ff.) bezieht.

In einem II. mémoire „sur Apollon considéré comme dieu des mystères" (vgl. Rev. crit. VIII, II S. 143. 160) soll dann seine Auslegung der Monumente aus den litterär. Quellen ihre Bestätigung erhalten. Wie es nach dem Referat scheint, soll diess vornemlich mittelst der ja allerdings vorhandenen engen Verbindung von Apollon und Dionysos zu Delphi geschehen, während er zum Schluss auf die Vermischung von Apollon- und Mithrascult zu reden kommt.

Wir haben es hier also wieder einmal mit einem Archäologen zu thun, der überall Mysticismus sehen möchte.

Die kleine Schrift von

A. Milchhöfer, über den attischen Apollon, München 1873. 80 S.

ist ein Versuch, im Anschluss an O. Müller's Methode, aber im Widerspruch mit der von diesem gewonnenen Ansicht, dass Apollon von Haus aus ein dorischer Gott sei, das Eindringen und die Verbreitung des attischen Dienstes des Apollon als eines ausschliesslich ionischen Gottes nachzuweisen. Mit Recht macht dagegen Roscher (Jen. Litt.-Ztg., 1874, Nr. 35. S. 544) geltend, dass A. auch einen uralten Cult bei den Doriern hatte und dass ebensowenig zu erweisen sei, dass der Dienst des achäischen Apollon *Καρνεῖος* (Schömann, gr. Alterth. II³, S. 458) von den Ioniern entlehnt war.

M. bespricht in einem I. Kap. nach einleitenden allgemeinen Erörterungen ionische Apollonculte an der Küste von Attika, handelt in einem II. von dem A. Delios und Delphinios, verfolgt dann in einem III. „Uebergang nach Athen" „das Vordringen des ionisch-delischen Apolloncults mit seinen Vertretern bis vor die Höhen Athen's", bespricht in einem IV. „die ältesten Cultusstätten" Apollon's in Athen, Lykeion und Delphinion, in einem V. „A. Pythios und Patroos" das Pythion und den Tempel des A. Patroos. Recht dankenswerth ist dann auch namentlich das

VI. Kap. „Vermischte Culte, bes. ländliche", worauf Kap. VII „der Festcyclus des A." das Ganze abschliesst.

Ref. sieht sich ausser Stande, den Versuch, auf Grund der Analyse von Mythen eine Geschichte des Eindringens und der Verbreitung des apollinischen Cultus in Attika zu construiren, als gelungen zu bezeichnen oder auch nur als solchen willkommen zu heissen. Aber nichtsdestoweniger hat vorliegende Arbeit ihr Verdienst. Denn ohne Zweifel gehören solche Untersuchungen über die Culte einzelner Gottheiten in einzelnen Landschaften zu den Grundlagen, deren die Mythologie und Religionsgeschichte bedarf. Der Verfasser hätte sich als Aufgabe ausschliesslich eine kritisch gesichtete Darstellung dessen, was wir vom attischen Apollon wissen, stellen sollen. Es gilt auch von ihm wie so oft von den Mythologen, dass er nicht weiss, *ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός*. Zu einzelnen Berichtigungen und Einwendungen fehlt hier der Raum. Einiges hat Bu. im litt. Centralbl. 1874, Sp. 1243 f. angemerkt.

De Witte, Apollon en bronze d'ancien style, in der Rev. arch. XXV 1873, p. 148 ff., pl. 6

veröffentlicht nach Aufzählung anderer bekannter archaischer Bronzestatuetten des Gottes, eine 1872 vom Museum des Louvre erworbene Statuette Apollon's. Die Stirne umgiebt „un diademe radié". Die linke Hand hielt nach de Witte einst die Lyra, die rechte das Plektron.

Prachov, statue archaique d'Apollon, in den Ann. von 1872, p. 181 ff., zu Mon. ined. vol. VIIII Tav. XLI

handelt von einer übrigens schon von Conze im Arch. Anz. 1864, S. 164* beschriebenen und neuerdings von Brunn in den Ber. d. bayer. Ak. d. W. 1872, 4. S. 529 ff. unter dem Titel „Der Strangford'sche Jüngling" in einem Holzschnitt abgebildeten und besprochenen archaischen „Apollon"-Statue.

Ein merkwürdiges Votivrelief an Apollon aus Golgos bespricht

A. Dumont, bas relief votif à Apollon, in der Rev. arch. XXV, S. 159 ff.

Ueber Apollon mit Reh spricht

Stephani im Compte rendu f. 1870/71 (vgl. S. 77), S. 164 f.

Mordtmann, Apollon Krateanos, in der Arch. Ztg. XXXII. 1874. S. 162 f. (vgl. Jahresb. II. III, 2, S. 297)

veröffentlicht die Inschriften von 6 Weih-Reliefen, die er besitzt, auf welchen allen Apollon, ähnlich dem Musagetes, in langem Gewande mit Lyra und Lorbeerkranz dargestellt ist.

Plew bemerkt darauf (Arch. Ztg. XXXIII, S. 113 und XXXIV, S. 43), dass der Name *Κρατεανός* von dem Stadtnamen *Κράτεια* abzuleiten sei, und da nach Mordtmann's Versicherung der Fundort nicht Krateia in Bithynien sein könne, sondern ein Ort in Mysien sein müsse, entweder auch hier ein Ort dieses Namens gelegen haben oder der Cult des Apollo des bithynischen Krateia dorthin verpflanzt sein werde.

Gignard, les peintures antiques relatives au mythe de Daphné, d'après W. Helbig. Lyon 1875

habe ich nicht gesehen.

Ein Wandgemälde, die Tödtung der Niobiden darstellend, beschreibt Mau im Bull. 1873, p. 206 f. und erörtern v. Wilamowitz und Mau im Bull. 1874, p. 52 ff.

Ein Mosaik, die Bestrafung des Marsyas darstellend zu Baccano, beschreibt Brizio im Bull. 1873, S. 128 f. (s. o. S. 76).

Auf die beiden in den Zeitumfang dieses Berichts fallenden Abhandlungen über die Musen, welche ich wegen ihrer frühen und dauernden Verknüpfung mit Apollon hier erwähne, obwohl ihre Naturbedeutung eine andere ist,

E. Oberg, „Musarum typi etc.“ Berol. 1873. Diss.

und

Fr. Rödiger, die Musen, aus dem VIII. Suppl.-Bd. der Jbb. f. class. Philol. Leipzig 1875,

und andere die Musen betreffende Publicationen, wie die in Fröhner's Musées de France pl. 36 und 40, 1, behalte ich mir vor, im nächsten Bericht aus Anlass von Trendelenburg's neu erschienener Schrift „der Musenchor, Relief — aus Halikarnass“ (vgl. Arch. Ztg. von 1874, S. 117) zurückzukommen.

Bekannt geworden ist mir noch Folgendes:

Apollo mit den Musen, Sarkophag in Lissabon, im Bol. archit. e de archeol. 1874, n. 1 mit T. 2 (vgl. Rev. arch.

XXIX, S. 208); — Brizio im Bull. 1873, S. 19 ff., über einen Sarkophag, und S. 130 über ein Mosaik mit Musen, und zwar zum Theil mit Inschriften; — Wieseler, drei Musen, in Gött. Nachr. 1874, S. 553; — Gädechens, Apollon und acht Musen, Vasenbild in Athen, im Rhein. Mus. XXIX, S. 314 f.

Den Sonnengott mit Strahlen um das Haupt auf seiner Quadriga zeigt eine in Ilion gefundene Metope wol aus römischer Zeit nach

Curtius, neue Funde in Ilion, in der Arch. Ztg. 1872/73, S. 58 ff. mit Taf. 64.

Vgl. noch Schlie, Augsb. Ztg. 1873, Beil. Nr. 87; Acad. S. 429. Gaz. d. beaux arts 1874, IX, S. 480.

Einen Helios auf dem Viergespann auf einem Goldschmuck aus Taman verzeichnet

Stroganoff in dem Compte rendu de la comm. imp. arch. de St. Petersbourg für 1870/71, S. X.

In Athen sind die Reste von Marmorstatuen von Asklepios und Hygieia aus römischer Zeit gefunden; vgl. Reichs-Anz. 1873, n. 43. Rev. arch. XXV, S. 357.

Ueber eine Statue der Hygieia gef. bei Lillebonne berichtet l'Indicateur 1874, S. 267 n. 1791.

Ein Vasenfragment, das dadurch merkwürdig ist, dass es Hygieia mit beigeschriebenem Namen zeigt, veröffentlicht Stephani, Compte rendu v. 1870/71, S. 202 mit Taf. VI, 7.

O. Lüders, la famiglia di Asclepio sopra un bassorilievo, in den Ann. dell' Inst. 1873, S. 114—124 mit Tav. MN

findet auf einem Votiv-Relief Asklepios mit Söhnen und Töchtern dargestellt: Podaleirios und Machaon, Hygieia, Iaso, Panakeia und Aigle.

Was Artemis betrifft, so hat

Fröhner, Artémis ailée, in seinen Musées de France p. 18 ff. zu T. 4

die schon in seinem Choix des vases abgebildete, langbekleidete Artemis mit einer Hirschkuh neben sich auf's Neue veröffentlicht mit einem Text, worin er andere Darstellungen der geflügelten Artemis zusammengestellt hat, wozu seitdem noch ein Terracotta-

Relief gekommen ist (Bull. 1873, S. 150). Dass er damit die Darstellungen der geflügelten Athena auf Münzen nach Imhoof-Blumer vergleichen konnte, bemerkt Bursian in der Jen. Lit.-Ztg. 1874, S. 18.

Helbig beschreibt im Bull. 1873, S. 72 eine Metope aus Terracotta mit Artemis neben Dionysos auf einem von Stieren gezogenen Wagen, eine Darstellung, die er aus dem Zuge des Bakchos gegen die Inder erklärt, indem er für die Betheiligung von Artemis Nonnos (Dionys. XXXVI, 28 f.) anführt.

Die *Ἄρτεμις ἀγυιαῖς ἐπίσκοπος*, glaubt Wieseler in den Gött. gel. Anz. 1874, S. 333, sei gemeint in dem Pitt. d'Ercol. III, p. 279 und bei Gerhard, antike Bildwerke, T. LXXXIII dargestellten Artemissymbole.

Was andere Lichtgottheiten betrifft, so beschreibt

Mau im Bull. 1873, S. 238 f.

ein freilich z. T. schon zerstörtes Wandgemälde, welches den Besuch der Selene bei Endymion darstellte.

Ferner gibt

Stephani im Compte rendu p. l'a. 1872 (s. o. S. 77) S. 177 bis 212, Taf. 4 u. 5

aus Anlass einer bei Santa Maria di Capua 1872 gefundenen Vase (vgl. Helbig im Bullettino 1873, S. 4) Abbildungen von dieser und von vier anderen unedierten Vasenbildern der Ermitage, welche den Raub eines Jünglings oder Mannes durch eine geflügelte Frau darstellen. Stephani führt nun den Gedanken aus, dass es „nach antiker Anschauung der Eos eigenthümlich war, ihre Geliebten selbst gewaltthätig zu entführen" (S. 184), was er daraus erklärt, dass Eos in naher Verwandtschaft mit den Windgöttern gedacht wurde (S. 186). So entführt Eos nicht blos den attischen Jäger Kephalos und den troischen Hirten Tithonos, sondern schon in der Odyssee auch Kleitos und Orion. Nichtsdestoweniger sind aber in den bildlichen Darstellungen nach St. bis auf Weiteres durchweg nur jene ersten beiden und zwar, wenn der Entführte ein Jäger ist, Kephalos, wenn ein Hirt, Tithonos zu erkennen, welche wie Eos selbst in einzelnen Fällen durch den beigeschriebenen Namen gesichert sind.

Dieselben zerfallen in zwei Abtheilungen, in eine zahlreichere von „Flügelfrauen, welche Jünglinge zu ergreifen suchen" (1—51

und eine aus zwei Vasenbildern, vier Spiegelzeichnungen und einer Bronzegruppe bestehende von „Flügelfrauen, welche Jünglinge ergriffen haben und wegtragen" (52—58). In letzteren glaubt Stephani einmal Tithonos, einmal Kephalos bestimmt bezeichnet; bei den übrigen ist es nach ihm wenigstens sicher, dass einer von beiden gemeint ist, insofern es weder ein Kind ist, das von einer Flügelfrau hinweggerafft wird, noch der todte oder tödtlich verwundete Memnon. Endlich aber erkennt Stephani in einer Spiegelzeichnung der Ermitage (Gerhard, antike Bildwerke, T. 397), wo Eos einen langbekleideten, bärtigen Mann trägt, wohl mit Recht nicht Memnon, sondern wieder Tithonos, aber nicht den von ihr geraubten Jüngling, sondern den von ihr gepflegten Greis.

Die Vermuthung aber, dass diese Deutung dann vielleicht auch auf eine Darstellung an einem Bronze-Henkel (Mus. Greg. Bd. 1, T. 3, 1) zu übertragen sei, wird nach Stephani's eigener Beschreibung auch ohne Ansicht des Originals oder der Abbildung abzulehnen sein.

Dagegen macht

E. Curtius, zwei Terracotten — in Berlin, in der Arch. Ztg. XXXIII. 1875, S. 166 ff. mit Taf. 15

bereits ein weiteres den Raub des Kephalos durch Eos darstellendes Bildwerk bekannt, in welchem er eine Nachbildung der von Pausanias (I, 3, 1) erwähnten Gruppe der Eos mit Kephalos auf der Stoa basileios in Athen vermuthet.

Die Dioskuren zeigen verschiedene neu gefundene Reliefe; so aus Stobi (vgl. L. Heuzey, Rev. arch. XXVI. 1873, S. 39 ff.), aus Sparta (vgl. Hirschfeld im Bull. 1873, S. 183), aus Skyros (vgl. Rev. arch. XXV., S. 175).

Endlich mag dann hier ein mythisches Wesen seine Stelle finden, dem einen bestimmten Platz anzuweisen besondere Schwierigkeiten hat, die Medusa.

Fröhner veröffentlicht nämlich in den Musées de France pl. 25 eine kleine Medusenmaske mit Flügeln und Schlangenhaaren, deren wunderbarer Schönheit auch die im Uebrigen gute Photographie (so ziemlich in Originalgrösse) nicht hat völlig gerecht werden können.

Das Bonner Festprogramm von

R. Gädechens, Das Medusenhaupt von Blariacum. Bonn 1874. 4.

braucht hier nur genannt zu werden, da die Bedeutung dieser Publication anderswo liegt, als im Gebiete der Mythologie.

Der sehr verdienstvolle Aufsatz von

K. Dilthey, über einige Bronzebilder des Ares, in Heft LIII und LIV der Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Bonn 1873, S. 1—43 mit T. 1—12

soll zuvörderst (vgl. den I. Jahrgang des Jahresberichtes, S. 1610) aus Anlass einer 1869 gefundenen kleinen Bronzebüste (T. 1 und 2) diese und einige andere in Berlin (T. 3 und 4), in München (T. 5 und 6), aus Herculaneum, in Kopenhagen und in Wien (T. 7 und 8) namentlich durch Vergleichung der Marsköpfe auf campanischen Kupfermünzen (S. 12), dann auch einiger, freilich grossen Theils ungenügend publicirter, sicherer Darstellungen, z. B. des Kopfs auf dem sog. Zwölfgötteraltar aus Gabii im Louvre, einem Terracottafriesstück (Campana, opere in plastica, T. 3) und in einigen Darstellungen der 7 Planetengötter als Marsköpfe erweisen. Wenn aber (S. 14) der dem Ares öfter beigegebene Schild „nicht allein kriegerisches Wahrzeichen, sondern, gleich Lanze und Schwert, mythologisches Attribut des Himmelsgottes“ sein soll, „wie dem römischen Mars die Ancilia geweiht werden“, so muss man dagegen Widerspruch erheben.

Dilthey publicirt dann drei Statuetten, die einen jugendlichen Krieger darstellen, indem er sie als Aresdarstellungen erklärt, und sucht dann schliesslich seine Deutung dadurch zu stützen, dass er „wahrscheinlich mache, dass wir schwerlich eine plastische Darstellung des Achill besitzen“ (S. 27).

Zunächst führt er einige unter sich verwandte sichere statuarische Darstellungen des Mars auf, wie den Mars vom Fastigium des capitolinischen Jupitertempels nach der Coburger Zeichnung (s. u.), der sich ähnlich auf römischen, auf Mamertiner und auf Münzen von Paestum findet, eine dieser ähnliche Statue bei Paciaudi, Mon. Peloponn. (Titelbild), ferner eine gleichfalls ähnliche Statue aus Ostia in England mit der Inschrift „Marti“, womit schon Benndorf und Schöne zwei in Rom, eine in England (Clarac 827, 2074. 635, 1435. 634 A (nicht 643), 1436 A. 950,

2445 A) zusammengestellt haben. Dass dann aber Dilthey diesen Statuen den Theseus der Sammlung Ince Blundell Hall mit Unrecht beigesellt, bemerkt Michaelis (Arch. Ztg. N. F. VII, S. 26 zu T. 1). Schliesslich nimmt Dilthey die vielbesprochene Statue des „Achill Borghese" und die verwandten Statuen und Büsten ebenfalls für Ares in Anspruch.

Die „Fessel" am rechten Bein möchte Dilthey aus einem „Trionfo d'Amore" erklären (S. 35). Seine Auffassung des Statuenbruchstücks mit einer Aegis als Ares Soter hat Stark, Jahrg. I, S. 1610, gegen Dilthey, der die Benennung als Ares zugibt, aber die Richtigkeit des Beinamens bestreitet, vertheidigt.

Zum Schluss sucht Dilthey seine Auffassung zu begründen, wonach Ares nicht blos Gewitterstürmer, sondern überhaupt Himmelsgott war und „die lichte Hälfte seines Wesens nur eben nicht zur Entfaltung kam oder doch im religiösen Bewusstsein einer verhältnissmässig jüngeren Zeit zurücktrat". Wenn dies Dilthey vielleicht zugegeben werden darf, so muss aber nochmals gegen ihn erinnert werden, dass er auch da gern Spuren nicht blos des alten Gewitterstürmers, sondern selbst des gar nicht zur Entfaltung gelangten Himmelsgotts finden möchte, wo wir es einfach mit dem Gotte des Kriegs zu thun haben, und dass man aus dem Wesen des altitalischen Mars keine Schlüsse auf den griechischen Ares ziehen darf, wie Dilthey, S. 14 und 41, Anm. 3, thut.

Das Terracotta-Relief mit Ares und Aphrodite, die sich gegenüber sitzen, letztere ganz bekleidet, den Schleier lüpfend, ersterer fast ganz nackt, unbärtig, den Helm auf dem Schooss, die rechte Hand auf die Lanze aufstützend, ist schon oben S. 49 erwähnt.

Die schwer zu fassende, wandelbare Gestalt von Hermes hat zwei Gelehrte zu Untersuchungen angeregt, einen Franzosen und einen Deutschen:

Ch. Ploix, étude de mythologie grecque (extrait du Tome II des Mémoires de la société de linguistique), Paris 1873. 22 S.

und

Chr. Mehlis, die Grundidee des Hermes vom Standpunkte der vergleichenden Mythologie. I. Abth. Erlangen 1875. 65 S. mit einer Tabelle.*)

*) Vgl. die Rec. von Roscher in der Jen. Lit.-Ztg. 1874, S. 602 und von Zehetmayer in Bl. f. d. bayer. Gymn.-Schulw XI, S. 384.

Wenn von der vergleichenden Mythologie bisher vorzugsweise zwei Erklärungen von Hermes aufgestellt worden sind, indem Kuhn ihn als Sturmwind, M. Müller als Morgenröthe fasst, so erklärt ihn Ploix, der nachträglich dieselbe Ansicht in L. Ménard's (mir unbekanntem) Werk sur le polythéisme hellénique fand, für das Licht der Dämmerung (le crépuscule oder la lumière crépusculaire), Mehlis ähnlich für die auf- und untergehende Sonne, ähnlich aber doch verschieden. Denn Ploix legt Nachdruck darauf, dass Hermes die Dämmerung bedeute, welche Morgens der Morgenröthe vorausgeht, Abends der Abendröthe folgt, welche also Abends die lichten Wolkenkühe raubt, Morgens wieder bringt. Von dieser Grundauffassung aus bespricht Ploix „Cadmus et Harmonia", „Hermès et les bœufs", „Hercule et Cacus", „les bœufs et Héraklès", „Argus" und zum Schlusse „Hermès et le petit Poucet". In Harmonia will Ploix denselben Stamm erkennen wie in Hermes, während ihm Kadmos ein Hermes unter semitischem Namen ist; Argos ist ebenfalls ein Doppelgänger von Hermes — *ἀργειφόντης* est pour *ἀργειφάντης*, *ἀργειφάτης*, de *ἄργος* ou *ἀργείος* (sic) et de *φαίνω*, celui qui éclaire d'une lumière blanche —, und auch der petit Poucet endlich ist ein dem Hermes als Kind ähnliches Wesen, wofür er auf eine Abhandlung von Gaston Paris im 1. Bd. der Mém. de la société de ling. sich bezieht, nur dass dieser, welcher seinerseits auf einen Aufsatz von Schenkl in der Germania Bd. VIII. 1863 verweise, mit Unrecht einen kleinen Stern im Sternbild des Bären für die dem Poucet zu Grunde liegende Erscheinung halte.

Während Ploix überwiegend mit den Mythen von Hermes und deren Deutung sich beschäftigt, hält Mehlis dafür, dass „die Etymologie der mythologischen Namen (und Beinamen) vom sprachvergleichenden Standpunkt aus das sicherste Kriterium für den richtigen Begriff einer Gottheit bei der Unsicherheit der übrigen mythologischen Kategorien ist und dass die Namen also als primäre Basis, als secundäre Symbole, Kunstdarstellungen, mythologische Beziehungen, Cultusgebräuche zu betrachten sind und zwar wo möglich die ältesten".

Wir haben also hier wieder einen Hauptschlüssel zur Deutung der Mythen.

Gleich die Uebersicht über die „vorzugsweise benutzten Hülfsmittel" zeigt, dass der ohne Zweifel begabte Verf. seine Arbeit noch hätte besser reifen lassen sollen. Da jedoch in-

zwischen (1877) die 2. Abtheilung erschienen ist, so geht Ref. hier nicht näher auf das Werkchen ein.

E. Curtius (Arch. Ztg. 1872/73, S. 40) macht aus Anlass einer kleinen Deckelfigur aus Bronze, Hermes kriophoros darstellend, die Bemerkung, dass der jugendliche Hermes auch der älteren attischen Kunst nicht fremd sei.

Wieseler in Gött. gel. Nachr. 1874, S. 569, bespricht eine Florentiner Bronze: Mercur nackt mit beflügeltem Petasos auf beflügelter Kugel stehend, in der rechten einen Caduceus, in der linken eine Fackel.

Rayet (Gaz. des beaux arts 1875, S. 556) wollte in Terracotten von Tanagra, einen Knaben mit einem Hahn darstellend, Hermes Enagonios erkennen, andere einen Agon, dagegen will Fr. Lenormant (Gaz. arch., S. 89 ff. mit T. 24) die gleichen Statuetten wegen des Kranzes einer derselben als Ganymed erklären.

Einen Agon will

Curtius, die Säulenreliefs in Ephesos, in der Arch. Ztg. XXX. 1872/3 zu T. 65/66

neben Hermes und zwei bekleideten Frauengestalten in dem neuentdeckten Fragmente einer Columna caelata von Ephesos in einem nackten geflügelten Jüngling mit einem Schwert an der Seite erkennen*). Auch ist hier eine Abhandlung desselben über

die Darstellungen des Kairos, in der Arch. Ztg. XXXIII 1875. S. 1 ff. zu T. 1 u. 2

anzureihen, da er die halb mythologische, halb allegorische Gestalt des Kairos in seiner sinnvollen Weise ebenfalls aus Hermes ableitet. Der Kairos ist nach C. gleichfalls in der Palästra zu Hause, wie denn sein Altar gegenüber dem des Hermes Enagonios am Eingange des Stadion's zu Olympia stand.

Nachdem Benndorf in der Arch. Ztg. XXI. S. 82 ff. versucht hatte, mittelst einer vergleichenden Betrachtung der Berichte statt durch Addition vielmehr durch Ausscheidung von Attributen eine Vorstellung von dem Kairos des Lysippos zu gewinnen, unternimmt diess C. hier mittelst der erhaltenen Monumente, von welchen er die schon von Benndorf erwähnte

*) Furtwängler in den Nachträgen zu der unten verzeichneten Schrift will dagegen in ihm einen Eros, in der einen Frauengestalt eine Aphrodite erkennen.

Gemme in Berlin, das Turiner Relief nebst einem diesem entsprechenden Fragment von der Akropolis, und das von Jahn nach einer falschen Notiz bei Raoul Rochette für ein Mosaik gehaltene Relief in Torcello hat abbilden lassen (vgl. Wieseler in den Gött. Nachr. 1874. S. 591 f.).

Entsprechend der Auffassung des Hermes als Windgott sind dann hier auch die anderen Windgottheiten anzuschliessen:

G. Perrot, l'enlèvement d'Orithyie par Borée, oenochoé du Musée du Louvre. Paris 1874. 28 S. 4. mit Taf.

veröffentlicht ein sehr schönes Vasenbild im Louvre mit der Darstellung des die Oreithyia entführenden Boreas (ohne Nebenfiguren), wobei er nach kurzer Besprechung des dem Mythos zu Grunde liegenden Vorganges in der Natur von der Bedeutung handelt, welche derselbe zur Zeit der Perserkriege erlangte (Herodot VII, 140 ff.). Seit der Zeit bildet derselbe einen beliebten Gegenstand attischer Poesie und Kunst. Auffallend ist dabei nur die Unkenntniss wichtiger Veröffentlichungen, wie des Aufsatzes von Heydemann in den Annali von 1870 und der Abhandlung von Stephani in den Mém. der Petersburger Akademie von 1871.

Hervorzuheben ist aber noch die Bemerkung, dass bei dem entführenden nicht an Thanatos gedacht werden dürfe, da ungleich dem Charon in den Volksliedern der Neugriechen Thanatos nie im Kampfe mit lebenden Wesen, sondern stets nur mit Todten beschäftigt gedacht und dargestellt wird (S. 26 vgl. S. 25).

Ein bronzenes Relief: Boreas die Oreithyia entführend, von der Insel Kalymnos, hat das britische Museum erworben. Vgl. Arch. Ztg. 1874. S. 113.

Der Nebel (*Ὀμίχλη*), der aus dem feuchten Thale aufsteigt und in der Höhe von den Winden zerstreut wird, ist nach Matz, über ein Relief in Palazzo Colonna, in der Arch. Ztg. 1875 S. 18—20 mit Taf. 4, in den drei Bruchstücken eines Reliefs, deren Zusammengehörigkeit er mittelst einer der alten Zeichnungen in Windsor erweist, in ähnlicher Weise dargestellt, wie auf dem bekannten Florentiner Relief Luft, Erde und Wasser (Jahn, Arch. Ztg. XVI S. 243).

Nach den Gottheiten, welche im oder am Himmel zu Hause sind, mögen die des vom Himmel kommenden oder zum Himmel flammenden Feuers an die Reihe kommen.

L. Ménard, la symbolique du feu, in der Gaz. des beaux arts XI. p. 164

war mir nicht zugänglich.

H. Blümner, zwei unedierte Bronzestatuetten, in der Arch. Ztg. 1873, S. 121—123 mit Taf. 13

erklärt die eine dieser Statuetten, welche übrigens aller und jeder Idealität entbehrt, bestimmt für einen Hephästos, während er in Betreff der zweiten zwischen Hephästos und Odysseus schwankt.

Eine zweifellose Statuette des Gottes schildert noch Helbig im Bull. 1874. S. 4.

Auch zur Mythologie von Hestia ist ein Beitrag geliefert durch

Th. Henri Martin, mémoire sur la signification cosmographique du mythe d'Hestia dans la croyance antique des Grecs. Paris 1874. 23 S. 4.

Diese Arbeit „über die kosmographische Bedeutung des Mythus von Hestia" ist ein Theil einer noch nicht erschienenen oder wenigstens mir noch nicht zugegangenen „Histoire des hypothèses astronomiques chez les Grecs et les Romains", schliesst sich dort an die Erörterung der „kosmographischen" Mythen von Okeanos, Poseidon und Atlas an, und behandelt demzufolge auch „die religiöse, moralische und politische Bedeutung" von Hestia, wofür der Verf. (S. 6 A. 2) vorzugsweise auf des Referenten Schrift über Hestia-Vesta verweist, nur beiläufig. Martin entscheidet sich abweichend vom Referenten für die Etymologie von Wurzel vas wohnen (S. 12 ff.), indem er glaubt, dass die Griechen in ihren Etymologien, so irrig sie seien, doch von der Kenntniss der wirklichen Bedeutung ausgingen, wornach das Wort den Sinn des Feststehenden enthalten musste. In kosmographischer Beziehung zeigt sich ihm diess darin, dass von den Griechen schon in alter Zeit — ja er denkt an eine indogermanische Grundanschauung (S. 15 f. 19), indem er Spuren in den Veden bei Agni einerseits (III 29) und der „Erdgöttin Aditi ou Prithivî" andererseits zu finden glaubt — Hestia mit der fest im Mittelpunkt der Welt ruhenden, das Feuer in sich bergenden Erde identificirt worden sei. „En résumé, à ce point de vue spécial, très-ancien en Grèce, Hestia était primitivement la terre, considérée comme un disque comparable, par sa forme et par sa

position dans l'univers, au foyer circulaire placé au centre des antiques maisons grecques, et au foyer de Delphes, placé, croyait-on, au centre de la surface circulaire de la terre; et de même que le foyer, la terre contenait un feu, soit visible, soit caché sous la cendre, c'est-à-dire surtout le feu des volcans, dans lesquels régnait cependant une autre divinité, Héphaestos, dieu du feu."

Referent, der wie damals schon, so auch jetzt noch für die Hestia-Vesta zu Grunde liegende Naturbedeutung die des heiligen Feuers hält (vergl. jetzt namentlich Corssen, Beiträge, S. 400 ff.), glaubte in dem Abschnitte „Hestia in der Speculation" annehmen zu dürfen, dass Hestia zuerst als Centralfeuer von den Pythagoreern in die Mitte der Welt gesetzt und dann erst durch Anaxagoras, auf den Euripides (fr. 938) sich beziehe, die sonst in der Mitte der Welt gedachte Erde ebenfalls von der Philosophie als Hestia gefasst worden sei.

Es darf als erwiesen gelten, dass die Pythagoreer ihr Centralfeuer Hestia nannten. Wenn aber Euripides sagt, dass die Weisen die im Aether ruhende Erde Hestia nennen, so glaubt Martin (S. 18 f.) die Annahme, dass er zunächst Anaxagoras meine, damit zu widerlegen, dass nach Anaxagoras, welcher Luft und Aether unterscheide, die Erde auf der Luft und nicht auf dem Aether ruhe, und dass auch schon Anaximenes diese Anschauung von der Erde ausspreche. Nach Martin, der sich hierin Nägelsbach (nachhom. Theol. S. 454) anschliesst, meint Euripides die Orphiker, die nach ihm die Identification von Hestia und Erde nicht zuerst erdacht, aber in Aufnahme gebracht haben sollen.

Er übersieht dabei aber, dass Jamblich. (Theolog. arithm. p. 7 sq.) ausdrücklich bezeugt, nicht etwa, was gegen seine Angabe misstrauisch machen könnte, dass Euripides mit den Weisen, welche die im Aether sitzende Erde Hestia nennen, sondern unter Weglassung des *ἡμένην ἐν αἰθέρι*, dass Euripides mit den Weisen, welche die Erde für Hestia halten, Anaxagoras meine. Im Uebrigen ist hier noch weniger der Ort, auf das Verhältniss des Euripides zu Anaxagoras, zu anderen Philosophen und den Orphikern näher einzugehen, als die Geschichte der Identification von Hestia und Erde weiter zu erörtern. Nur soll noch bemerkt werden, dass Martin nicht übersehen durfte, dass aus dem im Jahr 1863 erschienenen Band der volumina Hercula-

nensia (coll. II vol. II Tab. 51; vgl. Sauppe im Philologus XXI 1864 S. 139) hervorgeht, dass auch Sophokles im Triptolemos Hestia und Erde identificirt hat.*)

Da es sich dabei zwar nicht um die Göttin Hestia handelt, aber doch um die *ἑστία*, den heiligen Herd mit dem Herdfeuer im Hause, so mag hier der Ort sein, den ansprechenden Gedanken von

Fröhner, la procession nuptiale, in dessen Mélanges d'épigraphie et d'archéologie Par. 1873 p. 17 ff.

zu erwähnen, dass der Zug des korinthischen wie des capitolinischen Puteal's als ein Umgang um das Herdfeuer aufzufassen sei, und dass ein solcher wie in Rom (Val. Fl. VIII 243 fl.), bei den Indern (Haas in Weber's ind. Stud. V S. 318), den Germanen, vielleicht auch den Slaven (Weinhold, deutsche Frauen im Mittelalter S. 257), bei den heutigen Griechen (Ross, Erinnerungen u. s. w. S. 59), so bei den alten Griechen zu den Hochzeitsgebräuchen gehört haben möge. Bursian macht im Lit. Centr.-Bl. 1874 S. 242 das Bedenken geltend, warum der Künstler nicht den Altar selbst dargestellt habe.

Zur Mythologie des Poseidon und der ihm verwandten Wesen übergehend, haben wir ausser dem oben besprochenen Bande von Overbeck's Kunstmythologie und dem Aufsatze desselben Verfassers über Poseidon Hippios (s. o. S. 54) die sorgfältige Dissertation von

C. Manitius, de antiquissima Neptuni figura. Lpz. 1873. IV und 48 S.

und einen Aufsatz von

Fr. Wieseler, über „Poseidon Asphaleios", in den Nachrichten der Götter-Ges. der Wissenschaften 1874, S. 155 ff.

zu verzeichnen.

Wieseler stellt fest, dass der Beiname *ἀσφάλειος* (auch *ἀσφάλιος*, während die Form *ἀσφαλίων* nur auf Macrob. Sat. I, 17, 22 beruht) zwar ursprünglich und in erster Linie den *γαιήοχος θεμελιοῦχος* bezeichnet, aber doch nicht, wie auch Welcker gr. Götterl. II S. 679 annehme, ausschliesslich, sondern dass Poseidon mit diesem Beinamen auch als der Verleiher

*) Auch in Dindorf's neuester Sammlung der Fragmente sucht man dieses vergebens.

sicherer Fahrt zur See angerufen und verehrt wurde, ja dass derselbe ihn auch als Retter aus Krankheit bezeichnet zu haben scheint.

Ferner macht Wieseler in dem schon oben S. 75 besprochenen Aufsatz auf einen Kopf mit Eichenkranz auf makedonischen Münzen aufmerksam (Millingen, uned. anc. coins pl. III Nr. 23). Da Overbeck Poseidon S. 400 Anm. 21 die Deutung des Kopfs der makedonischen Münze, Münzt. I, 20, auf Zeus gegen die auf Poseidon aufgiebt, so erwartet man, dort auch diese von Wieseler angeführte Münze erwähnt zu finden. Der Kranz bezieht sich übrigens nach Wieseler „vielmehr auf die Landschaft als auf den Gott."

Endlich beschreibt Wieseler in den Gött. gel. Anz. 1874 S. 559 die Maske eines Wassergottes in Parma, dem er aber, obwol nach ihm die Schilfbekränzung bei Poseidon allerdings nachweisbar ist, wegen der zu unedlen Bildung den Namen Poseidon's nicht geben will.

Den Mythos von Poseidon und Theophane will auf's Neue gegen Helbig's Deutung auf Phrixos und Helle

Gädechens, unedierte antike Bildw. (s. Bd. I S. 1555 und 1567)

nachweisen. Aber nicht bloss Overbeck (in dem oben S. 50 ff. besprochenen Werk), sondern auch Dilthey (Recension in der Jen. Litteraturzeitung. 1874 S. 120), bestreitet diese Deutungen durchweg, und will die Eroten in dem einen Bilde aus einer Sage von Poseidon's Liebe zu Helle erklären (Schol. zu Lucan. IX, 954. (Eratosth.) catast. 19. Schol. Germ. p. 80 Breysig. Steph. Ἁλμωπία u. a.). Wieseler dagegen (Rec. in Gött. gel. Anz. 1874 S. 321 ff.) stimmt in Betreff der beiden Wandgemälde bei Helbig n. 1256 (abgeb. bei Gädechens T. 2) und 1258 (abgeb. T. 3, nicht 2, wie es S. 17 heisst), wenn auch nicht unbedingt wie Jahresb. Bd. I S. 1567 Stark, doch mit einigem Vorbehalt zu; und ebenso mit Rücksicht auf den übrigens schon von Welcker (A. D. IV S. 108 ff., vergl. Wieseler a. a. O. S. 324) geltend gemachten Parallelismus des Bildes mit dem Pendant dazu, einer Entführung der Europa, Trendelenburg (Arch. Ztg. 1876 S. 4), indem er besonders geltend macht, dass „auf jenen Bildern das für Phrixos charakteristische Handausstrecken fehlt." Im übrigen lehnt auch Wieseler Gädechens' Deutung für die übrigen

von ihm beigebrachten Monumente ab, indem nach ihm (S. 332) bei ein paar die Deutung auf Helle, für die Mehrzahl die auf Aphrodite grössere Wahrscheinlichkeit hat.

G. F. Gamurrini, di alcuni specchi etruschi, im Bull. 1875, S. 82—89,

der aus Anlass einer ähnlichen Beobachtung Helbig's (Bull. 1874 S. 260) von Irrthümern in Namengebung und Darstellung auf etruskischen Spiegeln handelt, führt auch eine Zeichnung an, wo einer auf einem Widder durch die See reitenden weiblichen Gestalt der Name Euru, den er auf Europa deutet, beigeschrieben ist. Gamurrini glaubt aber gerade diese Beischrift mythologisch erklären zu können, in einer Weise freilich, die schwerlich Beifall finden wird.

Ein Mosaik, einen Kopf des Okeanos, und ein anderes, wol einen Flussgott darstellend, zu Baccano, beschreibt Brizio im Bull. 1873, S. 135.

Ein Fragment eines Marmorkraters mit der Darstellung eines Flussgottes col capo velato (vgl. Braun, 12 Basreliefs, Taf. 8) im Besitz von Mommsen bespricht Helbig (Bull. 1873, S. 72).

Als einen ganz vorzüglichen Flussgottkopf erweist Brunn den sogenannten Io-Kopf in Wien (v. Sacken, Bronzen, T. 29, 12), den Engelmann Arch. Ztg. 1873 S. 128, weil er sich von allen anderen Io-Darstellungen zu weit entfernen würde, für modern erklärt hatte (Arch. Ztg. 1874, S. 112).

Die eine Darstellung des Kopfes des Acheloos auf einem Tisch, umgeben von sieben Gottheiten, besprechende Abhandlung von

Fr. Wieseler, über ein Votivrelief aus Megara, in den Abhandlungen der Gött. Ges. der Wissensch. Bd. XX. vom Jahr 1875. Gött. 1875

soll in diesem Berichte über die Jahre 1873/75 wenigstens genannt, aber auch nur genannt werden, da der betreffende Band der Abhandlungen erst im J. 1876 verschickt worden sein kann.

P. E. Visconti, Tritoni, im Bull. munic. III. 1875, S. 140—143

veröffentlicht die beiden in Rom im J. 1874 gefundenen oberen Hälften von Statuen von Tritonen. Dieselben sind jugendlich, von wenig edlen Zügen, und dabei sind auf Gesicht und Leib

mehrfach Schuppen angebracht (vgl. E. Q. Visconti, M. P.-Cl. VI p. 56 der Mail. Ausg.). Sie gehörten wol zu einer Gruppe, nach Visconti etwa als Lenker des Gespanns von Poseidon oder Amphitrite (??).

Derselbe, sarcofago con rappresentanza di Nereidi e Tritoni, im Bull. municip. 1873. S. 192—200

erklärt das auf Taf. IV abgebildete Relief aus dem Glauben an die Versetzung der Seelen der Verstorbenen auf die Inseln der Seligen und kommt dann in dem Aufsatz über

Fronte di sarcofago con Tritoni Nereidi e navi ed altri funebri monumenti con rappresentanza di navi, ebend. S. 255—269 mit Taf. 3 und 4

aus Anlass des Fundes eines Sarkophags „di poco diverso argomento“, indem er gleichzeitig einige andere Reliefs publicirt, darauf zu reden, dass das Leben von den Alten öfter mit einer Schiffahrt, der Tod mit der Ankunft in einem Hafen verglichen und unter diesem Bilde dargestellt werde. Da hierauf aber auch eine unten zu besprechende Abhandlung von Jordan aus dem Bereich der römischen Religion eingeht, so wird dort noch über dieses nach verschiedenen Seiten hin unerledigte und zweifelhafte Capitel zu reden sein.

Entsprechend der von Roscher vertretenen Auffassung ist hier zu erwähnen, dass dessen Aufsatz über die Kentauren-Namen bei Ovid (in Jahrbb. f. Philol. 1872, S. 421 ff.) von

Plew, zu dem Mythus von den Kentauren, in Jahrbb. f. Philol. 1873, S. 193

angegriffen, sofort aber von

Roscher, zu dem Mythos der Kentauren, a. a. O. S. 703 ff.

vertheidigt worden ist.

Heydemann, pompejanische Wandgemälde, in der Arch. Ztg. 1872/73, S. 89 ff. mit Taf. 67

veröffentlicht ein pompejanisches Wandgemälde, das nach ihm zum ersten Male die zur Hochzeitsfeier geladenen Kentauren zeigt, wie sie dem neuvermählten Königspaare Peirithoos und Hippodameia Hochzeitsgeschenke bringen.

Auch Polyphem ist wol hier an die Meerwesen anzureihen. Ein Relief, das ihn mit Galatea auf den Knieen darstellt, also

der Version folgt, wornach Galatea ihm ihre Gunst nicht versagte, bespricht

Helbig, rilievo del museo di Torino, im Bull. 1873, S. 139.

Ein Wandgemälde der Art beschreibt Mau im Bull. 1874, S. 202.

Ueber ein halb zerstörtes Wandgemälde mit Galatea in der See (und dem jetzt nicht mehr sichtbaren Polyphem am Ufer) redet Mau im Bull. 1873, S. 231.

Ohne Zweifel sind als dämonische Wesen der See die Sirenen hier zu erwähnen, von denen

Stephani im Compte rendu de la commiss. imp. archéol. p. les a. 1870 et 71, p. 145 ff.

aus Anlass einer sehr schönen Terracotte, von der er auf T. 1, 6 eine Abbildung gibt, in der Art spricht, dass er zu seinen Bemerkungen im c. r. p. l'année 1866 Berichtigungen und Nachträge liefert. Die Figur auf der Stele in dem Relief von Verona (D. d. a. K. II. n. 704), welche Conze (S. Ber. d. W. Ak. d. W. Bd. LXXI. S. 327 zu T. 2, 1) für eine Sirene erklärt, hält Stephani nach wie vor für einen Eros (S. 151 f.).

J. F. Cerquand, études de mythologie grecque. Ulysse et Circe. Les Sirènes. Paris 1873, 155 S.

glaubt dagegen, dass die Sirenen von Hause aus Sterne am Himmel und erst später vom „Océan aérien" in den „Océan terrestre" versetzt worden sind. Hernach werden sie allmälig den Musen ähnlich (3ème aspect), und zwar „les Muses de la douleur sympathique" (4ème aspect). Während sie in der letztgenannten Bedeutung auf den Gräbern dargestellt werden, dringen sie auch in die Mysterien ein; „elles sont les initiatrices de la mort" (5ème aspect), um endlich (c. VII) im Volksglauben zu entarten. Man sieht, dass hier einzelne bessere Gedanken in wüster Phantasterei untergegangen sind. Von der beigegebenen Tafel s. u.

Dagegen lässt es sich nur aus der ähnlichen Bildung und Natur derselben entschuldigen, wenn hier der Sphinxe gedacht wird. Eine sehr schöne an einem Thongefäss angebrachte Darstellung einer solchen hat Stephani im angef. c. r. de la comm. arch. pl. 1, 1 und 2, eine andere ähnliche Treu (im u. S. 107 angef. Programm T. 2) veröffentlicht und der erstere auf S. 8—10, vgl. S. 145, der letztere auf S. 8—12 als „mythische Repräsentantin verführerischer Frauenschönheit" besprochen, wobei er zu-

gleich auf die ältere Darstellung im brit. Museum aus Castellani's Sammlung (photogr. by Thompson, from a selection made by Newton. Lond. 1873) hinweist.

Ueber das fleissige Buch von

J. J. Bernoulli, Aphrodite. Ein Baustein zur griech. Kunstmythologie. Mit einem lithograph. Titelblatt (d. h. mit einer den Kopf zu Arles darstellenden lithogr. Tafel). Leipz. 1873

hat Stark Bd. I, S. 1664 f. sich geäussert und es gegen das Verdammungsurtheil Conze's in Z. f. ö. Gw. 1873. S. 851 in Schutz genommen. Vgl. noch Saturday Review 1874, S. 977 und Bursian in der Jen. Lit.-Ztg. 1874, S. 234 f.

Aus einem Vortrag des Ref. über die Entwicklung des Venus-Ideals ist in der Arch. Ztg. 1872/73. S. 109 ff. ein kurz gefasster Bericht erschienen, aus dem ich folgendes hervorhebe: Die Statue in der Sala a croce greca, welche von der von Visconti im Mus. P.-Cl. I. T. 11 abgebildeten zu unterscheiden ist, ist die beste statuarische Nachbildung der knidischen Aphrodite des Praxiteles. Die Gründe hierfür sind dann in dem Schriftchen über die Venus von Milo (S. 30, s. u.) kurz angedeutet, wie denn auch Bernoulli im Anhang zu dem eben angef. Buch (S. 426) noch davon berichtet.

Da aber diese Frage, abgesehen davon, dass Ref. dieselbe im Zusammenhang mit seinen Ansichten vom verschiedenen Typus praxitelischer und skopasischer Gestalten behandelt hat, die nun freilich gegenüber der neugefundenen Gruppe vom Heraion in Olympia neu zu prüfen sein werden, neuerdings (in der Arch. Ztg. XXXIV. 1876. S. 146 ff.) von Michaelis, der sich indessen der allerdings nur sehr kurzgefassten Aufstellungen des Ref. nicht erinnert, von neuem behandelt worden ist, so wird Ref. im nächsten Berichte darauf zurückkommen*).

*) Für jetzt möchte ich nur, um Untersuchungen an Ort und Stelle zu veranlassen, welche sonst am Ende gegenüber den bestimmten Angaben eines so sorgfältigen Archäologen wie Michaelis (a. a. O. S. 145) unterblieben, darin widersprechen, dass bloss der linke Arm und der rechte Unterarm der Statue in der Sala a croce greca n. 574 neu und der Kopf nie gebrochen war. Ich habe vor der Statue mir noch bemerkt, dass der Kopf aufgesetzt sei, und Matz schrieb mir auf meine Anfrage, dass, wie er aus Nöhring's guter Photographie sehe, was ich selbst nur bestätigen kann, der Kopf (mit Einflickung des ganzen Halses) aufgesetzt sei; auch an anderen Photographien (aber allerdings nicht an allen) ist diess zu sehen, und auch die Beschreibung Roms II, 2. S. 232 sagt es schon.

Kekulé, testa arcaica di villa Ludovisi, in Ann. dell' Instit. 1874. S. 38—48 mit Taf. G., und Mon. d. I. X, Tav. 1 erklärt den berühmten archaischen sogen. Junokopf der Villa Ludovisi, indem er ihn gleichzeitig kunsthistorisch mit dem Kopfe des Harmodios zu Neapel zusammenstellt, wenn auch nicht mit voller Bestimmtheit, für einen Aphroditekopf. Vgl. Academy VI 1874. S. 222.

Umfassende und äusserst gelehrte Ausführungen zur Mythologie und Kunstmythologie von Aphrodite bietet der stets aus dem Vollen schöpfende

Stephani, im Compte rendu de la commiss. impér. archéol. p. les années 1870 et 1871. St. Petersb. 1874. S. 11—143

Anknüpfend an zwei Terracotten, von denen namentlich die eine, besser erhaltene, Aphrodite zeigt, wie sie aus einer auf dem Meere schwimmenden sich öffnenden Muschel hervorgeht, gibt hier Stephani Erörterungen, welche auch für den, der, wie Ref. und andere, gegen die Hauptresultate Widerspruch erheben muss, viel Lehrreiches enthalten.

Stephani veröffentlicht auf T. 3—5 zwei Terracotten, die den Oberleib einer Aphrodite darstellen, welche eben aus einer sich öffnenden Muschel hervorgeht. Diess giebt ihm Anlass auf S. 14—143 die Berichte und Darstellungen von A.'s Geburt aus dem Meere zu verzeichnen. Letztere führt er auf drei Gruppen zurück, von denen er die erste, die, wie jene Terracotten, A. aus einer Muschel hervorgehend zeigt, aus Phidias' Darstellung am Schemel des olympischen Zeus, die zweite aus Apelles' berühmtem Gemälde der *'A. ἀναδυομένη*, welche nach ihm bereits auf festem Lande stand, die dritte, welche Aphrodite vom Meerthiasos emporgehoben zeigt, von dem Reliefschmuck des Bathron's eines chryselephantinen Weihgeschenks von Herodes Atticus (Poseidon und Amphitrite auf einem Viergespann) ableitet.

Matz fährt fort: „der rechte Unterarm ist neu nach Braun (Ruinen und Museen Rom's S. 446), was nicht so deutlich, auch der ganze linke Arm, das Postament, auf welchem die wundervolle Hydria steht und wol auch die Basis, vermuthlich auch die Füsse, was man aber natürlich wegen des scheusslichen Blechgewands nicht sehen kann". Ich habe deshalb, da ich den Kopf allerdings für zugehörig und richtig aufgesetzt hielt (V. v. M. S. 30), diess mit den Worten angedeutet, dass die vaticanische Statue mit den knidischen Münzen besser stimme, indem sie das sicher zugehörige Haupt mehr (als die Münchner) in's Profil stelle und nach abwärts neige, wie sie das Gewand nicht heraufziehe, sondern fallen lasse.

Gegen die erste und dritte Ableitung, d. h. gegen Stephani's Auffassung von Phidias' Werk und die Ableitung der dritten Gruppe von Darstellungen von dem Weihgeschenk des Herodes Atticus, hat sich schon Furtwängler (in der Jen. Lit.-Ztg. 1875, S. 14 und in den Jahrbb. f. Phil. 1875, S. 588 ff.) mit Recht ausgesprochen. Es ist in der That fast unbegreiflich, wie ein Mann wie Stephani darauf kommen konnte, mit Berufung auf Plautus Rud. 704 anzunehmen, dass die Sage von der Muschelgeburt der Aphrodite sich früh aus der von der Geburt aus dem Ei entwickelt habe, dass diese nicht blos in Kunstwerken, wie jene Terracotten, sondern auch an der Basis des olympischen Zeus von Phidias dargestellt worden sei, und dass Pausanias' Beschreibung (V, 11, 8) sich damit vereinigen lasse.

Die reichhaltige Zusammenstellung über den Gebrauch der Muscheln zu Amuletten, zum Spielzeug, zu Gefässen allerlei Art, zu Blasinstrumenten (S. 22 ff.) wird gewiss auch von denen mit Dank angenommen, die desswegen die Ableitung des Gebrauchs derselben durch Frauen aus ihrer Bedeutung als Symbol der weiblichen Scham, die in einzelnen Fällen berechtigt sein mag, in so weitem Umfang, wie Stephani sie versucht, nicht zugeben können. Sodann geht Stephani zur Erörterung der Gestalt der aus einer Muschel hervorkommenden Göttin über. Während nun in den von ihm veröffentlichten Statuetten allein der Oberleib der Göttin in der Muschel sich befindlich zeigt, nahm der Verfertiger einer Vase aus Megara in Jena „daran Anstoss, dass das Motiv in jener Form den Beschauer nöthigt, den Körper der Göttin in dem dargestellten Moment als noch nicht vollständig entwickelt, sondern z. Th. noch in embryonischer Form zu denken“ (?). „Er umging diese so vollständig dem Geiste des Phidias und seiner Zeit entsprechende (??) Härte“, indem er die Göttin in zusammengekauerter Stellung in der Kammmuschel darstellte (S. 56). Ueber die Schwierigkeiten, welche Stephani's Ansicht, auch hier seie Aphrodite's Geburt dargestellt, entgegenstehen, indem Aphrodite mit einem Gewandstück versehen und ihr der kleine Eros beigegeben ist, während auch noch eine Taube von oben herab in den Schooss der Göttin fliegt (S. 64 f.), geht er offenbar viel zu leicht hinweg. Nun gibt er in der bekannten Weise eine Aufzählung der auf uns gekommenen antiken Darstellungen in kauernder Stellung. Während dieselbe in der Regel für badende Frauen angewendet wurde, „kann es keinem Zweifel

unterliegen, dass die römische Kunst dieses — Motiv auch — zum Ausdruck der höchsten geschlechtlichen Ekstase zu benutzen liebte" (S. 65).

Des weiteren erklärt dann Stephani sogar die zahlreichen Terracotten, welche die kauernde Aphrodite vor einer aufgeklappten Muschel darstellen, die er als Symbol der weiblichen Scham nimmt, als wenn auch in obscöner Weise entstellte Nachklänge der Composition des Phidias, während die Reliefs, welche Aphrodite's Geburt in der Art zeigen, dass die Göttin in oder auf einer Muschel von Gliedern des Meerthiasos in die Höhe gehalten wird (Hirt, Bilderb. T. 7, 10; Clarac, musée de sc. 224, 83; 224, 82; Gerhard, Antike Bildw. T. 100, 1; Visconti op. v. I, T. 17), auf das oben angeführte Weihgeschenk des Herodes Atticus zurückgehen sollen, wo vielmehr Thalassa Aphrodite, und zwar ohne Zweifel als Kind, aus den Wellen erhob.

Während nun aber in diesen Reliefen doch die Muschel, auf die Stephani einen so grossen Accent legt, beibehalten ist, hat

G. Treu, Aphrodite Anadyomene, Terracottagefäss des Königl. Museums zu Berlin, in der Arch. Ztg. XXXIII. 1875, S. 39 ff. mit T. 6 und 7

neben einer besseren Abbildung des Petersburger Gefässes ein ganz ähnliches „Thongefäss in Statuetten- oder Büstenform" veröffentlicht, wo Aphrodite's Oberleib — er ist nur etwas weniger weit herab ausgeführt — ebenfalls aus den Wellen sich erhebt, aber ohne Muscheln.

In dem Berliner Winkelmanns-Programm von 1875 macht

Derselbe, griechische Thongefässe in Statuetten- und Büstenform. Berlin 1875

unter anderem die in mehr als einer Beziehung interessante Bemerkung, dass Aphrodite-Statuetten und Büsten der Art, wie die besprochenen, meist an Lekythoi, an Salbgefässen sich finden, indem er gleichzeitig auf T. 1, 4 u. 6 und 1 u. 3 je eine Lekythos mit Aphrodite-Büste — die eine in Berlin, die andere in Paris — in Lichtdruck abgebildet zeigt.

Der Auffassung Stephani's von dem Gemälde des Apelles stimmt Furtwängler zu, aber auch diese ist von

Hirschfeld in den Mittheilungen des arch. Instituts in Athen, Bd. I, 1. Heft

schon ausführlich widerlegt worden. Die Anad. des Apelles tauchte eben erst aus den Wellen auf, stand nicht bereits auf festem Land. Wenn Furtwängler glaubt, Stephani mache mit Recht Artemidor. oneirocr. II, 37 verb. mit anth. Pal. XII, 207 für seine Auffassung geltend, dass, wo von einer Ἀναδ. die Rede sei, ausschliesslich die des Apelles gemeint und dass diese halbbekleidet war, so hat Th. Schreiber in der Arch. Ztg. XXX. 1875, S. 110 gegründete Einwendungen gegen Stephani's Auslegung der Stelle des Artemidor erhoben; das schmutzige Epigramm des Straton aber hat er freilich ebenso gründlich missverstanden. Dagegen haben Heydemann (Hermes XI. 1876, S. 124) und v. Wilamowitz (Arch. Ztg. XXXV., S. 168 f.) auf das fast unglaubliche Missverständniss hingewiesen, letzterer unter Anführung einer Correctur Kaibel's, der für das falsche *προκατέκρινε* des Codex, das schon Salmasius verworfen hatte, *τρὶς κατέκρινε* vorschlägt.

Im übrigen beschenkt uns Stephani von seiner Auffassung aus mit einer Uebersicht der antiken Kunstwerke, „welche die Göttin in aufrechter Stellung, dem Beschauer gerade zugewendet, halb oder ganz entblösst und eine oder beide Hände mit ihrem Haar beschäftigend darstellen" (S. 78 ff.).

Gegenüber den verschiedenen Hypothesen über die der Venus von Milo zu Grunde liegende Idee, bezw. über die Art, wie die Statue ergänzt zu denken sei, ist in dem Schriftchen von

A. Preuner, über die Venus von Milo. Eine archäolog. Untersuchung auf Grund der Fundberichte. Greifswald 1874. 47 S.*)

von dem Ref. auf den einzigen correcten Bericht hingewiesen worden, der bis dahin über die am 8. April 1820 erfolgte Auffindung und den Zustand der Statue bei derselben vorhanden war, auf den des damaligen Schiffscadetten, nachmaligen Admirals d'Urville.

Derselbe war den Wenigsten in den Annales maritimes de Toulon auch nur zugänglich und durch die Ausführungen verschiedener Archäologen vielmehr verschüttet als ausgenützt. Er war dann in einer französischen Kunstzeitschrift (Archives de

*) Vgl. die Rec. von Bursian in der Jen. Lit.-Ztg. 1874, S. 235 und zusammen mit Aicard's Schrift (s. S. 109) in Zarncke's C.-Blatt 1875, S. 618 f. und von G. im Philol. Anz. 1874, S. 462—466, endlich den Aufsatz von V. Valentin in v. Lützow's Kunstchronik X. 1875, S. 257 ff., 296 ff., 340 ff.

l'art français, II. série, T. II. 1863) auf's Neue veröffentlicht und mit Aeusserungen begleitet worden, die von einem damaligen Kameraden d'Urville's, einem H. Matterer, herrührten. Durch beide wird bezeugt, dass die Venus von Milo mit einem Arm gefunden ward, der einen Apfel hielt und offenbar zur Statue gehörte. Aber auch diese Publication ward nicht blos in Deutschland nicht bekannt, sondern entging selbst Fröhner, der im übrigen d'Urville's Bericht neuerdings noch am meisten gerecht geworden war. Da der Arm jetzt nur noch in zwei arg verstümmelten Fragmenten vorhanden ist, während der Bericht d'Urville's, der im übrigen der Beschädigungen der Statue sorgfältig gedenkt, von einer solchen Zertrümmerung desselben nichts weiss, sondern sie auszuschliessen scheint, so vermuthete ich (S. 10), dass die Statue erst nach der Auffindung die schlimmsten Beschädigungen erlitten haben werde, was sich denn auch aus dem Berichte des Gesandtschaftssecretärs de Marcellus herauslesen lasse. Diess bestätigt nun die Schrift von

Jean Aicard, la Vénus de Milo, recherches sur l'histoire et la découverte d'après des documents inédits. Paris 1874. 235 S. (140 S. Text und 92 S. Anhang).

Aus Anlass von des Ref. Schriftchen hat sich

Kekulé, zur Restauration der Venus von Milo, in der Arch. Ztg. XXXI. 1873, S. 136 f. mit Taf. 16

das Verdienst erworben, endlich eine Zeichnung nach einem Abguss der linken Hand in dem verstümmelten Zustand, wie sie im Louvre ist, zu geben. In den diese begleitenden Bemerkungen hat er freilich auf's Neue die Zugehörigkeit derselben zur Statue bestritten. Er setzt dabei voraus, dass nicht anzunehmen sei, dass dem Beschauer die Aussenfläche der Hand zugewendet war. Aber gewiss ist eine Haltung der Hand denkbar, wo ihre Innenseite mit dem Apfel dem Beschauer zwar nicht direct zugewandt, aber doch wol sichtbar war. Und wenn Kekulé es als denkbar annimmt, dass die Venus mit einer zur Seite stehenden Figur combinirt war, so ist das eine Annahme, die sich auch mir aus verschiedenen Gründen zu empfehlen schien (vgl. mein Schriftchen S. 26, Anm.*).

Aicard hat zuerst im Temps, dann in der obigen Schrift den Bericht d'Urville's auf's Neue veröffentlicht, indem er die

Differenzen zwischen der Veröffentlichung in den Annales maritimes und dem Originalbericht d'Urville's, der der Veröffentlichung von Lagrange ebenfalls zu Grunde liegt, genau angiebt. Ferner theilt er die Angaben des H. Matterer vollständig mit, von welchen Lagrange nur Auszüge gegeben hatte, merkwürdiger Weise ebenfalls ohne noch die Publication Lagrange's zu kennen, die er erst in einem Postscriptum, als ihm nachträglich bekannt geworden, erwähnt, während er meine ein paar Monate vor der seinigen erschienene Schrift überhaupt nicht kennt oder erwähnt. Aus diesem Bericht und weiteren Angaben, welche auf Aeusserungen des Consular-Agenten Brest beruhen, auf dessen Angaben ich schon S. 5 meiner Schrift als eine Quelle hinwies, aus der vielleicht weiteres zu schöpfen sein möchte, sowie aus der kritischen Analyse der Angaben der übrigen Zeugen erweist nun Aicard vollends, dass Marcellus nur durch einen Kampf sich der Statue bemächtigte und dass bei diesem die Hauptbeschädigungen der Statue stattfanden. Von geringerem Belang sind weitere Zeugnisse, welche Aicard dafür beibringt, dass die Venus mit einem ganzen, einen Apfel in die Höhe haltenden Arm zusammen gefunden worden sei.

Ausserdem konnte Aicard namentlich wenigstens im Postscriptum S. 202 f. den Bericht des ebengenannten französischen Consular-Agenten auf der Insel Milo Brest an den französischen Gesandten in Constantinopel abdrucken, den indessen nebst einer ziemlich genauen Copie des Berichts d'Urville's für Marcellus des letzteren Bruder im Temps (14. Mai 1874) veröffentlicht hatte. Doch enthält dieser Bericht nichts von Belang und ist auch erst vom 26. Mai datirt, während die Copie d'Urville's das Datum des 3. Mai trägt.

Seitdem sind aber aus den Archiven der französ. Botschaft in Constantinopel zwei Schreiben von

> De Vogüé, sur la découverte de la Vénus de Milo, in den Comptes rendus des séances de l'Acad. des inscr. et b. l. von 1874, Paris 1875, S. 152 ff. (vgl. Rev. crit. VIII, I, p. 384; Rev. arch. n. s. XXVIII, p. 62 und v. Lützow's Kunstchronik X. 1875, S. 260 f.)

veröffentlicht. Hervorzuheben sind daraus zwei Schreiben an den General-Consul David zu Smyrna. An diesen schreibt Brest am 12. April: „un paysan vient de trouver — trois statues en

marbre, représentant l'une une Vénus tenant la pomme de discorde dans une main: elle est un peu mutilée, les bras sont cassés". Der Capitain Daunac schrieb am 11.: „il a été trouvé, il y a trois jours, par un paysan qui piochait dans son champ, une statue de marbre blanc représentant Vénus recevant la pomme de Pâris; — on n'a dans ce moment que le buste jusque à la ceinture; j'ai été la voir: la tête m'a paru bien conservée, ainsi que la chevelure; le bout d'un des seins est cassé." Auch nach Brest waren also die Arme gebrochen, doch jedenfalls noch genug vom linken Arm erhalten, dass man sofort erkannte, man habe eine Venus mit dem Apfel vor sich. Der Capitain sah dies schon, noch ehe auch nur die untere Hälfte der Statue ausgegraben war. Er muss also doch wohl damals noch mittelst des Tenon festgesessen haben.

Jedenfalls ist das Stück des linken Arms und die verstümmelte Hand mit dem Apfel mitgefunden worden. Auch musste Ravaisson jetzt, indem er die im Louvre aufbewahrten Stücke der Akademie vorlegte, das Zugeständniss machen (C. r. a. a. O. S. 164; Rev. crit. S. 398 f.): „La qualité du marbre et les proportions étant sensiblement les mêmes que dans la Vénus ces fragments ont pu lui appartenir".*) Damit ist doch wol für jeden Unbefangenen die Sache vollends entschieden.

Ravaisson will nun aber einmal die Gruppirung mit Ares festhalten. Er macht geltend, wofür ja wie gesagt einiges spricht, dass der linke Arm aufgelegen haben werde, und behauptet nun (vgl. Rev. crit. a. a. O. S. 398 f.), dass die Venus ursprünglich in der Weise der erhaltenen Gruppen Mars den Arm um den Hals gelegt habe und dass dann bei einer Restauration, der die Hand angehören soll, der Arm auf die rechte Schulter, statt um den Hals und die linke Schulter aufgelegt wurde. Seine einzige Stütze für diese, mild gesagt, gewaltthätige Annahme ist die angeblich geringere Arbeit, die er an diesen verstümmelten Fragmenten erkennen will. Wie gebrechlich diese Stütze und wie haltlos die ganze Annahme ist, braucht wol nicht auseinander gesetzt zu werden.

---

*) Die Ansicht, die ein Herr Virlet d'Aoust in einem Schreiben an die Akademie auf's Neue äussert, dass der Marmor der Fragmente von dem der Statue verschieden sei (a. a. O. S. 197, vgl. Rev. crit. VIII, II, S. 30 f.), verdient heute offenbar keine Beachtung mehr.

Auch V. Valentin gegenüber, dessen Aufsatz ohne Grund in gereiztem Tone geschrieben ist, begnüge ich mich, hier es wiederholt auszusprechen, dass kein Kundiger die von ihm angenommene und mit leichten Modificationen auf's Neue vertheidigte Gruppe einer den unkeuschen, unanständigen Angriff eines Mannes abwehrenden „hohen Frau" billigen wird. Von seinem philosophischen Standpunkt aus sieht er auf die vergleichenden Zusammenstellungen der Archäologen herab, die doch richtig angestellt allein das Material liefern können, auf Grund dessen die unendliche Mannigfaltigkeit des Vorhandenen in Classen und Arten sich einreihen und schliesslich allgemeine Gesetze sich aufstellen lassen, während er glaubt, mit den beiden Worten „typisch" und „dramatisch" diese unendlich reiche Mannigfaltigkeit begreifen zu können. Doch auch er vergleicht, und womit vergleicht er (allerdings nicht ohne vorsichtigen Vorbehalt) seine Gruppe, der er immer noch den Namen Aphrodite und Ares geben möchte, womit den Angriff eines Mannes auf die „hohe Frau von Milo"? —: mit einem Relief in Neapel, wo ein Satyr auf eine Bakchantin einen Angriff macht (Gerhard und Panofka, Neapel's antike Bildwerke I. S. 18 Nr. 207), „vorausgesetzt, dass nicht das erstere (Motiv, dass der Mann die Hand der Frau fasst, mit der sie sich verhüllen will) in die restaurirten Stellen fällt, die gerade in der Mitte vorhanden zu sein scheinen" (vielmehr sind)!

Indessen ist Ravaisson auf alle Weise bemüht gewesen, seine Annahmen zu vertheidigen, namentlich auch Repliken der Venus von Milo nachzuweisen, welche seine Thesis stützen sollen.

Auch Referent hatte in seinem Schriftchen (S. 38 ff.) nicht nur die auf Grund der Fundberichte festgestellte Thatsache, dass die Venus von Milo einen Apfel hält, gegen andere Annahmen, auch die einer antiken Restauration, und die weitere, dass diese von der Originalcomposition abgewichen sein würde, vertheidigt, sondern auch zusammengestellt, was ihm über Repliken durch freundliche Mittheilungen von Michaelis und Matz zuging.

Allein es konnte für jetzt nur constatirt werden, dass alle ähnliche Statuen nicht einfache „Wiederholungen der Venus von Milo, sondern sämmtlich, insoweit sie Nachbildungen unserer Statue oder Wiederholungen derselben überhaupt sind, modificirte Nachbildungen sind", dass es also unmöglich ist, aus ihnen für die

Composition (der Venus von Milo) bestimmte Folgerungen zu ziehen. Was Ravaisson oder andere seither aufgetrieben haben, ist denn auch ohne Belang, wie das von Burnouf sehr ungenügend beschriebene Fragment einer kleinen Replik in Athen (Comptes rendus de l'Acad. des inscr. von 1874, Paris 1875, S. 100), oder längst bekannt, wie die Venus von Falerone (Rev. arch. XXVII. 1874, S. 65, vgl. Annali von 1839, S. 23 ff. mit den Mon. III tav. 2, fig. 1 a und b., s. mein Schriftchen S. 42) oder die von Ravaisson 8. Mai 1874 in der Acad. des inscr. (Comptes rendus p. 97 f., vgl. Rev. crit. 1874, I S. 317) unter Vorlage von Photographien und einer Zeichnung als unediert beschriebene Gruppe in Villa Borghese (vgl. Beschr. Rom's III, 3, S. 251; Nibby, monumenti scelti d. villa Borgh. tav. 44).*) Ueber die ebendort von Ravaisson angeführte neugefundene bemalte kleine Statue aus Pompeji habe ich S. 26 Anm.*) gesprochen.

Wenn es somit trotz Ravaisson's und anderer Einwendungen als Thatsache gelten muss, dass die Venus von Milo einen Apfel hielt, so glaubt Ref. auch die von ihm ebenfalls schon 1871 und 1872 in öffentlichen Reden (vgl. den Bericht über die letztere in der Arch. Ztg. XXX. 1872/73, S. 110; s. o.) ausgesprochene Ansicht für sicher halten zu dürfen, dass die Göttin den Apfel als ihr Attribut in der Hand hielt, dass derselbe nicht der Apfel des Paris sei.

Denselben Gedanken hat

M. Fränkel, zur Erklärung der Venus von Milo, in der Arch. Ztg. XXXI. 1873, S. 36 ff., vgl. S. 109 f.

ausgeführt. Er zeigt, dass die Möglichkeit, die Göttin mit einem Apfel in der Hand zu ergänzen, mindestens eben so gross scheine als jede andere, und führt dann aus, dass der Apfel viel zu spät und als Liebes-Apfel in einem viel zu wenig passenden Sinn in die Sage vom Paris-Urtheil eingedrungen sei, als dass, wenn die Venus von Milo einen Apfel in der Hand hielt, dieser Apfel der des Paris sein könnte und nicht vielmehr das auch sonst erweisbare Attribut der Göttin sein müsste.

„Und dass man gerade in Melos", füge ich aus meinem Schriftchen S. 26 f. hinzu, „der Göttin gerne einen Apfel in die

*) Auch Overbeck hat sie schon einmal als unediert bezeichnet (Gesch. d. Plast. II², S. 391, vgl. Bernoulli, Aphrodite, S. 163).

Hand gegeben habe, wird man doch auch anführen dürfen, da ja die Insel den Apfel, mit dem ihr Name gleichlautig war, auch als Wappen führt". Denn (Anm. **): „diesen Gedanken trifft Welcker's Einwand nicht, dass die Statue „„als Venus mit dem Apfel des Paris diese Beziehung (auf Namen und Wappen von Melos) nicht würde haben können, weil in der Kunst, um bestimmt zu bedeuten, jede Sache nur Eines bedeutet und gilt, und also bei einem Apfel nicht an Liebe und eine Insel zugleich zu denken sein kann."" Der Apfel als Attribut hat nur einen Sinn, aber warum sollen die Melier wegen des Namens und Wappens ihrer Insel nicht gerade dieses dann gewählt haben?"

Zuletzt hat noch

L. B. Stenersen, Afrodite fra Melos, in Tidskrift för bildande Konst. Stockholm 1875, H. 3, S. 77 ff.

die Ansicht ausgeführt und vertheidigt, dass die Venus von Milo den Apfel als ein ihr seit alten Zeiten in der griechischen Mythologie zukommendes Attribut in der Hand hielt.

Voutier, découverte et acquisition de la Vénus de Milo. Hyères. 29 S. 1875

kenne ich nur dem Titel nach aus der Bibl. phil. class.

Eine neue Variante von Venus Victrix zeigt ein Terracotta-Medaillon bei Fröhner, Musées de Fr. Taf. 14, 1, vgl. S. 57.

Chanot veröffentlicht in der Gaz. arch. I, T. 13, vgl. S. 61 f. die treffliche kleine Bronze einer ihre Sandalen lösenden Aphrodite im britischen Museum (Bernoulli S. 332 n. 16), welche nach Newton wahrscheinlich aus Olympia stammt; ferner auf T. 33 ebendas., vgl. S. 127 f., eine hübsche Bronze in der Nationalbibliothek zu Paris aus der Sammlung de Luynes (wol Bernoulli S. 263 n. 31).

Aphrodite von einem Schwane durch die Luft getragen (Blatt 760 der Thompson'schen Sammlung von Photographien des britischen Museums) ist nach Conze (Z. f. ö. G. 1875, S. 435) von Salzmann, nécropole de Cameiros pl. 60 veröffentlicht.

Eine treffliche Abbildung einer Thonfigur ohne Kopf und Füsse: Aphrodite, deren nackter Leib sich reizend von dem hinten herabhängenden Peplos abhebt, aus Tarsos gibt Fröhner, Musées

de Fr., pl. 30.*) In demselben Werke finden wir zwei Vasenbilder: „Aphrodite et Adonis?“ und „Aphrodite (?) jouant avec un cygne“, dabei ein Eros (pl. 13, 3 u. 4 wiederholt aus Fröhner's Choix de vases), eine kleine Bronze „Vénus étrusque“ (pl. 20, 3), eine Bronze-Statuette aus Alexandrien (pl. 28, 2, vgl. Arch. Anz. 1868, S. 14).

Eine in Rom neugefundene Venusstatue hat

C. L. Visconti, di una statua di Venere rinvenuta sull' Esquilino, im Bull. municip. III. 1875, p. 16—28 mit T. 3—5

bekannt gemacht und besprochen. Die Statue ist bis auf die Arme trefflich erhalten. Sie war dargestellt mit der rechten erhobenen Hand an dem am Hinterhaupt zusammengefassten Haar, mit der verlorenen linken die um das Haar gelegte Binde anziehend; neben ihr steht eine Urne, auf die sie ihr Gewand hat fallen lassen. Visconti nimmt davon Anlass, die in Rom vorhandenen Statuen der Göttin zusammen zu stellen. Wenn diese Zusammenstellung verdienstlich ist, so geben zugleich die guten Photographien die Möglichkeit, über die von Visconti beliebte Herleitung von Skopas sich ein Urtheil zu bilden. Dieselbe wird in Deutschland schwerlich Beifall finden. Vielmehr scheint die Statue ein Werk von der Art, wie sie Pasiteles und seine Schule geschaffen haben. Vgl. L. Julius in v. Lützow's Kunstchronik X. 1875, S. 454 f., und s. ausserdem Acad. VII., S. 227. 228, VIII., S. 265, Rev. arch. XXIV, S. 195. 263.

Conze (Z. f. ö. G. 1875, S. 436) bemerkt bei der Besprechung des Silberfunds von Fonceso, dass die in dem Silber-Relief einer Schüssel Adonis gegenüberstehende Aphrodite eine merkwürdige Vermischung des alten kyprischen Typus und der jungen griechischen halb entkleideten Gestalt zeige.

Lenormant, Ganymède et Aphrodite, terres-cuites béotiennes in der Gaz. arch. I, S. 89 ff. mit T. 24

*) Ich erwähne von weiteren in diesem Werk abgebildeten Thonfigürchen nachträglich das Fragment eines „Jupiter foudroyant les Titans“, einen Athena-Kopf und eine sitzende Muse (?), die in ein Diptychon schreibt, aus Tarsos pl. 34, 6. 2 und 32, 5. Das Köpfchen, pl. 34, 1 „tête de femme voilée et diadémée“ wird von Fröhner mit Recht nicht benannt, wenn nicht eine genauere Besichtigung des Originals erlaubt, vielmehr an den behelmten Kopf einer Athena zu denken, während das Büstchen auf einem Medaillon aus Gold, pl. 38, 7, das Fröhner ohne Zweifel mit Recht als diadémé et voilé bezeichnet, eine Juno darstellen wird.

glaubt in Terracotten von Thespiä Ganymed und Aphrodite nachweisen zu können.

Indem er das häufige Vorkommen von den von ihm als Ganymed erklärten Statuetten aus dem in Thespiä blühenden Eros-Dienst erklären will, glaubt er die Statuette einer weiblichen Figur mit einem grossen Polos auf dem Kopf, welche in Theben erworben ist, von ihm aber wegen des Stils und der Arbeit zuversichtlich Thespiä vindicirt wird, für Aphrodite erklären zu dürfen, die in Thespiä ebenfalls eifrig verehrt worden sei.

Mit mehr Grund scheint

F. Lenormant, la Vénus du Liban in der Gaz. arch. 1875, S. 97 ff. mit pl. 26

in einer Statuette aus Kalkstein aus der Nähe von Tripolis in Syrien eine asiatische Venus en deuil, und zwar speciell die Venus Architis des Macrobius (Sat. I, 21, 1) erkennen zu dürfen. Nach ihm ist diese assyrisch-phönicische Venus Architis (ou Archaitis) des Macrobius die Göttin von Arka und erscheint als dea lugens (§ 2), so wie sie von Macrobius (§ 5) beschrieben wird, ausser auf Reliefen (Renan, Miss. de Phénicie, pl. 38, 1; 34, 2) eben in der abgebildeten Figur „capite obnupto, specie tristi, faciem manu laeva intra amictum sustinens, lacrimae visione conspicientium manare creduntur". Macrobius habe nur unterlassen hinzuzufügen, dass sie sitze.

In ähnlicher Haltung, übrigens thronend, finden wir die Aphrodite auf einem Vasenbild (Él. cér. IV, pl. 87), nur soll diese wegen der mit Palmetten geschmückten Stirnkrone die kyprische Aphrodite sein, wie aus Münzen und Köpfen aus Kalkstein (Gaz. des beaux arts, I s., t. XXV, p. 329) und Marmor (nach O. Jahn ebenfalls Kalkstein; Arch. Ztg. 1865, T. 187, 2) hervorgehe. Diess ist aber eine offenbar haltlose Behauptung; denn anderswo finden wir die kyprische Aphrodite auch mit einer Thurmkrone (Arch. Ztg., T. 88, 2) und mit derselben erscheint die phönikische auf Münzen (Eckhel, D. N. III, p. 361; Mionnet, Descr. t. V, p. 358 n. 146; Suppl. t. VIII, p. 257 n. 91), wie Lenormant S. 97 selbst angibt. Schliesslich gibt er dann noch, während er die genannten Darstellungen der orientalischen grossen Göttin in Trauer um Adonis, den er als Sonnengott fasst, aus griechischer Erfindung erklärt, als entsprechende Bildwerke ursprünglich asiatischer Erfindung, wenn auch welche darunter

seien, die im Style der griechischen Kunst ausgeführt sind, Darstellungen, wo die Göttin in steifer Haltung thronend die eine Hand unter der Gewandung an den Hals legt. Mit diesem Gestus bringt Lenormant den Mythos und die Darstellungen von Eriphyle in Zusammenhang, deren Halsband nach Pausanias IX, 41, 2, im Tempel der Venus zu Amathus geweiht war, während in dem assyrischen Text von dem Hinabgang der Istar zur Unterwelt ebenfalls von einem Halsband der Göttin die Rede ist. Auch eine Terracotte in Tanagra erklärt Lenormant abweichend von Heuzey (s. u.) für eine trauernde Aphrodite.

Der Aufsatz von

Stephani, Cratere Capuano con rappresentanza Bacchica, in den Ann. d. I. 1875, S. 78—82 mit T. 3 des X. Bands der Mon.

ist hier aufzuführen, weil Stephani unter einer gewöhnlichen bakchischen Scene hier Aphrodite Eros säugend und den verwundet hingesunkenen Adonis dargestellt findet.

Nachdem

R. Jacobi, Leäna, ein ätiologischer Mythos, in den Jahrbb. f. Philol. CVII S. 366

die Erzählung von dem Tode der Leäna, der Hetäre eines der Mörder des Hipparchos, als aus der Statue einer Löwin, die ihr zu Ehren errichtet sein sollte, die aber vielmehr als Attribut der neben ihr befindlichen Statue der Aphrodite aufzufassen sei, entstanden zu erklären versucht hatte, wies

E. Plew, ein angebliches Attribut der Aphrodite, ebenda CIX, S. 230

die schon von Stephani, Mélanges gréco-rom. I, S. 187 f., mit Berufung auf Schweighäuser zu Athen. Bd. VII, p. 119 f., behauptete Verknüpfung des aphroditischen Begriffs mit dem des Löwen ab, da keiner der drei genannten ein stichhaltiges Argument dafür beigebracht habe.

Heydemann, Adonia (?) auf einer Vase aus Ruvo, in der Arch. Ztg. 1872/73, S. 65

vermuthet, dass in dem Vasenbild einer Amphora, von der aber nur Fragmente erhalten sind, vielleicht eine Pompe der Adonia dargestellt war, indem auf dem einen Fragment eine Priesterin mit einem Adonisgarten in den Händen zu erkennen sein dürfte.

Ad. Furtwängler, Eros in der Vasenmalerei. München. 1875. 90 S.*)

hat die Geschichte des Gottes Eros speciell in der Vasenmalerei doch mit Rücksicht auf andere Kunstgattungen, sowie auf die Literatur mit grossem Fleiss und vielem Geschick, aber mit allzuviel Kühnheit und Zuversichtlichkeit entworfen. Doch fehlt hier der Raum zur Entwickelung abweichender Ansichten, und so mag es genügen, da die Arbeit, so wie sie angelegt ist, mehr in das Gebiet der Geschichte der Kunst als der Mythologie gehört, auf diese immer auch für die Mythologie nicht unwichtige Schrift hingewiesen zu haben.

Eine der berühmtesten Erosdarstellungen, die des Eros zu Parion von Praxiteles, hat

Bursian, de Praxitelis Cupidine Pariano commentatio, im Jenaer Index lect. für Sommer 1873, 8 S. 4.

auf einer Münze aus der Rauch'schen Sammlung mit dem Kopfe des Antoninus Pius auf dem Avers, einem Eros und der Legende Col(onia) Gem(ina) Iul(ia) Had(riana) Pa(rianorum) Deo Cupidini auf dem Revers erkannt, nachdem darauf schon Rauch selbst (Berl. Blätter für Münzkunde, Bd. V, S. 12 ff., mit T. 55, 3 [darnach der Revers bei Bu. a. a. O., p. 3]) hingewiesen hatte. Damit kann Stark's Ansicht, „acutior quam verior", die Composition dieser Statue lasse sich mittelst eines Epigramms der Anthologie des Planudes (IV, 207) bestimmen, als beseitigt gelten. Der Eros war dargestellt als Ephebe, in schlanker Gestalt, die rechte Hand ausgestreckt, mit der linken einen Zipfel der Chlamys, welche aber nur einen Theil des Rückens verhüllte, über die Schulter ziehend.

Engelmann über Amor mit dem Bogen in der Arch. Ztg XXX. 1872|73, S. 76, schliesst sich dem Widerspruch gegen die Ansicht von Friederichs an, dass der Bogen, den Eros spanne, der des Herakles sei, unterscheidet sodann einen zweiten Typus eines bogenspannenden Eros, und meint, dass der Eros von Thespiä ebenfalls bogenspannend gebildet gewesen sein möge, so dass beide erhaltene Typen auf ihn zurückgehen könnten (?).

Einen Eros an einem Weinkännchen hat Treu in dem angeführten XXXV. Berliner Winkelmanns-Programm auf T. II, 4,

*) Vgl. die Recension von Bursian im Lit. Centralbl., 1875, S. 1650 f., und von Gädechens in der Jen. Lit.-Ztg. 1876. S. 14 f.

vgl. S. 12 ff., veröffentlicht. Derselbe, der in der rechten Hand eine Kanne, in der linken vielleicht ein Thymiaterion hält, scheint im Begriff zu opfern, nach Treu „in Vertretung der Liebenden der Aphrodite“.

P. Primer, de Cupidine et Psyche, Breslau 1875 (Diss.), 70 S.

erörtert (vgl. Conze in der Z. f. ö. G., 1874. S. 446) in fleissiger und sorgfältiger, aber, wie bei einer Erstlingsschrift über einen so schwierigen Gegenstand nicht zu verwundern, vielfach ungenügender Weise die Bildung des Eros in Literatur und Kunst und ebenso die der Psyche, sodann die Verbindung beider, speciell die im Märchen bei Apulejus, wobei abermals die Frage über einen Zusammenhang von Kunstdarstellungen damit besprochen wird. Conze bemerkt noch namentlich, dass Primer (S. 64) die Unechtheit des Intaglio's zu Berlin (mit Psyche, die von einem Adler ein Gefäss erhält) mit Unrecht noch zweifelhaft zu sein scheint, da derselbe nach dem Arch. Anz. 1867. S. 67* 69* f. von Calandrelli's Hand ist.

Einen nicht unwichtigen Beitrag zu den Darstellungen von Eros und Psyche liefert

M. Collignon, sur un groupe d'Eros et Psyché trouvé en Grèce, in der Rev. arch. XXX, 1875, S. 201—204 mit T. 22.

Fröhner giebt in den Musées de France Darstellungen von Eros und Psyche in Terracottafiguren aus Tarsos pl. 32, 3 u. 4, und auf einem Ring von Gold pl. 38, 12, ausserdem verschiedene Eroten, und pl. 28, 1 eine eine Psyche darstellende Bronzestatuette aus Alexandrien.

Heuzey, la pierre sacrée d'Antipolis (vgl. Jahresbericht II, II, S. 310 f.)

will in dem Terpon, der sich auf einer 1866 zu Antibes (Antipolis) gefundenen Inschrift als Diener Aphrodite's bezeichnet, da der Stein selbst durchaus keine Spuren einer darauf befestigten Statue trägt, ein Symbol des Eros selbst unter einem localen Beinamen erkennen, der ja auch in Thespiä in dieser Gestalt verehrt worden sei und von Platon (Symp. p. 203 C.) als Diener der Aphrodite bezeichnet werde.

Von Publicationen, die sich auf Dionysos und die ihm verwandten Gottheiten beziehen, ist etwa folgendes zu verzeichnen:

Hirschfeld berichtet im Bull. 1873 S. 166 von einer neu-

gefundenen und zwar dem Style nach älteren Relief-Darstellung von Dionysos und einer weiblichen Göttin zu Sparta, ähnlich den Ann. 1861 p. 34 ff. tav. a, und 1870 p. 287 beschriebenen.

E. de Chanot, Hermès double de Dionysos psilax et d'un Satyre (Gaz. arch. 1875. S. 110 ff. mit pl. 28)

veröffentlicht eine Doppelherme mit einem bärtigen „Dionysos *ψίλαξ*“ und einem Satyr. Dieser Typus scheine nach Ch. Lenormant's Beobachtung auf Münzen des Q. Titius für den italischen Mutunus Titinus (Tutunus) verwendet, in Anspielung auf den eigenen Namen, wie diess auch bei dem „Chef gaulois Tatinos“ der Fall sei (Rev. num. 1847 t. XII p. 254). Die Flügel, welche bei Dionysos Psilax die erleichternde erhebende Wirkung des Weins bezeichnen (Paus. III 19, 6; a. a. O. p. 110), sollen alsdann (p. 111) Symbol „de l'entraînement de la passion brutale“ sein; deshalb erscheine der Phallus selbst öfter geflügelt in ähnlicher Haltung*) wie auf dem Revers der Münzen des Titius der Pegasus, der ebenfalls auf den Münzen von Lampsakos (L. Müller, numism. d'Aléxandre le Gr. p. 196, n. 24, vgl. die Abbildung Arch. Ztg. 1849 T. 10, 2), dem Centralpunkt der Verehrung des Priapos, erscheine.

Stephani macht im C. r. p. l'a. 1870—71, S. 185 f. T. 5, 5 eine Terracottastatuette des jugendlichen Dionysos bekannt, den von einem Priapos ein Baumstamm trennt, über welchen ein Stück Zeug gehängt ist. In diesem glaubt Stephani das *ἀγρηνόν* erkennen zu sollen und damit das erste sichere Beispiel der Verwendung desselben im bakchischen Kreise, die Hesychius s. v. bezeugt, an einem Monument nachgewiesen zu haben; denn die Beziehung der Statue im Vatican (Gerhard, ant. Bildw. T. 84) auf Dionysos durch Wieseler sei unsicher.

Das Kind Dionysos auf einem Bock reitend in einer Laube an einem Thongefäss aus Tanagra hat Treu in dem angeführten Programm auf T. 2, 5 (vgl. S. 14 f.) veröffentlicht, und in den Repliken auf T. 5, 3 des o. a. C. r. de la comm. imp. arch. f. 1870—71 und Taf. 71, 4 u. 4a der Antiq. du Bosph. Cimm. erkannt. Derselbe will a. a. O. S. 16 in dem Thongefäss T. 2, 6 den kleinen Bakchos neben seiner Mutter Semele erblicken. Ob mit Recht?

*) Angeblich auch neben der Prora auf dem Revers von Assen des Q. Titius (Rev. num. 1838, p. 12 und Nouv. g. m. T. 1, 12, vgl. S. 6).

Dionysos' Abenteuer mit den Seeräubern ist Gegenstand einer Erörterung von

De Witte, Dionysus et Silène, in der Gaz. archéol. I. 1875, p. 5 ff. zu pl. 2.

Der verdienstvolle greise Forscher meint, dass der sehr jugendliche Dionysos in weibischer Bildung auf einem Goldplättchen (mit dem ein anderes, auf dem Silen dargestellt ist, zusammen gefunden wurde) mit den beiden Fackeln*) in seinen Händen gegen die Seeräuber einherstürme. Denn der Gott schreite auf Wellen, „qui sont assez mal indiquées par des espèces d'enroulements". Allein, wenn diese Annahme sehr zweifelhaft ist, so lässt sich die Erklärung de Witte's offenbar mit dem von ihm selbst zusammengestellten Berichten und Darstellungen des Mythos überhaupt nicht vereinigen. Um so eher möchte auf ihn ein am Schluss S. 13 abgebildeter geschnittener Stein Bezug haben, der oberhalb einen lauernd daliegenden Panther, unten einen halb schon zum Delphin gewordenen, sich in's Meer stürzenden Mann, also offenbar einen der in Delphine verwandelten Seeräuber darstellt.

Dagegen ist der Versuch von

G. Hirschfeld, eine attische Lekythos, in der Arch. Ztg. 1874, S. 52—54 mit Taf. 5

ein Vasenbild auf die Bestrafung der Seeräuber durch Dionysos zu deuten, jedenfalls entschieden abzulehnen. Vgl. jetzt Brunn in der Arch. Ztg. 1876, S. 126.

Helbig handelt im Bull. 1873, S. 115 ff. über einen grossen Krater mit einer mit pompejanischen Wandgemälden sich berührenden Darstellung von Ariadne auf Naxos.

Ein Vasenbild: Dionysos im Gigantenkampf und auf der Rückseite ein Silen in komischer Auffassung in einem von zwei andern gezogenen Wagen herbeieilend, veröffentlicht Fröhner, wie schon früher in dem Choix de vases gr., einem Werke, dessen meiste Exemplare verbrannt sind, so jetzt in den Musées de Fr., pl. 6, diesmal begleitet von einem schwarzfigurigen Vasenbild, wo der Gott mit zwei Schwerbewaffneten kämpft (pl. 7) und

---

*) Als Waffen erklärt dann E. de Chanot (a. a. O. S. 39) auch die Fackeln von Dionysos und seinem Gefolge bei M. W. D. d. a. K. II. n. 603. Denn dieser trage dort zum Kampfe gegen die Inder einen Harnisch.

einem rothfigurigen (pl. 8), wo er sich, bedient von einem Silen, eine Waffenrüstung umlegt.

Michaelis, Licurgo furente sopra anfora di marmo (Ann. d. I. 1872 p. 248—269 mit Mon. IX. tav. 45, vgl. Helbig a. a. O. S. 269 f.)

bespricht ein den rasenden Lykurgos darstellendes Relief auf einer Amphora aus Marmor, die im Jahre 1863 (nicht 1868, wie es durch einen Druckfehler heisst) in Prima Porta, bei den Ausgrabungen in der dortigen Villa der Livia ‚ad Gallinas' gefunden und zuerst von Brunn im Bullettino d. I. 1863, S. 85 f., dann von Heydemann (Arch. Ztg. XXVI, S. 11 f.) beschrieben worden ist, und giebt aus diesem Anlass ein Verzeichniss der Denkmäler, welche die Raserei des Lykurg darstellen —: Vasen, ein Wandgemälde und ein Mosaik, Reliefe, auch eines in Glas, endlich nach Zoega eine alexandrinische Münze des Antoninus Pius, — sowie eine Uebersicht über die literarische Ueberlieferung. In der Ilias wird Lykurg bekanntlich zur Strafe dafür, dass er die Ammen des Dionysos, der selbst in's Meer zur Thetis sich flüchtete, verscheucht, von Zeus geblendet und stirbt dann bald darauf den Göttern verhasst. Nach Apollodor und Hygin wird er mit Wahnsinn geschlagen, indem er nach jenem seinen Sohn, nach diesem Frau und Sohn tödtet. Diese ohne Zweifel aus der Tragödie stammende Wendung der Sage kehrt in beiden Versionen in den Vasenbildern wieder; auch in dem im Uebrigen stärker abweichenden Gemälde der neu gefundenen Vase von Ruvo, welches in den Ann. von 1874 tav. R. abgebildet und S. 194—201 von Jatta besprochen ist. Die ausführlich von Nonnos (B. XX. u. XXI.) vorgetragene Umdichtung, wonach den Lykurg die von ihm angegriffene Mänade Ambrosia, in eine Rebe verwandelt, mit unlösbaren Banden umstrickt, leitet Michaelis aus der alexandrinischen Poesie ab und findet er abweichend von früheren Erklärern, nicht blos in Gemälden, sondern auch in sämmtlichen Reliefs, wie er auch in der Gruppe im Brit. Museum (D. d. a. K. II. n. 371) mit O. Jahn diese Ambrosia neben Bakchos erkennen will.

Einen Beitrag zur Kenntniss der bakchischen Mysterien lieferte

L. Stephani, Die Schlangenfütterung der orphischen Mysterien. Silberschale im Besitz des Grafen G. Stroganoff. Mit 3 photogr. Tafeln. St. Petersburg 1873, 24 S. fol.

Da aber Ref. das Werk noch nicht selber gesehen hat, so muss er auf die Anzeige dieses ohne Zweifel bedeutenden Beitrags von Schwabe in der Jen. Lit.-Ztg., 1874, S. 399 f. verweisen.

C. Mittelhaus, de Baccho Attico. Vratislaviae. Diss. 1874. 56 S.

behandelt 1) die Mythen von der Ankunft des Bakchos in Attika, die Sage von Ikarios und Erigone und die von Dionysos ἐλεύθερος, wie er nach Mittelhaus in Eleutherä hiess, während er zu Athen ἐλευθερεύς als Bakchos von Eleutherä genannt wurde, 2) die Feste des Dionysos zu Attika, wo er hauptsächlich gegen Gilbert polemisirt, dessen Einfällen auch Schömann (im Anhang zu den griech. Alterth.) die Ehre einer Widerlegung angethan hat; 3) im 3. Abschnitt werden die beiden Heiligthümer von Dionysos mit ihren Cultusbildern, im 4) werden die im Dionysostheater gefundenen auf den Gott bezüglichen Sculpturen in beachtenswerther Weise besprochen.

Im 5. Abschnitt geht Mittelhaus an das mehr als kühne Unterfangen, eine Skizze der Geschichte des Bakchoscultus in Attika zu geben. Seine Hauptsätze sind dabei die, dass Epimenides, indem er manches vom Kretischen Zeus auf ihn übertrug, den Bakchos mit den eleusinischen Gottheiten verbunden und ihnen zusammen die Mysterien von Agrä geweiht habe, und dass sodann Peisistratos den Cultus des Gottes besonders gehoben und ihn an dem Tage der grossen Dionysien, der vorher Apollon gegolten habe, durch Tragödien gefeiert habe. Zu einer Kritik einer so weit greifenden Dissertation fehlt hier der Raum.

Die ganz eigenthümlichen Darstellungen auf einer Vase des Brygos: Satyrn, welche an Iris sich vergreifen wollen, und Satyrn, die von einem Angriffe auf Hera durch Herakles mit Waffengewalt, Hermes mit gütlichem Zuspruch abgehalten werden, abgeb. in den Mon. IX tav. 46, hat Matz in den Ann. von 1872, S. 295 ff. aus einem Satyrdrama abgeleitet.

P. E. Visconti, Sileno statua, in dem Bull. munic. III 1875, S. 135—139 mit T. 14 u. 15, 1

beschreibt eine im Juni gefundene Statue des Silen, der knieend einen Schlauch auf den Schultern trägt. Visconti hat nicht gesehen, dass derselbe offenbar dem einzigen gesimstragenden Silen, der im Theater des Dionysos zu Athen noch erhalten ist, auffallend entspricht (vgl. Mon. d. I. VIII, T. 16).

Fröhner (Musées de France) veröffentlicht auf pl. 3 und bespricht S. 12 ff. ein Relief auf einem Thongefäss mit dem Wettkampf von Marsyas mit Apollon.

Einen sehr nützlichen und gehaltreichen Beitrag zur Mythologie des Pan liefert

Friederici Wieseleri commentatio de Pane et Paniscis atque Satyris cornutis in operibus artium Graecarum Romanarumque repraesentatis. Gottingae 1875. 23 S. 4.

Wieseler geht von der bekannten Thatsache aus, dass Pan bald bocksfüssig oder überhaupt halb in Bocksgestalt, bald mit menschlichen Beinen dargestellt worden ist. Wenn manche den ersteren Aegipan, den letzteren Diopan nennen, so bemerkt Wieseler, dass dieser letztere Name überhaupt nur auf einer Inschrift C. I. G. III, 4538 sich finde, dass er ferner nicht mit Welcker so zu erklären sei, dass der höchste Name Zeus dem Pan beigelegt wurde, sondern dass er Pan als Sohn des Zeus bezeichne, und dass endlich nicht etwa der bocksfüssige Pan weniger hoch verehrt worden sei. Pan sei zu Athen in dieser Gestalt verehrt und erst seit dem Beginn des 4. Jahrhunderts in menschlicher Gestalt mit und ohne Hörner gebildet worden. Besser würde man mit Newton, wenn man verschiedene Namen haben wolle, den menschengestaltigen Pan schlechtweg Pan, den bocksfüssigen Aegipan nennen, weil ersterer in beiden Gestalten, letzterer wenigstens ausschliesslich in thierischer Gestalt dargestellt worden sei. Die Meinung, welche in neuer Motivirung Gebhard („Beiträge zur Geschichte des Pancultus“, Braunschweig 1872) aufgestellt habe, die menschliche Bildung sei die ältere, die halbthierische die spätere, sei irrig.

Schon Herodot II, 46 kennt den Pan mit Bocksbeinen und Bocksgesicht. Ein den Ziegen ähnliches Gesicht pflegt denn auch dieser bocksbeinige Pan zu haben, gewöhnlich mit, doch auch ohne Hörner. Der menschengestaltete Pan hat Hörner, wenn sie auch gewöhnlich nur klein sind, ist regelmässig bartlos und hat gewöhnlich eine gerade Nase oder (zuerst nachweisbar auf Münzen des Antigonos Gonatas) die Stumpfnase der Satyrn, sehr selten die an das Bocksgesicht erinnernde, die dann auch an dem bocksfüssigen sich findet.

Schon Aischylos erwähnt, wie es scheint, mehrere Pane; vom IV. Jahrh. v. Chr. an werden sie dann auch öfters darge-

stellt. Wenn man diese heute häufig Panisken nennt, so scheint aus Wieseler's Anführungen hervorzugehen, dass dieser Name ebenfalls in Gebrauch war, aber doch mehr nur vereinzelt, während gewöhnlich einfach von Panen im Plural gesprochen wurde.

Im weiteren Verfolg der Abhandlung sucht Wieseler vorzugsweise den Beweis dafür zu liefern, dass Satyrn hie und da mit Kuh-, nie mit Ziegenhörnern dargestellt worden seien und dass in sämmtlichen Bildwerken in Gestalten mit Ziegenhörnern stets Pan oder Pane anzuerkennen seien. Aber Wieseler muss selber zugeben, dass in der Literatur bisweilen die Pane zu den Satyrn gezählt und beide Gestalten mit einander confundirt werden. Sollte die bildende Kunst immer consequenter und rigoroser verfahren sein?

Derselbe spricht noch in Gött. gel. Nachr. 1873, S. 525 ff. über Reliefs, deren eines Pan und Aphrodite in einer Höhle, das andere denselben von tanzenden Frauen angefasst zeigt.

Conze in der Arch. Ztg. 1873, S. 66 redet von einem Panskopf aus Samothrake in dem „in der Sculptur seltenen, aus Münzen von Pantikapaion (und des A. Gonatas s. o.) bekannten Typus".

Dilthey, Pan und Selene, Spiegelkapsel aus Korinth, in der Arch. Ztg. 1873. S. 73—75 mit T. 7, 1

erklärt diese von de Witte als Silène ivre, couronné par une Ménade et Eros ailé gedeutete Darstellung als die von Pan getragene Selene, der Phosphoros voranleuchtet. Er verweist auf Verg. georg. III, 391. Macrob. Sat. V, 22, 9, und für die Verbindung von Pan und Selene überhaupt auf Porph. de antro nymphar. 20; Paus. II, 10, 2. D. d. a. K. II, 16, 174. Allein wenn es gewiss richtiger ist, die Figur mit Bocksfüssen Pan zu nennen und die Bekränzung abzuweisen, so wird Dilthey's Deutung im Uebrigen noch sorgfältig zu prüfen sein.

Nach den Gottheiten, die in Wäldern und Feldern hausen, mag es gestattet sein, anhangsweise des Kyparissos zu gedenken, der aus Schmerz über den Tod eines von ihm geliebten Hirsches in eine Kypresse verwandelt sein soll. Fröhner in den Musées de France (pl. 19, 1) veröffentlicht einen reizenden bronzenen Spiegelgriff mit Kyparissos und seinem Hirsch, Sogliano, il mito di Ciparisso, in dem Giorn. d. scavi II. 1873, S. 377 ein neu gefundenes Wandgemälde, das ihn darstellt.

Ueber das Schriftchen von

W. Mannhardt, Klytia. Berlin 1875. 52 S.,

wird aus Anlass von dessen neu erschienenem grösserem Werke über „antike Wald- und Feldculte“ besser im nächsten Jahresbericht gehandelt.

Von Demeter handelt für's erste

E. Petersen, de Cerere Phigalensi atque de Dipoeno et Scyllide disputatio. Dorpat 1874. 15 S. 4.

Der Mythus von der Vermischung Poseidon's in Rossgestalt mit einer in ein Ross verwandelten Göttin, welche in Böotien Erinys heisst, und von Poseidon das Wunderross Arion an der Quelle Tilphossa gebiert, welche ferner zu Thelpusa in Arkadien, wo sie, um Poseidon's Nachstellungen zu entgehen, sich zuvor selbst in ein Ross verwandelt und hernach Arion und eine Tochter gebiert, als Demeter Erinys verehrt wurde, und welche endlich bei Phigaleia, wo sie wieder von Poseidon nur eine Tochter, Kore-Despoina, geboren haben sollte, den Namen Demeter Melaina führte, wird hier gegen die neuerdings wieder (namentlich auch in der unten zu besprechenden Schrift von Rosenberg, S. 24 ff.) vorgebrachten Einwendungen als echt und ursprünglich und von Haus aus identisch vertheidigt.

Auch die thessalischen Sagen, die Rosenberg berührt, und noch andere, die Petersen weglassen will, sind nach ihm damit wesentlich identisch, wenn auch hier von einer Verwandlung nichts berichtet, sondern nur von der Geburt eines Pferdes (und der Entstehung eines Quells) berichtet wird, „aut ita, ut (Neptunus) terram vel rupem aliquam tridente percusserit, aut ex ipso deo conceptum equum in lucem ediderit rupes, quae quasi proprio nomine dicitur Petra, ut tamen vel sic rupem aquae dimittendae causa cum equo generando conexam adpareat“. (Vergil g. 1, 12, wo Petersen gegen Plew festhält, dass Vergil den Ausdruck fundere equum gewählt habe, um auf die wahre Bedeutung des Pferdes anzuspielen; Etym. m. p. 473, 43; Probus zu Vergil l. l.; Schol. zu Pind. Pyth. IV, 246; Philostr. imagin. 2, 14.)

Die Sage von dem ältesten Cultbilde der schwarzen Demeter in der Höhle des Berges Elaion bei Phigaleia (Paus. VIII, 42) hat Petersen schon früher (kritische Bemerkungen zur ältesten Geschichte der griechischen Kunst. Plön, 1871, S. 35 ff.) dahin erklärt, dass der Mythus ursprünglich die Göttin selbst, nicht ihr

Bild meine, und dass dieser Mythus auch in die Sage von dem einst wirklich vorhandenen Bild des Onatas eingedrungen sei. Jetzt weist er, wie er damals aus Conze's und Michaelis' rapporto in den Ann. von 1861 S. 59 berichten konnte, dass noch heute die Sage von Demeter, die sich grollend in jene Höhle zurückgezogen, entsprechend umgestaltet von der Madonna erzählt werde, darauf hin, dass auch schon Stackelberg (der Apollotempel zu Bassai S. 25) über diesen „Nachhall der Sage von der erzürnten trauernden Demeter" ähnlich berichte.

Uebrigens ist es jedenfalls sehr merkwürdig, dass Helbig (vgl. Bull. 1875 S. 41) drei Steine und den Abdruck von einem Metallstück mit eingravierten Darstellungen einer oder zweier menschlichen Figuren in langem Chiton, (con testa che pare di cavallo), natürlich nicht ohne die besprochene Stelle des Pausanias anzuführen, hat vorlegen können.

Die interessante aber der hier so nothwendigen Behutsamkeit entbehrende Abhandlung von

> Heuzey, recherches sur le type de la Déméter voilée dans l'art grec, gelesen in der Acad. des inscr. 1874; vgl. die Berichte in den Comptes rendus de l'Ac. Par. 1875 p. 7 und 19—28 und in Rev. crit. VII. II., p. 280. 296. 423 und VIII. I. 1875 p. 63), und veröffentlicht in den Monuments grecs de l'assoc. p. l'encouragement des ét. gr. en France, n. II. p. 5—22 mit pl. 1 und 2 und n. III p. 1—28 pl. I. Par. 1873 und 1874. 4.

ist mir zu spät zugänglich geworden; ich muss mich deshalb bei der Wichtigkeit und Schwierigkeit der vorliegenden Untersuchung begnügen, hier nur die Sätze zu berichten, in welchen Heuzey seine Resultate am Schluss zusammenfasst: 1) Unter den Antiken, welche verschleierte Frauen darstellen, sind häufig Gottheiten anzuerkennen; 2) oftmals sind die grossen Göttinnen allein oder auch verbunden dargestellt; 3) in welcher Gestalt Mutter oder Tochter zu erkennen, ist nicht mit Gewissheit zu sagen, doch glaubt Heuzey eine ziemlich grosse Zahl mit Sicherheit als Demeter bestimmt zu haben. (?)

Hirschfeld im Bull. 1873 S. 163 beschreibt ein merkwürdiges Relief zu Gytheion mit mehreren Figuren, darunter Demeter, unter welcher der Kerberos mit zwei Köpfen sich zeigt, und Kora. Von den die Gottheiten der Erde und des Erdsegens betreffenden Mythen hat einer der wichtigsten in dieser

Zeit eine umfassende und gründliche Bearbeitung erfahren in der Schrift von

R. Förster, der Raub und die Rückkehr der Persephone in ihrer Bedeutung für die Mythologie, Literatur und Kunstgeschichte dargestellt. Stuttgart 1874. XII, und 300 S. mit 2 Tafeln.

Wenn freilich Förster glaubt in der umassenden Art, wie er seinen Mythus behandelt hat, einen neuen Weg eingeschlagen zu haben, so ist ihm darin schon Conze in der Ztschr. f. öst. G. 1875, S. 440 entgegengetreten, indem er beispielsweise auf des Ref. Buch über Hestia-Vesta verwies.

Uebrigens ist Förster's Anordnung nicht die beste, wie sich denn auch der französ. Recensent Decharme in der Rev. crit. et d'hist. 1874 II. p. 391 dagegen ausspricht. Wir hören I (S. 3—17) von „Alter und Verbreitung des Mythus", dann erst II (S. 18—24) vom „Mythus im Cultus", III (S. 25—28) vom „Mythus in der Philosophie, Deutung und Bedeutung desselben" und dann erst wieder IV (S. 29—98) vom „Mythus in der Dichtkunst", woran sich (S. 99—267) der V. Abschnitt reiht, der den Mythus in der bildenden Kunst behandelt. Ueberdies gibt Förster's Buch überhaupt nicht eigentlich eine allseitig gleichmässige Behandlung des Mythus. Diese wäre auch kaum möglich gewesen, ohne wenigstens die Mythologie von Demeter und Persephone in weiterem Umfange hereinzuziehen, ähnlich wie diess einst Preller in seinem Buche über Demeter und Persephone gethan hat. Den Hauptttheil bildet durchaus der fünfte Abschnitt, die räsonnirende Uebersicht der Kunstdarstellungen des Mythus, wie denn Förster's Arbeit auch von einem Aufsatz über die Sarkophagdarstellungen des Mythos (Ann. 1873, S. 72 ff. mit Taf. E F und G H) ihren Ausgang genommen hat, und ausserdem der diesen vorausgeschickte (IV.) Abschnitt über den Mythos in der Dichtkunst. Die drei ersten Abschnitte beanspruchen 26, der vierte etwa 70, der fünfte gegen 200 Seiten. Vorausgeschickt ist auf 2 Seiten eine nicht besonders gelungene Einleitung, welche aber Lehrs (pop. Aufs. S. 280 f.) von seinem einseitigen Standpunkte aus (vgl. o. S. 31 ff.) mit übertriebener Schärfe tadelt.

Lehrs wendet sich namentlich auch dagegen, dass, während das Absterben der Erde alljährlich stattfinde, Persephone im Mythos nur einmal und dass sie im Frühjahr geraubt werde.

Wenn ersterer Einwand an sich für jeden hinfällig ist, für den Mythen existiren, welche Naturvorgänge in erzählender Form als Handlungen und Erlebnisse menschenähnlicher Gottheiten wiedergeben, so sucht man auf den zweiten bei Förster eine Antwort, ohne sie zu finden. Aber es giebt doch wohl eine. Die Rückkehr zu Hades und die feierliche Begehung derselben im Cultus findet alljährig im Herbste statt, und dass der Raub selbst nach dichterischer Schilderung beim Pflücken von Frühjahrsblumen geschah, ist wohl nur poetische Auffassung und Darstellung. Auch ist es wohl wesentlich eine Wunderpflanze, mit deren Pflücken Persephone dem Hades verfallen ist (hy. in Cer. v. 8 ff.*) Und immer tritt dann nach dem Raub derselbe Zustand ein, wie sonst im Winter, die Erde sendet auf Geheiss der Demeter keine Saat herauf (v. 306 f. *ουδέ τι γαῖα σπέρμ' ἀνίει, κρύπτεν γὰρ ἐυστέφανος Δημήτηρ*). Förster hält den Mythus für vorhomerisch, ohne Zweifel mit Recht, obwohl er (S. 5) ausführt, dass aus dem Homerischen Beiwort *κλυτόπωλος* die Bekanntschaft mit demselben nicht gefolgert werden dürfe. Wenn er ihn aber entstanden glaubt, als das Griechenvolk noch in den Ebenen Asien's sass, so bemerkt Bu. (im Lit. Centr.-Bl. 1875 S. 182), dass dies vielmehr in Thessalien oder Böotien und Attika geschehen sein werde. Wenn Förster S. 270 meint, es möge in dem *Νύσιον πεδίον* des Homerischen Hymnus, in dem er mit Ruhnken das karische erkennen will (Exc. I. S. 268 ff.), eine Erinnerung an den Ursprung des Mythus in Asien sich erhalten haben, so bemerkt Bu., dass die Bezeichnung des Locales des Raubes als Nysa wohl erst ein Resultat der Aufnahme dionysischer Elemente in den Persephonemythus sei. Wenn aber also Bu. mit Förster darin übereinstimmt, dass der Mythus rein griechisch sei, so wundert sich Decharme (a. a. O.) darüber, dass ein Schriftsteller aus dem Lande, welches vor 20 Jahren ‚l'initiative des études de mythologie comparée' ergriffen habe, die Analogien mit dem Mythus, die sich bei anderen Völkern fänden, nicht wenigstens zu widerlegen für gut gefunden habe.

Eine besonders bedeutsame Rolle weist Förster, der nebenbei gesagt sogar an den Ursprung eines Hymnos des Pamphos an Demeter, welchen Pausanias noch las, in vorhomerischer Zeit

*) Vgl. die freilich sehr gewagten Combinationen Usener's, ital. Mythen, im Rhein. Mus. XXX. 1875, S. 216 ff.

zu glauben vermag, der Orphischen Poesie in der Geschichte der Aus- und Umbildung des Mythos zu. Allein gleich Bu. (a. a. O.) kann Ref. an ein so hohes Alter der Orphischen Poesie in Attika, und einen solchen Einfluss, wie sie ihn nach Förster auf griechische und römische Dichter der früheren und späteren Zeit (Euripides, Claudian, Nonnos), sowie auf die griechisch-römische Kunst ausgeübt haben soll, nicht glauben. „Auch die Reconstruction des Inhaltes der älteren Orphischen Dichtung vom Raub der Persephone mit Hilfe der spätorphischen Argonautika muss Bedenken erregen."

In dem V. Abschnitt, der nicht bloss dem Umfange sondern auch dem Gehalte nach entschieden der bedeutendste ist, giebt Förster in drei Abschnitten eine Uebersicht über die erhaltenen Kunstwerke, welche den Raub der Persephone, die suchende Demeter und die Rückkehr der Persephone darstellen. In dem vorausgeschickten Paragraphen über von Schriftstellern erwähnte Kunstwerke will Förster bei Plinius h. n. XXXIV, 39 aus der Catagusa des Praxiteles eine Coragusa machen und darunter eine die Kora heraufführende Hekate verstehen (??). In Betreff der „hieratischen Darstellungen" des Raubes der Persephone aus vorpraxitelischer Zeit (S. 108 ff.) bemerkt Murray (Akademy 1874 S. 470), dass im brit. Museum ausser dem von Förster unter Nr. 2 verzeichneten, von Curtius, Arch. Ztg. XXVIII. 1870/71, S. 76 f., veröffentlichten Fragmente sich noch drei andere mit ähnlichen Darstellungen befänden, dass wahrscheinlich alle mit Einschluss des Fragments in Neapel von demselben Monument herrührten, dass aber ihr Styl hieratisch sei, so wie derselbe auch in späterer Zeit in bestimmten Fällen angewandt wurde, und dass schwerlich der Raub Persephone's darin erkannt werden dürfe (?).

Von unbestrittenem Werth ist sodann namentlich die Uebersicht über die erhaltenen Reliefe auf Sarkophagen mit Darstellungen des Raubes (S. 131—223), bei der wir aber nicht länger verweilen können.

Neuerdings hat Sogliano im Giorn. d. sc. III. 1874, S. 12 f. und 55 mit Tafel 1 ein Elfenbeinrelief bekannt gemacht, bis jetzt die einzige Darstellung dieser Art aus Pompeji. Vgl. Engelmann in der Arch. Ztg. XXXII. 1874/75, S. 167.

Was die Darstellung des Raubes auf Vasengemälden betrifft, so hat nicht bloss ebenfalls Bu., sondern auch Julius (Jen. Lit. Ztg.

1874 S. 351) schon gegen die Deutung eines Vasengemäldes, wie das D. d. a. K, I, 46, 213 abgebildete, auf die Ankunft der Persephone in der Unterwelt Einwendungen erhoben, Förster sich indessen mit grosser Lebhaftigkeit, aber wol nicht durchaus mit Glück gegen Julius in der Arch. Ztg. 1874 S. 102 ff. vertheidigt. Ferner hat Bu. die Vase von Nola mit der Ueberraschung der Persephone nach der Abbildung statt den rothfigurigen Vasen archaischen Styls ohne Frage mit Recht den unteritalischen freien Styls zugetheilt.

Unter den Darstellungen der Rückkehr der Persephone, unter welchen durch Strube's Verdienst und Glück die Vase des Marchese del Vasto jetzt den Ehrenplatz behauptet, macht der Sarkophag zu Wiltonhouse (D. d. a. K, II, n. 117, vgl. jetzt noch Michaelis in der Arch. Ztg. 1874, S. 64 f.) grosse Schwierigkeiten. Förster hat eine Deutung sämmtlicher Figuren, wobei er freilich für die Hauptfiguren sich auf Vorgänger berufen kann, auf Grund der Orphischen Poesie versucht, und zuerst gegen die Einwendungen von Julius (in der Jen. Lit.-Ztg. a. a. O. S. 371 f.) in der Arch. Ztg. 1874, S. 105 f., sodann gegen die von Brunn, über zwei Triptolemos-Darstellungen in dem Sitzungsbericht der Münchener Akad. d. Wiss. Phil. hist. Cl. 1875, S. 21 ff.), in der Arch. Ztg. 1875, S. 79 ff. mit grosser Entschiedenheit vertheidigt. Ref. glaubt nun allerdings, während Brunn's allegorische Erklärung der Schale von Aquileja in Wien dankbar anzunehmen ist*), dass dessen Deutung des Sarkophagreliefs aus römischer Auffassung mehr als eine ungelöste Schwierigkeit gegen sich hat. Aber auch Förster wird für seine Erklärung sämmtlicher einzelner Figuren schwerlich irgendwo volle Zustimmung finden. Mit einem Wort, die Deutung des Reliefs von Wiltonhouse wird in mancher Beziehung noch Problem bleiben, wie denn auch Bu. sich gegen die Deutung desselben aus der Orphischen Poesie ausspricht.

In den Excursen (S. 268—292) werden Beiträge zu den ersten vier Capiteln geliefert.

Nach Förster (S. 273 ff.) wurden nicht, wie der Athena *προχαριστήρια*, so der Kora *προχαιρητήρια*, sondern nur der Kora *προχαριστήρια* gefeiert. Die Form *προχαιρ.* sei ebenso irrig, wie

*) Conze in d. Z. f. ö. G. W. 1875, S. 443, bemerkt, dass Brunn das durch Beischriften besonders handgreifliche Zeugniss einer Petersburger Vase (C. R. 1862, T. 4) anführen musste.

die Angaben des Suidas und des Lex. rhet., dass das Fest der Athena gelte, nicht der Kora. Im Nachtrag IV wird sodann *Κόρη* etymologisch als Sprössling, *Περσεφόνη* als Lichtzerstörerin (?), Proserpina als durch Volksetymologie mundgerecht gemachte Umbildung von *Περσεφόνη* erklärt.

Aehnlich erklärt auch Keller, *Περσεφόνη* — Prosepna, im Rhein Mus. XXX. 1875. S. 128, die Form Proserpina daraus, dass die Römer das griechische Wort einem Worte ihres Sprachschatzes anzugleichen suchten. *Περσεφόνη* selbst aber erklärt er aus ‚einem Nominalstamm *σιφν*, der auch wol *σεφν* lauten konnte', indem er sich auf *σιφνεός*, Maulwurf, *σίφνις*, die Erde, beruft, und ‚der gräcoitalischen Präposition per' als den ‚Schössling, der durch die Erde dringt'.

L. Heuzey will in der Rev. arch. XXVI, S. 333 f., in einer Gruppe aus Tanagra, einer Frau, welche eine andere auf dem Rücken trägt, Demeter mit Persephone erkennen, weil die getragene Figur einen Apfel hält, und darnach dann auch andere ähnliche Gruppen benennen; ob mit Recht?? Eine Verirrung ist es jedenfalls, dass er glaubt, daraus die Katagousa des Praxiteles (s. o. S. 130) erklären zu können.

Kekulé, La partenza di Trittolemo sopra vaso dipinto di Hieron (Ann. d. I. 1872, S. 226 ff. mit Mon. IX t. 43)

veröffentlicht das Bild der Aussendung des Triptolemos auf einer Vase aus Capua, jetzt im britischen Museum, welche durch die Triptolemos umgebenden Figuren mit Beischriften wichtig ist: vor Triptolemos Persephone, Eleusis (weiblich), Eumolpos, hinter jenem Demeter, Poseidon, Amphitrite, endlich zwischen dieser und Eumolpos Dionysos und Zeus (vgl. Academy V, S. 517).

Lenormant theilt in der Gaz. arch. 1875, pl. 22, p. 87 f. ausser dem Fragment eines Votivreliefs mit Zeus und Athena ein solches von einem weiteren Relief mit, das Kore mit einer Fackel in jeder Hand und die Spitze des Flügels eines Wagenrades enthält. Letzteres sei an der Stelle des Triptolemos-Tempels zu Eleusis gefunden, ersteres dagegen auf der Akropolis daselbst, wo nicht die eleusinischen, sondern die Stadtgötter Athen's verehrt wurden.

Förster (zu Paus. I, 24, 3 in der Arch. Ztg. 1874, S. 165) wendet sich gegen Heydemann's Annahme (Hermes IV, S. 388),

die Statue der Ge auf der Akropolis werde sich unmittelbar aus dem gewachsenen Boden erhoben haben. Sie werde wie so oft liegend dargestellt gewesen sein.

Der zum Theil beachtenswerthen, zum Theil sehr gewagten oder entschieden unglücklichen Vermuthungen von Richter über die Homerischen Vorstellungen vom Hades ist schon im I. Jahresbericht über Homer S. 981 ff. gedacht worden.

Auf eines der von Lenormant in der Gaz. arch. veröffentlichten Bilder eines Manuscripts von Nikander's Theriaka und Alexipharmaka, welches die Schlangen darstellt, wie sie aus der mit dem Blute der Giganten getränkten Erde hervorgehen (Nikander spricht von Titanen), soll hier hauptsächlich deshalb hingewiesen werden, um auf diese Abbildungen ein für alle Male aufmerksam zu machen. Auf Lenormant's Erklärung einzugehen, würde zu weit führen.

Ungeachtet die Auffassung des Verfassers selbst eine abweichende ist, so soll doch, da nun einmal ohne Frage Demeter selbst auch den Beinamen Erinys gehabt hat (s. o. S. 126) die Schrift von

Ad. Rosenberg, Die Erinyen. Ein Beitrag zur Religion und Kunst der Griechen. Mit 2 Holzschnitten und 1 Tafel. Berl. 1874. VI und 88 S.

hier angereiht und damit die Besprechung einer Schrift, die sich mehrfach damit berührt, von

G. Körte, über Personificationen psychologischer Affecte in der späteren Vasenmalerei, Berlin 1874. 90 S.*)

verbunden werden.

Rosenberg hatte schon 1873 in seiner Dissertation „de Erinyum religione cultu imaginibus particula prior“ einen Theil seiner Ausführungen drucken lassen. In demselben Jahr äusserte sich

Dilthey, „Tod des Pentheus“, in der Arch. Ztg. XXXI. 1873. S. 78—80

ausführlicher über die Erinyen. Derselbe hat dann in seiner Recension von Rosenberg's Schrift in der Jen. Lit.-Ztg. 1874.

---

*) Vgl. die Recensionen von Julius in den Jahrbb. f. Philol. CXI, S. 21—27, von Bu. im Lit. Centr.-Bl. 1875, Nr. 19, S. 617, von Flasch in der Kunstchronik 1875, S. 167, und die Recension in den wissensch. Monatsbl. 1874, Nr. 5.

S. 798 ff. und hernach in der Arch. Ztg. XXXIII. 1875. S. 68 ff. Körte's Angriffe gegen seine Ausführungen zurückgewiesen.

Rosenberg behandelt in vier Abschnitten die Erinyen in der Dichtung, den Ursprung, Namen und Begriff, den Cultus derselben, und die Kunstdenkmäler, auf welchen Erinyen erscheinen.*) Im fünften zieht er in einer Schlussbetrachtung S. 81 ff. das Resultat, dass „der Erinyencultus in der Gestalt, in welcher er uns von den Schriftstellern überliefert ist, einer Zeit angehört, in der bereits die ursprüngliche Vorstellung, die dem Wesen der Erinyen zu Grunde lag, verändert worden war. An die Stelle der strafenden Rachegöttin war die versöhnte segenspendende Eumenide getreten." Die Erinys ist nämlich nach Rosenberg von Haus aus „keine Naturgottheit; sie ist ein Product der schöpferischen Phantasie des Menschen, auf Grund eines psychischen Triebes, den man am prägnantesten Wunsch nennen kann. Das letzte Gefühl des vom tödtlichen Schlage Getroffenen concentrirt sich zum Fluche, der nichts anderes ist als ein potenzirter Wunsch, zum Fluche gegen seinen Mörder, und dieser Fluch, der ursprünglich an eine Gottheit gerichtet ist, wird selbst zur Gottheit."

Schon Bu(rsian) hat (im Lit. Centr.-Bl. 1874. Sp. 1558) dagegen bemerkt, dass „dabei nur die eine Seite der Göttinnen, ihre Bedeutung als *Ἀραί* berücksichtigt, die andere — ebenso ursprüngliche, ihre Bedeutung als *Ποιναί* ganz in den Hintergrund gedrängt wird". Wenn Bu(rsian) dann Rosenberg's Ansicht über die ursprüngliche Verschiedenheit der Demeter und der Erinyen theilt, so ist doch auch er durch die hierher gehörige Erörterung Rosenberg's (S. 25—33) nicht befriedigt.

Abgesehen von den Verstössen bei Rosenberg's hierhergehöriger Beweisführung selbst wäre er ohne Zweifel über die Beziehung von Demeter und Erinyen nicht so leicht hinweggegangen, wenn er es nicht eben so mit der Beziehung der Erinyen zur Unterwelt machen würde, die doch schon bei Homer (T 259, *υ* 78) und ebenso bei Aischylos offen zu Tage liegt.

Mit noch leichterem Herzen setzt sich Rosenberg über die Zusammenstellungen von *Ἐρινύς* mit Skt. Saranyû von Seiten der vergleichenden Mythologie und Sprachforschung (S. 34 Anm. 1) hinweg.

---

*) A. S. Murray bemerkt (Acad. V. 1874. S. 266), dass Rosenberg eine unedierte Bronzestatuette im britischen Museum entgangen sei.

Hier ist nicht der Ort eine so schwierige Frage zu erörtern. Auch Dilthey hat sich darüber nicht geäussert, wie denn die Natur der Erinyen der vergleichenden Forschung mit dem Wesen der Erinyen, wie uns dasselbe auf hellenischem Boden entgegentritt, zu vereinigen sei. Dilthey fasst die Erinyen als Wesen der Unterwelt, subsumirt dann unter sie auch eine Reihe ähnlicher Wesen, welche wie Mania, Lyssa, Apate in Poesie oder Kunst eine den Erinyen ähnliche Rolle spielen und öfter auch in Kleidung und Attributen den Erinyen ähnlich erscheinen, und befasst schliesslich unter demselben Gemeinbegriff von 'Jägerinnen' auch die Mänaden mit, während er (S. 91 Anm. 1) „die Amazonen, nur um den Stoff nicht zu häufen, aus dem Spiele gelassen hat.“ Ohne Zweifel ist diese Erörterung und Zusammenstellung lehrreich. Aber Ref. muss sich für's erste (gleich Körte S. 43 ff.) gegen die Erklärung des Reliefs einer Calenischen Schale (T. 1, 3), wornach die dort auf den Pentheus einstürmende Mänade eine Erinys und speciell Lyssa sein soll, ganz entschieden aussprechen. Ferner muss im allgemeinen gesagt werden, dass es ja gewiss seinen Werth hat, wenn auf die Aehnlichkeit solcher Gestalten der Mythologie in Wesen und Erscheinung hingewiesen wird, also z. B. der Mänaden und Erinyen, dass aber dabei die unterscheidenden Elemente weniger unterschätzt oder verwischt werden sollten.

Selbst in Betreff der den Erinyen ähnlichen Wesen wie Ate, Apate, Lyssa, Oistros, Mania und dergl. ist es für mich ausser Frage, dass Dilthey in der Identificirung zu weit geht. Ob auf der Unterweltsvase von Alta Mura eine der dortigen Erinyenartigen *Ποιναί* wirklich *Μανία* heisst, ist doch sehr zweifelhaft. Christ ergänzt das *NAN* (bei Körte S. 79) zu (ἀ)*NAN*(*κη*). Die *ΑΠΑΤΑ* auf der Tereusvase von Ruvo in Neapel (Heydemann, Nr. 3233) ist durchaus nicht wie eine Erinye gebildet, sie ist mit langem Chiton und Mantel bekleidet, mit Armbändern geschmückt, hat das Haar zu einem schönen Knoten aufgebunden und dergl. Dilthey durfte diess (S. 85) nicht übergehen, wenn er doch (ebenda) — mit Recht allerdings — von der *ΑΠΑτη* auf der Dareiosvase es ausdrücklich angiebt, dass sie „völlig als Erinys ausgestattet“ ist.

Freilich ist Ref. bei aller Anerkennung der sorgfältigen Arbeit des Verfassers auch ausser Stande, der Scheidung, wie sie Körte streng durchzuführen unternimmt, zuzustimmen. Ge-

wiss ist der von ihm gemachte Versuch beachtenswerth, den unbenannten Erinyenartigen Wesen je nach dem Charakter ihres Wirkens bei jedem einzelnen dargestellten Vorgang den Namen von 1) Lyssa, Mania, Oistros oder 2) von Ate, Apate zu vindiciren. „Von den Erinyen unterscheidet sich Lyssa durch die Natur der unter ihrem Einfluss vor sich gehenden Handlung“, (S. 21), d. h. also dadurch, dass sie immer Handlungen wahnsinniger Wuth hervorruft; „der Unterschied der von uns Apate genannten Gestalten von den Erinyen besteht darin, dass diese Rächerinnen einer Handlung, Verfolgerinnen des Schuldigen, jene im Gegentheil Anstifterin verderblicher Thaten ist“ (S. 66). Allein diese verderblichen, jene wahnsinnigen Thaten können ja, insofern sie von den Göttern veranlasst werden, auch als Mittel angesehen werden, durch welche die Gottheit eine Bestrafung herbeiführt, und fallen insofern in den Bereich der Thätigkeit der Erinyen, welchen die sie veranlassenden Wesen ja auch wenigstens in den bei weitem meisten Fällen ähnlich gebildet sind.

Wieseler in den Gött. gel. Nachr. 1874, S. 554 berichtet über einen Altar in Mailand mit der Inschrift: *Θεοῖς καταχθονίοις* auf der Vorderseite und mit Charon auf der hinteren, Pluton auf der einen, Mercur auf der anderen Nebenseite in Relief. Ferner (S. 577) über ein Relief aus Tarquinii in Florenz mit Mercur, che consegna l'anima a Charonte. Ueber Charon auf einer neugefundenen attischen Lekythos s. Academy VI. S. 571.*)

Zu den Unglücklichen, die ewige Strafen in der Unterwelt leiden, gehört nach der gewöhnlichen Sage Ixion. Ich erwähne deshalb hier den Aufsatz von

Klügmann, vaso Cumano con supplicio d'Ixione, in den Ann. dell' Inst. 1873 S. 93 ff. mit Tav. I K,

obwol ohne Zweifel in dem besprochenen Vasenbild Ixion seine Strafe in der Luft erleidet. Er ist an ein feuriges Rad mittelst Schlangen (Verg. georg. III 38 sq.) gefesselt zwischen zwei geflügelten weiblichen Wesen, die nach Helbig Wolken personi-

---

*) Vgl. jetzt die Beschreibung attischer Lekythoi von Mylonas im ersten Heft des Bull. de la corresp. hellén. S. 39 ff., wo sich S. 44 Anm. auch eine Beschreibung des Mailänder Reliefs von Martha findet. Statt Pluton lesen wir hier: *εἶδός τι Βάκχου.*

ficiren, während Hephästos von rechts, Hermes von links her zu ihm hinaufsieht, und unmittelbar unter ihm eine Erinys sich befindet.

Ohne Zweifel ist Ixion mit seinem Rade ursprünglich Sonnengott gewesen, und daraus erst später ein Büsser gemacht worden (vgl. die Bemerkung Kuhn's oben S. 11). In der Unterwelt finden wir ihn zuerst bei Apollon. Rhod. Arg. III, 62, in der Kunst erst auf Werken römischer Zeit.

Eine für den Fall, dass sie sich bewährte, höchst bedeutsame Auffassung und Erklärung zunächst eines griechischen Grabdenkmals vertritt

Ravaisson, vase funéraire Attique, in Gaz. archéol. I. 1875 p. 21 ff., p. 41 ff. zu pl. 7.

Nach ihm ist hier dargestellt, wie Hermes die verstorbene *Μυρρίνη* den ihr ins Jenseits vorangegangenen Ihrigen zuführt. Diese Auffassung ist aber ohne Frage falsch.*) Die weiteren Ausführungen Ravaisson's, nach denen sämmtliche Darstellungen griechischer Grabdenkmäler das Jenseits, nicht das Diesseits meinen, verlieren dadurch von vornherein den Boden.

Besonders gefördert wird natürlich die Untersuchung über Sinn und Bedeutung durch Denkmäler mit Beischriften. Ueber Beiträge in dieser Richtung von Fränkel**) und Michaelis ist im II. III. Jahresber. II, S. 267 f. berichtet.

Im Uebrigen verweise ich vor Allem auf den lehrreichen II. Bericht über die Vorarbeiten zur Herausgabe der griech. Grabreliefs von Al. Conze in den Ber. der phil. hist. Cl. der Wiener Ak. d. W. LXXX, 1875, S. 611 ff.

Die sorgfältige verdienstliche Arbeit von

G. Treu, de ossium humanorum larvarumque apud antiquos imaginibus capita duo. Berlin 1874. 58 S.

---

*) Die Zeichnung auf der pl. 7 liesse sich noch mit dieser Auffassung vereinigen. Ein Blick auf den Berliner Gypsabguss, auf den mich Curtius aufmerksam machte, überzeugte aber auch mich sofort, dass die links von Hermes stehenden Verwandten der von ihm entführten Myrrhine nicht etwa sie in der Unterwelt begrüssen, sondern — natürlich auf der Oberwelt — bemüht sind, Hermes zurückzuhalten.

**) Eine, wie es scheint, nur in dem letzten Worte nicht ganz genaue Abbildung des erhaltenen Restes der ältesten der von Fränkel besprochenen Stelen gibt Cerquand (s. o. S. 103).

enthält in ihrem Haupttheil ein Verzeichniss der aus dem Alterthum vorhandenen Darstellungen von menschlichen Gebeinen, Schädeln, Leichnamen und Skeleten und bezeichnet sich im Uebrigen selbst nur als Vorarbeit zu einer Abhandlung über diese Darstellungen bei den Alten, wovon das II. Capitel über die Frage „quando et larvas et ossa humana fingere coeperint artifices antiqui“ eine Probe giebt. Darnach wären Skelete nicht schon auf Werken der griechischen, sondern erst der griechisch-römischen Kunst dargestellt. Die Figur auf einem Vasenbild, abgeb. Comptes r. de la comm. imp. arch., p. l'a. 1863. p. 6, 2 (nicht 12) ist vielmehr ein rohgeschnitzter Priap, kein Skelet. Paus. X, 2, 6 hat Olfers mit Unrecht für ein solches, statt für die Figur eines von schwerer Krankheit ganz Abgemagerten erklärt, endlich anthol. Pal. VII, 472 ist, wie in anderen Epigrammen, allerdings von menschlichen Gebeinen, aber doch wohl nicht von einem Skelet die Rede.

Treu hat (nach der Arch. Ztg., 1875, S. 174) von einem Marmorrelief in Petersburg mit Moiren nachgewiesen, dass es eine Fälschung sei, von den Terracotten bei Stephani (Compte r. für 1869, T. 3, 3—5), dass es keine Moiren seien, macht aber dafür auf eine Petersburger Gemme aufmerksam mit Zeus Moiragetes mit den drei Moiren auf der Hand.

Das Obertheil eines Terracottafigürchens — einer Stadtgöttin — aus Tarsos in den Peplos gehüllt, die Mauerkrone auf dem Haupt und das Köpfchen einer Nadel, ebenfalls von einer Stadtgöttin — aber römisch — von Vienne publicirt Fröhner in den Musées de Fr., pl. 34, 3 und 38, 5.

Der Aeon (?) ou plutôt Dieu asiatique panthée des 1866 in Strassburg gefundenen, 1870 zu Grunde gegangenen Reliefs ist bei Fröhner, Musées de Fr., pl. 22, nach einer guten Photographie, aber leider ohne Erklärung, abgebildet.

Die Photographie einer „Aeon“-Statue (ohne Kopf, mit grossen Flügeln, in der Linken zwei Schlüssel haltend) — jüngst zu York gefunden — wird in der Arch. Ztg. 1875, S. 114 erwähnt.

2) Die Literatur über griechische Heroen.

Indem wir zur Heroenmythologie übergehen, brauchen wir kaum ausdrücklich darauf hinzuweisen, wie fliessend der Uebergang von Göttern zu Heroen und umgekehrt ist. Allein gerade eine Uebersicht muss eintheilen und wenn es dabei auch zum Theil etwas gewaltsam hergeht. Was aber die Eintheilung der Heroenmythen selbst betrifft, so scheint es rathsam, die Mythen von Herakles vorauszuschicken, den troischen Sagenkreis am Schlusse zu bringen und ausserdem eine Anordnung nach Landschaften zu befolgen. Im Uebrigen sehe ich mich des Raumes halber genöthigt, mich meistentheils auf die Verzeichnung des Titels zu beschränken.

Werke über die Heroenmythologie in ihrer Gesammtheit sind ausser den oben verzeichneten Werken, welche die Mythen von den Heroen zusammen mit denen von den Göttern behandeln, nicht erschienen. Ueber die

Beiträge zur Heroologie der Griechen von Dr. Oppert, I. und II. Laubaner Programm 1875—76.

ist im nächsten Bericht zu reden. Hier ist von Schriften, welche zwar nicht die Gesammtheit, aber eine grössere Anzahl von Mythen zum Gegenstande haben, vor allem ein bedeutendes Werk zu erwähnen, welches zwar zunächst einer anderen Disciplin angehört, aber sowol durch den Gegenstand selbst, wie durch die Art der Ausführung, durch seine fortwährende Bezugnahme auf die sonstige literarische und künstlerische Ueberlieferung der betreffenden Sagen auch für die Mythologie von hoher Wichtigkeit ist, wenn auch auf eine eingehendere Berichterstattung und Auseinandersetzung mit demselben hier verzichtet werden darf und muss. Es ist das längst erwartete Werk von

O. Ribbeck, die römische Tragödie im Zeitalter der Republik dargestellt. Leipzig 1875. VIII. u. 692 S.

Auch das nachgelassene Werk von

O. Jahn, griechische Bilderchroniken. Aus dem Nachlass des Verfassers herausgegeben und bearbeitet von Ad. Michaelis. Bonn 1873. X. u. 123 S. mit 7 Taf.

gehört wenigstens nicht ausschliesslich hierher. Ich darf um so mehr hier auf einen näheren Bericht verzichten, als des trefflichen von O. Jahn nachgelassenen Werks, das von Michaelis in des verstorbenen Meisters würdiger Weise zum Abschluss geführt und herausgegeben worden ist, schon von Stark im ersten Jahresbericht S. 1646 gedacht wurde. *)

Nur ein Irrthum von Michaelis in seiner werthvollen Ausgabe der Fragmente der Auszüge aus dem epischen Cyclus im Anhang darf auch hier nicht übergangen werden, zumal da der Aufsatz von

Schreiber, über das sogen. Fragment in den Proklos-Excerpten des epischen Cyclus. Im Hermes X. 1875. S. 305 ff.

so viel ich sehe, in keinem anderen Bericht bisher eine Stelle gefunden hat.

Schreiber weist hier ausführlich nach, dass die Annahme von Michaelis, es seien hier Reste einer zweiten Iliu Persis, vermuthlich der des Stesichoros, erhalten, irrig ist. Ohne Zweifel ist die schon von älteren Gelehrten getheilte Annahme richtig, dass die Sätzchen, um die es sich hier handelt, noch zur Iliu Persis des Arktinos gehören. Nach ihnen sind sie übersehen und am Schlusse nachgetragen worden, während Lehrs in seiner Recension (s. die Anmerkung*) ohne Zweifel richtiger annimmt, dass die beiden mit ἔπειτα beginnenden Sätzchen ihren Platz vertauscht haben.

Der Boden Roms war auch in den letzten Jahren ergiebig an Herculesdarstellungen, eine Häufigkeit, die sich freilich mehr aus der Bedeutung des Hercules in der römischen Religion erklärt, aber da die griechische Form durchaus beibehalten ist, allein nicht veranlassen kann, das Anzuführende unter der römischen Mythologie zu verzeichnen

Das 1. Heft des I. Bandes des Bulletino municipale veröffentlicht auf Tafel 2 einen Hercules als Knaben, der aber sonderbarer Weise schon Löwenfell und Keule neben Bogen und Köcher, die er in einem Futterale umgehängt hat, besitzt,

*) Vergl. die Recensionen von Lehrs im Lit. Centr.-Bl. 1874, S. 665, von Schlie in d. Jen. Lit. Ztg. 1874, S. 285, Robert im Bull. 1874, S. 216, und s. noch denselben, zur Tabula Iliaca des capitolin. Museums in der Arch. Ztg. 1874, S. 106. 172 und Klügmann, zur Albanischen Tafel im Bull. 1875, S. 131 f.

ja die Aepfel der Hesperiden in der Hand hält. Taf. 5 zeigt auf der einen der drei Seiten eines Kandelaberfusses in Relief den erwachsenen Hercules, schreitend, die Keule auf dem Rücken; auf Taf. 1 des 5. Hefts eine Herme des jugendlichen Hercules, ebenfalls im Löwenfell und mit der Keule. Eine Bronzestatuette aus den Abruzzen, die einen jugendlichen Hercules mit Löwenfell, Füllhorn und Keule darstellt, führt Robert (Bull. 1875, S. 72) als eine der zahlreichen Darstellungen an, wo Hercules das Füllhorn trägt, ohne dass irgend eine Beziehung auf den Kampf mit Acheloos vorliegt. Es sei deshalb auch in dem Füllhorn des Hercules in dem pompejanischen Wandgemälde (Helbig Nr. 1150) kein sicherer Beweis dafür zu finden, dass die sitzende Frauengestalt Deïaneira sei, so dass also auch der Name für die von Robert als dieser ähnlich erkannten Statue im Museo Chiaramonti (Clarac 603, 1325) zweifelhaft bleibt.

Eine ungewöhnlich gute Wiederholung des auf Lysipp zurückgeführten Herakles mit den Aepfeln der Hesperiden aus dem alten Fanum Martis bei dem heutigen Valenciennes veröffentlicht Chanot in der Gaz. arch. I. 1875. pl. 36. p. 133 ff.

Verschiedene Reste von Terracotten aus Tarsos mit z. Th. sehr eigenthümlichen Heraklesdarstellungen hat Fröhner, Musées de France auf pl. 33 vereinigt.

Dankenswerth ist die längst vermisste Abbildung eines Vasenbildes, das aus der Sammlung Durand (Catal. 264) in den Louvre übergegangen ist, sowie zweier Bronzen durch

Fr. Lenormant, Hercule et Iphicles, in der Gaz. arch. I. 1875 p. 63 ff. mit pl. 14—16 nebst Abbildungen im Text (S. 67).

Lenormant glaubt die Composition und speciell die Darstellung des kleinen Herakles auf das Gemälde von Zeuxis (Plin. h. n. XXXV, 63: Hercules infans dracones instrangulans Alcmena matre coram pavente et Amphitryone) zurückführen zu können. Er macht dafür namentlich das Erscheinen eines ähnlichen kleinen Herakles auf Münzen kleinasiatischer Städte geltend. Waddington hatte in einem mir leider nicht zugänglichen Aufsatze in der Rev. num. 1863 pl. X. und XI., der selbst Heydemann's Sorgfalt (s. u.) entgangen ist, diese Münzen einer „Confédération de quelques villes de l'Asie mineure" vom Jahre 394 zugeschrieben, sie seien also noch zu Lebzeiten von Zeuxis geprägt. Auch Statuen und ein Relief stellen Herakles ähnlich dar. Etwas

modificirte, im Uebrigen ähnliche Darstellungen finden sich auf Münzen von Kyzikos, Theben und Tarent und ebenfalls in Statuen. Auf der Münze von Kyzikos ist zugleich der kleine Iphikles dargestellt und Lenormant veröffentlicht nun ausser einer Bronze im Cab. des Médailles aus der Sammlung Janzé, die Iphikles darstelle (pl. 16), die Zeichnung eines kleinen Herakles aus dem Nachlass seines Vaters (auf Seite 67). Uebrigens leiden die Ausführungen Lenormant's an verschiedenen Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten, auch abgesehen davon, dass das Material unvollständig ist. Der Aufsatz von Heydemann in der Arch. Ztg. XXVI, 1868 S. 33 f., wozu ein 1867 gefundenes Wandgemälde auf T. 4 abgebildet ist, wird von Lenormant erst nachträglich (auf S. 120) und nicht genügend benützt. Ganz unerwähnt bleibt auch die Hildesheimer Schale.

R. Engelmann, Heracles mit Erginos, in der Arch. Ztg. 1875 S. 20—23

gibt in diesem Aufsatz eine neue durch den Titel bezeichnete Deutung des vielbehandelten Vasenbildes der Sammlung Jatta No. 1088 (Conze, Vorlegebl. III. Serie, T. 41), welche er durch Vergleichung von Apollod. II. 4, 41 (vielmehr 11) mit Diod. IV, 10 und 18 und Hes. sc. Herc. 122 stützt.

Robert berichtigt im Bull. 1875 S. 40 die Beschreibung des Wandgemäldes, das den Mythus von der Hesione zum Gegenstand hat, bei Helbig No. 1131.

Eine Bronze, Herakles und Telephos, veröffentlicht Fröhner in den Musées de France pl. 26.

Zwei Darstellungen des Dreifussraubes finden sich in Fröhner's Musées de France: ein Cisten-Fuss aus Bronze (pl. 20, 4, vgl. Arch. Ztg. 1868 S. 14), ähnlich dem im Mus. Gregor. T. I. pl. 61, 2 und dem bei Wieseler über den Delph. Dreifuss T. 1, 11 abgebildeten (den ersteren habe Wieseler S. 34 übersehen), und (pl. 14, 4) ein Terracotta-Medaillon aus Cales von L. Gabinio(s), womit ein von Fr. Lenormant in der Rev. arch. veröffentlichtes stimme, der darin mit Unrecht einen Gallier im Tempel zu Delphi erkennen wolle.

De Witte, Hercule et Achelous, Thesée et le Minotaure, in der Gaz. arch. 1 S. 84—88 mit T. 20 und 21

veröffentlicht und bespricht die Gemälde einer Vase des briti-

schen Museums mit den angegebenen Bildern, welche hier, wie schon am Throne des Apollon von Amyklä, als Seitenstücke dienen.

Mehrere Vasen mit Darstellungen von Thaten des Herakles und von Herakles bei Pholos wurden nach Cavallari im Bull. Sic. VII, S. 2 bei Selinunt ausgegraben.

Auf einem merkwürdigen Terracotta-Relief bei Fröhner, Musées de France pl. 15, 1, vgl. S. 60 erscheint (Prometheus in) Caucaso vin(ctus), auf ihm viscera pa(s)cen(s aq)uila und links davor (Herc)ules.

Stephani verzeichnet im Compte r. für 1870—1871, S. 187—194 aus Anlass des Fragments einer Terracottastatuette, in der er Omphale erkennt, die Darstellungen derselben: I. Omphale mit Herakles a) in ganzer Figur: Helbig, Wandgem. 1136—1140; Clarac 793, 1995 und eine im Bull. 1867, S. 139 beschriebene Statue; zwei Reliefs in Neapel; ein Cameo in Petersburg (nicht, wie Jahn glaubte, in Florenz; den zweiten ähnlichen [Millin, g. m. 123, 453**] erklärt Stephani für unecht); b) Brustbilder: Helbig 1133—1135 und mehrere Steine, von denen einige echt sein werden. II. Omphale allein, Statuen: Guédéonoff, sculpt. de l'Ermit. 147; Clarac 965, 2484; Büste in Paris, Visconti op. var. t. IV t. 8; ferner ausser Münzen von Sardes und Mäonia zahlreiche Gemmen, worunter als echt und interessant der Stein Lippert I. 613 hervorgehoben wird, wo aber, wie Stephani (der ausr. Herakles, S. 204) gezeigt habe, Omphale und nicht Herakles anzuerkennen sei. Von zahlreichen Brustbildern auf Gemmen, von denen sich zum Theil schwer entscheiden lässt, ob Herakles oder Omphale gemeint sei, sind die meisten unecht. Endlich will Stephani die zwei Bronzestatuetten einer mit einer Sandale drohenden weiblichen Gestalt (Wieseler D. d. a. K. II 285 b und Arch. Ztg. 1871, S. 97) vielmehr als Omphale denn als Aphrodite erklären. Dasselbe gelte von zwei anderen Bronzestatuetten (Hertz Cat. of the coll. of ant. pl. 2 und Arch. Ztg. 1870, T. 38), wo die Frau statt der Sandale etwas anderes hält, nach Stephani eine *ὑποθυμίς* (ausr. Her. S. 28. 35 u. ö).

Hercules' Verbrennung auf dem Oeta dargestellt auf einem Medaillon aus Thon gibt Fröhner (Musées de Fr. S. 60 ff. zu pl. 14, 2) Anlass, über die Darstellungen dieser Scene zu handeln.

Wenn der neue Herausgeber des verstümmelten Reliefs Recht hätte, würde dasselbe freilich nicht hergehören, denn

Fr. Lenormant, athlète couronné par la Victoire, in der Gaz. arch. I 1875, p. 33—35 zu pl. 10

erkennt in dem Jüngling, welchen Nike, den Arm um eine andere weibliche Gestalt gelegt, bekränzt, wie schon der Titel besagt, einen Athleten. Es möge aber hier für den, der sich gleich Lenormant selbst dessen nicht erinnert, erwähnt werden, dass der in vier Bruchstücken erhaltene obere Theil des Reliefs schon einmal von Kekulé in der Arch. Ztg. XXVII, T. 24 publicirt ist und zwar als Herakles, dem von Nike Hebe zugeführt wird, wofür er ein Bruchstück geltend macht, das leider wieder unter den Propyläen eingemauert ist und „einen Theil des rechten Beins des Herakles mit der rechten Hand enthält, welche die niedergehende, dünne, aber nach unten zunehmende Keule hält" (S. 105).

Aus dem Bereich der übrigen Mythen, welche in landschaftlicher Reihenfolge verzeichnet werden sollen, ist etwa folgendes zu verzeichnen:

Von dem bekanntesten ätolischen Mythos, der Jagd auf den kalydonischen Eber, handelt

C. L. Visconti, grande sarcofago con rappresentanza della caccia Caledonia im Bull. munic. I. 1873, S. 175.

Ueber den Mythos von dem thrakischen oder vielmehr ursprünglich pierischen Sänger Orpheus handelt ein Aufsatz von

A. Sogliano, dipinto di Orfeo, im Giorn. d. sc. III, S. 69 ff. (vgl. Acad. VII, S. 151, Rev. arch. XXIX, S. 127)

aus Anlass eines neugefundenen Wandgemäldes, welches Orpheus darstellt, wie er mit der Macht seiner Musik die wilden Thiere bändigt (vgl. Philol. Anz. VI, S. 477).

In Betreff der Frage, ob in dem berühmten in drei Wiederholungen auf uns gekommenen Relief Orpheus und Eurydike dargestellt seien, regt Conze (i. d. o. S. 137 angef. Aufs.) mit Bezug auf das ebenda besprochene Grabrelief der Myrrhine neue Zweifel an.

Aus dem Bereich der thessalischen Sagen hat die Sage von Admet und Alkestis

L. Stacke, de Admeto et Alcestide. Rinteln 1873. Progr. 18 S. 4.

aus Vorgängen in der Natur zu deuten unternommen. Dieser

Deutungsversuch verdient trotz mancher starker Missgriffe Beachtung. Es muss aber hier genügen, darauf hingewiesen zu haben.

Dütschke, Admetos und Alkestis (Arch. Ztg. XXXIII. 1875, S. 72 ff. m. T. 9)

bespricht das noch vorhandene Original einer im XXI. Bd. der Arch. Ztg. von Petersen veröffentlichten Zeichnung des Codex Pighianus. Dabei ergibt sich, dass in der im Uebrigen nicht correcten Zeichnung des Codex, wie eine sorgfältige Prüfung der beigegebenen neuen Zeichnung auch allein schon zeigt, ein zweites Monument mit dem den Alkestismythos darstellenden Relief verbunden ist, das nicht zugehört, und das man sich daher seitdem vergebens aus der Sage von Admetos und Alkestis zu erklären bemüht hat.

J. Roulez, la mort d'Alceste, in der Gaz. arch. 1875, S. 105 ff. m. pl. 27

veröffentlicht eine neue unedierte Reliefdarstellung dieses Mythus von einem Sarkophag, der im vorigen Jahrhundert aus Rom nach Frankreich in das Schloss von Saint-Aignan (Dép. Loir-et-Cher) kam. Dieselbe, welche am meisten mit dem Relief in Villa Albani übereinstimmt, doch nicht ohne einzelne nicht unbeträchtliche Abweichungen zu zeigen, und welche zudem vollständig erhalten ist, verdient eine gründlichere Erörterung als ihr durch Herrn J. Roulez zu Theil geworden ist.

Weil, phthiotische Localsagen, in der Arch. Ztg. XXXI. 1873, S. 40—42

sucht aus Anlass von Münzen des phthiotischen Theben mit der Darstellung des Protesilaos, von welchen Abbildungen mitgetheilt werden, nach sagengeschichtlichen Erörterungen über den Mythus von Philoktet, die es erklären, dass wir Philoktet als Münztypus nicht etwa bei den Magneten, sondern in Lamia in Phthia finden, den Umstand, dass Protesilaos, der Herrscher von Halos und Phylake, auf Münzen des benachbarten Theben erscheint, daraus zu erklären, dass Phylake zur Zeit der grössten Ausdehnung von Theben vielleicht mit demselben zusammengewachsen war, wofür Dikäarch 3, 3 spreche. Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden; aber wie kommt Weil dazu, schlankweg Dikäarch 3, 3 zu citiren und daraus, dass die citirte Stelle von ihm herrühre, Schlüsse zu ziehen, ohne der wolbegründeten Einwendungen dagegen auch nur zu gedenken?

Schreiber erklärt im Bull. 1875, S. 101 eine Scene der von O. Jahn in Ber. d. Sächs. Ges. d. W. 1856, T. 3 veröffentlichten Zeichnung aus dem Cod. Pigh. als Rückkehr des Protesilaos zu Laodameia.

Der Argonautensage ist eine Kieler Dissertation gewidmet von

J. Stender, de Argonautarum ad Colchos usque expeditione fabulae historia critica. Kiel 1874. 68 S.

Vgl. Vidal-Lablache, in der Rev. crit. 1875, I. S. 211—214.

Scenen aus der Argonautensage enthält ein z. Th. zerstörter Sarkophag nach Flasch im Bull. 1873, S. 36.

Auch hat den Mythus

Forchhammer, die Sage vom goldenen Vliess, in den Jahrbb. f. Philol. CXI. 1875, S. 391—398

auf's Neue zunächst gegenüber der oben besprochenen Auffassung Kuhn's in seiner Weise zu deuten gesucht.

Insofern die Sage uns zunächst als Episode der Argonautensage geläufig ist, mag der Aufsatz von

A. Flasch, tazza rappresentante il mito di Fineo, in den Ann. von 1874, S. 175 mit Mon. X T. 8

hier seine Stelle finden. Sodann hat

Robert, Medeia und die Peliaden, in der Arch. Ztg. XXXII 1874, S. 134 ff. mit T. 13 (vgl. Sogliano im Giorn. d. scavi III. 1874, S. 66 ff.)

ein zwei Scenen der Sage vom Tode des Pelias durch Medea's List darstellendes im Jahr 1874 gefundenes Wandgemälde publicirt. Er will hierin die Wiedergabe der von Hygin (f. 24) und Diodor (IV, 50 ff.) erzählten Version der Rache Iason's an Pelias durch Medea nachweisen. Wenn Akastos auf dem Wandgemälde als Knabe erscheine, so stimme das gut dazu (?), dass nach dieser Version Iason demselben den Thron übergebe, während dies sich mit der Ueberlieferung, wornach Akastos schon erwachsen war und den Argonautenzug mitgemacht habe, schwer vereinigen lasse. Dass Hygin einschalte: quod secum Colchos ierat, sei aus dem Verfahren des Compilators zu erklären (?), „der seine — Erzählungen durch solche kleine Zusätze in Beziehung zu einander zu setzen und in Einklang zu bringen sucht" (S. 138).

Die Bedenken, welchen Robert's Aufstellungen z. Th. unterliegen, können hier nicht weiter ausgeführt werden. Nur das eine muss bemerkt werden, dass nach Sogliano's freilich offenbar mannigfach irregehender Beschreibung die Figur bei der den Palast betretenden Medea, welche nach Robert der kleine Akastos ist, der Medea herbeigeführt haben soll (?), ein Mädchen „un' ancella" ist, und dass nach der Zeichnung wenigstens in der 2. Scene die auch nach Robert sehr undeutliche kleine Figur sich nicht „an die Kniee der Alkestis anschmiegt."

Ein Aufsatz desselben über ein Vasenbild, das die Leichenspiele zu Ehren des Pelias darstellt, wird unten verzeichnet. Die Aehnlichkeiten und Abweichungen desselben von der Darstellung an der Kypselos-Lade erklärt Robert (S. 99) offenbar richtig daraus, dass ein von korinthischen Künstlern öfter ähnlich wiederholter Gegenstand auf beiden dargestellt ist.

Wir kommen zu den böotischen Sagen.

Ueber ein neugefundenes, leider nur theilweise erhaltenes Wandgemälde mit der Darstellung: Bestrafung der Dirke, handelt Mau im Bull. 1873, S. 230.

Wegen des Zusammenhangs mit dem thebanischen Sagenkreis und der Verehrung des Amphiaraos in Theben soll hier der Aufsatz von

> C. Robert, la partenza di Anfiarao e le feste funebri a Pelia su vaso Ceretano, in den Ann. von 1874, S. 82—110 mit T. N O und Mon. X, T. 4 u. 5

eingereiht werden. Derselbe bespricht ausser den oben genannten Bildwerken, hauptsächlich mit Rücksicht auf die sehr ähnliche Darstellung der Kypseloslade, die Vasenbilder, welche die Sage von Amphiaraos' Auszug zum Gegenstand haben. Dass Amphiaraos Eriphyle nicht im Moment des Auszugs tödtet, bewirken auf der vorliegenden korinthischen Vase die Bitten der Kinder, was nach Robert Pausanias V, 17, 4 in den verlorenen Worten auch in Betreff des Reliefs an der Kypseloslade angegeben haben wird.

Eine eigenthümliche Darstellung des Kampfes von Eteokles und Polyneikes auf einer Aschenkiste im Museo Etrusco in Florenz erwähnt Wieseler in den Gött. gel. Anz. 1874, S. 577.

Eine ausführliche Besprechung ist der korinthischen Sage von Bellerophon zu Theil geworden durch

Engelmann, Bellerofonte e Pegaso, in den Annali von 1874, S. 5—37 mit Taf. A—E (vgl. v. Wilamowitz im Bull. 1873, S. 152).

Zur Kunstmythologie der Medea in Korinth liefert

Dilthey, über die Darstellungen der kindermordenden Medea, in der Arch. Ztg. XXXIII. 1875, S. 63 ff. mit Taf. 8

zwei Beiträge durch eine bessere Publication der von Millin (zuletzt in Gal. m. T. 102, 427) veröffentlichten kleinen Statue der kindermordenden Medea zu Arles und eine neue der Bruchstücke eines Reliefs, welche Theile des Pädagogen mit den am Hausaltar spielenden Kindern enthalten, indem er gleichzeitig die Annahme, dass der Altar der der Hera Akraia sein möge, zurücknimmt.

Eine Aschenurne mit der Darstellung der Flucht der Medea ist in Volterra ausgegraben worden (Bull. 1874, S. 233).

Wir kommen zu dem argivischen Sonnenheros Perseus.

Von vier Spiegelzeichnungen aus Praeneste, die

Kekulé, specchi di Palestrina, in den Ann. dell' Inst. arch. XLV. 1873, p. 124 ff. zu Mon. ined. IX. t. 56

veröffentlicht hat, erregt ein höheres Interesse als 1) Adorazione di una divinità celeste, 3) Nascita di Minerva und 4) Leda col cigno 2) Perseo e le Gree, als die erste zweifellose Darstellung der Gräen. Perseus (Pherse) unterstützt von Athena (Menerva) ist im Begriff der Enyo (Enie) das gemeinsame Auge, welches diese eben ihrer Schwester Pe(m)phredo (Pemphetru) übergeben will, wegzunehmen.

Auf einer Schale aus Capua im Brit. Museum ist Perseus und Chrysaor dargestellt, vgl. Arch. Ztg. 1874, S. 113.

Perseus und zwei Gorgonen auf einem schwarzfigurigen Vasenbild veröffentlicht J. de Witte in der Gaz. arch. 1875, S. 113 ff. pl. 29. Perseus hat das Haupt der Medusa in der vom linken Arm herabhängenden Kibisis, und verfolgt nun mit dem Schwert ihre auf beiden Seiten von ihm wegfliehenden Schwestern. Diese sind hier gebildet „comme de simples nymphes,“ eine Eigenthümlichkeit dieses schwarzfigurigen Vasenbildes, dem der berühmte Archäologe nur ein rothfiguriges Vasenbild an die Seite stellen kann (Campanari, vasi dip. della collez. Feoli n. 95 u. p. 211).

Ferner gehört in den Bereich der Mythen von Perseus folgende Abhandlung von

Trendelenburg, Anfora rappresentante Perseo ed Andromeda, in den Annali dell' Inst. 1872. S. 108 ff.

Hier gibt dieser aus Anlass der Veröffentlichung eines Vasengemäldes im Museo nazionale zu Neapel (vgl. Heydemann, Vasensammlung des Museo Nazionale, Sammlung Santangelo Nr. 708) eine Uebersicht über sämmtliche bekannte (sechs) Vasenbilder, welche die Rettung der dem Seeungeheuer Preis gegebenen Andromeda durch Perseus darstellen. Namentlich stellt er dabei fest, dass auf all' diesen Vasenbildern, ohne Zweifel unter dem Einfluss der Tragödie, Andromeda nicht an einen Felsen, sondern an eine Art Gabel aus Balken festgebunden sei. Die Andromeda gewöhnlich beigegebenen Gegenstände erklärt er dann zunächst einfach nach dem Vorgange Minervini's daraus, dass dieselben gewissermassen zum Schmuck ihres Grabes dienen sollten. Insbesondere macht Trendelenburg noch auf die weibliche Figur mit einem Gefäss auf einzelnen dieser Vasen aufmerksam, welche einem bei unvermählt verstorbenen Jungfrauen üblichen Brauch entspricht. Er glaubt aber einen Schritt weiter gehen und diese Gräbersitte im Anschluss an Dilthey (in den Annali von 1869 S. 23 ff.) erklären zu sollen, nicht ohne auch über dessen Ausführungen noch hinauszugehen. Die unvermählt in den Hades Hinabsteigende, ja jede Sterbende, soll nämlich nach Trendelenburg einfach als Verlobte des Hades, jeder Sterbende als Bräutigam der Persephone aufgefasst und daraus die Gleichheit mancher Bräuche bei Hochzeiten und Bestattungen zu erklären sein. „La morte, al sentir dei Greci, é un matrimonio che l'uomo va concludendo con Proserpina, la donna con Plutone“ (S. 119). Trendelenburg nimmt also gewissermassen als Dogma eine Anschauung, die allerdings öfter in der griechischen Literatur sich angedeutet oder ausgemalt findet. Wenn er aber hierin ohne Zweifel zu weit geht, so könnte es gleichwohl nicht überraschen, jenem Gedanken auch in der bildenden Kunst zu begegnen*), und für Andromeda glaubt Trendelenburg es direct durch die Beschreibung eines Gemäldes bei Achilles Tatius (III, 7) erwiesen: *ἕστηκε δὲ νυμφικῶς ἐστολισμένη ὥσπερ Ἀδώνιδι νύμφη κεκοσμημένη.* Er folgt näm-

*) Vgl. Förster, Raub der Persephone, S. 157 zu dem Sarkophagrelief bei Raoul Rochette, mon. inéd. pl. LXXVII, 1 und S. 231 f. zu dem Gemälde mit der ABREPTIO VIBIES.

lich in seiner Uebersetzung der anderen Lesart *Αἰδωνεῖ*, während er im griechischen Text durch ein Versehen die des Flor. und anderer codd. *Ἀδώνιδι* hat stehen lassen.

Eine Greisengestalt auf dem Vasengemälde, in welcher Minervini und andere die Mutter der Andromeda hatten erkennen wollen, erklärt Trendelenburg etwa für den Vater derselben, da Göttinnen und Heroinen auch von der späteren griechischen Kunst nur in ganz bestimmten Fällen als Greisinnen dargestellt worden seien, was namentlich bei Hekate unter dem directen Einfluss des Euripides geschehen sei.

Ein neugefundenes Wandgemälde beschreibt Sogliano im Giorn. d. sc. III. S. 51.

In einem andern, das eine Gruppe Masken zeigt, hat Robert (Bull. 1875, S. 33 f.) die Masken einer Tragödie Andromeda, nach ihm eben der Euripideischen dieses Namens, erkannt. Er vermuthet unter anderem in einer Maske „molto logorata" Kassiepeia.

Eine sehr interessante Darstellung des Mythos von Perseus findet sich auf einem Sarkophag von Athienau veröffentlicht und besprochen von

Colonna Ceccaldi, un sarcophage d'Athienau (Chypre). In der Rev. arch. XXIX. 1875. S. 22 ff. mit pl. 2.

Wir sehen hier auf der einen Schmalseite, wie aus der enthaupteten Medusa Chrysaor und Pegasos gleichzeitig hervorkommen, während Perseus, übrigens ohne Flügel, die Kibisis an einem über die linke Schulter gelegten Stabe tragend, die Harpe in der rechten Hand, hinwegschreitet. Zwischen ihm und der Medusa sitzt sonderbarer Weise ein Hund. Schwierig ist es auch, die Verbindung dieses Reliefs auf dem Sarkophag mit drei Scenen des täglichen Lebens zu erklären.

Ein neugefundenes aber nur z. Th. noch sichtbares Wandgemälde bespricht Mau im Bull. 1873, S. 205. Perseus ist hier im Begriff das Ungeheuer zu tödten.

Zwei etruskische Bronzen, Perseus mit Pegasos und Perseus die Medusa tödtend, veröffentlicht Fröhner, Musées de France, pl. 20, 6 und 5

Einen Beitrag zur Kunstmythologie der Pelopssage glaubt

E. de Chanot, Aphrodite et Myrtile, in der Gaz. arch. I. 1875, p. 20 (vgl. Lenormant p. 40) mit pl. 5 u. 6

in den Resten eines Wandgemäldes zu veröffentlichen. In der Uebereinstimmung mit einer Gruppe auf einer Vase aus Ruvo (Arch. Ztg. 1853, pl. LIV, n. 1) wird aber nicht eine kunstgeschichtlich wichtige Thatsache zu erkennen, sondern dieselbe vielmehr daraus zu erklären sein, dass in dem Gemälde eine moderne Fälschung nach jenem Vasenbilde vorliegt.

Gamurrini, anfora di Casalta, in den Ann. von 1874, S. 45 f. mit T. H I

veröffentlicht ein Vasenbild mit dem Sturz des Oinomaos als Seitenstück zu einer Vase aus derselben Nekropolis mit Pelops und Hippodameia.

De Witte, les exploits de Thesée, coupe peinte par Euphronios, in den Mon. grecs publiés p. l'assoc. pour l'enc. des études grecques, Heft 1. Paris 1872

veröffentlicht eine Schale, deren Innenbild Theseus zeigt, wie er unter dem Beistand Athena's und von Triton in der Art getragen, dass auf dessen Kopf und Händen seine Füsse aufstehen, von Amphitrite den Ring des Minos erbittet, während die Aussenseite rechts und links von den Henkeln je zwei seiner Kampfesthaten schmücken.

Engelmann hat (vgl. Arch. Ztg. XXXI. 1873, S. 71 und v. Lützow's Zeitschr. f. bild. Kunst VII. S. 252 und 367) mit Hilfe einer besser erhaltenen Wiederholung in der Casa di Nettuno ein früher auf Achill gedeutetes Wandgemälde als Theseus, der von Ariadne den Knäuel erhält, erklärt.

Ueber ein Vasenbild: Theseus im Kampf mit dem Minotauros, s. o. S. 142 f.

Heydemann, pompejanische Wandgemälde, in der Arch. Ztg. XXX. 1872/73, S. 89 f. mit T. 67 veröffentlicht eine Darstellung von Theseus, der über den Minotauros gesiegt hat und nun die Dankesbezeugungen der geretteten Kinder erhält. Das Gemälde ist dem bekannten (Helbig n. 1214) ähnlich, doch nicht ohne wesentliche Abweichungen.

Der mythologische Platz der Amazonen ist natürlich eigentlich nicht hier unter den attischen Sagen; denn nur ein kleiner Theil der Sagen von den Amazonen ist attischen Ursprungs. Da aber besonders die Sagen von Theseus' Kämpfen mit denselben von der attischen Kunst mit ganz besonderer Vor-

liebe dargestellt worden sind, so wird der Beiträge zur Kunstmythologie der Amazonen nicht ohne Grund hier gedacht werden, zumal mit Rücksicht auf die Hauptschrift von dem Verfasser der meisten derselben, der sich der Kunstmythologie der Amazonen speziell gewidmet hat:

A. Klügmann, die Amazonen in der attischen Literatur und Kunst. Eine archäologische Abhandlung. Stuttgart 1875. VIII u. 98 S.

Dazu kommen von demselben Verfasser:

Statua d'Amazzone nel palazzo Borghese, in den Ann. 1872, S. 95 mit Mon. IX. T. 37.

Sarcofago dipinto di Corneto, in den Ann. 1873, S. 239—253 mit Mon. IX. T. 60, vgl. dens. in d. Arch. Ztg. 1873, S. 147.

Vasi di bello stile con Amazoni combattenti a piede, in den Ann. 1874, S. 205—215 mit Mon. X, T. 9.

Bei S. Andrea della Valle ist ein Sarkophag mit einer Amazonenschlacht gefunden. (Phil. Anz. V. S. 383.)

Ein Vasenbild in Salzmann's „nécropole de Cameiros“ (pl. 59), „wo Theseus gegen *Ἀνδρομάχη* und *Φόρβας* gegen *Ἀλεξ[ά]νδρα* kämpft“, hebt Conze in d. Z. f. ö. G. 1875, S. 435 hervor.

Die Darstellung der Sage von Hippolytos auf Sarkophagen erörtert

Conze, röm. Bildwerke einheimischen Fundorts, I. Heft. Wien 1872 zu T. I

aus Anlass eines von ihm hier publicirten Sarkophags aus Salona in Spalato. Derselbe steht an Kunstwerth dem ähnlichen im Louvre nach, gibt aber die Originalcomposition vollständiger und freier wieder.

Vgl. Schlie im Philol. Anz. V, S. 562 ff. und Bu. im Liter. Centralbl. 1873, S. 600.

Einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der poetischen und künstlerischen Gestaltung der Mythen liefert

Fr. Schlie, zu den Kyprien. Eine archäolog. Abhandlung. Rostock 1874.

Doch mag es genügen, sie hier zu nennen, da ihr nach Titel und Inhalt auch in zwei anderen Referaten eine Stelle zukommt.

Als Darstellung der Entlarvung von Achilles unter den Töchtern des Lykomedes auf Skyros erklärt

Lenormant in der Gaz. arch. I. 1875, p. 102 ff.

nach dem Vorgang von Cavedoni und de Witte (vgl. Aubert, Trésor de St. Maurice. Par. 1872) die Darstellung auf der Vase aus Sardonyx zu St. Maurice (vgl. Arch. Ztg. 1868, T. 12). Die Darstellung weicht allerdings von der mehrfach vorkommenden ab, aber eine weitere Scene: die der Mutter die Lage enthüllende Amme (Eurip. fr. 683), finde sich, wie Lenormant S. 135 nachträgt, eben auch mit der gewöhnlichen Darstellung auf dem Sarkophag von Barile (Ann. 1832 tav. D u. E) verbunden.

Bei einem dem Titel nach wenigstens höchst seltsamen Werke, wie das folgende:

Story of the Trojan War. An Epitome of Incidents, Actions and Events which occurred before, at and after the Siege of Troy. 12. Lond. Lpz.

das ich nicht gesehen, wird es jedenfalls genügen, wenn es hier aufgeführt wird.

A. Sogliano, Vaticinio di Cassandra im Giorn. d. sc. II. 1873, S. 433—439 mit T. 11, vgl. Mau im Bull. 1873, S. 242 und 1874, S. 251

erklärt ein Wandgemälde als die Weissagung Kassandra's über Paris. Insofern Paris als Knabe darauf anwesend wäre, ist dabei freilich eine andere Version der Sage vorausgesetzt, als die, welche wir aus der Literatur kennen, die nur von einer Weissagung vor der Geburt des Paris und nach dem Sieg des heimgekehrten über seine Brüder weiss. Leider kann Sogliano's Deutung aber auch sonst keineswegs für genügend oder sicher anerkannt werden.

Ein Vasenbild auf dem Deckel einer aus Athen stammenden Pyxis zu Kopenhagen mit einer Darstellung des Zuges der drei Göttinnen zu Paris von ganz hervorragender Bedeutung hat zuerst Ussing in der Kopenhagener Illustreret Tydende 1873, Nr. 740 und dann Gädechens, „Athenische Pyxides", im Rhein. Mus. XXIX. 1874, S. 309 ff., ebenfalls mit Beigabe einer Zeichnung, besprochen. Die Göttinnen sind hier — und nur hier —

auf ihrem Zuge nicht zu Fusse gehend, sondern auf Wagen stehend gebildet.*)

Robert (Bull. 1874, S. 86) bespricht ein zum Theil vergoldetes Vasenbild aus Athen mit Paris und Helena, ähnlich dem Relief in Neapel.

Heydemann (vgl. Arch. Ztg. 1872/73, S. 43) glaubt auf der Vase Jatta (Nr. 1097) das Gebet des Chryses und das Sühnopfer der Griechen bei Rückgabe der Chryseis erkennen zu dürfen.

Fröhner veröffentlicht und bespricht in den Musées de Fr., T. 10—12 u. S. 37—44, auf's Neue, wie früher in dem Choix de vases grecs (vgl. o. S. 89), drei Vasenbilder, Scenen aus dem troischen Kriege darstellend: Eos mit Memnon, Zweikampf zwischen Menelaos und Alexandros (Paris) und zwischen Aias und Hektor.

Kämpfe vor Troia sieht Fröhner (Musées de Fr., p. 63 ff.) auf Resten von Terracotta-Medaillons dargestellt, welche den Kampf von riesig gebildeten Männern gegen Schaaren von Bewaffneten gewöhnlicher Grösse, die ihnen gegenüber wie Zwerge erscheinen, sowie einen Kampf von solchen untereinander darstellen, und zwar glaubt er auf dem einen den Kampf bei den Schiffen desshalb mit Bestimmtheit erkennen zu dürfen, weil auf einem Fragment der Name DEIPHOBUS einem der die andern an Grösse übertreffenden Männer, der eine Fackel trägt, beigefügt ist.

Ein neugefundenes Wandgemälde von höherer Bedeutung veröffentlichte

A. Sogliano, il ratto del Palladio (in dem Giorn. d. scavi II., S. 377—383 mit Taf. 10; vgl. Mau im Bull. 1873, S. 240 f. und Schöne in der Arch. Ztg. 1874, S. 116 f.).

Den Figuren sind die Namen Odysseus, Diomedes, Helena (die ja nach einer Version beim Raube ihren Beistand lieh), Aithra beigeschrieben; ausserdem ist eine Figur als ὑπηρέτης bezeichnet, während von dem Namen unter „der von einem Sklaven unterstützten oder weggedrängten“ Priesterin nur die Endbuchstaben IC erhalten sind, die noch keine befriedigende Erklärung gefunden haben.

*) Petersen bemerkt in dem mir eben zugehenden III. Heft des XXXV. Bandes der Arch. Ztg. mit Recht, dass das Vasenbild eine andere Abbildung verdiene, als die in der Kopenhagener Illustr. Ztg., und fügen wir hinzu, als die im Rhein. Mus., die ihm entgangen ist.

Aus Anlass einer rothen Thonscherbe bespricht

Dilthey, Menelaos und Helena, in der Arch. Ztg. XXXI. 1873, S. 75—78 mit Taf. 7, 2

auch die anderen Darstellungen dieser Scene (vgl. Helbig im Bull. 1874, S. 8).

Conze, il ritorno di Ulisse, in den Annali dell' Instituto arch. von 1872, p. 187—216 zu Monumenti IX, tav. 42 u. tavola d'aggiunta in den Annali M

veröffentlicht auf Taf. 42 die Gemälde einer bei Chiusi gefundenen Vase und gibt S. 187—216 der Annali eine höchst sorgfältige und werthvolle Revision der auf „die Rückkehr des Odysseus" bezüglichen Darstellungen überhaupt: I. Odysseus als Bettler, II. Odysseus erkannt von Eurykleia, III. Penelope trauernd bei der Arbeit, IV. Begegnung von Odysseus und Penelope, V. Odysseus tödtet die Freier. Ref. bedauert lebhaft, sich hier mit einer nachdrücklichen Hinweisung auf Conze's Revision begnügen zu müssen. Auf dem neu veröffentlichten „Skyphos" sieht man auf der einen Seite Penelope und Telemachos (*Τηλ*]*έμ*[*α*]*χος*), auf der andern die Wiedererkennung des Odysseus (*'Οδυσ*[*σ*]*εύς*) durch die Eurykleia, die aber hier *'Αντιφάτα* heisst und neben der Eumaios (*Εὔ*]*μα*[*ι*]*ος*) steht (II). Letztere Darstellung, die wiederum durchaus nicht etwa einfach eine Illustration zu Homer sein will, ist namentlich durch den hier zum ersten Mal erscheinenden Webstuhl der Penelope bemerkenswerth, worüber dann Conze ausführlich redet.

Das strikte Gegenstück zu der exacten Forschung Conze's findet sich in der oben S. 103 schon angeführten Schrift von

J. F. Cerquand, études de mythologie Grecque. Ulysse et Circé, les Sirènes.

Cerquand fasst die Odyssee (vgl. den Bericht von C. F. R. in der Rev. arch. XXIX, 1875, S. 275 f.) als „épopée solaire". Kirke ist eine Mondgöttin, Odysseus ein Sonnengott. „La rencontre d'Ulysse et de Circé est une éclipse de soleil." Das Schiff des Odysseus ist an Stelle des Sonnenwagens getreten. Die Fahrt des Odysseus geht am Himmel vor sich. Sirenen, Plankten, Sonnenherden sind mythologische Erscheinungen. Die von ihm seiner Abhandlung beigegebene Spiegelzeichnung findet sich auch in Fröhner's Musées de France, pl. 24.

Den Oberleib einer kleinen Statuette aus Bronze einer Skylla, die ein Ruder zerbricht, aus Alexandrien veröffentlicht Fröhner in den Musées de France, pl. 28, 3.

Michaelis, zu den Orestessarkophagen, in der Arch. Ztg. 1875, S. 107 f.,

erklärt die Erinyen in der linken Endscene des Sarkophags (Overbeck, her. Bildw., T. 29, 1) theilweise im Anschluss an Preller (sächs. Ber., 1850, S. 258 f.) als noch schlummernd, in der Mittelscene nach dem Mord jagen sie dann Orestes, in der rechten Endscene liegt die eine ermattet eingeschlafen. Nach einigen Bemerkungen über die mit der Entführung des Götterbildes abschliessenden weiteren Scenen auf anderen Sarkophagen vertheidigt er dann gegen Benndorf's Annahme, dass in der Mitte zweimal Orest dargestellt sei, die gewöhnliche Erklärung, wonach Pylades es ist, der den Mantel über Aegisth werfen will.

Die erhaltenen Darstellungen der Sage von Iphigeneia und Orestes bei den Tauriern sind durch ein Wandgemälde vermehrt, welches ähnlich wie auf der einen Scene mehrerer Sarkophage und einem Friesbild aus Herculaneum (Helbig, No. 1334) die Vorführung von Orestes und Pylades vor Iphigeneia darstellt und von

C. Robert, Iphigeneia in Tauris, in der Arch. Ztg. XXXIII, 1875, S. 133 ff., T. 13

veröffentlicht ist. Robert gibt gleichzeitig über die vorhandenen Darstellungen eine Uebersicht, wobei er ausführt, dass mit Ausnahme des Bildes einer Vase zu Neapel (Overbeck, her. Bildw., T. 30, 4) durchweg Euripides als Quelle nachweisbar sei, und dies namentlich auch für das schöne Wandgemälde aus casa del citarista (Helbig, No. 1333) behauptet, welches darstelle, wie Iphigenia mit dem Cultbild aus dem Tempel trete in der Absicht, Thoas zu überreden, sie mit den Fremdlingen zu den Reinigungs-Ceremonien an's Meer zu lassen.

Schliesslich mag hier anhangsweise erwähnt werden, dass auch

C. Aldenhoven, le sacrifice de Diomède, in den Ann. dell' Inst. von 1873 (1874 erschienen), p. 69—72

in seinen Bemerkungen zu T. 53 des IX. Bds. der Monumenti, wo er ein Vasenbild mit einer Opferdarstellung publicirt, wie sie ähnlich auf mehreren Vasen sich findet und die bald diesem, bald jenem Mythus zugetheilt zu werden pflegt, da das eine

Mal diese, das andere Mal jene Namen sich beigeschrieben finden, gleich Flasch und andern die Darstellung für nicht mythologisch erklärt.

---

3) Italische und römische Götter.

Der anregende und bedeutende Aufsatz von

Usener, italische Mythen, im Rhein. Mus. N. F. XXX, S. 182 ff.

wird besser zusammen mit Mannhardt's im laufenden Jahre erschienenen Werke über „antike Wald- und Feldculte“ besprochen werden.

Ueber die Erörterungen von

Jordan, de sacris quibusdam in hemerologio fratrum Arvalium commemoratis, in der Ephem. epigr. 1873, fasc. IV. p. 227—240

hat dieser selbst im Jahresber. II. III, 2, S. 178 ff. berichtet. Den Aufsatz von

Robiou, nom et caractère du Mars des anciens Latins in den Mém. de la société de linguistique, T. II, p. 206–212, Paris 1873

habe ich nicht gesehen.

Eine für italische Mythologie wichtige Spiegelzeichnung wird von

Ad. Michaelis, l'infanzia di Marte sopra cista Prenestina, in den Ann. von 1873 p. 231—239 mit Mon. IX. T. 58 u. 59

veröffentlicht und besprochen. Hier soll nur auf die oben S. 83 f. erwähnten etruskischen Spiegelzeichnungen aufmerksam gemacht werden, wo der kleine Mars ebenfalls von Minerva über einer Amphora gehalten wird.

Von einer Priesterschaft des Mars handelt

E. Schulze, alte Handzeichnung eines Reliefs mit Darstellung eines Salierumzugs. Petersburg 1873.

Ref. wird von dieser und anderen Darstellungen aus dem Gebiete des italischen Priesterwesens demnächst in einer eigenen Abhandlung zu reden haben.

Als kunstmythologisch nicht unerheblich ist zu erwähnen, dass der häufig auf etruskischen Spiegeln vorkommende Laran von Gamurrini, sul nome etrusco di Marte im Bull. 1873 p. 144 als Name des Mars durch einen Spiegel erwiesen ist, wo Mars-Laran mit Venus-Turan verbunden erscheint.

Die Vermuthung von A. Sogliano (Giorn. d. sc. III. S. 104—106), der eine Darstellung des der Minerva gefeierten Festes der Quinquatrus in einem pompejanischen Wandgemälde (abgeb. auf T. 4) erkennen zu dürfen glaubt, kann nur als haltlos bezeichnet werden.

C. L. Visconti, due monumenti del culto della Fortuna sul Quirinale, im Bull. municip. 1873, S. 201—211

veröffentlicht in einem Holzschnitt die Statue der Fortuna der Claudia Justa, wie die Inschrift besagt, und knüpft daran Erörterungen über Fortuna als „il buon Genio, o piuttosto la Tutela, la feminea deità protettrice della stessa matrona" (p. 203). Wenn in diesen Namen zusammengestellt ist, was schärfer geschieden werden muss, so ist die Bemerkung Visconti's noch erst genauer zu prüfen, dass wir bisher wol nur Fortunen von Geschlechtern oder Familien, nicht von Einzelnen kannten. Er findet in der Bona Fortuna Dominae Reginae (Henzen 5787) eine Analogie. Ueber den Fundort der Statue und einer dabei gefundenen Weihinschrift an Fortuna Primigenia an der Stelle eines der drei Tempel der Fortuna, welche der Gegend den Namen ad tres Fortunas gaben, vgl. Jordan im I. Jahresbericht, S. 781.

Fröhner bemerkt aus Anlass eines von ihm (Mus. de Fr. T. 16, 1) veröffentlichten Terracotta-Medaillons, dass einem ähnlichen Exemplar [Mercu]RIVS. FELIX N(undinator?) beigeschrieben war(?). Der Beiname Felix finde sich auf Münzen von Postumus dem Mercur beigelegt.

Einen Mercurius Augustus, Mercur mit den Zügen August's, veröffentlicht Chanot in der Gaz. arch. 1875 pl. 36 S. 135.

Von Silvan ist im Bull. mun. wiederholt die Rede. Abgesehen von weniger wichtigem veröffentlicht Lanciani (1873 S. 89 f. mit T. 6) eine Ara mit Inschrift, welche diese und das Gebäude, in dem sie stand, als I. O. M. et Silvano Sancto geweiht bezeichnet und handelt P. E. Visconti 1873 S. 165—170 mit T. 1, und 1874 S. 183—194 mit T. 19 aus Anlass verschiedener in älterer und neuerer Zeit gefundener ihn betreffender Inschriften

und einer Aedicula mit der Darstellung des Gottes in Relief und Inschriften von der Bedeutung und dem Cultus, sowie von dem Typus des Gottes.

Einen interessanten Kopf des Silvanus glaubt Wieseler (Gött. gel. Nachr. 1874 S. 599) in Verona gefunden zu haben.

Eine unerwartete Darstellung der Göttin Terra ist in Rom zu Tage gekommen und von C. L. V(isconti) im Bull. munic. November 1872, p. 24 ff. mit Taf. 3 veröffentlicht worden. Niemand hätte die noch in ihrer Nische sitzende thronende Gestalt mit Schleier über dem Hinterhaupt, Scepter und Schale in den Händen, Terra genannt, über deren sonstige Darstellungen Visconti a. a. O. berichtet, wäre nicht die Inschrift: Terrae matri s. A. Hortensius Cerdo, deae piae et conservatrici meae, d. d.

Jordan, de Genii et Eponae picturis Pompeianis, in den Annal. dell' Instituto, 1872, p. 19—55

veröffentlicht auf 3 Tafeln neugefundene Wandgemälde, von welchen die einen (Taf. B. und C.) in dem Pistrinum in der südwestlichen Ecke der Isola di M. Lucrezio (nach Fiorelli regione IX, isola III), ein anderes in einem Stabulum der Isola II derselben Region (Taf. D) gefunden worden sind. Wir reden zunächst von den auf Taf. B. abgebildeten Darstellungen. Auf der mittleren Seite eines vorspringenden Pfeilers in jenem Pistrinum sieht man einen an einem runden Altar, um den sich eine Schlange windet, opfernden Genius, eine Darstellung, welche auf die (für den Beschauer) linke Seite durch die Windungen der Schlange neben einem zweiten Lorbeerbaum übergreift, auf der rechten Seite aber ein Schiff mit geschwelltem Segel, in dem eine Gestalt steht*), in der einen Hand das Steuerruder, in der anderen ein Füllhorn.

Jordan bespricht zunächst das Schiff. Er findet (vgl. oben S. 102) nach Raoul-Rochette's Vorgang (in den Antiquités chretiennes, zuerst in den Mém. de l'Acad. d. inscr. et b. l. von 1838) in der Darstellung eines in den Hafen einlaufenden Schiffes eine Allegorie des Todes, in denen eines Schiffes auf hoher See eine solche des Lebens.

*) Nach Brizio bei Jordan a. a. O. S. 20 sitzt sie; sie steht aber vielmehr, wie man auch aus der Zeichnung auf Taf. C. ersieht. Auch Trendelenburg im Bull. von 1871 p. 206 bezeichnet sie zwar als sitzend, aber vgl. Fiorelli Scavi di Pompei p. 103.

Das erstere Bild, das in der Literatur sich mehrfach gebraucht findet, hat ohne Frage auch in der heidnischen Kunst mehrfach Darstellung gefunden. Ob aber dies auch für das letztere Bild gilt, scheint mir weder von Visconti noch von Jordan genügend erwiesen. Sein Beleg aus den Bildwerken, die Trimalchio bei Petronius (Sat. 71) auf seinem Grabdenkmal anbringen lassen will, ist offenbar hinfällig; denn jener will ohne Zweifel die Schiffe dargestellt haben, die ihm Reichthümer bringen (vgl. c. 76). Wenn O. Jahn (Arch. Ztg. 1861, S. 155) die Allegorie in zwei Fällen anerkennt, so thut er dies bei dem einen Relief (Lasinio 146), das sich, wie die Vergleichung eines vollständiger erhaltenen Exemplars ergiebt, auf die Geschichte des Jonas bezieht (vgl. Dütschke, antike Bildwerke I, S. 27 f., n. 37), gewiss mit Unrecht. Das andere Relief (Clarac 192, 493, vgl. Visconti a. a. O. S. 258 n. 2 u. vgl. S. 260 n. 12) entbehrt noch der genügenden Erklärung. Auch für das Schiff auf dem Grabdenkmal der Naevoleia Tyche hält sowol Overbeck (Pompeji 3 A. S. 359 f.), als Fiorelli (Pompei p. 409), obwol bei diesem durch Einreffen der Segel die Ankunft im Hafen angezeigt wird, an der Auffassung fest, dass das Schiff auf die Beschäftigung des Munatius als Kaufmann gehe. Jedenfalls ist auf dem von Jordan veröffentlichten Wandgemälde, wenn wir in dem Schiff eine Allegorie des menschlichen Lebens anzuerkennen haben, nicht einfach dieses selbst, oder weil das Schiff mit vollen Segeln fährt, das glückliche Leben dessen, der das Gemälde bestellt hat, sondern namentlich auch der Schutz, unter dem es steht und der Beschützer, nach Jordan sein Genius, dargestellt. Aber es ist doch wol wahrscheinlicher, dass es sich vielmehr um den Schutz handelt, der dem Besteller des Bildes oder seinen Gütern auf einer oder mehreren Seefahrten zu Theil geworden ist. Und gewiss ist dieser Genius im Schiffe wie eine Fortuna aufzufassen, der der Künstler nicht bloss das Steuerruder als Symbol ihres hilfreich lenkenden Waltens in die Hand gegeben, sondern die er auch in einer diesem Attribut entsprechenden Situation dargestellt hat, gleich der Tyche auf Agamemnon's Schiff, von der der Bote bei Aisch. (Ag. *v.* 647) sagt: *Τύχη δὲ σωτὴρ ναυστολοῦσ' ἐφέζετο.* Jedenfalls musste Jordan also hier bei Tyche oder Fortuna und ihrem Attribut anknüpfen.

Ich wage es nun nicht, gegenüber den Beschreibungen von Brizio (im Giorn. degli scavi II. S. 46) und Trendelenburg (im

Bullett. 1871 S. 206), denen sich Fiorelli anschliesst (Scavi p. 105; Pomp. p. 395), wie früher in einzelnen Fällen mit Recht, Jordan's Genius abermals in Abrede zu ziehen und zu fragen, ob nicht auch hier eine Göttin, und dann Fortuna anzuerkennen sei. Doch das muss wenigstens zurückgewiesen werden, wenn Jordan seine Behauptung, dass im Unterschiede vom Genius des mittleren Feldes der Genius auf dem Schiff durch die Zartheit der Züge und die langen Haare deutlicher als Gott dargestellt sei, durch Berufung auf Petronius (Sat. 29) stützen will. Wie sollte vollends mit dem Wort capillatus auf die Darstellung in göttlicher Gestalt gerade da angespielt werden, wo der gemeinte Gott nur ein Hermes sein könnte, zu dessen Charakteristik dann vielmehr kurze Haare gehören würden? Auch Conze in d. Z. f. ö. Gymn. 1873, S. 835 sagt: „ist auf Taf. B rechts im Schiffe wirklich der Genius zu erkennen? ich kann nur Fortuna sehen", freilich auch er ohne das Original gesehen zu haben.

Das Mittelbild ist eines der nun in beträchtlicher Anzahl aufgefundenen Bilder, in welchen gewöhnlich inmitten zweier Laren eine opfernde Gestalt neben einem Altar mit verschleiertem Haupt (d. h. über den Hinterkopf gezogenem Obergewand) und einem Füllhorn in der einen Hand dargestellt ist, woneben dann öfter auch noch andere Götter oder auch bei dem Opfer Ministrirende, Flötenbläser, camilli u. dergl. erscheinen. Auf diese Gestalt hat nun Jordan (in den Ann. von 1862) Visconti's Benennung einer ähnlichen Darstellung auf einem vaticanischen Relief, wo diese Figur aber kein Füllhorn trägt, und einer dortigen Statue als Genius Caesaris durchweg übertragen, nachdem auch schon Visconti selbst ein ihm bekanntes pompejanisches Wandgemälde angeführt hatte. Dieselbe ist aber in einigen Bildern weiblich und dann als Vesta aufzufassen, wie Ref. und Reifferscheid behauptet haben und Jordan nachträglich hat einräumen müssen, was er freilich nur Reifferscheid und Helbig gegenüber thut, während er von mir merkwürdiger Weise behauptet, dass ich (in meinem Aufsatz über Vesta, Laren und Genien im Philol. Bd. XXIV. S. 243 ff.) in der Hauptsache ihm Recht gebe, und nur kleine Versehen ihm nachweise, d. h. Versehen, die er selbst klein nennt, die ich aber hier, insofern er nicht darauf zurückkommt, übergehe.*) Aber auch in Betreff

*) Jordan hatte in den Annali von 1862 in jenen verschleierten Figuren immer eine männliche Gestalt zu erkennen geglaubt und alle dann Genius

der opfernden Männer mit Füllhorn gibt Jordan jetzt erstens selbst zu, dass seine von mir bestrittene Annahme irrig war, dass der Genius Caesaris regelmässig verschleiert (d. h. mit über den Hinterkopf gezogener Toga) erscheine, freilich auffallender Weise, indem er von der Voraussetzung ausgeht, dass von den beiden von ihm als Darstellungen des Genius August's gefassten Statuen im Vatican nur die eine verschleiert sei, die andere nicht, dagegen nicht bloss die Statue in der Rotunde, wie noch jetzt, sondern ursprünglich auch die in der Sala a croce greca ein Füllhorn gehalten habe. Nun ist aber genau das Umgekehrte richtig. Die letztere Statue hatte, gleich dem Genius Caesaris auf dem vaticanischen Relief, nie ein Füllhorn, was beides Jordan nicht länger bestreiten sollte, wol aber haben ganz unstreitig beide Augustus das Hinterhaupt verhüllt.*) Dass wie die Genien überhaupt so auch der Genius des Kaisers mit unverhülltem Haupte dargestellt werden konnte, wie von den Genien im Allgemeinen Jordan auch schon in seinem Progr. S. 15 bemerkt, ist aber freilich nichts destoweniger ebenso gewiss, als es nicht richtig ist, wenn Jordan nun einfach sagt, es mache das weiter keinen Unterschied. Offenbar werden die Genien je nach Auffassung und Situation verschieden dargestellt. So lag es nahe, opfernde Genien nach römischer Sitte verschleiert zu bilden, so erscheint der Genius publicus dem Julian einmal bei Ammian (XX, 5) einfach „ut formari genius publicus solet“; wenn er dagegen ein anderes Mal (XXV, 2) ihm „velato cum capite cornu copiae“ erscheint, so ist diess ja eben hier von trauriger Vorbedeutung, dass der Genius wie das Haupt, so sein beständiges Attribut, das Füllhorn, das Horn des Segens, verhüllt hat.**) Für's zweite gesteht Jordan jetzt, wie schon im Programm „Vesta und die Laren“ S. 15, Reifferscheid gegenüber zu, dass der

---

genannt; ich hatte gezeigt, dass diess falsch sei, und erhob dann, nachdem ich wahrlich nicht ohne Grund an Jordan's Berichten irre geworden war, Zweifel gegen seine „togati“ überhaupt. Ich streite nicht gerne, und habe desshalb seither auf alle Angriffe geschwiegen, so leicht eine Antwort war. Jetzt ist das nicht zu umgehen.

*) Jordan, Vesta und die Laren S. 15, gibt letzteres von der Statue in der Sala rotonda, von der er in den Ann. das Gegentheil aussagt, richtig an.

**) Vgl. Philol. a. a. O. S. 251. Ich sagte damals, ich wüsste nicht, ob man Ammian ‚velata — cornucopia‘ zutrauen dürfe. Will man dies nicht, so ist ja nichts leichter, als die oben im Text angenommene Aenderung. Wenn Jordan fragt, warum der Genius publicus (zunächst) nicht der Genius

Name Genius Caesaris, welchen er all' den opfernden Männern mit Füllhorn im Arm und verschleiertem Haupte gab, in Betreff der pompejanischen Wandgemälde im Innern der Häuser irrig sei.*) Nach Jordan ist in diesen in der opfernden Gestalt dann aber auch nicht mit Reifferscheid ein im wesentlichen mit dem Lar familiaris identischer Genius des Hauses anzunehmen, sondern der des Hausherrn zu erkennen. Die Verehrung des Lar familiaris soll älter, an die Stelle des einen sollen mehr und mehr die, wie Reifferscheid bemerkte, schon lange vor August nach dem Vorbild der Compital-Laren gebildeten**) zwei Lares familiares getreten sein, während dann das Wort Lar im Singularis nur noch metonymisch für Haus und Herd gebraucht wurde, dessen Schutzgeister diese Laren wie der eine Lar sind, ohne etwas mit der Sorge für die Fortpflanzung der Familie zu thun zu haben. Ebensowenig gibt es nach Jordan aber also einen Genius des Geschlechts und der Familie, der in diesem Sinne wirkend gedacht wäre. Es würde zu weit führen, wollte ich hier bei dieser Partie von Jordan's Ausführungen verweilen.

In demselben Raum befinden sich auf einer Wand auf beiden Seiten einer mit Zweigen bemalten Nische Gemälde. Auf der einen Seite steht an einen Pfeiler gelehnt auf einer Kugel eine geflügelte halbbekleidete weibliche Gestalt, von der ein Flügelknabe mit einer Fackel in den Händen wegfliegt. Sie verbindet mit Attributen der Fortuna solche der Isis. Auf der andern Seite reitet auf einem Ross oder Maulesel eine halbbekleidete, bekränzte, weibliche Gestalt, eine Fackel in den Händen gleich dem Knaben. Die Deutung dieses Bildes bietet ohne Zweifel Schwierigkeiten, deren Lösung Jordan Kundigeren überlässt. Ich will nur das eine hier bemerken, dass, wenn

---

Caesaris, sondern populi sein solle, so frage ich wieder, wie man diess fragen kann. Auf die dritte Frage in der Anm. 3 zu S. 28 quid sit velata cornu copia, gibt ihm wol das Obige die Antwort.

*) Aber nicht p. 128 wendet sich Reifferscheid hiegegen, sondern p. 132; p. 128 hatte sich jener dagegen erklärt, dass der Genius loci hoc est sive domus sive culinae dargestellt sei, wie Jordan p. 333 f. derselben Abhandlung vermuthet hatte.

**) Nach Reifferscheid treten aber diese zwei Laren zu dem Lar familiaris vel Genius dom. hinzu, nach Jordan an die Stelle. Die Stelle Cicero's (de leg. 2, 22, 55), die ich ihm (Philol. XXIV. S. 260) entgegenhielt, soll aus den Pontificalbüchern stammen oder zu — ändern sein (??).

Jordan die Mond- und Monatsgöttin nach Brizio (im Giornale degli Scavi II. p. 46) Semele nennt und mit dieser offenbar nicht zurecht kommt, dort im Giornale nur durch einen Druckfehler Semele statt Selene (Luna) verschrieben ist, wie durch Nachschlagen der Verweisungen Brizio's auf Gerhard's Lichtgottheiten auch für den sich herausstellt, dem diese Lösung nicht von selbst sich ergibt.

Jordan bespricht sodann ein drittes Bild, wo wiederum über einem Altar, zu dem aber nur eine einzige Schlange sich hinringelt, die zwei Laren auf beiden Seiten einer Nische stehen. In dieser nun ist die Gottheit gemalt: eine verschleierte weibliche Gestalt, die auf einem Esel oder Maulthier reitet und dabei ein Kind im Arme hat. Jordan bemüht sich, darin eine Epona nachzuweisen. Es ist das aber fast ohne Zweifel keine Epona, sondern eine Vesta. Denn das eine Argument von Belang, das Brizio S. 98 gegen seine Benennung auf S. 46, wo er sie als Vesta erklärt hatte, für Epona geltend macht, dass sie sich in einem Stabulum befinde, erledigt sich dadurch, dass das Gemälde nicht etwa in einem Stalle selbst, sondern nur in dem grösseren Raume gefunden wurde, in den die Ställe, aber auch eine Küche eingebaut waren. Und selbst wenn dieses Gemälde des häuslichen Cultus unmittelbar in einem Stalle gefunden worden wäre, so spräche doch viel mehr dafür, bei dieser ein Kind tragenden Göttin an Vesta zu denken, unter deren Schutz dabei auch die Esel standen, als mit Jordan (p. 53) anzunehmen, dass in der Darstellung der Göttin als mit der Wartung des Kindes beschäftigt die Sorge der Epona für die Thiere ausgedrückt sei.

Den Genius von Lyon zeigt ähnlich wie auf Münzen des Albinus (Cohen, III. T. 6, 22) ein Terracotta-Medaillon in Fröhner's Musées de France, pl. 15, 2, vgl. S. 59 f.

Der Aufsatz von Backmund, die Doppelgestalt der Gründer Rom's, in Bl. f. d. Bayer. Gymn.-Schw. X. S. 191—201, möge schliesslich hier angereiht werden, obwol von Lares praestites u. dgl. in diesen vagen und luftigen Erörterungen keine Rede ist.

Interessant für die Geschichte der Kaiservergötterung ist die neugefundene Büste des Commodus, die P. E. Visconti im Bull. mun. 1875, S. 3—15, T. 1 u. 2 veröffentlicht.

A. Sogliano, dipinto Larario (Giorn. d. scavi 1874 S. 16 ff.) glaubt in einem Thiere auf der einen Seite einer Nische mit

einer der oben erwähnten Darstellungen eines opfernden Genius einen Wolf erkennen zu dürfen und lässt sich dadurch verleiten, darin eine Darstellung von Lykanthropie zu vermuthen (?!).

---

4) Orientalische Göttergestalten.

Um noch mit einigen Worten der orientalischen Göttergestalten zu gedenken, welche in die griechische und griechisch-römische Mythologie eingedrungen sind, so ist hier in erster Linie das im I. Jahresbericht S. 1387 ff. besprochene Werk von Foucart hervorzuheben.

Ueber den phrygischen und thrakischen, hernach mit dem griechischen Dionysos verschmolzenen Sabazius hat

> Fr. Lenormant, Sabasius (in Rev. arch. XXVIII. 1874 II, p. 300—306, 380—389 und 1875, p. 43—51), sowie in selbständigem Abdruck: Sabasius, un des principaux dieux de la religion Phrygienne. Paris 1875

ausführlich gehandelt. Der Artikel soll dann, aber ohne einige weitere Ausführungen, in dem Dictionn. des Antiquités (s. o. S. 17) wieder erscheinen und ist in dem Artikel Bacchus ebd. S. 591 ff. schon benutzt.

C. L. Visconti, bassorilievo — relativo al dio Sabazio (vgl. den Bericht über die Rede in der Arch. Ztg. 1873 S. 63 ff.) sprach von den Reliefen auf einem kleinen Marmoraltar, der dem Sabazios geweiht war.

Ueber Mithrasdarstellungen berichtet C. L. Visconti, bassorilievo Mitriaco scoperto al Campidoglio e tazza Mitriaca im Bull. munic. 1873 S. 111—122 mit tav. 3 und quattro monumenti Mitriaci rinvenuti sull' Esquilino im Bull. munic. 1874, p. 224—243 mit tav. 20 u. 21. Vgl. Rev. arch. XXVII. S. 269.

Fröhner bespricht in den Musées de France, p. 27—37 aus Anlass von Zeichnungen von Dupérac im Louvre zwei Monumente des Dolichenuscultus, deren Echtheit, abgesehen von der griechischen Inschrift des einen, er trotzdem, dass die Zeichnungen auf Ligorio zurückgehen, mit gutem Grunde vertheidigt.

Wenn endlich nicht ohne Grund hier noch eine Uebersicht über römisch-keltische u. dgl. Gottheiten erwartet werden könnte, so glaubte Ref. in diesem ersten Berichte, der ohnehin als solcher eine grössere Ausdehnung erforderte, davon absehen zu dürfen.

Bericht über die Litteratur des Jahres 1876 zur Geschichte und Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft.

Von

Prof. Dr. **C. Bursian**

in München.

Wir können unsern diesjährigen Bericht mit einem das ganze Gebiet desselben im weitesten Sinne umfassenden Werke eröffnen, das freilich seiner Bestimmung als Grundriss zu Vorlesungen gemäss nur als ein Knochengerüst erscheint, welches erst durch den mündlichen Vortrag mit Fleisch und Haut überkleidet werden muss:

Grundriss zu Vorlesungen über die Geschichte und Encyklopädie der classischen Philologie von E. Hübner. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1876. IV, 1 Bl., 162 S., 1 Bl.

Das Werk, welches ausser den Ueberschriften der einzelnen Abschnitte und Paragraphen nur Büchertitel, Namen und Jahreszahlen enthält, zerfällt nach einer Einleitung ('Begriff, Aufgabe, Methode' § 1—3, S. 1—6) in zwei Haupttheile: I. Die Geschichte der Philologie von den Anfängen philologischer Studien bei den Griechen bis zur Gegenwart herab (§ 4—80, S. 7—103). II. Die Encyclopädie (so im Text, während auf dem Titel Encyklopädie steht) der Philologie nach den fünf Hauptgesichtspuncten I. die Sprache (Grammatik, Metrik und Poetik, Rhetorik, Paläographie, Kritik und Hermeneutik, Litteraturgeschichte); II. die Religion (Religionsgeschichte, Götterlehre, Gottesdienst); III. der Staat (politische Geschichte und Staatsalterthümer; als Hülfsdisciplinen Geographie und Chronologie); IV. die bildenden Künste (Baukunst, Bildkunst, Malerei; dazu als 'verwandte Disciplinen' Metro-

logie, Numismatik, Epigraphik); V. das häusliche Leben (griechische und römische Privatalterthümer). Auf den 32 besonders numerirte Paragraphen enthaltenden zweiten Theil (S. 103—142) folgen zunächst 'Nachträge' (S. 143 ff.) und 'weitere Nachträge' (S. 145 ff.), dann ein sorgfältiges, den Gebrauch des Buches wesentlich erleichterndes Namenregister (S. 147—162), endlich eine Seite 'Druckfehler'.

Zum historischen Theil mögen einige Nachträge und Berichtigungen hier stehen, die sich dem Referenten ungesucht bei der Benutzung des Buches für seine Vorlesungen über Geschichte der Philologie ergeben haben: In § 47 (S. 52 ff.) vermisst man unter den italiänischen Philologen des 17. Jahrhunderts Laurentius Pignorius und Fortunius Licetus. In § 51 (S. 58) hätte neben Tanneguy Lefebvre dessen Tochter Anna und deren Gatte André Dacier erwähnt werden sollen; weiterhin verdienten in demselben § auch Nicolas Freret und Michel Fourmont Erwähnung. In dem Verzeichnisse der Werke von Justus Lipsius (§ 55, S. 62) fehlen unter den einzeln aufgeführten kritisch-exegetischen Schriften (die antiquarischen sind nicht besonders aufgeführt) die 'electorum libri II' (1580); ebenso fehlt unter Valckenaer's Werken (§. 58, S. 66) die Ausgabe des Ammonius (Leiden 1739). Unter den deutschen Philologen des 16. Jahrhunderts (§. 64, S. 74 ff.) vermissen wir den trefflichen Janus Guilelmus (1555—1584), unter denen des angehenden 17. Jahrhunderts (§ 65, S. 75) den tüchtigen Graecisten Erasmus Schmidt (1570—1637). Heinrich Leonhard Schurtzfleisch, der jüngere Bruder von Conrad Samuel Sch., ist nicht, wie S. 76 angegeben, im Jahre 1669 (dies ist vielmehr das Todesjahr seines Vaters, des Prorectors in Corbach, Johannes Sch.), sondern im Jahre 1723 gestorben. Unter Chr. Aug. Lobeck's Werken (S. 80) fehlt die Ausgabe des Aias des Sophokles; gleich darauf ist bei Imm. Bekker eine seiner feinsten Arbeiten, die Ausgabe des Cassius Dio, nicht erwähnt. Philipp Wagner ist nicht, wie S. 83 mit einem Fragezeichen angegeben ist, 1874, sondern am 18. Dec. 1873 gestorben; Friedrich Franke nicht 1869, sondern am 23. Jan. 1871. Bei Ludwig Dindorf (ebds.) fehlt die Angabe des Todesjahres (6. Sept. 1871).

Von den 'Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich' sind S. 98 nur 15 Bände, Zürich 1841—66 angeführt, während schon im Jahre 1875 davon 18 Bände vollständig und

das erste Heft des 19. Bandes vorlagen. Von dem S. 101 angeführten *Λόγιος Ἑρμῆς* von K. S. Kontos ist im Mai 1876 in Athen ein neues als *τόμος Έ τεῦχος Ά* bezeichnetes Heft erschienen. Ebds. hätten die von der philologischen Gesellschaft *Μουσεῖον καὶ βιβλιοθήκη τῆς εὐαγγελικῆς σχολῆς* in Smyrna herausgegebenen beiden Hefte (*Περίοδος πρώτη* 1873—1875. Smyrna 1875. 143 S. 8⁰. u. *Περίοδος δευτέρα ἔτος πρῶτον* 1875—1876. Smyrna 1876. 148 S.), welche namentlich zahlreiche unedirte Inschriften enthalten, Erwähnung verdient; desgleichen die von dem *φιλολογικὸς Σύλλογος „Παρνασσός“* in Athen herausgegebenen, besonders reichhaltige Materialien zur Kenntniss der griechischen Volksdialekte und Volksgebräuche enthaltenden *Ἑνεοελληνικὰ Ἀνάλεκτα*, von denen unseres Wissens zuletzt das 6. Heft des 2. Bandes erschienen ist (Athen 1876).

Was den zweiten, systematischen Theil anlangt, so können wir es nur als einen Rückschritt gegenüber Fr. A. Wolf und Böckh bezeichnen, dass Hübner die Kritik und Hermeneutik in das Fachwerk der Sprache eingeschachtelt hat, statt sie als besonderen formalen oder methodologischen Theil von dem materialen Theile der Alterthumswissenschaft zu sondern: eine Anordnung, von welcher ihn schon die Erwägung hätte abhalten sollen, dass die bildlichen Denkmäler des classischen Alterthums die kritische und hermeneutische Thätigkeit mit demselben Rechte in Anspruch nehmen, als die sprachlichen. Ferner können wir die Stellung nicht für richtig halten, welche H. der Geographie, als einer Hülfsdisciplin der politischen Geschichte und der Staatsalterthümer, angewiesen hat. Nach unserer Ansicht muss vielmehr die Geographie an die Spitze des ganzen materialen Theiles der Alterthumswissenschaft gestellt werden als Kenntniss des Schauplatzes, auf welchem und unter dessen Einfluss die gesammte Culturentwickelung der classischen Völker vor sich gegangen ist. Die übrigen Disciplinen dürften dann am Besten nach dem historischen Gesichtspunkte zu ordnen sein, d. h. nach der Reihenfolge der Entwickelung der verschiedenen Richtungen des Geisteslebens der classischen Völker, welche die Objecte der einzelnen Disciplinen bilden.

Zunächst prägt jedes Volk als den reinsten Ausdruck seines individuellen Charakters unter dem Einfluss der es umgebenden Landesnatur seine Sprache aus; also ist nächst der Geographie als der ersten die zweite Disciplin die Grammatik der classischen Sprachen. An die sprachbildende schliesst sich zunächst die mythen-

bildende Periode an, also 3) Mythologie, Religion und Cultus. Dann erst folgt die historische Bethätigung eines Volkes nach Aussen, die Entwickelung der politischen Institutionen, des Rechts und der Sitte im Innern; also 4) äussere Geschichte und Chronologie; 5) Staats- und Rechtsalterthümer (hier können als Hülfsdisciplinen die Metrologie, die Numismatik und die Epigraphik ihren Platz finden); 6) Privatalterthümer. Weiterhin tritt dann die Entwickelung der Litteratur, der Wissenschaften und der Künste im engern Sinne ein; also 7) Litteraturgeschichte (nebst Metrik, Musik, Orchestik, Rhetorik); 8) Geschichte der Wissenschaften; 9) Geschichte der Baukunst, der bildenden und zeichnenden Künste und des Kunsthandwerks.

Weniger als einen selbständigen Beitrag zur Methodologie, denn als einen Beweis dafür, dass die richtige Methode der wissenschaftlichen Erforschung des classischen Alterthums auch an den italiänischen Universitäten sich Bahn gebrochen hat, erwähnen wir nachträglich folgendes schon im Jahre 1875 (als Separatabdruck aus der in Florenz erscheinenden Zeitschrift 'Rivista Europea') veröffentlichte Schriftchen:

Sulla essenza e sul metodo della filologia classica. Prelezione di E. Piccolomini, professore straordinario di lettere greche nella r. università di Pisa. Firenze 1875. 19 S. 8.

Der am 30. Nov. 1874 als Einleitung zu Vorlesungen über Sophokles' Elektra und die Geschichte der griechischen Tragödie und zu kritisch-exegetischen Uebungen über Xenophon de republica Atheniensium und de vectigalibus gehaltene Vortrag handelt kurz über die Aufgabe der class. Philologie und ihr Verhältniss zur Linguistik, über die richtige Methode der Lectüre und der kritischen Behandlung der antiken Schriftsteller und über den Entwickelungsgang der philologischen Studien vom Alterthum bis auf Fr. A. Wolf. Zwei unangenehme Versehen finden sich auf S. 17: 'Roberto (statt Tiberio) Hemsterhuis' und die Angabe dass F. A. Wolf seine Vorlesungen über Encyclopädie der Alterthumswissenschaft an der Universität Halle 'von 1783—1790' gehalten habe: Wolf hat diese von ihm als 'Encyclopaedia philologica' angekündigte Vorlesung zum ersten Male im Sommersemester 1785 gehalten und sie dann bis zu seinem Weggange von Halle (1807) öfter, jedesmal in bedeutend veränderter Gestalt, wiederholt.

Von dem grossen Nationalwerke, welches wir an die Spitze unseres letzten Berichts gestellt haben, der

Allgemeinen deutschen Biographie, auf Veranlassung und mit Unterstützung seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker und Humblot

sind im Jahre 1876 zwei weitere Bände erschienen: Bd. III. Bode — v. Carlowitz (795 S.) und Bd. IV. Carmer—Deck (796 S.). Dieselben enthalten Biographien folgender Vertreter der class. Alterthumswissenschaft: Joh. Fr. Wilh. Boetticher; M. Christian Fr. v. Bomhard; Aug. Christian Borheck; Fr. Aug. Bornemann; Fr. Heinr. Bothe; Karl Aug. Böttiger; Marcus Suerius Boxhorn; Peter Adolph Boysen; Joh. Brandis; Joh. und Joh. Alex. Brassicanus; Aug. Emil Braun; Julius Braun; Gottfr. Gabriel Bredow; Joh. Heinr. Bremi; Chr. Gottlieb Broeder; Karl Aug. Friedr. Brückner; Rich. Fr. Philipp Brunck; Kaspar Brusch; Heinrich Gust. Brzoska; Aug. Buchner (hier ist S. 485, 2 v. u. durch einen Druckfehler 1159 statt 1591 als Geburtsjahr angegeben); Joh. Gottlieb Gerh. Buhle; Joh. Ludolf Bünemann; Jacob Burckhard; Arnold Burenius; Hermann von dem Busch; Homerus Buteranus (Omeric Buter aus Haselünne, Lehrer zu Münster, Rector zu Braunschweig und zu Herford, † 1563); Philipp Buttmann; Christoph Caesar (1540—1604); Joh. Caesarius; Sethus Calvisius; Joachim Camerarius; Ludw. Carrion; Joh. Caselius; Sebastian Castellio; Christoph Cellarius; Conrad Celtis; Jacob Ceporinus; Jacob Ceratinus; Joh. Friedr. Christ; Nathan Chytraeus; Octavius Clason; Konrad Clauser; Nicol. Clenardus; Phil. Cluverius; Joh. Cochlaeus; Christoph Colerus; Rudolph Collin; Petrus Colvius; Friedr. Joh. Conon; Hermann Conring; Karl Philipp Conz; Euricius Cordus; Janus Cornarus; Paul Wilhelm Corssen; Gottlieb Corte; Laurentius Corvinus; Ludwig Christian Crell; Georg Frdr. Creuzer; Richard Croke; Heinr. Cron; Philipp Jacob Croph; Crotus Rubianus; Jacob Cruquius; Christian Crusius; Gottlob Christian Crusius; Martin Crusius; Celio Secondo Curioni; Michael Conrad Curtius; Louis Friedrich Christian Curtze; Joh. Cuspinian; Johannes van Cuyck; Mathias Marcus Dabercusius; Joh. Christoph Dähne; Joh. von Dalberg; Christian Tobias Damm; Peter Dasypodius; Christian Daum.

Aus Italien liegt uns ein ähnliches aber viel enger begränztes Unternehmen vor, ein Product jenes Localpatriotismus, der neben manchen schlimmen auch viele gute Früchte für dieses Land getragen hat:

G. B. Janelli Dizionario biografico dei Parmigiani più illustri nelle scienze, nelle lettere e nelle arti. Genova, tipografia di Gaetano Schenone, 1876. Bis jetzt 496 S. in 8 Lieferungen, 8.

Das Werk enthält von S. 1—482 die Biographien zahlreicher Parmesaner, die sich in Wissenschaft, Literatur und Kunst hervorgethan haben, in alphabetischer Reihenfolge, von P. Abbati bis N. Zucchi. Auf S. 483 beginnt das 'Supplemento', das am Schluss der achten Lieferung bis in den Buchstaben F reicht, so dass mit noch einer oder höchstens zwei Lieferungen das ganze Werk mit Einschluss der in Aussicht gestellten Generalregister vollendet sein wird. Am Schluss der meisten Artikel ist der Name des Verfassers genannt, bei anderen fehlt eine solche Unterschrift. Wir sehen daraus, dass die ältere Persönlichkeiten betreffenden Artikel grösstentheils aus dem Werke von Ireneo Affò 'Memorie degli scrittori e letterati parmigiani' und aus den Ergänzungen und Berichtigungen dazu von Angelo Pezzana geschöpft sind.

Für die classische Alterthumswissenschaft scheint Parma kein besonders günstiger Boden zu sein; wenigstens haben wir bei Durchsicht sämmtlicher Artikel des Dizionario nur folgende einiger Maassen namhafte Vertreter derselben gefunden: Paolo-Maria Paciaudi (1710—85, Archäolog); Francesco dal Pozzo genannt Puteolanus (1471 Prof. in Bologna, später in Mailand, Herausgeber des Ovid, des Panegyricus des Plinius, der übrigen röm. Panegyriker und des Tacitus); Taddeo Uguleto (Sammler von Handschriften für die Bibliothek des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, Herausgeber des Plautus, gest. 1514); Enea Vico (geb. 1523 in Parma, gest. 1567 in Ferrara, berühmter Kupferstecher und Numismatiker). Aus Galanterie wollen wir noch eine Dame hinzufügen: Clotilde Tambroni (1758—1817), die von ihren Zeitgenossen wegen ihrer Gewandtheit in der Fertigung griechischer Verse als 'Sappho rediviva' bezeichnet wurde.

An Handschriftencatalogen und Monographien über einzelne Bibliotheken haben wir folgende zu notiren:

1) Catalogus codicum latinorum bibliothecae regiae Monacensis. Secundum Andreae Schmelleri indices composuerunt Carolus Halm, Fridericus Keinz, Gulielmus Meyer, Georgius Thomas. Tomi II pars II. Codices num. 11001—15028 complectens. München 1876. Palm. 288 S. gr. 8.

2) Die handschriftlichen Schätze der früheren Strassburger Stadtbibliothek. Ein Beitrag zur elsässischen Bibliographie von Julius Rathgeber, Pfarrer in Ernolsheim bei Elsass-Zabern. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1876, VIII, 216 S. 8.

3) Verzeichniss der auf der Zeitzer Stiftsbibliothek befindlichen Handschriften. Von Gymnasiallehrer Dr. Wegener. Im Programm des k. Stifts-Gymnasiums in Zeitz. Nr. 206. 1876. S. 1—22. 4.

4) Geschichte der Milich'schen Bibliothek und ihre Sammlungen. Erster Theil. Von Dr. Robert Joachim. Im Programm des städtischen Gymnasiums zu Görlitz. Ostern 1876. XXXII S. 4.

5) Mittheilungen über die Bibliotheca Rudolfina der kön. Ritter-Akademie zu Liegnitz. I. Von Dr. Ernst Pfudel, Professor. Liegnitz 1876. Programm Nr. 153. 30 S. 4.

6) Die Bibliothek des Andreanums. Vom Rector a. D. Hermann Sonne. Im Programm des Gymnasiums und der Realschule I. Ordnung des kön. Andreanums zu Hildesheim. Ostern 1876. 10 S. 4.

7) Die Handschriften und alten Drucke der Gymnasialbibliothek zu Wesel, zusammengestellt auf Veranlassung des Ministerial-Erlasses vom 20. Februar 1875 vom Bibliothekar, Oberlehrer Dr. Braun. Im Programm des Gymnasiums und der höheren Bürgerschule zu Wesel, Nr. 370. 1876. S. 50—63. 4.

8) Notice sur les manuscrits de la bibliothèque de Vitry-le-François par M. G. Hérelle, professeur de philosophie. Vitry-le-François. 1876. 33 S. 8.

9) Cenni storici sulla origine e progresso della publica biblioteca di Lucca letti alla r. accademia Lucchese di scienze lettere ed arti dal segretario avv. Leone del Prete. Lucca 1876. 96 S. 8.

10) Catalogi dei codici e degli autografi posseduti dal marchese Giuseppe Campori compilato da Luigi Lodi vicebibliotecario della Estense. Parte prima (sec. XIII—XV). Modena 1875. V, 72 S. gr. 8.

Nr. 1, die Fortsetzung des mustergültigen, bekanntlich nach der alphabetischen Reihenfolge der früheren Aufbewahrungsorte

der Codices geordneten Verzeichnisses der lateinischen Handschriften der kön. Hof- und Staatsbibliothek zu München, umfasst die aus folgenden Orten stammenden Handschriften: Passau (Kirchenbibliothek und Bibliothek des Franziscanerklosters); Pfreimt; Pollingen; Prüfening oder Prüfling; Prüel (bei Regensburg); Raitenbuch; Raitenhaslach; Ranshofen; Regensburg (Stadtbibliothek, Bibliothek des Dominicanerklosters St. Blasius, Bibliothek des Benedictinerklosters zu St. Emmeram). Die umfassendste und wichtigste Abtheilung des Bandes ist das die Nummern 14000—15028 enthaltende Verzeichniss der Handschriften von St. Emmeram in Regensburg, aus welchem wir nur folgende Nummern hervorheben: 14467 Diomedis Ars grammatica s. IX. 14482 membr. misc., enthält u. a. Commentare zu Ovid's Metamorphosen s. XII und Cornuti commentum in Persium s. XII. 14485 s. XI Hroswithae carmina. 14519 s. XII Commentarii in Lucani libros VII—X. 14666 membr. misc., darin f. 1 ss. Consentii ars de duabus orationis partibus nomine et uerbo. f. 40 ss. Eiusdem ars de barbarismis et metaplasmis, s. IX (nicht X wie H. Keil angiebt). 14734 s. X—XI Excerpta ex libris Pompeii Festi de significatione uerborum, i. e. Epitome Pauli (die von Lindemann und O. Müller benutzte Cramer'sche Collation dieser wichtigen Handschrift ist sehr ungenau). 15028 s. VII Fragmenta libri Apuleii de medicaminibus herbarum.

Nr. 2 soll nach dem Vorwort dazu dienen, einige historische Erinnerungen an die beiden in einem und demselben Locale vereinigten Bibliotheken, die Universitäts- und die Stadtbibliothek, welche bei der Belagerung von Strassburg 24. Aug. 1870 zu Grunde gegangen sind, den kommenden Geschlechtern zu erhalten. Nach einem kurzen Ueberblick der Geschichte der beiden Bibliotheken und einigen Bemerkungen über das Museum Schoepflini (die von dem Historiker Johann Daniel Schoepflin zugleich mit seiner Bibliothek der Stadt testamentarisch vermachte Sammlung von Alterthümern) und sonstige Sehenswürdigkeiten beider Bibliotheken folgt eine Aufzählung der wichtigeren Handschriften und historisch merkwürdiger Druckwerke, welche die Bibliotheken besassen, in chronologischer Reihenfolge mit vielfach eingestreuten Notizen zur Geschichte der Bibliotheken und der Stadt Strassburg überhaupt; die angefügten Beilagen bringen Statuten und Annalen der Bibliothek, ein Verzeichniss der namhaftesten Bibliothekare und ein ausführliches Personen-

und Sachregister. Der besondere Werth der untergegangenen Strassburger Bibliotheken beruhte, wie der Verfasser in seinen 'Schlussbetrachtungen' (S. 149) bemerkt, auf der grossen Anzahl von Documenten, Chroniken, Akten- und Briefsammlungen, Beiträgen zur politischen und kirchlichen Geschichte des Elsasses, welche sie enthielten: so hat auch die Rathgeber'sche Schrift hauptsächlich für die elsässische Localgeschichte Interesse; was der Verfasser über die classischen Handschriften bemerkt, ist ganz unbedeutend und nicht durchaus richtig, namentlich in Betreff des Alters des Codices: so soll der älteste von den drei Codices der Epistolae Senecae aus dem Ende des 8. Jahrhunderts (S. 28), ein Quintilian und ein Ovid aus dem Ende des 9. oder spätestens aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts gewesen sein (S. 30).

Der alte Kern der Stiftsbibliothek in Zeitz ist, wie in dem kurzen Vorwort zu Nr. 3, unter Verweisung auf die Schrift von Ch. G. Müller 'Geschichte und Merkwürdigkeiten der Stiftsbibliothek in Zeitz', Leipzig 1808, bemerkt wird, die Bibliothek und der Nachlass des Naumburger Bischofs Julius Pflug; einen bedeutenden Zuwachs erhielt dieselbe durch den Ankauf der Bibliothek von Th. Reines. Die griechischen Handschriften derselben sind durch die Veröffentlichungen des Rectors Ch. G. Müller in seinen 9 Partt. Not. et recs. codd. mss., sowie durch eigene von ihm und später von Kiessling besorgte Edd. in weiteren Kreisen bekannt geworden und die Handschriften selbst genauer bestimmt; für die Bestimmung des Inhalts der lateinischen Handschriften war so gut als nichts geschehen. Unter den letzteren hier nach den drei Rubriken 1) theologische, 2) philosophische, 3) juristische Handschriften verzeichneten enthalten nur zwei classische Schriftwerke: cod. phil. 2 (S. 7) chart. s. XV M. Tullii Ciceronis epistolae ad familiares (die Varianten sind mitgetheilt von Dähne in Seebode's Miscell. crit. I, p. 162) und cod. phil. 4 (ebds.) chart. s. XV Virgil's Aeneide mit den pseudoovidischen metrischen Argumenten ausser praefatio und arg. I. Unter den als Abtheilung II (S. 16 ff.) verzeichneten 17 griechischen Handschriften ist die älteste die im August 1468 geschriebene Nr. 13 (Cod. 69, S. 20), die Cassandra (richtiger Alexandra) des Lykophron mit den Scholien des Isaak Tzetzes enthaltende, aus welcher Ch. G. Müller diese Scholien herausgegeben hat (3 Bände, Leipzig 1811); die übrigen, fast sämmt-

lich aus Reines' Bibliothek stammend, sind erst im 16. (eine im 17. Jahrh.) geschrieben und enthalten meist spätgriechische Werke: Olympiodor Scholien zu Platon, Georgios Synkellos, Claudius Ptolemäus Harmonica, Claudius Aelianus Tactica, Julius Africanus *κεστὸς ζ'*, Porphyrius, Jamblichus, Plotinus, Sextus Empiricus, Georgius Pachymerius u. a.; in dem von Fr. Haase für seinen Apparat zu den griechischen Militärschriftstellern benutzten Miscellaneencodex Nr. 4 (Cod. 66, S. 17 f.) findet sich auch ein unedirter Tractat *παρεκβολαὶ ἐκ τῶν στρατηγικῶν παρατάξεων περὶ τοῦ ὁποῖον εἶναι δεῖ τὸν στρατηγόν.* — Als Anhang theilt der Verfasser S. 22 aus dem die 4 Evangelien nach der Vulgata enthaltenden Cod. lat. theol. Nr. 2 membr. saec. XIII eine auf Bl. 13b von späterer Hand eingeschriebene halb altdeutsche halb lateinische Beichtformel mit.

Die Milich'sche Bibliothek (Nr. 4) hat ihren Namen von ihrem Stifter Johann Gottlieb Milich (geb. in Schweidnitz am 7. Sept. 1678), Advokaten am k. k. Amts- und Manngericht der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, der bei seinem Tode (26. Juli 1726) seine zum grossen Theil schon von seinem Vater zusammengebrachte Bibliothek dem Gymnasium zu Görlitz vermachte. Der vorliegende erste Theil der Joachim'schen Schrift handelt über die Geschichte der Familie Milich, über die Stiftung der Bibliothek, die Bibliothekare und deren Instruction, die dazu gehörigen Capitalstiftungen und deren Verwaltung, und verzeichnet dann in knapper Form die zur Bibliothek gehörigen Sammlungen von Porträts, Wappen, Gläsern, Waffen, Urnen und Münzen, die Bilderwerke und Kupferstiche, Atlanten, Karten und Pläne, endlich (von S. XXVI an) die Handschriften nach folgenden Rubriken: 1) Handschriften, welche die Stadt Görlitz und die Oberlausitz betreffen; 2) alte Rechtsbücher; 3) Handschriften verschiedenen Inhaltes; 4) mittelhochdeutsche Dichtungen; 5) griechische Handschriften (darunter ist der bekannte Codex des Lucian, der 'nach dem Urtheil des ältern Ernesti aus dem 14. Jahrhundert stammt', ein Geschenk vom Görlitzer Bürgermeister Joh. Wilh. Gehler); 6) lateinische Handschriften (darunter Cicero epistolae ad diversos libri XVI, saec. XIV, schön geschrieben, mit bunten Initialen); 7) italiänische, 8) arabische und türkische, 9) czechische Handschriften; 10) Autographa. — Ein 2. Theil, der im nächstjährigen Programm folgen soll, wird die gedruckten Bücher der Bibliothek enthalten.

Nr. 5 ist der Anfang einer umfänglicheren Arbeit über den älteren Bestandtheil der Bibliothek der Ritter-Akademie zu Liegnitz, die Bibliotheca Rudolfina, welche ihren Ursprung und Namen dem letzten bedeutenden Fürsten aus dem Piastengeschlechte, dem Herzoge Georg Rudolf (geb. 22. Januar 1595, regierte seit 1602 unter Vormundschaft, seit 1613 selbständig das Fürstenthum Liegnitz bis 1653) verdankt. Nach einem Abriss der Geschichte der Bibliothek giebt Pfudel zunächst eine in dem vorliegenden Hefte noch nicht zu Ende geführte genaue Beschreibung der an Seltenheiten reichen musikalischen Abtheilung derselben.

Nr. 6 und 7 sind ohne wissenschaftlichen Werth: Nr. 6 giebt nach einer Uebersicht über die Geschichte der Bibliothek des Andreanum in Hildesheim einen knappen 'Auszug aus dem Bibliothek-Catalog, enthaltend ältere Drucke, ausnahmsweise auch neuere Werke, welche unter Umständen Interesse haben könnten'; Nr. 7 verzeichnet nach einer kurzen Vorbemerkung über die Geschichte der Bibliothek des Gymnasiums in Wesel die in derselben befindlichen Handschriften (5 Stück), die Drucke aus dem 15. und die aus dem 16. Jahrhundert; über die Drucke aus dem 17. Jahrhundert soll im nächsten Programm berichtet werden.

Die Bibliothek des im Departement der Marne südlich von Chalons sur Marne gelegenen französischen Städtchens Vitry-le-François besitzt 65 Pergamenthandschriften, darunter mehrere aus S. X—XIII, die, etwa 4—5 ausgenommen, aus den Abteien Cheminon und Trois-Fontaines stammen. Das Schriftchen von Hérelle (Nr. 8) handelt im ersten Abschnitt über die Geschichte dieser jetzt zerstörten, im Mittelalter reichen und blühenden Klöster; der den Handschriften gewidmete 2. Abschnitt (von S. 14 an) gibt nur allgemeinere Bemerkungen, nicht ein detaillirtes Verzeichniss derselben. Die Profanliteratur ist darunter ebensowenig vertreten, als in dem im Anhang als Note D (S. 31 f.) mitgetheilten alten Catalog von der Abtei Cheminon ('Nomina librorum beatae Mariae de Cheminon').

Die Schrift von L. del Prete (Nr. 9) behandelt die Geschichte der öffentlichen Bibliothek in Lucca in 2 Abschnitten: 1) die Bibliothek in Verbindung mit der höheren Unterrichtsanstalt (dem nach Aufhebung des Domstifts von S. Frediano im Jahre 1788 gegründeten 'Pio Instituto di S. Frediano', das

1801 den stolzeren Namen 'Università degli studj di S. Frediano' erhielt, 1809 aufgehoben und durch das 'Collegio-Liceo Felice' ersetzt wurde); 2) die Bibliothek als selbständige Anstalt (seit 1819). Eine Darstellung des gegenwärtigen Standes der Bibliothek hat der Verf. für eine besondere Schrift aufgespart.

Der splendid gedruckte Catalog der im Besitz des Marchese Giuseppe Campori befindlichen Handschriften und Autographen verzeichnet in dem uns vorliegenden ersten Theile (Nr. 10) 90 Codices membr. und chart. aus s. XIII—XV (darunter Nr. 41, chart. s. XV, verschiedene Schriften röm. Grammatiker und ein Fragmentum Petronii Arbitri enthaltend; Nr. 66 chart. s. XV Ovidius in Ibin mit kurzen Scholien, Nr. 73 chart. s. XV Salustii de Iugurtha liber et bellum Catilinarium; Nr. 75 chart. s. XV Fragmente aus Annaeus Seneca Hercules furens und Thyestes; Nr. 79 chart. s. XV 'Servii grammatici — in Virgilii opera commentaria'), und zahlreiche Autographen berühmter italiänischer Persönlichkeiten des 15. Jahrhunderts.

Unter den Vertretern der classischen Studien im früheren Mittelalter sind zwei Mitglieder der Hofschule Karl's des Grossen zum Gegenstand besonderer Schriften gemacht worden:

Alcuin und sein Jahrhundert. Ein Beitrag zur christlich-theologischen Literaturgeschichte von Dr. Karl Werner. Paderborn, F. Schöningh. 1876. XII, 413 S. 8.

Paulus Diaconus von Felix Dahn. I. Abtheilung. Des Paulus Diaconus Leben und Schriften. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1876. LVI, 104 S. 8.

Das Buch von Werner reiht sich nach der Vorrede als Fortsetzung der das Jahr vorher erschienenen Schrift desselben Verfassers über Beda Venerabilis an und bezweckt eine Weiterführung der mit derselben begonnenen Darstellung der christlich-theologischen Litteratur des früheren Mittelalters. Demgemäss legt der Verfasser das Hauptgewicht auf die Darstellung der Lehr- und schriftstellerischen Thätigkeit Alcuin's auf theologischem Gebiete, seiner Stellung zu den kirchlich-theologischen Streitfragen, und des Kirchenwesens der karolingischen Zeit überhaupt; in das Bereich unseres Berichtes fallen ausser der Einleitung (S. 1—6), welche kurz über die culturgeschichtliche Mission und Aufgabe Karl's d. Gr., über die Genossen, Organe und Helfer seiner civilisatorischen Pläne und Maassnahmen handelt, folgende

Abschnitte: C. 1: Alcuin's Herkunft und Jugend; seine ersten Berührungen mit König Karl, Berufung an die Hofschule desselben (S. 9—14); C. 2: A. am Hofe des Königs Karl; sein Verhältniss zum König und dessen Familie (S. 15—22); C. 3: A. als Leiter der Hofschule, seine Schriften über Grammatik, Rhetorik (hier hätte die Ausgabe der 'Disputatio de rhetorica et de virtutibus sapientissimi regis Karli et Albini magistri' in C. Halm's Rhetores latini minores p. 523 ss. erwähnt werden sollen) und Dialektik und seine astronomischen Studien (S. 22 — 30)*). C. 4: König Karl's Pläne und Maassnahmen zur Hebung und Verallgemeinerung des Unterrichtswesens im fränkischen Reich; A.'s und anderer Männer Antheil und Mitwirkung bei denselben (S. 34—40: hier vermissen wir die Berücksichtigung des Schriftchens von M. Büdinger: Von den Anfängen des Schulzwanges, Zürich 1865). C. 9: Nachwirkungen der Lehrthätigkeit A.'s im karolingischen Zeitalter (S. 99—115: hier ist besonders von Hrabanus Maurus und der Schule von Fulda, kürzer auch von Remigius von Auxerre die Rede). C. 13: die Geschichtslitteratur des karolingischen Zeitalters, A.'s Antheil an derselben (S. 341—371); endlich C. 14: A.'s metrische Arbeiten; von der lateinischen Poesie des karolingischen Zeitalters im Allgemeinen. Anfänge der deutschen nationalen Dichtung (S. 371—406: hier hätten in dem Abschnitt über die poetische Verherrlichung des karolingischen Hauses auch die von E. Dümmler in der Zeitschrift für deutsches Alterthum XVIII. S. 58 ff. besprochenen Dichtungen des Naso — zwei Bücher in Hexametern zur Verherrlichung Karl's d. Gr. nebst Prolog und Epilog an denselben in Distichen — erwähnt werden sollen.).

Die Schrift Dahn's, welche als aus den Vorarbeiten zur Ge-

---

*) Am Schluss dieses Abschnittes (S. 30—33) handelt der Verfasser von ein Paar moralisch-ascetischen Schriften A.'s und von dessen Schrift 'De animae ratione liber ad Eulaliam virginem'. Eine ausführlichere Darstellung der psychologischen Ansichten A.'s und der folgenden theologischen Philosophen des früheren Mittelalters bis auf Albertus Magnus hat derselbe Verfasser in einer akademischen Abhandlung gegeben, die wir, da sie dem speciellen Gebiete der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie angehört, hier nur beiläufig erwähnen können: „Der Entwickelungsgang der mittelalterlichen Psychologie von Alcuin bis Albertus Magnus.“ Von Professor Dr. K. Werner, corresp. Mitglied der kais. Akad. der Wiss. Wien 1876. (Separatabdruck aus dem XXV. Bande der Denkschriften d. philos.-hist. Cl. d. kais. Akad. d. Wiss.). 82 S. gr. 4.

schichte und Verfassung der Langobarden für des Verfassers grosses Werk 'Die Könige der Germanen' hervorgegangen, auch den Nebentitel führt: 'Langobardische Studien. I. Band', behandelt nach einem sehr ausführlichen Verzeichniss der Quellen (S. XI—XXIII) und der Literatur (S. XXIII—LVI) das Leben und die schriftstellerische Thätigkeit des Paulus Sohnes des Warnefried aus Friaul in folgenden 5 Abschnitten: I. Die Fara Warnefried's. Paul's Jugend und Erziehung (S. 1—12). II. Paul's Beziehungen zu Arichis und Adelperga von Benevent. Die Zeit bis zum Untergang des Reiches (S. 13—20). III. Eintritt Paul's in den geistlichen Stand und in das Kloster (S. 21—30). IV. Paulus an dem Hofe Karl's des Grossen und in Frankreich (S. 31—51). V. Rückkehr Paul's nach Italien und Monte Casino. Seine letzten Werke und sein Tod (S. 52—75; hier wird S. 70 ff. das Ergebniss der vorausgehenden Untersuchungen, soweit sie die Urheberschaft Paul's an den ihm zugeschriebenen Werken betreffen, in einem Verzeichniss der unzweifelhaft paulinischen, der sehr wahrscheinlich paulinischen, der ungenügend beglaubigten und ganz unbeglaubigten Werke zusammengefasst; eine ähnliche Zusammenfassung der chronologischen Resultate der ganzen Untersuchung giebt die 'Zeittafel' S. 74 f.). In dem 'Anhang' (S. 76—104) sind eine Anzahl kleiner Gedichte und Briefe von und an Paul abgedruckt, darunter als Nr. I ein Ineditum 'Versus Pauli Diaconi de annis a principio' aus dem Madrider Cod. A 16.

Von seinem nächsten Vorgänger Bethmann ('Paulus Diaconus Leben und Schriften', im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. X, S. 247—334) weicht Dahn hauptsächlich darin ab, dass er gewisse von diesem als glaubwürdige Quellen benutzte Ueberlieferungen, wie namentlich die angeblich von Hildrik seinem Lehrer Paulus gesetzte akrostichische Grabschrift, von der uns eine Copie aus der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts erhalten ist (abgedruckt bei Dahn im Anhang Nr. XXXI, S. 103 f.), nur in die Classe der 'durch Sage, Gelehrtenfabel und Localpatriotismus unbewusst und bewusst getrübten erfindungsreichen Litteratur' stellt. Gegen diese Hyperkritik Dahn's hat sich einer der sachkundigsten Beurtheiler ausgesprochen, G. Waitz in seiner Anzeige des D.'schen Buches in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1876, St. 48, S. 1513 ff.*)

*) Dagegen stimmt Dahn im Princip bei S. Riezler in seiner Anzeige des Buches in der Jenaer Literatur-Zeitung. 1876. Nr. 45, S. 700 f.

Für unseren Bericht hat diese Anzeige ein specielles Interesse dadurch, dass Waitz die Excerpte aus Festus, die Bethmann dem Paulus Diaconus abgesprochen, Dahn gar nicht erwähnt hat, als ein Werk des Paulus Sohnes des Warnefried anerkennt. Die sehr beachtenswerthen Gründe, welche Waitz für diese seine Ansicht anführt, sind folgende: Paulus Diaconus hat in seiner historia Langobardorum wiederholt von diesen Excerpten Gebrauch gemacht; dieselben sind Karl dem Grossen (an dessen Hofe bekanntlich P. D. mehrere Jahre gelebt hat) dedicirt; die Vorrede trägt ganz das Gepräge ähnlicher Schriften des Paulus und nennt diesen Namen; wenn spätere Codd. den Autor als ʻpontifexʼ oder ʻsacerdosʼ bezeichnen, so ist dies ohne Bedeutung, weil dieser Zusatz in den älteren Codd. fehlt.

Als ein Beitrag zur Geschichte der gelehrten Studien in Byzanz mag folgendes Schriftchen erwähnt werden:

Die Kaiserin Eudocia Makrembolitissa. Eine Skizze aus dem byzantinischen Gelehrtenleben des 11. Jahrhunderts. Vortrag gehalten im Königsbau zu Stuttgart von Dr. Hans Flach. Tübingen, Franz Fues. 1876. 38 S. 8.

Neben der ebensosehr durch ihre Schönheit als durch ihre Gelehrsamkeit und feine hellenische Bildung berühmten Kaiserin Evdokia, der Tochter des Joannes Makrembolites, und ihrem zweiten Gemahl, dem unglücklichen Romanos Diogenes, spielt in dem blutigen Drama, das der Verfasser uns vorführt, eine Hauptrolle der eitle, vielgeschäftige und ränkesüchtige Schriftsteller Michael Psellos, der Vorsteher der Philosophenschule (*ὕπατος τῶν φιλοσόφων*), von dessen Charakter der Verf. S. 15 ff. ein im Wesentlichen richtig gezeichnetes Bild entwirft, bei dessen Betrachtung man aber nicht vergessen darf, dass Psellos als Emporkömmling fortwährend gegen die Kabalen zahlreicher Neider zu kämpfen hatte. Eine Anzahl unedirter Schriftstücke dieses Vielschreibers (Reden, Briefe und Erklärungen volksthümlicher Ausdrücke [*ἑρμηνεῖαι εἰς κοινολεξίας*]) hat neuerdings K. Sathas herausgegeben im 5. Bande seiner schon im ersten Jahrgange dieses Jahresberichts (S. 14 ff.) von uns besprochenen *Μεσαιωνικὴ βιβλιοθήκη*, welcher den Specialtitel trägt

Μιχαὴλ Ψελλοῦ ἱστορικοὶ λόγοι, ἐπιστολαὶ καὶ ἄλλα ἀνέκδοτα. Paris, Maisonneuve et Cie, 1876. πδʹ, 605 S. 8.

Auch diesem Bande ist ein besonders paginirter *Πρόλογος* vorausgeschickt, worin sich der Verfasser zunächst des Weiteren über die politische Stellung und den schriftstellerischen Charakter des Psellos (welchen er p. *νς'* ff. für den eigentlichen Verfasser der den Namen der Evdokia tragenden *Ἰωνιά* erklärt) ausspricht und dann eine ausführliche Beschreibung der Handschrift Nr. 1182 der Pariser Bibliothek giebt, aus welcher fast alle die im vorliegenden Bande enthaltenen Stücke entnommen sind. Eine nähere Würdigung dieser Pselliana selbst müssen wir unserem Berichterstatter für die mittelgriechische Litteratur überlassen.

Wenden wir unsere Blicke von Byzanz nach dem Abendlande zurück, so treffen wir auf folgende Abhandlung allgemeineren Inhalts:

Ueber den Inhalt der allgemeinen Bildung in der Zeit der Scholastik. Festrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akad. d. Wiss. zu München — von Dr. Freiherrn R. von Liliencron, ord. Mitglied d. hist. Classe. München 1876. 47 S. 4.

Den Ausdruck 'allgemeine Bildung' erläutert der Redner selbst im Beginn seines Vortrages (S. 3) folgendermassen: „Ich meine damit die Geistesentwickelung innerhalb derjenigen Kreise, welche an einer fachmässigen Bildung keinen Antheil hatten, sei es nun, dass sie zwar wohl den Unterricht höherer Schulen genossen, aber ohne sich hernach einem bestimmten Studium der Theologie oder der Rechtswissenschaft u. s. w. zu widmen, sei es dass sie überhaupt an dem gelehrten Unterricht der Schulen keinen Antheil nahmen.“ Die Zahl der letzteren war im Mittelalter weit grösser als heutzutage; auch für die anderen, welche den Weg der gelehrten Schulen durchmachten, blieb die Gemeinschaftlichkeit der Studien eine ungleich längere als heute, indem ein keineswegs unbedeutender Theil dessen, was wir heute dem Fachgebiet zurechnen, damals noch in den Kreis der allgemeinen Studien fiel, welche jeder durchmachte. Die Summe dieser allgemeinen Studien stellt uns in einem grossen Gesammtbilde ein Werk dar, welches, im XIII. Jahrhundert abgefasst, seine Geltung bis an das Ende der scholastischen Zeit mit Einschluss des jesuitischen Restaurationsversuches in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts behauptete: das Speculum universale des Dominicaners Vincenz von Beauvais (geb. zwischen 1184 und 1194, gestorben nach 1260, wahrscheinlich 1264). Der Redner unterzieht

nun die drei ersten Theile dieses grossen Werkes, das Speculum naturale, das Sp. doctrinale und das Sp. morale (das zwar von einem andern Verfasser noch gegen Ende des XIII. oder am Anfange des XIV. Jahrhunderts eingeschaltet worden ist, sicher aber in den ursprünglichen Plan des Werkes hineingehört), einer eingehenderen Analyse, während er den vierten Theil, das allgemeiner bekannte Sp. historiale, nur kurz berührt, und führt dann weiter aus, welchen nachhaltigen Einfluss das Werk des Vincentius sowie einige ähnliche encyclopädische Werke — des Florentiner's Brunetto Latini, des Lehrers Dante's, 'Trésor' und des englischen Franciscaners Bartholomaeus von Glanville (gewöhnlich Bartholomaeus Anglicus genannt) in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts verfasstes und bald in's Französische und in's Englische übersetztes Werk 'De genuinis rerum coelestium, terrestrium et inferarum proprietatibus' — auf die abendländische Litteratur überhaupt und speciell auf die deutsche Dichtung des XIV. und XV. Jahrhunderts ausgeübt haben.

Mit der Geschichte der Universität Paris, des Hauptsitzes der Scholastik im späteren Mittelalter, beschäftigt sich folgende Schrift:

> L'université de Paris (1200—1875). La nation de Picardie, les colléges de Laon et de Presle, la loi sur l'enseignement supérieur, par Charles Desmaze, Conseiller à la Cour d'appel de Paris etc. Paris, Charpentier et Cie. 1876. XXIV, 343 S. 8.

Die Schrift ist, wie schon das Motto des Titels (Alma parens, ave, te morituram saluto) und der Beginn der 'Introduction'[1]) zeigen, hervorgerufen durch das Gesetz über die Freiheit des höheren Unterrichts in Frankreich, von welchem der Verfasser, wohl nicht ohne Grund, ernste Gefahren für die Existenz der Staatsuniversität befürchtet. Er will also, bevor die altehrwürdige Anstalt zu Grunde gehe, die auf die Geschichte der Universität Paris bezüglichen Documente sammeln (C. V: 'Registres et archives de l'université') und specieller die Geschichte zweier Collegien, des von Laon und des von Presles (denen die Capp.

---

[1]) P. XI.: „De même qu'un peintre fixe, par un suprême effort, le portrait d'un mourant et retient le sourire sur un visage que la mort va glacer pour jamais, ainsi ai-je voulu retracer l'histoire de l'Université, qui va succomber et disparaître, sans avoir été défendue à la dernière heure, elle qui avait brillé glorieuse et honorée de tous, pendant tant de siècles."

IX—XI gewidmet sind), sowie die Rolle, welche die picardische Nation[1]) an der Universität gespielt hat (C. VIII: 'Actes de la nation de Picardie') darstellen. Von allgemeinerem Interesse sind ausser den ersten Capiteln, welche einen Ueberblick über die Geschichte der Universität und der damit zusammenhängenden Einrichtungen geben, C. XII 'Les anciens colléges de Paris d'après leurs inscriptions' und C. XIII 'Les bibliothèques de Paris'. Die zweite Hälfte des Buches, von p. 181 an, enthält pièces justificatives, die sich zum weitaus grössten Theile auf das Gesetz über die Freiheit des höheren Unterrichts beziehen.

Wenden wir uns nun zur Geschichte des Humanismus, so haben wir diesmal, abgesehen von einer italiänischen Uebersetzung des in unserem letzten Bericht (Jahrg. II. III, Abth. 2, S. 14 ff.) besprochenen Buches von L. Geiger über Petrarca[2]), eine stattliche Reihe meist kleinerer Schriften theils allgemeineren theils specielleren Inhaltes zu verzeichnen.

Beiträge zur Geschichte des Humanismus am Niederrhein und in Westfalen von Pastor Carl Krafft und Dr. Wilh. Crecelius. Erstes Heft (Specialabdruck aus der Zeitschrift des Bergischen Geschichts-Vereins VII). Elberfeld 1870 (Berlin, S. Calvary u. Co.) 80 S. Zweites Heft (S. A. aus derselben Zeitschrift XI). Elberfeld 1875. 67 S. 8.

Das erste Heft, dessen wir hier nachträglich in Kürze gedenken, enthält Mittheilungen über Alexander Hegius und seine Schüler, sowie über andere gleichzeitige Gelehrte, aus den in der Universitätsbibliothek zu Bonn handschriftlich erhaltenen Werken des Johannes Butzbach aus Miltenberg, Priors des Benedictiner-Klosters am Laacher See (gestorben im Alter von 48 Jahren, wahrscheinlich 1526), aus denen Böcking in seinem Commentar zu den Epistolae obscurorum virorum (Vlrichi Hutteni Equitis operum supplementum t. II) reichhaltige Auszüge bekannt gemacht hat. Das zweite Heft bringt zunächst (S. 1—14) im Anschluss an das erste eine genaue bibliographische Beschreibung

---

[1]) Die Mitglieder der Artistenfacultät der Universität Paris waren in vier Nationen getheilt: die französische, die normännische, die picardische und die deutsche; die letztere zerfiel in 2 Abtheilungen, die Bewohner des Festlandes und die Inselbewohner (Engländer).

[2]) Ludovico Geiger Petrarca. Traduzione dal tedesco di Augusto di Cossilla. Milano 1877. 262 S. 8.

der von einem Schüler des Alexander Hegius, Jacob Fabri, veranstalteten Sammlung der Werke desselben (Deventer 1503, 2 Bde. in Quart) und Proben von den darin enthaltenen Gedichten des Hegius; sodann (S. 14—29) Mittheilungen aus dem Briefwechsel des Joseph Horlenius aus Siegen (Rector der lateinischen Schule zu Herford seit etwa 1490, gestorben als Conrector secundae classis an der Schule zu Münster 1521); endlich (S. 29 — 67) reichhaltige Nachträge (bibliographische Notizen, Briefe, Gedichte) zu Th. Reichling's Schrift über Johannes Murmellius (De Ioannis Murmellii vita et scriptis commentatio litteraria, scr. Dr. Th. Reichling. Münster 1870), welche auch für die Lebensgeschichte anderer gelehrter Männer jener Zeit, wie des Johannes Bugenhagen, des Georg Spalatin, des Jacob Montanus aus Gersbach bei Speier, dankenswerthe Beiträge liefern.

Von Rudolph von Langen, dem Vater des Münsterischen Humanismus, hat W. Crecelius im Programm des Gymnasiums zu Elberfeld 1876. N. 350 u. d. T. 'Epistulae Rudolfi Langii sex edidit W. Crecelius' (12 S. 4.) sechs kurz nach seiner Rückkehr aus Italien, in den ersten Monaten des Jahres 1469, geschriebene Briefe aus einer von Antonius Liber (Vrye) aus Soest s. l. et a. veröffentlichten Sammlung von Briefen antiker Schriftsteller und neuerer Gelehrter ('Familiarium Epistolarum compendiolum per Anthonium Liberum de Susato taliter qualiter collectum') mit einleitenden Bemerkungen abdrucken lassen: fünf dieser Briefe sind an Antonius Liber selbst, der sechste ist an Lubbert Zedeler aus Münster (gest. als Dr. iuris u. Prof. in Rostock 30. Sept. 1485) gerichtet.

Reichhaltige Materialien zur Geschichte, hauptsächlich der Reformatoren der Kirche, dann auch der Vertreter der humanistischen Studien und ihrer Gegner enthält die folgende Sammlung:

> Briefe und Documente aus der Zeit der Reformation im 16. Jahrhundert nebst Mittheilungen über Kölnische Gelehrte und Studien im 13. und 16. Jahrhundert. Bei Gelegenheit des 50jährigen Stiftungsfestes des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Köln herausgegeben von den ehemaligen Schülern desselben Karl Krafft, Pastor zu Elberfeld, und Wilhelm Krafft, Dr. theol., Cons.-R. u. Prof. zu Bonn. Elberfeld, S. Lucas. XVIII, 207 S. 8.

Die erste Abtheilung des Buches, die wir nur kurz berühren

können, wird eröffnet durch die Mittheilung zweier interessanter Documente zur Geschichte Melanthon's: 1) M.'s Thesen zur Erlangung des theologischen Baccalaureats zu Wittenberg vom 9. September 1519 (aus einer in der k. Bibliothek zu Berlin befindlichen alten Abschrift des ursprünglichen Drucks), und 2) Gesetze für die Studirenden zu Wittenberg, verfasst von M. im Jahre 1523 (nach einer Abschrift in der Bremer Stadtbibliothek); darauf folgen (S. 11—101) 50 zum weitaus grössten Theile bisher ungedruckte Briefe von Melanthon, Reuchlin, Erasmus, Crotus, Butzer, Staupitz und anderen Zeitgenossen, mit den nöthigen historischen Erläuterungen. An der Spitze der zweiten auf Köln und seine Hochschule bezüglichen Abtheilung steht ein Aufsatz vom Consistorialrath Prof. Dr. W. Krafft 'Albertus der Grosse und seine Stellung zur Wissenschaft seiner Zeit' (S. 105—117); dann folgt ein Abdruck der auf die Studien des Petrus Mosellanus zu Köln in den Jahren 1512—1514 bezüglichen Partie der Leichenrede, welche ein Schüler Mosellan's, Joh. Musler aus Oettingen, nachmals Rector der Thomasschule zu Leipzig, [1]) am 15. Januar 1524 [2]) seinem verstorbenen Lehrer gehalten hat (S. 118—127): wir erfahren daraus, dass Mosellan in Köln bei Johannes Caesarius Vorlesungen über griechische Grammatik (nach Chrysoloras), über einige Dialoge Lucian's, über das erste Buch der Ilias und über Plinius, bei Hermann v. d. Busche über Livius gehört hat, dass er am letzten Tage des Jahres 1514 nach Leipzig kam, von da am Epiphaniasfeste 1515 nach Freiberg zu Aesticampianus reiste, der ihn, obgleich Mosellan ihn in der Kenntniss des Griechischen weit überragte, doch wie einen Schüler behandelte, so dass M. bald mit seinem Freunde Caspar Borner nach Leipzig ging, wo er, da bald nach seiner Ankunft Richard Crocus vom Herzog Georg als Professor der griechischen Sprache angestellt wurde, zunächst neben diesem als Privatdocent mit grossem Erfolg Vorlesungen hielt. — Von S. 127—174 finden wir dann Briefe von Joh. Caesarius, Herm. Buschius, Petr. Mosellanus und andern deutschen Humanisten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit Erläuterungen. Den Beschluss machen zwei Excurse: A) Er-

---

[1]) Derselbe war Rector der Universität Leipzig im Sommersemester 1530; s. Fr. Zarncke Acta rectorum universitatis studii Lipsiensis p. 33.

[2]) Aus diesem Datum ergiebt sich, dass die bei Jöcher u. a. sich findende Angabe des Todestages des Mosellanus, 17. Februar, irrig ist.

läuterungen in Beziehung auf das Studium Mosellan's zu Köln 1512—14 (S. 175—201[1]); B) die reformatorischen Schriften des Deutschherrnritters Grafen Wilhelm von Isenburg zu Köln in den Jahren 1525—1529 (S. 202—207).

Das erste Aufblühen des Humanismus an der Universität Erfurt schildert folgendes Schriftchen:

Aus der Blüthezeit der Erfurter Universität. Die Anfänge des Humanismus. Vortrag von Dr. W. Heinzelmann, ord. Lehrer am königl. Gymnasium zu Erfurt. Erfurt 1876. A. Stenger. 40 S. 8.

Der am 30. Mai 1876 im Geschichts- und Alterthumsverein zu Erfurt gehaltene Vortrag erhebt, laut Vorwort (S. 3), „keinen Anspruch auf selbständigen wissenschaftlichen Werth, er gehört zu der Zahl derjenigen Abhandlungen, welche die in umfangreicheren Werken niedergelegten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung für den weiteren Kreis der Gebildeten flüssig zu machen suchen". In der That ist nach einem Rückblick auf die Anfänge der Universität Erfurt die 'Jugendzeit' des dortigen Humanismus, von dem ersten Auftreten des Peter Luder und des Publicius Rufus bis zur Uebernahme der Führung der Humanistenschaar durch Mutian, hauptsächlich nach dem bekannten Werke Kampschulte's (Die Universität Erfurt in ihren Verhältnissen zu dem Humanismus und der Reformation, Bd. I), übersichtlich dargestellt. Vielleicht blosser Druckfehler ist S. 33 die Angabe des Familiennamens des Petrus Mosellanus als 'Schack' statt 'Schade'; unklar ist es uns, woher der Vortragende für Jacob Ceratinus, dessen eigentlicher Name Teyng war[2]), den Namen Theodorici (S. 28 und S. 33) entnommen hat.

Nach Osten, zu den Anfängen des österreichischen Humanismus, führt uns die im Programm des deutschen Staats-Obergymnasiums in Olmütz, veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1876, enthaltene Abhandlung:

Die gelehrte Donaugesellschaft und die Anfänge des Humanismus in Oesterreich, von Wilh. Saliger. 35 S. 8.

---

[1]) In diesem Aufsatz berührt den Leser unangenehm die constante Schreibung 'Satyre' und 'Satyriker' statt 'Satire' und 'Satiriker'.

[2]) Vgl. A. I. van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden Bd. III, S. 287 f.; Eckstein in der Allgem. deutschen Biographie Bd. IV, S. 89.

Die von Conrad Celtis im Jahre 1490 auf seiner Wanderung durch Ungarn gestiftete 'sodalitas litteraria Hungarorum', welche bald den Namen 'sodalitas litteraria Danubiana' annahm, zählte, besonders seitdem Celtis an die Universität Wien berufen und der leitende Mittelpunkt der Gesellschaft geworden war, eine Reihe der hervorragendsten Männer Oesterreichs, Ungarns und der angränzenden Länder zu ihren Mitgliedern. Zwanzig derselben lernen wir aus der ersten Abtheilung der von Celtis im Jahre 1497 edirten Schrift: „Lucii Apulei Platonici et Aristotelici philosophi epitoma divinum de mundo seu cosmographia" kennen: von allen diesen entwirft Saliger zunächst biographische Skizzen, soweit uns überhaupt Nachrichten von ihnen erhalten sind; sodann handelt er über die wissenschaftliche Thätigkeit der Gesellschaft unter des Leitung des Celtis, endlich über ihre weitere Entwickelung, als nach Celtis' Tode zunächst Cuspinian, dann Georg Collimitius (Tannstetter) die Vorsteherschaft übernommen hatten, und über ihren Verfall nach dem Tode Kaiser Maximilian's.

Es ist zu bedauern, dass es dem Verfasser nicht möglich gewesen ist, das in der Wiener Hofbibliothek befindliche Manuscript von Schier 'de sodalitate Danubiana' und den Codex Nr. 3448 derselben Bibliothek, welcher die libri epistolarum et carminum sodalitatis literariae ad Conradum Celtem ab anno 1491—1505 enthält, zu benutzen.

Nachträglich erwähnen wir dieses Mal zwei in unserem vorigen Bericht übergangene Schriften zur Geschichte des deutschen Humanismus, von denen die eine mehr dem Gebiet der Geschichte der Pädagogik, die andere dem der Geschichte der Historiographie angehört:

Jacob Wimpheling, der Altvater des deutschen Schulwesens. Von Bernhard Schwarz, ev. Prediger an St. Petri in Freiberg in S. (A. u. d. T.: Pädagogische Reformatoren vor der Reformation. In Biographien dargestellt von Bernhard Schwarz. I. Jacob Wimpheling, der Altvater des deutschen Schulwesens.) Gotha, F. A. Perthes. 1875. XIV, 201 S. 8.

Johannes Nauclerus und seine Chronik. Ein Beitrag zur Kenntniss der Historiographie der Humanistenzeit. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philos. Doctorwürde an der G. A. Universität zu Göttingen von Erich Joachim aus Nimptsch in Schlesien. Göttingen 1874. 70 S. 8.

Schwarz verfolgt in seiner sorgfältigen, aus eingehenden Studien der Schriften Wimpheling's hervorgegangenen Arbeit hauptsächlich den Zweck, nachzuweisen, dass W. nicht sowohl ein Theolog, als vielmehr 'ein echter, und zwar ein grosser, bedeutender, epochemachender Schulmann' gewesen ist. Er entwirft daher im ersten Capitel des ersten Theiles seines Buches in kurzen Zügen ein Bild des deutschen Schulwesens vor W. und der ersten Anfänge einer rationelleren Pädagogik, wie sie besonders in der Schule zu Schlettstadt unter der Leitung L. Dringenberg's hervortreten (S. 1—37) — eine Darstellung, die freilich nicht sowohl auf selbständigen Quellenstudien beruht, als vielmehr aus leicht zugänglichen neueren Werken, wie namentlich aus Zarncke's Einleitung zu Seb. Brant's Narrenschrift und aus Röhrich's Abhandlung 'Die Schule zu Schlettstadt eine Vorläuferin der Reformation', entnommen ist. Das zweite Capitel des ersten Theils (S. 37—118) behandelt sodann in 13 Abschnitten das Leben Wimpheling's mit besonderer Rücksicht auf seine praktisch pädagogische Thätigkeit, sowie auf seine Fehden mit Thom. Murner, den Mönchen und Jac. Locher.[1]) — Der zweite Haupttheil (S. 119—201) ist ganz der Würdigung der Schriften Wimpheling's, soweit sie sich auf die Pädagogik beziehen, gewidmet: nach kurzen allgemeinen Bemerkungen über W.'s schriftstellerische Thätigkeit wird der Inhalt seiner wichtigsten theoretischen methodologischen Schrift, des Isidoneus germanicus, sehr ausführlich, der des späteren Büchleins 'de proba institutione puerorum in trivialibus et adolescentum in universalibus gymnasiis' kurz angegeben; dann folgen ausführliche Analysen der beiden praktischen Schulbücher 'Adolescentia' und 'Epithoma rerum Germanicarum usque ad nostra tempora' und kürzere der beiden von Schwarz als 'indirect pädagogische' bezeichneten Schriften 'Germania' und 'Agatharchia'; den Beschluss machen 'zusammenfassende Winke für die Gesammtbeurtheilung Wimpheling's', worin besonders gegen Wiskowatoff die hohe pädagogische Bedeutung W.'s verfochten wird.

Die Doctordissertation von E. Joachim handelt im ersten Abschnitt 'der Chronist' (S. 1—18) von dem Leben, Charakter

---

[1]) Leider schreibt auch Schwarz wiederholt (S. 81 f.) 'Satyre' und satyrisch'. Eben so bedenklich ist es, dass S. 117, Anm. 1 die Epistolae obscurorum virorum nach Münch citirt werden!

und der wissenschaftlichen Bedeutung des Johannes Verge oder Vergenhanns genannt Nauclerus, ersten Rectors und Kanzlers der Universität Tübingen (geb. zwischen 1425 und 1430, gest. 1510), im zweiten Abschnitt 'die Chronik' von der Abfassungszeit und den Schicksalen des von demselben verfassten umfangreichen Werkes 'Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium Chronici commentarii', von dem Zweck, der Eintheilung und Chronologie desselben, von den vom Verfasser für die Abfassung desselben benutzten Quellen (S. 28—60), endlich von dem selbständigen Werthe der Chronik.

Der um die Litteratur der Sprichwörter vielfach verdiente Rector des Gymnasiums zu Leiden, Dr. W. H. D. Suringar, hat schon im Jahre 1874 eine von Ambrosius Glandorp, dem Sohne des durch seine Detailforschungen auf dem Gebiete der römischen Geschichte bekannten Philologen Johannes Glandorp (geb. zu Münster 1. Aug. 1501, gest. in Herford 22. Febr. 1564), aus dem Nachlasse desselben im Jahre 1576 veröffentlichte Sammlung moralischer Sentenzen in Distichenform herausgegeben und dabei den Nachweis geführt, dass diese Distichen zum grössten Theile blosse Uebersetzungen deutscher Sprichwörter aus der im Jahre 1529 von Joh. Agricola herausgegebenen Sammlung sind. Da diese Sammlung auf dem Titel als 'Distichorum variarum rerum et sententiarum liber secundus' bezeichnet ist, so musste natürlich die Frage aufgeworfen werden: wo ist der liber prior dazu? Diese Frage konnte Suringar gerade noch auf der letzten Seite seiner früheren Publication dahin beantworten, dass dieses lange vergeblich von ihm gesuchte Buch von Dr. Latendorf in Schwerin in der Bibliothek zu Wolfenbüttel entdeckt worden sei. Jetzt liegt uns nun auch diese frühere Sammlung von Suringar bearbeitet vor:

Joannis Glandorpii Monasteriensis Disticha ad bonos mores paraenetica quae tantum non omnia ex germanicis Agricolae proverbiis conversa esse ostendit editor W. H. D. Suringar lit. doct. rector gymnasii Leidensis. Liber primus. Leiden E. J. Brill. 1876. XXIV, 122 S. 8. A. u. d. T.:

Joannes Glandorpius in zijne latijnsche disticha als vertaler van Agricola's Sprichwörter aangewezen. Tweede gedeelte. Verhandeling van Dr. W. H. D. Suringar, Rector van het Gymnasium te Leiden.

Von den 351 Distichen, welche die offenbar als Hülfsmittel für den lateinischen Unterricht veranstaltete, in Magdeburg bei Michael Lotther im Jahre 1553 gedruckte Sammlung Glandorp's enthält, sind ungefähr zwei Drittel mehr oder minder freie Uebersetzungen deutscher Sprichwörter aus Agricola's Sammlung; die übrigen sind theils aus der Bibel, theils aus den alten Schriftstellern geschöpft; auch hat Gl. offenbar drei gegen Ende des fünfzehnten und im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gedruckte Sprichwörtersammlungen vor Augen gehabt: die (niederländischen) 'Proverbia communia sive seriosa' (zuerst um 1480 gedruckt), des Anton Tunnicius 'Monosticha in Germanorum paroemias' (1514) und die 'Proverbia Germanica collecta atque in Latinum traducta per Henr. Bebelium' (1509). Diese Quellen hat S. unter dem Texte der Sammlung sorgfältig angegeben, ausserdem aber auch einen ebenso wie die Prolegomena in holländischer Sprache abgefassten Commentar (Aantekning, S. 69 ff.) beigefügt, welcher reichhaltige Nachweisungen von Parallelstellen zu Glandorp's Distichen aus antiken Schriftstellern und neueren lateinischen Dichtern (die dafür benutzte Literatur ist in den Prolegomenis S. XII ff. aufgeführt) enthält.

Mit einem weniger bekannten westphälischen Schulmanne beschäftigt sich folgende umfängliche und sehr gründliche aus der Vereinigung von drei Programmabhandlungen entstandene Arbeit:

> Johann Lambach und das Gymnasium zu Dortmund von 1543—1582. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und seines Schulwesens und der Reformation. Von Dr. A. Döring, Director des Gymnasiums und der Realschule I. Ordnung zu Dortmund. Enthält zugleich eine Abhandlung über Jacob Schöpper als theologischen und dramatischen Schriftsteller von Herrn Gymnasiallehrer H. Junghans. Berlin 1875. Calvary u. Co. 135 S. 4.

Es ist dies nur der Anfang einer umfassenden Arbeit, einer Geschichte des Archigymnasiums zu Dortmund, welche nach dem Verfasser in 3 Perioden zerfällt: 1) 1543—1609, die humanistisch-philosophische Periode; 2) 1609—1722, die theologische Periode; 3) von da bis 1807, wo die Entwickelung der Anstalt zu einem modernen deutschen Gymnasium beginnt. Die vorliegende Schrift, die sich übrigens durch Namen- und Sachregister und Inhaltsübersicht als ein für sich bestehendes Werk kennzeichnet, be-

handelt nur einen Theil der ersten Periode, die Zeit von 1543—1582, während welcher Johann Lambach, auch Boeker und mit Gräcisirung des letzteren Namens Scevastes genannt (geb. zu Dortmund 1512 oder 1516, gest. ebenda an der Pest 25. Juni 1582), die Schule geleitet hat. Sie beginnt mit einem als 'Vorbereitende Capitel' bezeichneten Abschnitt, einer Uebersicht der Quellen für die Geschichte der Stadt Dortmund überhaupt und der Schule insbesondere. Abschnitt II 'Johann Lambach und das Dortmunder Schulwesen' handelt nicht nur von L.'s Geburt, Jugendzeit und seinem Bildungsgange bis zum Jahre 1543, sondern auch von dem Schulwesen in Dortmund bis auf diese Zeit, von den Anfängen des Humanismus, insbesondere dessen erstem Vertreter in Dortmund, Petrus Nehemius aus Drolshagen, und von den reformatorischen Bewegungen daselbst bis 1530. Abschnitt III ist der Darstellung der ursprünglichen Einrichtung der Schule, Abschnitt IV der Geschichte derselben von 1543—56, in welchem Jahre Lambach in Folge der religiösen Bewegung aus seiner Vaterstadt nach Köln flüchten musste, gewidmet. Abschnitt V 'Lambach, Schöpper und die reformatorische Bewegung in Dortmund bis 1570' berichtet namentlich ausführlich über Leben und Schriften des mit Lambach eng befreundeten Dortmunder Predigers Jacob Schöpper (gest. 11. Juni 1554 im Alter von ungefähr 40 Jahren), der ausser theologischen Schriften 6 zur Aufführung durch Schüler bestimmte lateinische Dramen (Ectrachelistis sive decollatus Johannes; Voluptatis ac Virtutis pugna; Monomachia Davidis et Goliae; Tentatus Abraham; Euphemus seu felicitatus Jacob; Ovis perdita) verfasst hat. Im sechsten und letzten Abschnitt 'Lambach und die Schule 1556—82' sind endlich die Notizen zusammengestellt, welche sich über die Geschichte der Schule und die Lebensverhältnisse Lambach's von dessen spätestens im Sommer 1557 erfolgter Rückkehr nach Dortmund bis zu seinem Tode erhalten haben.

Ferner liegen uns die Anfänge zweier Monographien über die Geschichte zweier gelehrter Schulen vor:

1) Geschichte des Gymnasiums zu Freiberg (Gymnasium Albertinum). Von Dr. Paul Süss, Oberlehrer am Gymnasium Albertinum. I. Theil. Freiberg 1876 (Progr. Nr. 428). 32 S. 4.[1])

[1]) Den als Beilage zum Osterprogramm 1877 erschienenen II. Theil dieser Schrift werden wir im nächsten Jahresbericht besprechen.

2) Geschichte der Lateinschule zu Insterburg. I. Teil vom Oberlehrer Dr. Carl Wiederhold, im Programm des königl. Gymnasiums zu Insterburg. 1876. Nr. 11. 18 S. 4.

Von den X Abschnitten, auf welche laut Vorwort die ganze Arbeit von Süss berechnet ist, enthält dieser erste Theil zwei: I. Freiberg's Schulverhältnisse bis zum Jahre 1537. II. Die Reformationsbewegung in Freiberg bis zum Jahre 1537 und die schliessliche Gründung des Gymnasiums. Im ersteren Abschnitt ist die interessanteste Partie die Geschichte der 1515 von Joh. Rhagius Aesticampianus gegründeten Schola latina, an welcher neben diesem auch Petrus Mosellanus kurze Zeit als Lehrer wirkte. Ueber die Dauer dieser Lehrthätigkeit Mosellan's ist aber Süss (S. 11 ff.) im Irrthum, indem er denselben erst nach des Rhagius' Abgang im Jahre 1517 nach Leipzig übersiedeln lässt; dies stimmt nicht recht mit der Darstellung in der oben S. 164 erwähnten Leichenrede Musler's und wird sicher wiederlegt durch einen bei Krafft Briefe und Documente u. s. w. (vgl. oben S. 163) S. 146 abgedruckten Brief Mosellan's an Georg Spalatin d. d. 'Nonis Juliis An. M. D. XVI', aus welchem sich ergiebt, dass Mosellanus damals in Leipzig als Privatdocent lebte, sowie durch die ebds. S. 198 nach einer brieflichen Mittheilung Zarncke's gegebene Notiz, dass derselbe zwischen Johannis und Michaelis 1515 in Leipzig immatriculirt worden ist. Die von Süss S. 11, Nr. 51, erwähnte Inschrift unter Mosellan's Bildniss im grossen philosophischen Auditorium zu Leipzig: 'Venit huc . . . anno Christi post millesimum quingentes. XVII' ist jedenfalls daraus zu erklären, dass Mosellan erst im Jahre 1517, nach dem Weggang von Richard Crocus, zum Professor ernannt worden ist. — Unter den spätern Lehrern dieser alten schola Latina ist besonders Richard Sbrulius aus Cividale in Friaul von Interesse, über welchen S. 17 f. einige nähere Notizen gegeben werden. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich wesentlich mit der Einführung der Reformation in Freiberg; erst gegen Ende (S. 30 f.) ist von der Gründung des evangelischen Gymnasiums und der Berufung des Joh. Rivius aus Attendorn als Rector, des Matthias Marcus Dabercusius (eines Rheinländers von Geburt, Schülers und Hausgenossen des Rivius) als Conrector, des Hiob Magdeburg aus Annaberg als Hypodidascalus und des Johann Hermann aus Zittau als Cantor an dasselbe die Rede.

Die Schrift von Wiederhold, ein Opus postumum, behandelt die Entwickelung der Lateinschule zu Insterburg (im ostpreussischen Regierungsbezirk Gumbinnen) von ihrer wahrscheinlich gleichzeitig mit der Verleihung städtischer Rechte an den früheren Marktflecken Insterburg im Jahre 1572 oder bald darauf erfolgten Gründung (im Jahre 1583, wo die eigentliche Anlage der Stadt erfolgte, wird die Schule bereits erwähnt) bis zum Jahre 1709, wo ganz Preussen und insbesondere Litthauen von einer verheerenden Pest heimgesucht wurde, in deren Folge auch die Insterburger Schule in einen Verfall gerieth, von dem sie sich nicht wieder hat erholen können. Da weder die Einrichtungen der Schule besondere Eigenthümlichkeiten an sich tragen, noch unter den Lehrern derselben irgendwie hervorragende Persönlichkeiten sich befinden, so hat die ganze Darstellung nur localhistorisches Interesse.

Eine kurzgefasste Darstellung der Geschichte der vom Herzog Julius von Braunschweig gestifteten und am 15. October 1576 feierlich eröffneten, durch ein Decret Napoleon's vom 10. Dec. 1809 mit dem Schluss des Wintersemesters 1809/10 aufgehobenen Universität Helmstedt enthält folgendes Schriftchen:

Geschichte der ehemaligen Hochschule Julia Carolina zu Helmstedt. Helmstedt, F. Richters Buchhandlung. 1876. 70 S. 8.

Selbständige wissenschaftliche Forschungen darf man in diesen zuerst in dem Montags-Beiblatte der Magdeburgischen Zeitung abgedruckten, dann mit Genehmigung des Herausgebers dieser Zeitung als Monographie mit einer Abbildung des Collegiengebäudes zu Helmstedt herausgegebenen Blättern, deren Verfasser sich nicht genannt hat, nicht suchen; aber das Büchlein ist eben für weitere Kreise als die der Fachgelehrten bestimmt und empfiehlt sich durch Uebersichtlichkeit und Wärme der Darstellung. Freilich macht sich bei der Würdigung der Verdienste der einzelnen bedeutenderen Lehrer der Julia Carolina öfter eine gewisse Ueberschwänglichkeit bemerkbar; so wenn S. 17 Georg Calixt als 'jener aus der Nacht blutigster Glaubenskämpfe als der grösste Heros hervorragende Gottesmann', S. 18 Valentin Schindler, der Verfasser eines nach seinem Tode von Johannes Caselius herausgegebenen vielsprachigen Lexicon's als 'der grösste deutsche Philologe seiner Zeit', S. 33 der Professor der orientalischen Sprachen Hermann von der Hardt als 'ein

Mann, dessen Namen noch die fernsten Jahrhunderte kennen werden' bezeichnet wird. Eingetheilt ist die Darstellung in folgende 3 Abschnitte: 1) Von 1576—1676 — die eigentliche Glanzzeit der Universität, während welcher dieselbe unter ihren Professoren Gelehrte und Lehrer ersten Ranges, wie Joh. Caselius, Cornelius Martini, Georg Calixt und Hermann Conring zählte —; 2) von 1676—1737; 3) von 1737—1810.

Von dem ersten Deutschen, welcher die antiken Denkmäler der Stadt Athen mit Interesse und bis zu einem gewissen Grade, soweit es bei seiner geringen Kenntniss des Griechischen möglich war, mit Verständniss betrachtet und darüber Nachrichten nach dem westlichen Europa gesandt hat, giebt uns nähere Kunde ein in der Zeitschrift 'Im neuen Reich', 1876 Nr. 24 und 25 abgedruckter Aufsatz von Adolph Michaelis: 'Ein Verschollener'. Der 'Verschollene' ist Johann Georg Transfeldt, geboren Anfang 1648 in dem damals zu Polen gehörigen Städtchen Strasburg im preussischen Kulmerlande, der, nachdem er, zunächst bei seinem Vater, dem Rector der dortigen evangelischen Schule, dann auf den Gymnasien zu Danzig und Breslau vorgebildet, auf mehreren deutschen Universitäten, unter anderen im Jahre 1668 in Jena, studirt hatte, nach dem Tode seines Vaters nach Polen gieng, dort erst bei dem schwedischen Residenten eine Anstellung fand, nach dessen Tode Kriegsdienste nahm, im polnisch-türkischen Kriege im August 1672 auf dem Felde von Batow von einer Abtheilung berittener Tartaren gefangen genommen, zunächst nach Bessarabien geschleppt, bald darauf aber als Sclave verkauft wurde. Nachdem er etwa ein Jahr lang als Rudersclave auf der Galeere eines in Nauplia ansässigen Türken gedient hatte, gelang es ihm gegen Ende des Jahres 1674, als seine Galeere an der Küste von Euboia Schiffbruch litt, nach Athen zu entkommen, wo er über ein Jahr lang unter dem Schutz des venetianischen Viceconsuls Filippo della Grammatica aus Andros in Verborgenheit lebte, auch mit dem französischen Reisenden Jacques Spon bekannt wurde. Im Frühjahr 1676 verliess er Athen und kam nach mancherlei Fährlichkeiten und Leiden nach Aleppo, von wo aus er mit mehreren Münzsammlern im westlichen Europa Beziehungen anknüpfte und Einkäufe von Münzen für dieselben vermittelte; dort starb er im Jahre 1698. Vier Jahre vor seinem Tode sandte er an den gelehrten Antiquar und Staatsmann Gisbert Cuyper in Deventer den ersten Theil

einer in sehr bedenklichem Latein[1]) geschriebenen Autobiographie u. d. T. 'Discursus philosopho-ponici pars prima', welcher sich, wie zuerst Luc. Müller bemerkt hat (Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden S. 21, Anm.*), unter Cuyper's handschriftlichem Nachlass in der Bibliothek im Haag befindet. Nach Müller's Excerpten hat C. Wachsmuth einige Mittheilungen darüber gemacht in seinem Buche 'Die Stadt Athen im Alterthum' (Leipzig 1874) S. 70 f. Ad. Michaelis hat nun durch die Gefälligkeit des Bibliothekars Herrn Dr. Campbell die Handschrift selbst zugesandt erhalten und darnach in dem oben erwähnten Aufsatze eine anschauliche und anziehende Schilderung der Fahrten und Schicksale Transfeldt's gegeben, gleichzeitig aber auch in einem Aufsatze u. d. T.:

J. G. Transfeldt's Examen reliquarum antiquitatum Atheniensium, in den Mittheilungen des deutschen archäologischen Institutes in Athen, Jahrg. I (1876) S. 102—126

die Abschnitte der Autobiographie, welche sich auf Alterthümer beziehen oder für die Kenntnis des damaligen Griechenlands von Interesse sind, mit einigen Kürzungen im Original mitgetheilt.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Unterrichtswesens in den Niederlanden, dessen Kenntniss ich der freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. E. Mehler, Director des Gymnasiums in Zwolle, verdanke, giebt folgender Aufsatz:

Gualtherus Sylvanus. Eene bijdrage tot de geschiedenis van het onderwijs in het begin der XVIIe eeuw.

Der nach der Mittheilung des Herrn Mehler von Herrn J. J. van Doorninck verfasste, in einer in Deutschland wohl völlig unbekannten holländischen Zeitschrift ('Bijdragen tot de geschiedenis van Overyssel, uitgegeven door Mr. J. J. van Doorninck, Archivaris van Overyssel, en Mr. J. Nanninga Uiterdijle, Archivaris van Kampen', Bd. III, Heft 4) veröffentlichte Aufsatz macht uns in seinem ersten Abschnitt (S. 1—9) mit den Lebensverhältnissen des Gualtherus Sylvanus (oder, wie er sich selbst unterschreibt, Wolter Wolters) bekannt. Wir erfahren dass derselbe,

---

[1]) Die im Titel der Autobiographie vorkommenden Worte 'omnia stilo moderno Romano conscripta' sollen, wie ich glaube, bedeuten: 'durchaus im modernen Romanstil abgefasst', und auf die 'politischen und galanten' Romane, die gerade in Transfeldt's Jugendzeit in Deutschland eine grosse Rolle zu spielen anfingen, Bezug nehmen.

ein Sohn des Bürgermeisters Gerrit Wolterssen in Duisburg, sich schon im Jahre 1594 als junger Mann von 21 Jahren, nachdem er bereits 'etliche Male excellente Carmina im Druck herausgegeben', um das erledigte Rectorat der Lateinschule in Deventer bewarb, dass ihm damals sein Mitbewerber Paullus Tossanus vorgezogen, dass ihm aber neun Jahre später, am 26. Febr. 1603, dieses Amt übertragen wurde, das er unter mannigfachen Kämpfen und Wiederwärtigkeiten mit Eifer und Geschick verwaltete, bis er am 10. Juni 1619 zugleich mit seinen Collegen, den 'Lectoren' Winandus Herlensis und Henricus Danielis, wegen Differenzen mit dem Schulrath in Ehren entlassen wurde; er kehrte nach seiner Geburtsstadt Duisburg zurück, wo er die Stelle als Bürgermeister erhielt, die ihm aber mit seiner Familie nicht vor Mangel schützte, so dass er sich wiederholt mit Unterstützungsgesuchen an den Rath von Deventer wenden musste. Das letzte Datum aus seinem Leben ist dass ihm der Rath von Deventer am 23. August 1631 eine Unterstützung von 200 f. zuerkannte. Von seinen lateinischen Gedichten sind ausser dem auf der Thurmspitze von Deventer mit goldenen Buchstaben geschriebenen Pentameter

Fide Deo, Vigila, Consule, Fortis age

nur zwei kurze Stücke erhalten, von denen das eine, ein Lobspruch auf die Stadt Deventer in iambischen Senaren, S. 7 f. mitgetheilt ist; ferner hat er im Jahre 1616 eine Beschreibung der Stadt Deventer in holländischer Sprache herausgegeben. Als im Jahre 1611 Klagen über ihn als einen Neuerer (novateur) und über den Zustand seiner Schule beim Rath eingelaufen waren, reichte er diesem zu seiner Rechtfertigung mit einem begleitenden Briefe (abgedruckt S. 9—19) eine ausführliche 'Deduction' (Deductie) ein, worin er die Aufgabe einer schola trivialis, die Zustände der von ihm geleiteten Anstalt sowie seinen ganzen Lehr- und Unterrichtsplan in eingehender Weise darlegt; dieses von Doorninck in zwei Absätzen (S. 89—114 u. S. 211—253) mitgetheilte sehr interessante Actenstück empfehlen wir allen denen, die sich eingehender mit der Geschichte der Pädagogik beschäftigen, zur Berücksichtigung.

Ebenfalls durch Mehler's Güte liegt mir noch ein von Herrn J. Nanninga Uiterdijle verfasster Aufsatz aus derselben Zeitschrift vor: 'Het Album Amicorum van Marcus Gualtherus, 1593—1649', (52 S.). Der Eigenthümer des Stammbuches, mit welchen

sich dieser Aufsatz beschäftigt, Marcus Wolfgang Walther (Gualtherus), war um 1580 in Weinheim an der Bergstrasse geboren, bezog, auf den Schulen in Zweibrücken und Hornbach vorgebildet, 1598 die Universität Heidelberg, ward den 7. Dec. 1604 zum Rector der lateinischen Schule in Kampen ernannt, den 20. August 1619 wegen seiner Hinneigung zur Partei der Remonstranten seiner Stelle entsetzt, 1621 sogar in's Gefängniss geworfen und aus Kampen verbannt. 1624 hielt er sich eine Zeit lang in Hamburg auf, 1627 zog er mit anderen ausgewiesenen Remonstranten nach Friedrichstadt an der Eider, wo er zunächst das Rectorat der lateinischen Schule, 1625 das Stadtschreiberamt übernahm nnd um 1635 starb. Im Druck veröffentlicht hat er eine Schrift: 'Dialogi de scholis libri duo, in quorum primo dilucide asseritur scholarum dignitas, ab antiquitate, progressu, conservatione et usu publico; altero ostenduntur partim emolumenta, partim incommoda eorum, qui in scholasticis functionibus versantur. Addita etiam in fine conjectanea quaedam philologa Authore Marco Gualthero . . . Franicae excudebat Ulricus Dominici Balck 1613. 4.

Unter den zahlreichen Freunden, welche sich in das dem jungen Walther im November 1593 'amicorum futurorum in gratiam' von einen Engländer Helias Assaeus geschenkte Album mit lateinischen, griechischen, hebräischen, holländischen, französischen, italiänischen Sprüchen eingezeichnet haben, befinden sich neben vielen weniger bekannten (besonders sind remonstrantisch gesinnte Prediger vertreten) auch einige hochberühmte Männer, unter anderen zwei Philologen ersten Ranges: Daniel Heinsius (S. 19) und Gerhard Johann Vossius (S. 44); der letztere widmet 'Viro doctissimo D. Marco Gualthero, moderatori, amico et pupulari (lies populari: N. sagt durch ein seltsames Missverständniss, Vossius nenne den Walther 'seinen Augapfel') suo' den Spruch: Semper dissensio ab alio incipiat, a te reconciliatur (lies 'reconcilietur').

Einen schätzenswerthen Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 17. Jahrhunderts, insbesondere in Frankreich, giebt folgende aus umfassenden und sorgfältigen Quellenstudien hervorgegangene Schrift:

Dionysius Petavius. Ein Beitrag zur Gelehrten-Geschichte des XVII. Jahrhunderts. Von Dr. Franz Stanonik,

Professor der Dogmatik. Festschrift der k. k. Universität Graz aus Anlass der Jahresfeier am 15. November 1875. Graz 1876. Leuschner und Lubenski. 123 S. 4.

Denys Petau (welchen Namen er Anfangs in Paetus, dann in Petavius latinisirte), der 'aquila Jesuitarum'*), geb. zu Orleans 21. August 1583, studirte zuerst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann in Paris, wo er bald mit Casaubonus in nahen Verkehr trat, der namentlich seinen griechischen Studien zu Gute kam. Im Jahre 1602 erhielt er eine Professur der Philosophie an der Universität Bourges, die er aber im Jahre 1605 niederlegte um in den Jesuitenorden einzutreten. Nachdem er 2 Jahre als Novize im Ordenshause zu Nancy zugebracht, sodann 2 Jahre im Collegium zu Pont-à-Mousson Theologie studirt hatte, wurde er 1609 von seinen Ordensobern als Lehrer der Rhetorik nach Rheims geschickt, von da im Herbst 1612 in gleicher Eigenschaft an das von Heinrich IV bei der Zurückberufung der Jesuiten im Jahre 1604 gestiftete Collegium zu La Flèche, im Jahre 1618 an das Clermonter Collegium in Paris versetzt, wo er im October 1621 die Professur der Rhetorik mit der der positiven Theologie vertauschte. Im Jahre 1644 legte er wegen Kränklichkeit und um sich ganz der Fortsetzung seiner schriftstellerischen Arbeiten widmen zu können sein Lehramt nieder und starb am 11. Dec. 1652. Unter seinen literarischen Arbeiten, deren eingehende Characteristik Stanonik seiner biographischen Darstellung eingeflochten hat, nehmen abgesehen von den theologischen Werken, auf die wir natürlich nicht weiter eingehen können, die chronologischen die bedeutendste Stelle ein: sein ganz auf die Wiederlegung von Scaliger's Werk 'de emendatione temporum' gerichtetes, aber doch ganz darauf gegründetes Opus de doctrina temporum (2 Bde, 1627) mit dem eine Art Fortsetzung und Ergänzung dazu bildenden 'Uranologium sive systema variorum authorum qui de sphaera ac sideribus eorumque motibus graece commentati sunt' (1630), sowie das 'Rationarium temporum' (zuerst 1633, dann sehr häufig wiederholt), ein knapper und übersichtlicher Auszug aus dem grossen Werke mit einer kurzen Uebersicht der ganzen Weltgeschichte bis auf das Jahr 1632,

*) Nach Stanonik's Nachweisung (S. 18, Anm. 49) ist der erste, welcher ihm diesen seitdem ständig gewordenen Beinamen gegeben hat, sein Zeitgenosse Etienne de Courcelles (1586—1659) gewesen.

haben die chronologischen Studien in hervorragender Weise gefördert. Ausserdem hat sich P. um die Kritik und Exegese verschiedener spätgriechischer Schriftsteller verdient gemacht durch seine griechisch-lateinischen Ausgaben der Werke des Synesius, des Themistius, des Julianus und des Epiphanius.

Die Stanonik'sche Schrift ist mit entschiedener Vorliebe nicht nur für ihren Helden, sondern auch für den Jesuitenorden und dessen Unterrichtssystem geschrieben; doch muss man anerkennen, dass er sich bemüht hat, auch den protestantischen Gegnern, wie Scaliger und Salmasius, gerecht zu werden.

In die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, die Blüthezeit des mit dem philologischen so eng verbundenen Studiums des römischen Rechts in Frankreich, führt uns das folgende nur in 100 Exemplaren gedruckte Schriftchen:

Société d'archéologie et d'histoire des Cotes-du-Nord. F. Le Doüaren jurisconsulte Breton par Prosper Huguet. 1875. 12 S. 12.

François Le Doüaren (Duarenus) geb. 1509 in Moncontour-de-Bretagne (andere bezeichnen, wie es scheint irrig, Saint-Brieuc als seinen Geburtsort), ein Schüler des Guillaume Budé, wurde, nachdem er in Paris Vorlesungen über die Pandecten gehalten, im Jahre 1538 als Nachfolger des Andreas Alciatus an die Universität Bourges berufen, wo er mit ausserordentlichem Erfolg, aber auch unter fortwährenden Streitigkeiten mit seinen Fachgenossen Eginard Baron, Jacques Cujas und François Baudouin, die ihm zweimal veranlassten seine Stellung für einige Zeit aufzugeben, die Rechtswissenschaft lehrte und im Jahre 1559 starb. Von seinen Werken — Commentaren zu den Digesten und zum Codex, und einzelnen Abhandlungen, unter denen die 'de plagiariis' besonders bekannt ist — giebt es mehrere Gesammtausgaben, unter denen die zu Lyon in 2 Foliobänden 1578—84 erschienene besonders geschätzt wird.

Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Italien, speciell in Piemont, giebt folgendes stattliche, dem König Victor Emanuel gewidmete Werk:

Cenni storici intorno all' arte tipografica e suoi progressi in Piemonte dall' invenzione della stampa sino al 1835 dettati dall' avvocato Angelo Brofferio giusta le memorie ed i docu-

menti somministratigli dal tipografo, editore e librajo Giuseppe Pomba e da questo ora publicati. Milano, a beneficio del Fondo vedove ed orfani del pio istituto tipografico. 1876. XXI, 138 S. 8.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher uns S. 2 eine seltsame Fabel über Gutenberg und seine Genossen aufgefallen ist*), wird in 5 Capiteln die Geschichte der Buchdruckerei in Piemont im 15., 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert behandelt. Da der Gegenstand unserem Bericht ziemlich fern steht, wollen wir daraus nur anführen, dass das erste in Piemont — man weiss nicht näher an welchem Orte— gedruckte Buch eine von einem Deutschen, Johannes Glim (Gleim?), um 1470 gedruckte Ausgabe des Boethius 'de philosophica consulacione' ist. — Ueber die Hälfte des Buches (von S. 49 an) nehmen 12 auf die Geschichte der Buchdruckerei in Piemont bezügliche Documente aus verschiedenen Jahrhunderten (das älteste vom 30. Juni 1562, das neueste vom 29. März 1836) ein.

Kehren wir nach Deutschland zurück, so haben wir zunächst über den Abschluss des biographischen Werkes von W. Herbst über J. H. Voss, dessen frühere Abtheilungen wir in unserem letzten Referate (Jahrg. II. III, 2, S. 41 f.) besprochen haben, zu berichten:

Johann Heinrich Voss. Von Wilhelm Herbst. II Band. Zweite Abtheilung. Leipzig, B. G. Teubner, 1876. VI, 358 S. 8.

Dieser Theil, welcher uns Voss nach Niederlegung seines Schulamtes in seiner durch keine Amtsgeschäfte mehr gestörten literarischen Musse vorführt, gliedert sich nach den beiden Stationen dieser Strecke der Vossischen Lebenswanderung in zwei Hauptabschnitte: 1) Leben, Arbeiten und Dichten in Jena, 1802—1805; 2) Leben und Schaffen in Heidelberg 1805 — 1826; der letztere Abschnitt ist wieder in zwei Perioden geschieden: die frühere, verhältnissmässig friedliche, hauptsächlich der Uebersetzerthätigkeit gewidmete von 1805—1819, und die Periode der

*) Nachdem angegeben worden, dass das erste gedruckte Buch eine lateinische Bibel gewesen sei, heisst es: 'Fust, Guttemberg e Schœffer si recarono in Francia per far pubbliche le prime copie. Fust fu carcerato; Guttemberg fuggitivo da Parigi morì povero ed illacrimato in Magonzo: Schœffer disparve all' improvviso e di lui non si ebbe notizia mai piu!'

Fehden gegen Stolberg und gegen Creuzer, von 1819 bis zum Tode des alten Kämpen 29. März 1826.

Wir können auch bei diesem mit reichhaltigen Quellennachweisen und Belegen (S. 265 ff.), ferner mit Nachträgen und Berichtigungen zu den früher erschienenen Abtheilungen (S. 225 ff.), endlich mit einem sehr genauen Register zum ganzen Werke (S. 337 ff.) ausgestatteten Bande nur den Wunsch aussprechen, dass jeder Leser unserer Berichte denselben vollständig lesen und studiren möge, wollen aber auch hier kurz die speciell für die Geschichte der classischen Alterthumswissenschaft wichtigen Partien bezeichnen. Solche sind aus der Jenenser Zeit die Erörterungen über Voss' bekanntlich sehr beträchtlichen Antheil an der berühmten Recension der Heyne'schen Ilias, welche sich durch 16 Nummern (Nr. 123—126, 128—131, 133—136, 138—141) der Jenaer Literaturzeitung vom Mai 1803 hindurchzieht, über die in demselben Blatte (Juni 1805) veröffentlichte Kritik über Schneider's und G. Hermann's Ausgaben der Orphischen Argonautica und über die Fortsetzung der Studien zur alten Weltkunde (S. 44—57); aus der ersten Heidelberger Periode die Würdigung der V.'schen Uebersetzungen verschiedener Classiker, speciell des Horatius, Aristophanes (woran sich die Darstellung des Streites zwischen Voss Vater und Sohn einerseits und F. A. Wolf andererseits anschliesst) und Tibullus nebst der kritischen Ausgabe der Gedichte des letzteren (S. 155—166), und die kurzen Bemerkungen über die sonstigen philologischen Arbeiten, wie die kritischen Bemerkungen zur Ilias, die Ausgaben des Aratos und des homerischen Hymnos auf Demeter und die weiteren Studien zur alten Geographie (S. 171—174); endlich aus der zweiten Heidelberger Periode der Bericht über den Kampf gegen Creuzer's Symbolik, aus welchem die Antisymbolik hervorgegangen ist (S. 207—218). Nicht berücksichtigt hat Herbst Voss' letzte mythologische Arbeiten, die erst nach dem Tode desselben ans Licht getreten sind: die zweite Auflage der „mythologischen Briefe“ (Stuttgart 1827), welche zu den hie und da aus Voss' Handexemplar verbesserten und durch einen Anhang zum ersten Bande „über den Ursprung der Greife“ erweiterten beiden ersten Bänden einen dritten hinzufügt, der ausser einigen schon früher gedruckten, kürzeren Aufsätzen zwei von Voss als „mythologische Forschungen“ betitelte grössere Abhandlungen („über den Ursprung mystischer Tempellehren“ und „Spuren der Wege zum

Gedankenverkehr und der Priesterverbindungen, entdeckt durch Forschungen über die alterthümlichen Handelsgegenstände") enthält, und die zwei weiteren, auch als „mythologische Briefe, Bd. IV. und V." bezeichneten Bände „mythologischer Forschungen" (über Nysa, den bacchischen Dionysos, Bacchos-Osiris und des dionysischen Weins Ausbreitung in Westgegenden), welche Dr. Heinrich Gustav Brzoska, ein Schüler Lobeck's und Verehrer von Voss, aus dessen Nachlass zusammengestellt und herausgegeben hat (Leipzig 1834). Noch möge hier als ein von Herbst nicht angeführtes Zeugniss für den Einfluss, den Voss auch noch in seinen spätesten Jahren persönlich auf die Studien junger Männer ausübte, folgende briefliche Aeusserung Anselm Feuerbach's aus seiner Heidelberger Studienzeit (1820—1822) stehen:

„Ich lese auch die Ilias wieder; Vater Voss mag es nicht haben, wenn man den Vater Homer nicht immer zur Hand hat. „Die paar Stunden werden euch nicht von eurem Aeschylos abbringen, der gar nicht verstanden wird, wenn Homer's Geist nicht schon Kopf und Herz durchdrungen hat". Dies Vossens eigene Worte". (Nachgelassene Schriften von Anselm Feuerbach, Bd. I., S. 35).

Am 27. August 1776 wurde Barthold Georg Niebuhr zu Kopenhagen geboren. Zur Säcularfeier dieses Tages hat einer der Veteranen unserer Wissenschaft, der dem gefeierten Forscher noch persönlich nahe gestanden hat, Johannes Classen, folgende Schrift erscheinen lassen:

> Barthold Georg Niebuhr. Eine Gedächtnissschrift zu seinem hundertjährigen Geburtstage den 27. August 1876 von Johannes Classen. Gotha, Fr. A. Perthes, 1876, VIII., 1 Bl., 181 S. 8.

Classen beabsichtigt nicht eine zusammenhängende und vollständige Biographie Niebuhr's zu schreiben — eine Aufgabe, die bekanntlich Prof. H. Nissen in Marburg übernommen hat —, sondern er giebt zunächst (S. 3—20) einen kurzen Ueberblick seines Lebensganges nach einem von ihm vor 45 Jahren, in den ersten Wochen nach Niebuhr's Tode, für die Allgemeine Preussische Staatszeitung vom 2. Februar 1831 verfassten Aufsatze und knüpft daran einige Bemerkungen über sein persönliches Verhältniss zu Niebuhr und dessen Familie (S. 20—22). Dann folgen eine

Anzahl Aufsätze, welche im Anschluss an die vorausgehende Lebensskizze zu den einzelnen Perioden derselben erläuternde oder ergänzende Bemerkungen hinzufügen: Aus den Kindheits- und Knabenjahren im väterlichen Hause zu Meldorf bis Ostern 1794 (S. 23—29). Aus den Studien- und Wanderjahren: Kiel, Kopenhagen, London und Edinburg 1794—1799 (S. 29—42). Aus der Zeit seiner amtlichen Thätigkeit in Kopenhagen. Juli 1800 bis September 1806 (S. 43—48). Aus den Zeiten des preussischen Staatsdienstes. 1806—1831: diese längere Periode ist nach einigen einleitenden Bemerkungen (S. 48—50) in folgende 3 Abschnitte getheilt: a) Aus der Zeit der ersten amtlichen Wirksamkeit. 1806—1810 (S. 50—70). b) Aus der Periode der römischen Gesandtschaft: 1816—1823 (S. 70—98): der erste Theil dieses Abschnittes handelt über N.'s Verhandlungen mit der Curie über die Stellung der katholischen Kirche in Preussen, wobei der Verfasser S. 89 zu folgendem Schlussresultat kommt: 'Es ist mir daher auch unzweifelhaft, dass Niebuhr in den schweren Conflicten unserer Tage entschieden auf Seiten der unbedingten Aufrechterhaltung der staatlichen Autorität gegen die Anmassungen der Curie gestanden haben würde'; der zweite Theil berührt N.'s Theilnahme für die evangelische Kirche in Rom und seine Förderung der Kunst und künstlerischen Interessen; die Darstellung der wissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten jener Zeit hat der Verf. (S. 95) ausdrücklich der künftigen Biographie überlassen. c) Aus den beiden Perioden seiner Lehrthätigkeit in Berlin 1810—1814 und in Bonn 1825—1830 (S. 98—137; in diesem Abschnitt ist von S. 118 an ein schon in den 'Lebensnachrichten über Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde', Hamburg 1838, Bd. III, S. 283 ff. gedruckter Aufsatz Classen's u. d. Titel 'über Niebuhr's Leben und Wirken in Bonn, nebst einer Nachricht von seinem Ende' mit einigen wenigen Zusätzen wiederholt). Wir wollen daraus nur mittheilen, dass N. an der Universität Berlin nur drei Wintersemester hindurch Vorlesungen gehalten hat: 1810/11 und 1811/12 über römische Geschichte (woraus die beiden ersten Bände seiner römischen Geschichte hervorgegangen sind), und 1812/13 über die römischen Alterthümer; ferner dass er seine Lehrthätigkeit in Bonn in der ersten Woche des Mai 1825 mit Vorlesungen über die griechische Geschichte seit der Schlacht bei Chäroneia eröffnete und in den folgenden

Semestern über römische Geschichte einmal bis zum Ende der Republik, ein andres Mal bis zum Untergang des westlichen Reiches, über alte Länder- und Völkerkunde, über römische Alterthümer, über alte Universalgeschichte und über die Geschichte der letzten vierzig Jahre las. Die anschauliche und anziehende Darstellung des Eindrucks, welchen diese Vorträge und Niebuhr's ganze Persönlichkeit auf die Zuhörer machten, die Schilderung seines persönlichen Verkehrs mit den Studirenden — das mögen unsere Leser bei Classen (S. 119 ff.) selbst nachlesen, ebenso die 'Schlussbetrachtungen' (S. 137 ff.) über N.'s wissenschaftlichen und sittlichen Charakter, über seine religiösen und politischen Anschauungen: wie wir überhaupt die Lectüre der von ächter Pietät durchdrungenen Classen'schen Schrift allen Jüngern unserer Wissenschaft auf's Wärmste empfehlen.

An zwei hervorragende akademische Lehrer, welche im Laufe des letzten Decenniums von uns geschieden sind, erinnern folgende beiden Schriften:

C. W. Göttling. (I. Abth.) Von Prof. Dr. G. Lothholz. Programm des königl. und Gröning'schen Gymnasiums zu Stargard in Pommern. 1876. N. 103. 26 S. 4.

Gedächtnissrede auf Moritz Haupt. Gelesen am Leibniz'schen Jahrestage den 1. Juli 1875 von A. Kirchhoff. Aus den Abhandlungen der k. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1875. Berlin 1875. F. Dümmler in Commission. 21 S. 4.

Lothholz führt uns das Leben Carl Wilhelm Goettling's (geb. zu Jena 19. Januar 1793) bis zum Beginn seiner akademischen Thätigkeit als ausserordentlicher Professor an der Universität zu Jena (im Jahre 1822) vor: 'Vaterstadt und Vaterhaus', 'Lehrjahre', 'Lehramt in Rudolstadt', 'Directorat in Neuwied', das sind die Abschnitte, in welche er, nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Anerkennung, welche Goettling von verschiedenen Seiten während seines Lebens zu Theil geworden ist, seine Darstellung gegliedert hat. Dem Abschnitte über G.'s Lehrthätigkeit am Gymnasium zu Rudolstadt (Frühjahr 1816 bis Ostern 1819) sind ausführliche Mittheilungen H. Leo's über den Einfluss, den G. auf ihn, den damaligen Rudolstädter Gymnasiasten, ausgeübt hat (S. 16 f.), dem über die Leitung des Gymnasiums zu Neuwied durch G. (Ostern 1819 bis Ostern 1821) der Abdruck einer Abhandlung 'die Gegenstände des Gymnasialunterrichts', welche

G. als Einladungsschrift zu der am 25. Sept. 1819 stattfindenden öffentlichen Prüfung herausgegeben hat (S. 21—26), eingefügt.

Ad. Kirchhoff hat in seiner akademischen Gedächtnissrede auf M. Haupt die Aufgabe, die er selbst einem derartigen Vortrage stellt, ‘von dem Wesen und Wirken des Verstorbenen in engem Rahmen ein Bild zu entwerfen, welches denen, an deren Augen es in eiliger Flucht vorübergeführt wird, sich von der Bedeutung des Mannes in Wissenschaft und Leben eine deutliche Vorstellung zu bilden verstattet’, in trefflicher Weise gelöst. Zunächst entwirft er eine Skizze des äusseren Lebensganges Haupt's von seiner Geburt (27. Juli 1808) bis zu seinem plötzlichen Tode (in der Nacht vom 4./5. Februar 1874); dann giebt er eine Uebersicht seiner Studien und Arbeiten auf den beiden von ihm gleichmässig beherrschten Gebieten der classischen und der deutschen (wir möchten überhaupt sagen der mittelalterlichen) Philologie, endlich characterisirt er ihn nach seinen wissenschaftlichen und sittlichen Eigenschaften, als Gelehrten und als Menschen, als Lehrer und als Collegen. Wohl vermisst man bei der Aufzählung der litterarischen Arbeiten Haupt's die Erwähnung mehrerer seiner kleineren selbständigen Publicationen, wie des Epicedion Drusi cum commentariis Mauricii Hauptii (Programm der Universität Leipzig zum 31. October 1849), der Ausgaben der Lieder Gottfried's von Neifen (Leipzig 1851), des Neidhart von Reuenthal (1858) u. a.; wohl würde ein näheres Eingehen auf die von Haupt in seinen Vorlesungen in Leipzig und in Berlin behandelten Gegenstände und auf die Eigenart seiner Behandlung sowohl in diesen Vorlesungen als in seiner lateinischen Gesellschaft und in den von ihm geleiteten Uebungen des philologischen Seminars gewiss vielen erwünscht gewesen sein; allein eine solche Ausführung im Detail lag eben ausserhalb der Gränzen der Kirchhoff gestellten Aufgabe, und so nehmen wir das, was er uns gegeben hat, in Anerkennung der Treue und Wahrheit des von ihm entworfenen Bildes mit aufrichtigem Danke an.

Der Verlagshandlung von B. G. Teubner in Leipzig verdanken wir wiederum einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der philologischen Studien in den letzten 50 Jahren; wir meinen das

Repertorium über die ersten fünfzig Jahrgänge der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1826—1875 nebst Supplementbänden. Leipzig, Teubner, 1877. VII, 291 S. 8.

Von den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, welche 1826 von Joh. Chr. Jahn begründet, seit 1831 als 'Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik' zuerst von Jahn in Verbindung mit G. Seebode und R. Klotz, dann von Klotz, R. Dietsch, A. Fleckeisen und H. Masius fortgeführt worden sind, liegen bis zum Ende des Jahres 1875 mit Einrechnung der Supplemente (19 Bände des 'Archivs für Philologie und Pädagogik' und 7 'Supplementbände der Jahrbücher für classische Philologie') im Ganzen 152 Bände vor. Dem längst gehegten und öfter geäusserten Wunsche, dass die wissenschaftliche Verwerthung des massenhaften darin aufgespeicherten Materials durch ein Generalregister erleichtert werde, ist durch das vorliegende, auf Anregung und nach dem Plane C. Halm's ausgearbeitete Repertorium in vollem Maasse Genüge geleistet worden. Dasselbe ist nach 38 sachlichen Rubriken geordnet, von denen die ersten 24 (abgesehen von No. XIII: Semitische Sprachen) der classischen Alterthumswissenschaft, mit Einrechnung der Bibliographie und Bibliothekenkunde und der vergleichenden Sprachwissenschaft, angehören. Zur Erleichterung der Uebersicht sind die einzelnen Rubriken, soweit dies nöthig und möglich war, wieder in mehrere Abtheilungen, beziehendlich Unterabtheilungen gegliedert. So ist, um die Anordnung an einem Beispiele zu veranschaulichen, die Rubrik XVI. Antiquitäten (S. 150—157) in folgender Art eingetheilt: 1. Antiquitäten der Griechen und Römer. 2. Griechische Antiquitäten: a) Handbücher und Allgemeines; b) Athen; c) Sparta. 3. Römische Antiquitäten: a) Handbücher und Allgemeines; b) Staatsalterthümer; c) Rechtswesen. 4. Kriegsalterthümer. — Innerhalb jeder Abtheilung sind die einzelnen Artikel nach den Namen der Verfasser der besprochenen Werke sowie selbständiger Abhandlungen oder kleinerer Beiträge alphabetisch geordnet: die Namen der Verfasser der besprochenen Schriften sind in gewöhnlicher Schrift, die der Verfasser der Recensionen oder selbständiger Aufsätze in Cursivschrift gedruckt. Vorausgeschickt ist eine orientirende Uebersicht über den Inhalt (S. III—VII) nebst kurzen 'Vorerinnerungen für den Gebrauch'; ein 'Materienregister' (S. 281—291) bildet den Schluss.

Dem Berichterstatter über die Geschichte der classischen Philologie ziemt es wohl, zum Schluss mit kurzen Worten der herben Verluste zu gedenken, welche unsere Wissenschaft in dem

Berichtsjahre erlitten hat. Am frühen Morgen des 9. November verschied nach erschütterndem Todeskampfe im 71. Lebensjahre Friedrich Ritschl — ein Mann, dessen Name jedes ehrende Prädicat überflüssig macht. Auf das Leben und die wissenschaftlichen Arbeiten desselben mit einigen Worten zurückzukommen, dazu wird sich uns jedenfalls in dem nächsten Jahrgange dieses Berichtes Gelegenheit bieten; denn Ritschl's Schüler, Freund und Nachfolger, Otto Ribbeck, hat laut öffentlicher Ankündigung, einem Wunsche des Verewigten entsprechend, sich entschlossen, eine Biographie desselben auszuarbeiten und im Anschlusse an die im Verlage von B. G. Teubner erscheinenden Lebensbeschreibungen berühmter Humanisten herauszugeben; ausserdem ist bereits von der Verlagshandlung von S. Calvary & Co. das demnächst bevorstehende Erscheinen einer Schrift von Lucian Müller unter dem Titel: 'Friedrich Ritschl. Eine wissenschaftliche Biographie' angekündigt. Wir begnügen uns also für jetzt, zu constatiren, dass verschiedene wissenschaftliche Zeitschriften Deutschlands und des Auslandes sich beeilt haben, durch Nekrologe und biographische Mittheilungen das Andenken des Verstorbenen gebührend zu ehren[1]. Wenige Wochen nach Ritschl's Tode kam aus Triest die Trauerkunde, dass dort am 3. December Hermann Köchly bei der Heimkehr aus Griechenland, nachdem er kaum die Schwelle des Greisenalters erreicht (er war geboren am 5. August 1815), vom Tode hinweggerafft worden sei: möge auch ihm bald einer seiner Freunde oder Schüler ein bleibendes bio-

---

[1]) Ausser einem alsbald nach Ritschl's Tode von Fritz Schöll verfassten und bei B. G. Teubner in Leipzig gedruckten 'Gedenkblatt' (7 S. 8.) und einigen Worten der Erinnerung im Rheinischen Museum und in v. Leutsch's Philologischem Anzeiger sind mir bisher folgende Nekrologe Ritschl's bekannt geworden: von W. in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 30. November 1876, Beilage, No. 335; von Paul Schuster (den unterdessen am 11. April 1877 ein früher Tod abgerufen hat) in 'Im Neuen Reich', 1876, No. 52, S. 1001 ff.; von Dr. Alfred Schottmüller ('Zur Erinnerung an Fr. Ritschl. Vortrag im Berliner Gymnasiallehrerverein gehalten am 13. December 1876') in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen XXXI (1877) S. 124 ff.; von einem Ungenannten in der Rivista di filologia e d' istruzione classica a. V, fasc. 3—4, p. 176—180; endlich von E. Benoist in der (neuen) Revue de philologie, de littérature et d'histoire ancienne. Nouvelle série dirigée par MM. Éd. Tournier et Louis Havet. T. I, livr. 1 (Janvier 1877) p. 91—100.

graphisches Denkmal setzen [1])! Am 4. November starb einer der Veteranen unserer Wissenschaft, Franz Dorotheus Gerlach in Basel (geboren am 18. Juli 1793). Unser Jahresbericht endlich hat ausser dem Verlust des Dr. Justus Siegismund, dessen ich schon in einem Nachwort zu meinem letzten Bericht (Jahrg. II/III, 2, S. 48) gedacht habe, noch den eines zweiten treuen und eifrigen Mitarbeiters zu beklagen: am 29. November starb plötzlich und unerwartet, noch im kräftigen Mannesalter, der Director der Realschule zu Schwerin Bernhard Ludwig Giseke (geboren am 28. September 1823), dem ausser seinen bekannten homerischen Forschungen auch einige Arbeiten auf dem Gebiete der antiken Ethnographie ('De antiquis quibusdam Macedoniae incolis' im Programm des Gymnasiums zu Meiningen 1856; 'Thrakisch-pelasgische Stämme der Balkanhalbinsel und ihre Wanderungen in mythischer Zeit', Leipzig 1858) ein dauerndes Andenken unter den Fachgenossen sichern werden. *Χρηστοὶ χαίρετε*!

---

[1]) Einen Nekrolog von B. S. enthält die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 26. December 1876, No. 361.

Jahresbericht über römische Geschichte und Chronologie für 1873—1876 (September).

Von

Professor Dr. J. J. Müller
in Zürich.

Es ist mir die Aufgabe zu Theil geworden, in Fortsetzung des von Herrn Professor Büdinger für das Jahr 1873 begonnenen Berichts den Jahresbericht über römische Geschichte und Chronologie für den Zeitraum von 1873 bis 1876 (September) zu bearbeiten. Ich befand mich dabei in einiger Verlegenheit über die Abgrenzung des mir übertragenen Gebietes gegenüber anderen, welche in dem Jahresbericht auch ihre besondere Vertretung haben, wie den Alterthümern, der Epigraphik, Topographie und ähnlichen; und es wird wohl nicht abgehen, ohne dass wir etwa diese verwandten oder Zweiggebiete streifen, im Ganzen aber werden wir, was diesen Gebieten angehört, und nicht für den Gang der Geschichte von Bedeutung ist, ausschliessen. Innerhalb dieses Rahmens war ich bestrebt, alle Erscheinungen vollständig zu sammeln, sowie auch die einschlägigen Recensionen, und ein genaues Bild von dem Gang und Stand der Forschung innerhalb des vorliegenden Zeitraums zu geben. Wenn mir dabei noch einzelne Arbeiten entgangen sein sollten, so bitte ich, es mir mit Rücksicht auf den grossen Umfang der zu bewältigenden Litteratur nicht hoch anzurechnen. Aus demselben Grunde wird man auch nicht von uns verlangen, dass wir überall unser eigenes Urtheil als oberste Autorität hinstellen; wir werden uns auch oft begnügen, bloss zu referiren.

Um den Ueberblick zu erleichtern, schien es mir geboten, den Stoff nach einer grösseren Zahl von nicht zu umfassenden Perioden und Abschnitten zu gliedern. Ich lasse daher zunächst

der Reihe nach die verschiedenen Epochen der republikanischen Zeit folgen; dann wird das Ende der Republik einen Ruhepunkt bilden, wo ich einen Blick auf die Gesammtdarstellungen des ganzen vorhergehenden Zeitraums werfen werde, um hernach in gleicher Weise die Behandlung der Kaiserzeit zu beginnen.

An die Spitze stelle ich einen Abschnitt über altitalische Ethnologie; dann gehe ich über zur Königszeit; als weitere Abschnitte reihen sich an: die Zeit der Ständekämpfe und der Unterwerfung Italiens, die Periode der punischen Kriege und der Unterwerfung des Ostens, endlich die Periode der Revolution, die Zeit der Gracchen, des Marius und Sulla und die Zeit Cäsar's.

I. Altitalische Ethnologie.

Hauptsächlich drei altitalische Völker haben durch die Forschung der letzten Jahre neue Beleuchtung erhalten: die Japyger, Ligurer und Etrusker. Ueber die Japyger liegt eine Arbeit vor von W. Helbig in Rom:

W. Helbig, Studien über die älteste italische Geschichte. Hermes XI 1876 S. 257—290. 1. Ueber die Herkunft der Japyger.

Durch die vergleichende Analyse der italischen Gräberschichten, insbesondere durch die Untersuchung der bronzenen Waffen, Rüstungs- und Schmuckgegenstände auf der calabrischen Halbinsel, in Apulien und den angrenzenden Strichen Lucaniens, oder dem alten Japygia, ist der Verfasser zu der Ueberzeugung gelangt, dass die Japyger nicht, wie man gewöhnlich annahm, zu den ältesten Bewohnern Italiens gehören und nicht von den Italikern aus einem einst grösseren Besitz zurückgeworfen worden seien. Er bekämpft daher die jetzt gewöhnliche, hauptsächlich von Mommsen vertretene Ansicht, dass die Japyger einst weithin über die italische Halbinsel verbreitet gewesen und später von den einwandernden Italikern nach Süden verdrängt worden seien, und sucht dagegen an der Hand ihrer Geschichte, ihrer Sagen und der Verwandtschaft von Orts- und Personennamen zu beweisen, dass sie ursprünglich in Illyrien ansässig und ein sogenannter vorhellenischer, illyro-griechischer Stamm gewesen seien und den Namen Graikoi getragen haben, dass sie in einer verhältnissmäs-

sig späten Zeit, erst in der Zeit zwischen Homer und Hesiod, über das Meer nach Italien eingewandert seien und dort die Latiner mit dem Namen der Graikoi bekannt gemacht hätten, welcher dann später auf die eigentlichen Hellenen übertragen worden sei.

Der Verfasser will die Folgerungen aus diesen Resultaten nicht ziehen, als bis er das Urtheil competenter Fachleute darüber vernommen hat. Wir können uns nicht zu diesen zählen; aber wir müssen gestehen, dass wir, so überzeugend uns der negative, auf die Monumente gestützte Theil der Untersuchung zu sein scheint, die weitgehenden ethnologischen Combinationen, besonders die Verbindung mit den Graikoi, sehr gewagt finden. Das Schwergewicht der Arbeit scheint uns indessen in der antiquarischen Forschung zu liegen; bis diese vorliegt, wird schwerlich Jemand ein entschiedenes Urtheil sich erlauben, und wir können daher an den geehrten Verfasser nur die Aufforderung richten, seine archäologischen Studien, von denen diese Arbeit nur eine Probe sein soll und die uns — wir erinnern dabei an den Aufsatz über eine alte Form von Rasiermessern im »Neuen Reich« — so reiche Aufschlüsse versprechen, möglichst bald der gelehrten Welt vorzulegen.

Sehr ansprechende Untersuchungen über die Ligurer hat der auch sonst rühmlichst bekannte ethnologische Forscher J. G. Cuno (Graudenz) im Rheinischen Museum veröffentlicht:

J. G. Cuno, Die Ligurer. Rhein. Museum. N. F. 28 1873. S. 193—210.

Die Ligurer werden hier auf Grund sprachlicher Verwandtschaft in Personen- und Ortsnamen als Kelten erwiesen, und zwar ergiebt sich ein näherer Zusammenhang zwischen Ligurern und Helvetiern, zwischen dem ligurischen Bodenkos und dem Bodensee (Bodungo), lacus Venetus und Vindonissa, dem Flusse Urbs mit dem lacus Verbanus und dem pagus Verbigenus, Apenninus und Abnoba (Apennoba). Dieser kurze Auszug mag genügen, um zu zeigen, von welch' grosser Tragweite die Resultate der vorliegenden Untersuchung sind, und wir empfehlen dieselbe daher sehr der Aufmerksamkeit der sprachkundigen Ethnologen.

Am meisten haben in letzter Zeit die Etrusker von sich reden machen. Für uns kommt hier hauptsächlich die Frage nach ihrer Abstammung und Nationalität in Betracht. Verschiedene

Lösungen wurden dafür neben und nach einander vorgeschlagen und zwar zum Theil mit gewaltigem Aufwand von Gelehrsamkeit. Noch immer treibt aber auch die dilettantische Liebhaberei ihre Blüthen auf diesem für allerlei Hypothesen so geeigneten Felde, so in dem Buche von K. v. Maack, Die Entzifferung des Etruskischen, 1873, wo das Irische als der Schlüssel zu allen italischen Sprachen erwiesen wird (vergl. Liter. Centralbl. 1873 S. 364. Wi.). Bedeutender ist das Werk des englischen Ethnologen

Isaak Taylor, Etruscan Researches. London 1874.

Der Verfasser stellt hier ein reiches sprachliches, besonders aber kulturhistorisches Material zusammen, um den Beweis zu leisten, dass die Etrusker ein finnisch-turanischer Stamm seien, ihre nächsten Verwandten die Yenisei-Ostiäken.

Die keck auftretende Arbeit setzte die ganze gelehrte Welt Englands, die sich von jeher für diese dunkeln Völkergeschichten besonders interessirte, in Aufregung; eine Reihe von Artikeln erschienen darüber im Athenaeum und in der Academy, meist in abweisendem Sinne, besonders mit Bezug auf den sprachvergleichenden Theil, so von Wright, Burton, Hyde Clarke, Birch (Athenaeum 1874 I S. 425f. 460. 625f. 731. 826. II 83), mit scharfer Zurechtweisung von Max Müller, Academy V 1874. I S. 14. 372 bis 374. 403f. Das Resultat der ganzen Polemik gipfelte sich in dem Satze, dass Taylor in der vergleichenden Sprachforschung ein Ignorant und in der kulturhistorischen Untersuchung ungenau sei.

Indessen erschien das grosse Werk von Corssen, das auf einmal alle Räthsel zu lösen und die arische Abstammung der Etrusker und im Besondern ihre Zugehörigkeit zu den Italikern unwiderleglich zu beweisen schien:

W. Corssen, Die Sprache der Etrusker. Band I 1874. Band II 1875.

Die meisten Kritiker stimmten bei und zwar am lebhaftesten und mit rückhaltloser Anerkennung der epochemachenden Resultate gerade die hervorragendsten Linguisten, so G. Meyer in der Zeitschrift für österr. Gymn. 1874 Bd. XXV S. 700—704, Moritz Schmidt in Jahrb. für Phil. 109 S. 12. 793, Sophus Bugge in der Jen. Lit.-Zeit. 1875 S. 284ff., W. W. im Lit. Centralblatt

1875 S. 145, der Kritiker des Athenaeum's, Athenaeum 1874 II S. 540, der Corssen die etruskische Sphinx nennt, P. im Magazin für die Litt. d. Auslandes 1875. Der Recensent der Revue critique dagegen, M. Bréal, hält bei aller Anerkennung der colossalen Leistung die Lösung des Problems durch Corssen noch nicht für sicher (Rev. crit. 1874 p. 321 f. 1876 p. 81).

Ein heftiger Gegner erstand Corssen in W. Deecke, der in einer ersten rein polemischen Schrift: »Corssen und die Sprache der Etrusker. Eine Kritik« (Stuttgart 1875. 39 S.) die Lösung Corssen's als durchaus verfehlt bekämpfte und in einer zweiten: »Etruskische Forschungen« 1. Heft (Stuttgart 1875) den Beweis für die finnisch-turanische Abstammung zu geben versucht.

Angesichts dieser Aeusserungen glaubt der Kritiker im Phil. Anzeiger (*δ. φ. σ.*) (1875 Bd. 7 S. 353—356) die Frage unentschieden lassen zu müssen, ganz wie vor Corssen; vollkommen überzeugt von der Verblendung Corssen's ist Wi. im Lit. Centralbl. 1875 S. 809 und 1680. Auch Taylor's Muth wuchs wieder; neben einer triumphirenden Anzeige von Deecke's Schriften (Athenaeum 1875 II S. 244 f.) behauptete er seinen Standpunkt in einer neuen Schrift: The Etruscan Language. London 1876 und in weiterer Polemik, z. B. mit dem Prinzen Lucian Bonaparte (vgl. Academy 1877 No. 245 ff.). Er will nicht nur die alleinherrschende arische Hypothese aus dem Felde geschlagen, sondern den agglutinativen Charakter der etruskischen Sprache entdeckt haben. Auch A. H. Sayce, Academy 1876 I S. 100—102, betrachtet die Schrift Deecke's als vollständig vernichtend für Corssen; das Studium von Corssen's Buch hat ihn selbst zu der Ueberzeugung geführt, dass aller Aufwand von Zeit und Kraft, die Corssen dem Etruskischen widmete, umsonst gewesen ist und die etruskische Frage um keinen Schritt weiter gebracht hat, dass die aus den Inschriften abstrahirten Formen nur in Corssen's Geist existiren und durch willkürliche Behandlung der Inschriften, taktlose Entzifferung und unglückliche Worterklärung zu Stande gekommen sind. Er neigt im Uebrigen auch zur Annahme des agglutinativen Charakters, jedoch nicht nach Art der turanischen Sprachen, und hält es vor Allem für sicher, dass das Etruskische keine arische Sprache ist.

Unabhängig von diesen Forschungen hat J. G. Cuno etruskische Studien veröffentlicht, wobei er ohne Weiteres mit der Voraussetzung der Verwandtschaft von Etruskisch und Italisch an die Erklärung der Inschriften heranging:

J. G. Cuno, Etruskische Studien. Neue Jahrb. für Philol. 109. 1874. Heft 5 und 6.

Ins Gebiet der italischen Völkergeschichte gehört auch noch eine Arbeit von

Karl Fricke, Die Hellenen in Campanien. Progr. des Gymn. in Hildesheim. 1873. 28 S. *)

Die Arbeit enthält eine Zusammenstellung der aus den alten Autoren, Inschriften und Münzen zu entnehmenden Ergebnisse über die Geschichte und Alterthümer der hellenischen Ansiedlungen in Campanien und die hellenischen Einflüsse in den oskischen Nachbarorten. Die Gründung von Cumae wird in die Zeit der Hippobotenherrschaft in Chalcis herabgerückt; für das übertrieben hohe Datum der Chronographen wird jedoch nicht die Verwechslung mit dem aeolischen Kyme, die nach dem Verfasser überhaupt der Tradition fernlag, sondern die Geschlechterrechnung verantwortlich gemacht. Wir stimmen mit dem Recensenten U. im Philol. Anz. 1874 Bd. VI S. 151 ff. überein, der sich anerkennend ausspricht, jedoch die Ableitung und Erklärung der Gründungssagen von Cumae unrichtig findet.

II. Königszeit und Uebergang zur Republik.

Hierfür liegen nur einzelne kleinere Monographien vor:

J. F. Schultze, Die tarquinischen Könige in Rom. Eine historisch-antiquarische Abhandlung, aus dem Programm des Magdalenen-Gymnasiums zu Breslau 1873.

Der Berichterstatter für römische Alterthümer hat dieser Arbeit bereits eine ziemlich eingehende, im Ganzen günstige Besprechung gewidmet, auf die wir verweisen (Jahrg. I S. 847 f.). Wir bemerken nur, dass wir die grössten Bedenken hegen gegen jeden Versuch, aus der Tradition das Aufkommen der Tarquinier, die Daten ihrer Herrschaft, ihre innere und äussere Politik be-

*) [Vergl. Jahrg. I, S. 39 f.] Anm. d. Red.

stimmen zu wollen. Diese Bemerkung müssen wir auch den Arbeiten von Radda und Richter gegenüber aussprechen, die indessen auch Lange in ihrer Haltlosigkeit und stilistischen Nachlässigkeit gekennzeichnet hat:

Karl Radda, Kritische Untersuchung über die Einsetzung des Consulats und der Dictatur. Teschen 1873. Vgl. Jahresbericht I S. 848 ff.

Karl Friedr. Richter, De P. Valerio Poplicola legislatore. Görlitz 1873. Vgl. Jahresbericht I S. 850 f.

Nicht besser ist eine Arbeit von

A. F. Abraham, Ueber die Tarquinier. Glückwunsch des Lehrercollegiums der Sophienrealschule zum 300 jährigen Stiftungsfest des Gymn. zum Grauen Kloster. Berlin 1874. 5 S. 4.

Der Verfasser, von der Voraussetzung ausgehend, dass die Tradition von Tarquinius Priscus an auf den historischen Inhalt hin zu prüfen sei, sieht in der servianischen Verfassung die Einführung der Republik, in dem Zuge des Porsena die Eroberung Rom's durch die Etrusker und in der Regierung der Tarquinier die etruskische Fremdherrschaft, und entwirft danach, indem er die einzelnen Episoden chronologisch umstellt, eine gar hübsche Skizze von der älteren römischen Geschichte: Eroberung Rom's durch die Etrusker; Abhängigkeit Rom's und Latium's von Etrurien unter den Tarquiniern; Erhebung Rom's und Einführung der timokratischen Verfassung. — Wie werden die Herren Collegen vom Grauen Kloster dem Verfasser Dank wissen, dass er auf einmal die dunkle Tradition in eine so klare und folgerichtige Entwicklung aufgelöst hat; aber ob sie daran glauben werden, und ob der Verfasser selbst daran glaubt? Wir möchten es nach dem, was wir sonst von ihm kennen, bezweifeln und betrachten seine Darstellung, wie alle ähnlichen, als ein Spiel der Phantasie.

III. Die Zeit des Ständekampfs und der Eroberung Italiens.

In diese Periode wäre vor Allem das Buch von K. W. Nitzsch, »Die römische Annalistik« einzureihen, mit dessen Beurtheilung durch Prof. Büdinger im Jahresber. für 1873 (S. 1186 ff.) ich

einverstanden bin. Gleichsam eine Fortführung der Nitzsch'schen Arbeit liegt in den zwei Bänden römischer Geschichte von O. Clason vor:

A. Schwegler, Römische Geschichte, fortgeführt von Octavius Clason, 4. Bd., der Fortsetzung 1. Bd. Vom gallischen Brande Rom's bis zum 1. Samniterkriege, a. 365/389 bis a. 411/343. Berlin, Calvary, 1873. (Seiner königl. Hoheit dem allergnädigsten Herrn Friedrich Franz Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin in tiefster Ehrfurcht gewidmet.) 428 S. 8.

O. Clason, Römische Geschichte vom 1. Samniterkriege bis zum Untergang des Alexander von Epirus (a. 411/343—426/328), 2. Bd., als Fortsetzung von A. Schwegler's Röm. Gesch. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1876. 372 S. 8. Nach dem Tode des Verfassers (18. März 1875) herausgegeben.

Anzeigen davon sind erschienen von C. Peter (Jena) in der Jen. Lit. Zeit. 1874 S. 13 zu Bd. I und daselbst 1876 S. 192f. zu Bd. II, von Lange im Lit. Centralbl. 1874 S. 1073 zu Bd. I und im Jahresbericht Band I S. 846 zu demselben mit Rücksicht auf die Partien über die Verfassungsentwicklung. Beide Recensenten stimmen in ihrem Urtheil ziemlich überein; sie erkennen den »ausserordentlichen Fleiss«, die »umfassende Kenntniss der Litteratur«, den »ungewöhnlichen Scharfsinn« und die »reiche Combinationsgabe« des Verfassers an, tadeln aber daneben den Mangel an der nöthigen Schärfe und an Strenge der Methode, die subjective an Nitzsch sich anschliessende Quellenkritik und die Willkühr im Aufbau positiver Resultate und verwerfen daher fast alle seine neuen Aufstellungen. Da ich dieser verurtheilenden Kritik gegenüber wenig zur Rettung des Buches beitragen kann und der Verfasser selbst todt ist, so möchte es angezeigt scheinen, hier keine weiteren Worte darüber zu verlieren; da es jedoch gilt, zu dem Standpunkt des Verfassers Stellung zu nehmen und eine vollständige Uebersicht über den Inhalt des Werkes in Bezug auf die äussere Geschichte nirgends gegeben worden ist, so werde ich mich einer neuen Besprechung nicht entziehen können. Ich bedauere, dabei den alten Wahlspruch verletzen zu müssen: de mortuis nil nisi bene.

Diese beiden Bände römischer Geschichte sind unstreitig das Beste, was der Verfasser geleistet hat, tragen indessen wie alle

seine früheren Schriften auch noch den Charakter des Unfertigen in Stoff und Form, sowie einer gewissen Einseitigkeit. Seine schriftstellerische Thätigkeit war von Anfang an von einer fast leidenschaftlichen, wenn auch nicht immer unberechtigten Opposition gegen Mommsen getragen; in diesen späteren Arbeiten hat er die Polemik nun allerdings in dem Ausdruck etwas gemässigt — obgleich auch hier sich noch unbesonnene Ausfälle finden, z. B. Bd. I S. 36 Anm. 1: »Mommsen R. G. I 321 ff. folgt der Tradition ohne Reflexion« —, hingegen ist der rückhaltlose Anschluss an Nitzsch in der Quellenbehandlung wohl hauptsächlich noch die Folge des Gegensatzes gegen Mommsen. Wir wollen die Parteinahme für Nitzsch dem Verfasser nicht unbedingt zum Vorwurf machen; in den Untersuchungen dieses Forschers, vor Allem in der starken Hervorhebung des tendenziösen Charakters der römischen Tradition, liegt zweifelsohne viel Wahrheit; allein Clason war bei Beginn seines Werkes so geblendet von dem Anblick des kunstvollen Gefüges der Nitzsch'schen Quellenanalyse, dass er ihr fast kritiklos gegenüberstand; erst nach und nach befreite er sich mehr von diesem Bann, und im 2. Bande besonders haben wir noch den Beweis, dass er allmählig dazu gelangte, auch bei Nitzsch Wahres und Falsches zu scheiden (vergl. u. a. Bd. II S. 2. 66. 88 ff.). Es ist nicht zu zweifeln, dass er bei weiteren Studien mit seiner Energie, Rastlosigkeit und Begeisterung in der Arbeit noch an manchen Orten zu abweichenden Ansichten gekommen wäre; so wie sie nun aber vorliegen, können sie nicht als der Ausdruck einer abgeschlossenen wissenschaftlichen Ueberzeugung betrachtet werden; es ist gleichsam noch Alles im Flusse; daher auch die vielen Nachträge.

Die Quellenuntersuchung bildet nun aber den Hauptinhalt des Buches; die Darstellung tritt davor ganz zurück. Leider fehlt eine Uebersicht der Resultate gerade in Bezug auf die Quellen. Wir wollen versuchen eine solche zu geben. Als Quellen kommen wesentlich in Betracht für den ersten Band (a. 365/389–411/343) Livius VI 2 bis VII 28, Plut. Cam. 33—42, Dionys XIV 12 ff., Diod. XIV 117 ff., Dio fragm. 26 u. a., Zonaras VII 24 f., für den zweiten Band Livius VII 29 bis VIII 25, Dionys XV 4 ff., Diodor XV 70 bis XVII 86, Dio frgm. 35 u. a., Zonaras VII 26 ff., Appian Samnit. 1. 2. Der Verfasser geht jedoch in seiner Untersuchung noch weiter zurück und knüpft

unmittelbar an das Ende des Buches von Nitzsch, die Zeit des Decemvirats, an; in dem grossen einleitenden Abschnitt zum zweiten Bande (S. 1—92), wo sich auch verschiedene Nachträge zu Band I finden, zieht er selbst noch frühere Abschnitte in die Betrachtung hinein; zugleich aber giebt er hier noch eine specielle Quellenanalyse zum 2. Samniterkriege. Dabei vertheilt er die vorliegenden Berichte nach Nitzsch an drei Hauptquellen, einen älteren Annalisten Fabius Pictor, einen mittleren aristokratischen Valerius Antias und einen jüngeren demokratischen Licinius Macer, wobei sich ebenfalls ergiebt, dass Livius und Dionys im Ganzen die jüngeren Quellen nachgeschrieben, Diodor dagegen ältere und bessere zu Rathe gezogen haben. Die Quellenbenutzung stellt sich für Livius folgendermassen: Livius 4, 7—50 nach Valerius Antias, 4, 51 — 57 nach Licinius Macer, 4, 58 — 5, 12 nach Valerius Antias, 5, 13 — 7, 28 nach Licinius Macer, 7, 29 bis 7, 42, 8 nach Valerius Antias, 7, 42, 8 — 8, 26 Licinius Macer, 8, 27 — 9, 15 Valerius Antias, 9, 16 — 21 Licinius Macer, 9, 22—43 Valerius Antias, 9, 43, e. bis 45 Licinius Macer, 9, 46 Valerius Antias, d. h. Livius benutzt für die Zeit vom gallischen Siege bis zum Beginn des 1. Samniterkrieges, bis VII 28, Licinius Macer als Hauptquelle, für den 1. Samniterkrieg und den Militäraufstand (VII 29 bis VII 42, 8) Valerius, für den Latinerkrieg wieder Licinius und beim 2. Samniterkrieg abwechselnd beide. Dionys, dem Plutarch und vielleicht Appian und Dio-Zonaras folgen, giebt den Anfang der Camillusgeschichte bis zu den Gallierkriegen nach Macer, das Folgende im Unterschied von Livius nach Valerius, den 1. Samniterkrieg mit Livius nach Macer, den Latinerkrieg nach Valerius Antias und den 2. Samniterkrieg zum grossen Theil nach Macer; für Diodor wird ein älterer Quellenschriftsteller als Valerius Antias, etwa Claudius Quadrigarius, angenommen.

Die Folgerungen, die sich aus diesem Quellenbefund für die Darstellung der politischen Entwicklung ergaben, ihre Auffassung als eine rein nach den späteren Parteitendenzen ausgeführte Geschichte, sind von den früheren Recensenten gewürdigt worden; hier kommen daher nur noch die Resultate für die äussere Geschichte in Betracht, und gerade diese hat unter der Hand des Verfassers ein ganz neues Aussehen erhalten. Er begnügte sich nicht damit, in viel grösserem Umfang, als es bisher geschehen,

spätere Erfindungen, romanhafte Darstellungen, Zahlenübertreibungen, beschönigende Familientraditionen, Wiederholungen u. s. w. in der Tradition aufzudecken, welche das Material zur effectvollen Schilderung der Kriege jener Zeit geliefert haben; sondern er will auch überall aus dem Wust falscher Nachrichten heraus die wahre Geschichte gleichsam neu erstehen lassen. Um nur das Wichtigste anzuführen, so werden die Latinerstädte Velitrae, Norba, Signia, Satricum, Setia zu Volskerstädten, Praeneste und Tibur zu Hauptfesten der Aequer gemacht; Satricum, Praeneste und Tibur treten erst kurz vor dem grossen Latinerkriege in den latinischen Bund; das Verzeichniss der latinischen Städte bei Dionys gilt nicht für den Zustand von 370/384, sondern 414/340. Von den sieben Volskerkriegen zwischen 389 und 377 v. Chr. bleibt nur der erste von 389, mit dem der Abschluss eines 70jährigen Krieges bezeichnet wurde; zu den Aequerkriegen gehört auch der Praenestiner-Krieg von 380, wo aber Praeneste nicht eingenommen wurde; die Kriege mit den Latinern und Hernikern derselben Zeit (389 – 377) beruhen auf Erfindung, und ist diesen beiden Stämmen bis 358 v. Chr. eine selbstständige und unabhängige Stellung anzuweisen; von den Etruskerkriegen ist nur der von 389 haltbar. In der Periode von 367 — 343 v. Chr. fallen die Gallierkriege von 367, 360, 358 und 350 dahin; von den vier Kriegen mit Tibur bleibt nur der von 354, der mit endgültigem Frieden und mit Eintritt von Tibur und Praeneste in den latinischen Bund schliesst; alle Hernikerkriege von 362—358 sind reine Erfindung, ebenso die Privernatenkriege von 358 und 342, nicht minder der Wiederaufbau der Mauern von Satricum a. 348, das erst 346 erobert wurde, ebenso die Volskerkriege von 353 und 345, sämmtliche Aurunkerkriege, alle Etruskerkriege ausser denjenigen von 357, 356 und 354. Die vielen Heldenthaten der Römer zwischen 367 und 343 reduciren sich auf eine einzige, vielleicht auch drei Schlachten; es war also eine unblutige Zeit. Beim 1. Samniterkrieg ist der Ursprung des Militäraufstandes apokryph, gleichwie die Kriegsereignisse von 342 und 341; der Friede gehört schon in das Jahr 343. Alle Nachrichten über die Colonisationen von Antium, Anxeur und Circeji vor dem Latinerkriege sind falsch; von den Kriegszügen gegen die Latiner ist nur der von 340 historisch, die von 339 und 338 zweifelhaft und dabei nur ein Friedensschluss und zwar im Jahre 340 anzunehmen.

Dies nur eine Auslese aus der Fülle des Neuen, welches das Buch uns bietet. Wahres und Falsches sind dabei bunt gemischt. Einzelnes können wir ohne Weiteres als bleibende Errungenschaften oder doch sehr beachtenswerthe kritische Leistungen herausheben, so im Allgemeinen die Streichung vieler sagenhafter Kriegszüge, so die Kritik der römisch-karthagischen Bündnisse, die von Neuem die Haltlosigkeit des ersten polybianischen Vertrages gezeigt hat, dann die Behandlung des latinischen Städteverzeichnisses bei Dionys (S. 209 ff.), die Leugnung allzufrüher Ausdehnung der Römer und Latiner durch Eroberung und Colonisationen. Anderes dagegen müssen wir als zweifelhafte oder haltlose Hypothesen und gezwungene Constructionen bezeichnen, so die Ausführung über den 70jährigen Krieg mit den Volskern von 459—389, über die Stellung von Praeneste zu den Aequern, den gemeinsamen Eintritt von Praeneste und Tibur in den latinischen Bund a. 354, die frühe Beendigung des 1. Samniterkrieges und des Latinerkrieges, die Annahme zweier Circeji, die fortwährende Bevorzugung Diodor's gegenüber Livius u. a. Den Grund zu solch' neuen Aufstellungen haben sehr oft mangelhafte Verwerthung und ungenaue Interpretation der bezüglichen Quellen gegeben. Wenn z. B. von den Volskerkriegen der Jahre 389—377 nur der von 389 angenommen wird, weil Diodor nach diesem Jahre nichts weiter von Volskerkriegen berichte, so ist dabei übersehen, dass Diodor in jener Zeit überhaupt von Rom keine Notiz nimmt, wie er denn seine Aufmerksamkeit oft nur gelegentlich auf Rom richtet. Ein sprechendes Beispiel für willkührliche Kritik liefert die Behandlung der Stelle Livius 8, 30, 7. Livius bemerkt zu der Schilderung einer Schlacht: auctores habeo bis cum hoste signa conlata; apud antiquissimos scriptores una haec pugna invenitur; in quibusdam annalibus tota res praetermissa est. Livius zählt also hier drei Arten von Quellen auf, und indem er selbst nur eine Schlacht geschlagen werden lässt, giebt er als seine Gewährsmänner die antiquissimi scriptores zu erkennen. Da aber Clason diese nicht brauchen kann, so findet er Bd. II S. 34 ff. in jener Aufzählung vier Arten von Quellen heraus, nämlich ausser den drei genannten noch die Grundquelle, nach welcher Livius erzähle, natürlich Valerius Antias! Wir könnten noch verschiedene andere Kunststücke der Kritik aufzählen; das Gesagte mag genügen, um zu zeigen, dass wir es

mit einem Buch voll origineller Gedanken und anregender Forschung zu thun haben, wo wir jedoch auf Schritt und Tritt nachprüfen müssen. Wir zweifeln nicht, dass der Verfasser bei seiner weiteren Entwicklung sich zu grösserer Umsicht und Besonnenheit durchgerungen und auch seine Sprache, die allerdings Monstren von Wort- und Satzbildung aufweist, verbessert hätte; die Wissenschaft hat in ihm unstreitig einen der regsten Arbeiter verloren.

Für die römischen Eroberungen in Unter-Italien nicht ohne Bedeutung sind zwei Quellenuntersuchungen über die Biographie des Pyrrhus bei Plutarch:

Petr. Müllemeister, De fontibus Pyrri Plutarchi. Diss. Göttingen 1875. (Wachsmuth gewidmet). Angezeigt von Herm. Peter (Meissen), Jen. Lit.-Zeit. 1875 S. 100.

Karl Wetzel, Die Quellen Plutarch's im Leben des Pyrrhus. Diss. Leipzig 1876. 42 S. 8. Angezeigt von Herm. Peter, Jen. Lit.-Zeit. 1876 S. 731.

Die erste Arbeit bekämpft die von den Vorgängern vertretene Ansicht, dass Hieronymus von Kardia Hauptquelle Plutarch's sei, und sucht ihn durch Timaeus zu ersetzen, auf den im Besonderen c. 1—12, c. 21 und 26 zum Theil zurückgeführt werden. Um diese Annahme zu widerlegen und der früheren zum Recht zu verhelfen, hat der Verfasser der zweiten Arbeit zur Feder gegriffen. Den Timaeus ganz beseitigend, vertheilt er die plutarchische Biographie an Hieronymus (c. 1—21. 25. 31ff.) und Phylarch (26—30); bei c. 22—24 schwankt er zwischen Hieronymus und Dionys. Mit dem Recensenten möchten wir in der Hauptsache auch eher der letzteren Arbeit zustimmen.

Am Schlusse dieser Periode können wir noch die neue Ausgabe des Niebuhr'schen Werkes anschliessen, das die römische Geschichte bis zum Beginn der punischen Kriege hinabführt:

B. G. Niebuhr, Römische Geschichte. Neue Ausgabe von M. Isler. 3 Bde. Berlin 1873 und 1874. S. Calvary.

IV. Die punischen Kriege und die Unterwerfung der griechischen Staaten.

Gleichsam als einleitende Arbeit für diesen Abschnitt ist zu verzeichnen:

M. Wende, Dr. phil., Ueber die zwischen Rom und Karthago vor Ausbruch des 1. punischen Krieges abgeschlossenen Verträge. Programm der Kortegarn'schen Realschule zu Bonn. Ostern 1876. 30 S. 4.

Der Verfasser behandelt in ziemlich ungeordneter und breiter Darstellung den Bestand des Quellenmaterials, das erste Bündniss bei Polybius, die bisherige Litteratur und die einzelnen kritischen Fragen bei jedem Bündnisse, und arbeitet sich mühsam mit vielen Wiederholungen durch die früheren Untersuchungen hindurch, um schliesslich zu keinem Resultate zu gelangen und vor lauter Bäumen den Wald nicht zn sehen. Er kann sich nicht entschliessen, mit Aschbach, Mommsen, Ihne, Clason den von Polybius überlieferten Vertrag vom Jahre 245/509 zu verwerfen; er meint vielmehr, man müsse an Polybius festhalten, so lange nicht der Gegenbeweis bis zur Evidenz geführt sei, was er beim jetzigen Stand des Materials für unmöglich hält. Indem er im Uebrigen den Ausführungen von Bröcker und Nissen beistimmt, giebt er für die einzelnen Verträge folgende Ansätze: 1. a. 245/509. 2. a. 406/348. (Der von Nissen auf 411/343 angesetzte ungewiss.) 3. a. 448/306. 4. a. 475/279. Dabei muss dann aber angenommen werden, dass dem Polybius einer der letzteren Verträge, sei es der von 306 oder der von 279 vor Chr., entgangen ist, da er im Ganzen nur drei kennt, und dies scheint mir nun sehr bedenklich, viel bedenklicher als der Zweifel an der Datirung des ersten Vertrages. Polybius' Autorität soll uns also gerade in der Zeit im Stiche lassen, wo er am ehesten Bescheid wissen musste und wo die Entscheidung für die Rechtsfrage lag, und dagegen als unantastbarer Zeuge für viel Früheres dienen? Die Sache liegt einfach so: entweder hat Polybius die Hauptsache, gerade die späteren Verträge, nicht recht gekannt; dann verdient er auch für das Frühere, das auch sonst vor der Kritik kaum bestehen kann, keinen Glauben; oder aber er giebt die Verhält-

nisse im Allgemeinen richtig, hat sich aber im Datum des ersten Vertrages geirrt. Auf alle Fälle darf man den Vertrag von 245/509 nicht einfach als Thatsache hinstellen, sondern höchstens als Möglichkeit.

Für den ersten punischen Krieg liegt eine Quellenuntersuchung vor von

Joannes Neuling, De belli punici primi scriptorum fontibus. Diss. Gottg. 1873. C. Wachsmuth gewidmet.

Der Verfasser giebt im ersten Theil (S. 1—18), gleichsam die Resultate seiner Arbeit vorwegnehmend, eine Uebersicht über die vorhandenen einschlägigen Autoren mit Bezug auf die von ihnen benützten Quellen, den Charakter und die Tendenz ihrer Darstellung; im zweiten tritt er nach einer kurzen Auseinandersetzung über die verlorenen primären Quellen in die Einzeluntersuchung ein, indem er die einzelnen Ereignisse des Krieges in chronologischer Folge durchgeht und jede Notiz auf ihren Ursprung zurückzuführen sucht. Wir erhalten dadurch ein viel vollständigeres Bild von dem Bestand des Quellenmaterials für diese im Ganzen dunkle Epoche als in früheren Bearbeitungen derselben, und verdanken dem Verfasser einen wesentlichen Beitrag zur Läuterung der so sehr entstellten Tradition über den ersten punischen Krieg. Ueberall werden uns Beweise dafür gegeben, wie übel die Geschichtsfälschung dem besiegten Theile mitspielte. Der Verfasser kommt zu dem Resultate, dass von den den Karthagern günstigen Quellen nur Philinus bei den uns vorliegenden Autoren Berücksichtigung gefunden hat und zwar, von der Biographie des Hamilkar bei Nepos abgesehen, nur bei zweien, Diodor und Polybius, bei jenem als Hauptquelle, so dass Diodor mit Collmann fast ausschliesslich auf Philinus zurückgeführt wird, bei Polybius dagegen nur neben Fabius Pictor in zweiter Linie, und wenn Polybius auch trotz seines fortwährenden Widerspruches gegen Philinus doch im Ganzen gern seiner Darstellung folgt, so hat er sich doch auch wieder nicht enthalten können, zu Gunsten Scipio's den Römern ungünstige Nachrichten zu unterdrücken, wie die Expedition des L. Cornelius Scipio nach Sardinien a. 259 v. Chr., die Erfolge der Karthager in Sicilien a. 254, und bei der Darlegung der Friedensbedingungen verwickelt er sich selbst in Widersprüche. Durch Diodor haben phi-

linische Notizen auch noch etwa bei Dio und Dio-Zonaras Einlass gefunden; die übrigen Darstellungen alle leitet der Verfasser von den einseitigen römischen Quellen, vor Allem Fabius Pictor, dann Aelius Tubero, Sempronius Tuditanus und Valerius Antias ab, wobei er aber directe Benutzung derselben nur bei dem leider hier ganz fehlenden Livius annimmt, der dann seinerseits als Hauptquelle dem Appian, dessen directe Verbindung mit Fabius Pictor der Verfasser gegen Hannak wohl mit Recht bekämpft, und Dio nebst Dio-Zonaras, als einzige Quelle den späteren Epitomatoren Eutrop, Orosius, Florus u. a. vorgelegen haben soll. Gegenüber Wölfflin, der den Orosius aus Coelius Antipater schöpfen lässt, will der Verfasser noch die Uebereinstimmung des Orosius mit Livius in Bezug auf die Friedensbedingungen festhalten. Unter diesen römischen Berichten zeichnen sich die späteren durch immer grössere Parteilichkeit, Entstellungen und Uebertreibungen zu Gunsten der Römer aus, was besonders an den Schlachtenberichten, den Nachrichten über das Schicksal des Regulus, über die Stellung der Römer zu den Verträgen u. a. illustrirt wird. Wenn wir auch den Schlussfolgerungen des Verfassers über den Charakter der Tradition beistimmen, so können wir doch vielfache Bedenken gegen seine Einzeluntersuchungen nicht unterdrücken; derselbe scheint uns in dem Bestreben, jede Notiz mit ihrem Taufnamen zu versehen, zu weit gegangen zu sein, und sich nicht von dem Fehler freigehalten zu haben, einmal vorgefasste allgemeine Ansichten über die primären Quellen, wie Philinus und Fabius Pictor, als Kriterien für ihre Wiederauffindung verwerthet zu haben; so ist gerade die Vertheilung des Polybius an diese beiden Autoren zu gewagt. Auch die Analyse von Diodor hat ihre Bedenklichkeiten, schon deshalb weil das allgemeine Urtheil über denselben nicht mit der Einzeluntersuchung stimmt; denn während dort Diodor im Allgemeinen einfach als philinisches Excerpt bezeichnet wird, werden hier von den zwölf ersten Abschnitten des Diodor Abschnitt 3, 4, 6, 8—11 dem Fabius gutgeschrieben.

Sehr reich floss die Litteratur über den zweiten punischen Krieg und vor Allem über die Quellen zu demselben. Von verschiedenen Seiten wurden die darauf bezüglichen Fragen in Angriff genommen und zu lösen versucht. Wir verzeichnen zunächst zwei kleinere kritische Aufsätze zu Polybius von

H. Droysen, Zu Polybius (mit zwei Karten). Rhein. Mus. N. F. XXX 1875 S. 62ff.

H. Droysen, Die polybianische Beschreibung der zweiten Schlacht bei Bäcula 548/206. Rhein. Mus. N. F. XXX S. 281 bis 284.

In der ersten Arbeit prüft Droysen: 1. die Beschreibung des Polybius von Neu-Karthago an der Hand genauer Karten und 2. die Schilderung des Marsches von Scipio vom Ebro nach Neu-Karthago. In Bezug auf den ersten Punkt gelangt er zu dem Resultat, dass Stadt und Hafen richtig dargestellt, wenn auch in der Orientirung verschoben sind, hingegen die Lage der Insel (Escombrera) ganz verkehrt aufgefasst ist; beim zweiten Punkt findet er, dass Polybius ein militärisches Wunder berichte, indem er die Nüchternheit und Strenge der historischen Wahrheit zur Verherrlichung Scipio's Preis gegeben habe. Beide Male hat Polybius dem Livius als Vorlage gedient.

Die zweite Arbeit soll an einem schlagenden Beispiel zeigen, wie gering die Befähigung des Polybius gewesen sei, militärische Verhältnisse aufzufassen und darzustellen.

Für die Kritik des Livius besonders haben drei Arbeiten neue Aufschlüsse gebracht, die auch im Jahresbericht über Livius bereits vermerkt sind, zunächst zwei, die von der Untersuchung einzelner Episoden ausgingen und deren Verfasser der Mommsen'schen Schule angehören:

O. Seeck, Der Bericht des Livius über den Winter 218/217 v. Chr. Hermes 1874 Bd. VIII S. 152—166.

Bereits von dem Berichterstatter für Livius, Prof. Wölfflin, als eine vortreffliche Arbeit gekennzeichnet.

Dieselbe liefert den Beweis, welcher Wust von Lügen sich bei den jüngeren Quellen in der Darstellung der Ereignisse jenes Winters angehäuft hat, vor Allem aber bei Livius. Dessen Nachrichten sind zum grossen Theil viel schlechteren Quellen entlehnt als die des Plutarch und Dio-Zonaras (Coelius). Zum Voraus erweisen sich die so detaillirten, jedoch mit vielen Widersprüchen erzählten Gefechte und Märsche zwischen der Schlacht an der Trebia und dem Amtsantritt des Flaminius als rein erfunden und können als Versuche späterer Historiker Roms, die Scharten des

römischen Kriegsruhms auszuwetzen, bezeichnet werden. Aber auch der Abschnitt über den Auszug und Amtsantritt des Flaminius ist unter dem Einfluss von, wahrscheinlich optimatischer, Parteifälschung entstanden.

Herm. Hesselbarth, De pugna Cannensi. Diss. Gottg. 1874. 33 S. 8. (Mommsen gewidmet.)

Der Verfasser secirt zunächst die Darstellung des Polybius, wobei er im Gegensatz zu Swinburn, Niebuhr, Peter, Mommsen u. a. findet, dass Polybius die Schlacht auf das rechte Ufer des Aufidus verlege, dann die Darstellung des Livius, die er auf bloss zwei Quellen, Coelius und Valerius, zurückführt. Den Haupttheil leitet er von Coelius ab, nämlich XXII. 40, 5 und 6 die Theilung des Lagers, 43, 2—44, 1, eine Doublette zu der List Hannibal's, dann 44—47 den eigentlichen Schlachtbericht und 48, eine Verschlimmbesserung zu dem Silenischen Bericht, ferner 50, 4—51, 4. 51, 5—54, 6. 58—61, 4. 61, 10—25; von Valerius dagegen den vorbereitenden Abschnitt c. 40, 7—43, 1, den Ausgang der Schlacht c. 49 (wozu die plausible Conjectur »undeviginti tribunos«) und noch c. 57. Im letzten Theil seiner Arbeit zeichnet der Verfasser die Ausbildung der Tradition über die Cannensische Schlacht in folgender Weise: als Originalquellen lagen vor: 1. ein gleichzeitiger römischer Schriftsteller, vielleicht im Anhang bei Fabius. 2. Silenus. Aus diesen stellte Polybius seinen Bericht zusammen, jedoch mit einigen Fehlern, mit einer zu grossen Zahl für die Gefallenen, einzelnen widersprechenden Angaben (113, 5. 117, 4. 117, 3), mit dem Irrthum, dass Atilius und Servilius das Heer nach Bekleidung des Consulats empfangen hätten und dass Atilius gefallen sei, endlich mit einer selbsterfundenen Rede des Paullus. Grösser schon war die Entstellung bei Coelius, der offenbar den Silenischen Schlachtenbericht für die Römer zurechtlegte, und bei Valerius Antias, den Appian (19—25) ausschrieb, während Livius beide oberflächlich zusammenschweisste.

Eine Anzeige dieses Schriftchens ist mir ausser im Jahresbericht über Livius, wo die Arbeit als eine im Ganzen sorgfältige bezeichnet wird, nicht zu Gesicht gekommen. Etwas grössere Aufmerksamkeit hat die Dissertation von Luterbacher, einem Schüler Wölfflin's, gefunden, welche, den Kreis der Betrachtung

etwas weiter ziehend, die beiden Bücher 21 und 22 zusammen zum Gegenstand der Untersuchung macht:

Franciscus Luterbacher, De fontibus librorum XXI et XXII Titi Livii. Argentor. 1875. 60 S. 8. (Wölfflin und Studemund gewidmet).

Diese Dissertation können wir als eine Fortsetzung von Wölfflin's Schrift über Antiochos von Syracus und Coelius Antipater (Winterthur 1872) und als Ergänzung zu dessen Bearbeitungen des 21. und 22. Buches von Livius (Leipzig 1873 und 1875) betrachten; es will uns scheinen, dass sie geradezu an die Stelle der hier von Wölfflin in Aussicht gestellten eigenen Untersuchung über die Quellen des Livius getreten ist, indem sie zu den meisten dort gegebenen kurzen quellenkritischen Anmerkungen die Beweise liefert. Da sie gleichsam alles Frühere zusammenfassen will, so setzt sie noch die Kenntniss von zwei anderen Arbeiten voraus, die sich auch mit Quellenuntersuchung auf diesem Gebiete, wenn auch nur nebenbei mit Livius, befassen, und deren Inhaltsangabe wir daher vorausschicken müssen. Zunächst eine kleinere Erstlingsarbeit:

Maximilianus Posner, Quibus auctoribus in bello Hannibalico enarrando usus sit Dio Cassius. Diss. Bonn 1874.

Posner betrachtet als die Quelle Dio's Coelius und erklärt die Uebereinstimmung zwischen Dio und Livius durch Benützung desselben Autors, indem er auch Livius in Buch XXI und XXII hauptsächlich aus Coelius schöpfen lässt.

Dann die umfassendste Arbeit auf diesem Gebiete, die wir, wenn wir auf den Umfang sehen, als die Hauptleistung für dasselbe bezeichnen können:

L. Keller, Dr. phil., Der zweite punische Krieg und seine Quellen. Marburg 1875, 223 S. 8.

Dies Buch bildet für den Verfasser selbst den Abschluss mehrjähriger Studien, die unter der Leitung von Nissen begonnen wurden. Als ersten Vorläufer dazu haben wir seine Dissertation: »de Iuba, Appiani Cassiique Dionis auctore« (Marburg 1872) zu bezeichnen, die sich in Verfolgung eines Gedankens von Nissen die Aufgabe setzt, zu zeigen, dass Iuba's *ἱστορία Ῥωμαϊκή* Quelle

gewesen sei für Appian VIII 1—66 uud Cassius Dio frgm. 57, 62—68 (Zonaras IX 11—14), welche Abchnitte den Schluss des Krieges von 204—201 v. Chr. behandeln (Vgl. die Anzeigen von A. v. G(utschmid) im Lit. Centralbl. 1873 S. 771f., von F. F. im philol. Anzeiger 1874 VI 1. S. 28f. und C. Peter, Jen. Lit. Zeit. 1875 S. 169f.). Als Fortsetzung dazu erschien im Rhein. Mus. XXIX 1874 S. 88—96 der Aufsatz: Zu den Quellen des hannibalischen Krieges, wonach die Nachrichten jener Schriftsteller über den Krieg in Spanien (Appian VI 1—38, Dio frgm. 54—57, 62 Zonaras VIII 19—IX 10) als Ausfluss des Iuba'schen Geschichtswerks dargestellt werden. Diese Arbeiten bilden den Ausgangspunkt für die zuletzt erschienene Gesammtuntersuchung, welcher der Verfasser den etwas seltsamen Titel — die Untersuchung gilt nämlich nur den Quellen — gegeben hat.

Der erste Theil des Buches S. 1—56 »König Iuba's Römische Geschichte« sucht die Ueberreste des afrikanischen Geschichtswerkes aus der vorhandenen Tradition über den 2. punischen Krieg herauszuheben, indem er in den vier ersten Kapiteln den Inhalt der genannten Dissertation, im fünften die Abhandlung aus dem Rheinischen Museum, letztere in fast durchweg wörtlicher Wiederholung, jedoch ohne Hinweis auf den früheren Abdruck, wiedergiebt und dazu in einem sechsten die Benutzung Iuba's durch Appian, Dio und Dio-Zonaras auch in der Darstellung der Kriegsereignisse in Italien (Appian B. VII Dio frgm. 57 p. 40. Zon. VIII 21—IX 11) nachweist. In diesem letzteren Abschnitt glaubt jedoch der Verfasser am wenigsten neue und selbstständige Forschung bei Iuba, vielmehr vollkommene Uebereinstimmung desselben mit Livius zu finden, während er in seiner Darstellung der afrikanischen und spanischen Kämpfe als Originalquelle die numidische Chronik erkennt.

Nach Ausscheidung der afrikanischen Tradition macht sich der Verfasser an die übrigbleibenden römischen Berichte. Im 2. Theil S. 57—126 constatirt er an der Hand der Parallelberichte des Livius und Polybius für die späteren Kriegsjahre die Verwerthung einer gemeinsamen Quelle seitens dieser beiden Autoren und zwar einer aus zwei Quellen mangelhaft compilirten Darstellung; als die Urquellen dazu, die also auch Polybius nur durch den späteren Compilator benutzte, bezeichnet er zwei von verschiedenen Parteistandpunkten aus abgefasste Schriften, eine das

scipionische Interesse vertretende Schrift, wohl des P. Scipio, für die Kriege in Spanien und Afrika, und eine auf dem Standpunkte der Senatspartei stehende, wohl das Werk des Fabius Pictor (vgl. das Tableau der Quellen S. 122). Neben dieser so zusammengesetzten Hauptquelle findet er bei Livius auch noch die Verwerthung des Coelius. Im dritten Theil S. 127—170 wird dann die Frage nach dem Urheber jener dem Livius und Polybius zu Grunde liegenden Compilation gestellt und in ihm der Annalist L. Calpurnius Piso Frugi nachgewiesen. Der vierte Theil endlich holt unter dem Titel »Hannibal und die ersten Kriegsjahre« S. 171—215 den Beweis dafür nach, dass auch die bei Livius und Polybius vorliegende Tradition für die ersten Kriegsjahre ihre definitive Feststellung durch Calpurnius Piso in allen wesentlichen Theilen erhalten habe, wobei auch wieder der Charakter von dessen Darstellung als einer Compilation verschiedener Parteischriften (für Hannibal neben einem römischen Schriftsteller das Werk des Silenus) erkennbar war.

Das so viel Neues bietende und trotz der Schwierigkeit des Gegenstandes in fliessender Darstellung abgefasste Buch wurde, wie billig, grosser Aufmerksamkeit von Seiten der Kritik gewürdigt. Besprechungen darüber erschienen in der Jen. Lit.-Zeit. 1875 S. 169f. von C. Peter, im Lit. Centralbl. 1875 S. 507f. von einem Anonymus, in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1875, XXVI S. 364 von J. Jung, im Magazin für die Litteratur des Auslandes 1876 1. Theil. S. 32 von J., im Philol. Anzeiger VII 1. S. 56ff. 1875 von Franz Luterbacher.

Als eine Entgegnung darauf kann nun auch, soweit es wenigstens die römische Tradition betrifft, die wir in unserer Besprechung von der africanischen trennen müssen, die Dissertation Luterbacher's betrachtet werden, der zwar das Keller'sche Buch nur noch beim Abschluss seiner Arbeit berücksichtigen konnte.

Während Keller fast unbekümmert um fremde Ansichten mit durchsichtigem Plan kühn seinem Ziele entgegen eilte, so geht Luterbacher überall mit ächt philologischer Gründlichkeit zu Werke, drängt dabei aber so viele und oft verschiedenartige Beobachtungen bei Besprechung einzelner Stellen zusammen, dass wir etwa den leitenden Gedanken verlieren und uns selbst wieder die zerstreuten Glieder zusammen suchen müssen. Er giebt

zuerst eine vollständige und orientirende Uebersicht über die bisherige Litteratur und die einzelnen Standpunkte in der vorliegenden Frage, spricht hierauf allgemein von dem Charakter der römischen Annalisten und ihrer Schriftstellerei, insbesondere von der Art ihrer Quellenbenutzung, dem Umfang ihrer Werke und ihrer rhetorischen Bildung, wobei er gegen Böttcher und Keller darauf aufmerksam macht, dass weder das Werk des Coelius, noch das des Piso oder des Cato ihrem Umfange nach ausgereicht hätten, um Livius ausreichendes Material für seine ausführliche Darstellung des hannibalischen Krieges zu liefern, dass ferner in der Nichterwähnung des Polybius in diesem Theil der Geschichte des Livius kein Grund gegen die Benutzung desselben durch den letzteren zu sehen sei. Sodann zum Hauptthema seiner Untersuchung, dem Verhältniss zwischen Livius und Polybius übergehend, bekämpft er zunächst alle weiteren Gründe, welche von Nitzsch, Nissen u. a. gegen die Verwerthung des Polybius durch Livius geltend gemacht werden und entwickelt hernach die für dieselbe sprechenden Argumente, welche darin gipfeln, dass auf keine andere Art sich die Uebereinstimmung beider Autoren ebenso befriedigend erklären lasse wie durch die Annahme directer Benutzung des einen durch den andern. Im Weitern werden nun die Grundsätze festgestellt, welche Livius bei der Benutzung des Polybius anwandte, endlich auch das Verhältniss zwischen Livius und den beiden römischen Annalisten Coelius und Valerius nachgewiesen, worauf zum Schlusse noch einige allgemeine Bemerkungen über den Character der livianischen Geschichtsschreibung, Doubletten und Widersprüche des Livius folgen. Fassen wir das Hauptresultat der an interessanten Beobachtungen überaus reichen Schrift zusammen, so geht es in Bestätigung der Ansichten von C. Peter und E. Wölfflin dahin: Livius hat die beiden Bücher aus Polybius und Coelius geschöpft mit wenigen Beifügungen aus Valerius Antias; dem Polybius folgt er in der gesammten Anordnung des Stoffes und in der Darstellung der Feldzüge und Schlachten (XXI 5. 21—23. 25. 26, 3—30. 31—37 (Alpenübergang). 39—48 (Treffen am Tessin). 52—55, 4 (Trebia). 60—61, 4. XXII 17—18. 23, 9—24, 10. 28—29. 45—47 (Erster Theil der Schlacht bei Cannae), dem Coelius in den Nachrichten über Gesandtschaften, städtische und religiöse Angelegenheiten, bei Reden u. dgl., XXI 63, XXII 25, 18ff.

XXI 22, 5—9. XXII 1. 3, 11—14. 5, 8. 6, 1. XXI 31, 9—12. 32, 6—7. 37, 2 u. 10. 25, 5. 45. 37, 13—14. XXII 6—16. 17—20. 57—58). Den Valerius braucht er überall gelegentlich zur Ausfüllung mit bestimmten Zahlen und Namen, in zusammenhängendem Auszug XXI 49—51. 59, besonders aber im 22. Buch (c. 19, 6 bis 12. 20, 4—21, 8. 24, 11—14. 31, 1—7. 40, 9—42, 12). Indessen will der Verfasser in diesem Buch, wo Livius sich im Ganzen mehr an römische Berichte als an Polybius hielt, nicht immer genau zwischen Coelius und Valerius scheiden.

Von Anzeigen dieses Schriftchens sind mir bekannt geworden die in der Jen. Lit. Zeit. 1876 S. 505 f. von H. Peter, die im Lit. Centralbl. 1876 S. 245 von einem Anonymus und die im Philol. Anzeiger von Wölfflin selbst, Bd. VII 1875 S. 226—228.

Luterbacher nimmt zunächst den andern genannten, wie auch den meisten früheren einschlägigen Arbeiten gegenüber eine Sonderstellung ein, indem er die directe Benutzung des Polybius durch Livius behauptet und für diese These eigentlich zum ersten Mal ein umfangreiches Beweismaterial sammelt; er tritt dadurch in offenen Gegensatz zu Hesselbarth und Posner, besonders aber zu Keller, der selbst gesteht, dass seine Arbeit für diejenigen, welche Livius aus Polybius schöpfen lassen, nicht geschrieben sei. Dagegen findet er einen Bundesgenossen an Droysen, der in jenen Stellen für den spanischen Krieg ein solches Abhängigkeitsverhältniss ohne Weiteres annahm. In dieser Cardinalfrage, ob Polybius auch in diesen früheren Partien dem Livius vorgelegen habe oder nicht, entscheiden unter den Recensenten natürlich Peter und Wölfflin zum Voraus für Luterbacher, ebenso der Anonymus im Litterarischen Centralblatt (zu Luterbacher), eher gegen ihn Jung (zu Keller s. o.) und ganz entschieden dagegen der Anonymus im Litterarischen Centralblatt (zu Keller s. o.). Wölfflin hat die merkwürdige Entdeckung gemacht, dass jenes der Standpunkt der Philologen, dieses der Standpunkt der Historiker sei, welche Parteischeidung auch Luterbacher von seinem Meister acceptirt (siehe seine Anzeige zu Keller). Wir wollen mit ihnen nicht darüber rechten, nach was für Zeichen sie Philologen und Historiker sondern und auf was für Erfahrungen sich die Behauptung einer so seltenen Einstimmigkeit der letzteren gründet; jedoch müssen wir ihnen gestehen, dass wir, die wir uns wohl unter die Kategorie

der Historiker einreihen müssen, die directe Benutzung des Polybius durch Livius anerkennen, nur nicht in solchem Umfang, wie Luterbacher will. Uebrigens ist schon nach den speciellen Ausführungen Luterbacher's selbst Einiges von seiner allgemeinen Behauptung, dass Polybius die Hauptquelle zu Livius B. XXI und XXII sei, abzuziehen, indem er selbst den grösseren Theil von Buch XXII römischen Quellen zutheilen muss. Wir werden nun aber zeigen, dass auch noch andere Abschnitte, die er aus Polybius ableitet, einen anderen Ursprung haben müssen. Als ersten zusammenhängenden polybianischen Abschnitt bei Livius bezeichnet Luterbacher S. 32—33 B. XXI c. 5, die ersten Feldzüge Hannibals in Spanien gegen Olcader und Vaccaeer (Pol. III 13—14) (Wölfflin zu Livius: »frei nach Polybius«). Mit grosser Kunst werden dabei einzelne Abweichnngen des Livius von Polybius als willkürliche oder zufällige Aenderungen oder als Missverständnisse zu erklären versucht, wie der Name Cartala für die Stadt der Olcader statt *Ἀλθαία*, die Bezeichnung der Olcader als eines transhiberischen Stammes, die Erwähnung der reichen Beute von den Olcadern und einzelne taktische Ausdrücke in Bezug auf die Schlacht gegen die Carpetaner. Andere und nicht unwesentliche Abweichungen dagegen werden gar nicht vermerkt, so die Bezeichnung von Cartala als urbs opulenta und caput gentis und die Gegenüberstellung der minores civitates 5, 4 (dort diripit, hier stipendio imposito), dann der Ueberfall des Hannibal durch die Flüchtlinge und Carpetaner 5, 8 und die Art und Weise der Rettung durch Ueberschreiten des Ebro 5, 9; die einzelnen Bewegungen und Momente der Schlacht werden durchweg anders gegeben und endlich ist auch von der Uebergabe der Carpetaner intra paucos dies 5, 16 und von einem Zwist mit den Turdetanern 6, 1 bei Polybius nichts zu finden. Muss es demnach hier schon als sehr gewagt erscheinen, Livius als eine Uebertragung des Polybius zu bezeichnen, so noch mehr beim zweiten Abschnitt Liv. XXI. 21 —23 über die Vertheilung der Truppen Hannibal's und den Marsch nach den Pyrenäen (Pol. III. 33—35), wo Livius den Polybius wiedergegeben haben soll mit Einschiebung des Weggangs nach Gades, (21, 9. 22, 5), des Gesichts in Onussa (22, 5—9) und des Abzugs der Carpetaner (23, 4 Luterbacher S. 33). Allein auch hier ist dies nur eine Auslese von Abweichungen, welche die ganze Darstellung durchziehen. Gehen wir kurz beide Capitel durch, so findet

von den vorbereitenden Massregeln Liv. 21, 1—8 nur 21, 7—8 eine Parallele bei Polybius (33, 5. Eine Rede ähnlich wie Liv. 21, 2—6 erwähnt Polybius 34, 7f. in anderem Zusammenhang), 21, 9 ist von vornherein dem Polybius fremd, bei 21, 10—22, 4, Aufzählung der Streitkräfte, befolgt Livius nicht nur eine andere Anordnung, sondern giebt auch einzelne nichtpolybianische Angaben (die Zahl der 870 Balearischen Schleuderer, die 300 Ilergeten ex Hispania, die nähere Bezeichnung der Libyphönicier u. a.), 22, 5—9 ist wieder zugestandener Maassen aus einer andern Quelle; dann soll 23, 1 wieder das polybianische Excerpt beginnen; sehen wir jedoch näher zu, so ist die Situation und die Reihenfolge der Ereignisse bei beiden Autoren ganz verschieden: Livius lässt Hannibal nach der Rückkehr von Gades ohne Weiteres aufbrechen (22, 5) und sagt erst bei der Ueberschreitung des Ebro, dass er Gesandte vorausgeschickt habe (23, 1); Polybius dagegen lässt ihn noch in den Winterquartieren die Rückkehr der Gesandten abwarten, deren Aussendung er nicht gemeldet hatte. Bei Livius überschreitet Hannibal den Ebro unter dem frischen Eindruck des Gesichts von Onussa, bei Polybius bricht er überhaupt erst nach reiflicher Ueberlegung und vollendetem Entschlusse auf (34, 1—6). So gewinnt die ganze Handlung ein total verschiedenes Aussehen. Beim Weitermarsch vom Ebro sollen nach Polybius neben den Ilergeten und Bargusiern die Aerenosier und Andosiner unterworfen worden sein, bei Livius Ausetaner und Lacetaner; endlich wird auch die Geschichte von der Entlassung eines Theils der Truppen bei Livius der Hauptsache nach anders gegeben als bei Polybius. Kurz Alles spricht dafür, dass Livius hier, wie c. 5, im Ganzen, und gerade auch in den militärischen Zügen, einer anderen, meist ausführlicheren Quelle folgte, und dass von einer Benutzung des Polybius nur insoweit gesprochen werden kann, dass sich etwa polybianische Reminiscenzen in den fremdartigen Gang der Erzählung einschlichen, nicht aber umgekehrt. Denselben Beweis könnten wir auch noch für andere sogenannte polybianische Abschnitte leisten, und so möchten sich noch an manchen Orten die Resultate Luterbacher's vor einer mikroskopisch genauen Analyse um ein Merkliches reduciren.

Dies über das Verhältniss des Livius zu Polybius. Eine zweite Hauptfrage, die Keller angeregt hat, betrifft die Stellung des Annalisten Calpurnius Piso zu Livius und Polybius. Der

Raum verbietet uns, auch hier in's Detail der Untersuchung einzutreten; wir bemerken daher nur, dass uns die Hypothese Kellers, Piso sei Quellenautor für Polybius und Livius gewesen, von allen hier angeregten die am wenigsten glückliche zu sein scheint; wir können uns daher der unbedingten Anerkennung, welche die Recensenten im Litterarischen Centralblatt und im Magazin für die Litteratur des Auslandes — welcher letztere übrigens auch Schwegler zu den Bearbeitern des 2. punischen Krieges rechnet — Keller zu Theil werden lassen, nicht anschliessen und theilen die Bedenken, welche Wölfflin und Luterbacher wegen des geringen Umfangs des pisonischen Geschichtsbuchs und speciell mit Bezug auf Polybius wegen der zweifelhaften Priorität Piso's dagegen hegen; auch müssen wir uns mit Peter gegen eine solche Herabsetzung des Polybius zu einem gedankenlosen Contaminator aussprechen. Auch bei Livius halten wir es für gefährlich, durchweg ganze Abschnitte einem bestimmten Autor zuzuschreiben. Nach Allem betrachten wir alle die genannten Arbeiten zwar als erwünschte und förderliche Beiträge, aber noch lange nicht als Lösungen zur Liviusfrage.

Eine besondere Beachtung verdient auch noch die Stellung, welche in den einzelnen Untersuchungen speciell der Geschichtsschreibung des Polybius zugewiesen worden ist — es steht dieselbe (Keller, Droysen) zum Theil sehr im Gegensatz zur bisherigen im Allgemeinen hohen Werthschätzung dieses Autors — sowie die Frage nach den Urquellen; wir müssen uns jedoch versagen, darauf einzugehen und berühren nur noch kurz die von allen übrigen ziemlich unabhängige Frage nach dem Verhältniss von Iuba zu unserer Tradition, welche im ersten Theil von Keller's Buch erörtert ist. Hierin hat Keller grössere Anerkennung gefunden als mit Bezug auf Piso; den allgemein zustimmenden Recensenten im Litterarischen Centralblatt und Magazin für die Litteratur des Auslandes gesellen sich hier noch bei C. Peter, wenn auch mit einigen Reserven, F. F. im Philol. Anzeiger und von Gutschmid (siehe oben). Jung dagegen ist nicht überzeugt. Uns scheint Keller allerdings eine grosse Zahl von Indicien dafür beigebracht zu haben, dass bei Appian und Cassius Dio eine ganz besondere Quellenströmung vorliegt, die auf Iuba schliessen lässt; allein wir hegen auch hier vielfache Bedenken gegen die Strenge seiner Beweisführung im Einzelnen. Keller hat unstreitig grosses Talent in der Bearbeitung schwieriger Fragen an den Tag gelegt; allein sein

Grundsatz, »dass, wenn auch die Gründe im Einzelnen widerlegbar, das Ganze doch unerschütterlich sei« ist durchaus verkehrt und in Befolgung desselben wird er nie einen wissenschaftlichen Beweis leisten.

Weniger eingreifend und umfassend waren die sachkritischen und darstellenden Arbeiten über den zweiten punischen Krieg, welche in unsern Zeitraum fallen. Das Wichtigste hat Mommsen geleistet in einer kleinen Untersuchung, die zwar direct die Epoche der Keltenkriege zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege betrifft, im Weiteren aber von grosser Bedeutung ist für die Kenntniss des Standes der römischen Militärmacht beim Beginn des hannibalischen Feldzuges:

Th. Mommsen, Das Verzeichniss der italischen Wehrfähigen aus dem Jahre 529 d. St. (225 v. Chr.) Hermes 1876. XI S. 49—60.

Mommsen vollzieht zum ersten Mal eine kritische Sichtung der Ueberlieferung über das Verzeichniss der italischen Wehrfähigen vom Jahre 529/225 und führt alle Berichte (Polybius 2, 24. Diodor 25 p. 511 Wess. Liv. ep. 20. Eutrop. 3, 5. Orosius 4, 13. Plin. h. n. 3, 20, 138) mittelbar oder unmittelbar auf Fabius zurück, als dessen Vorlagen er officielle Acten betrachtet. Eine einleuchtende handschriftliche Correctur des Livius (in »ac ccarmatorum« das Zeichen für 500 in a verdorben) führt zu dem Resultat, dass alle die Gesammtzahl wesentlich übereinstimmend überliefern, und die Verbesserung eines Schreibfehlers bei Orosius (CCLXXXXVIIIICC aus CCCXXXXVIIICC) bestätigt die Zuverlässigkeit und Unverdorbenheit der polybianischen Theilzahlen. In der ausführlichen polybianischen Liste findet er zwar die ganze erste Hälfte der Summenziehung mit Hultsch sprachlich und sachlich bedenklich, verficht jedoch im Allgemeinen die Uebereinstimmung der Gesammtsummen für Fussvolk und Reiterei mit den Theilzahlen; er bekämpft daher auf's Lebhafteste die Ansicht von Niebuhr und Nitzsch, dass die activen Legionen in den später angeführten Zahlen der Römer und Campaner wieder mit enthalten und von den Gesammtsummen abzuziehen, also statt über 700000 und 70000 nur 590000 und 60000 zu zählen seien. Die in jener dritten Kategorie Aufgeführten betrachtet er einfach als die Restsummen der gesammten Waffenfähigen nach Abzug der

Einberufenen. Mit Bezug auf den örtlichen Umfang des Verzeichnisses kann er weder die Annahme billigen, dass die griechischen Städte Süditaliens fehlen (Zumpt), noch die, dass die Bruttier (Zumpt, Nitzsch, Wietersheim) oder Paeligner (Nitzsch) fehlen; er vermisst bloss die Bojer und die Bewohner von Picenum und des ehemaligen senonischen Gebiets; im Ganzen also umfasst das Verzeichniss nach ihm das italische Festland bis zum Apennin, resp. Rubico. Die scheinbare Differenz zwischen der von Polybius gegebenen Gesammtzahl der waffenfähigen römischen Bürger (325,300) und den Censuszahlen des nächstliegenden Jahres (a. 520/1: 270713) erklärt er dadurch, dass unter jenen 325300 auch die cives Romani Campani mitenthalten seien, die einen besonderen Census hatten, nach Liv. 23, 5 etwa 30000 und 4000. Nach Abzug dieser ergiebt sich die Zahl 291300 als die Summe der tabulae juniorum von 529/225 oder der Liste des Lustrums von 525/229, womit auch erwiesen sein soll, dass die römischen Censuszahlen sich nur auf die tabulae juniorum beziehen.

Zwei Beiträge von ungleichem Umfang, aber wohl gleich wenig Belang zur Geschichte Hannibal's lieferten Ihne und Maissiat:

W. Ihne, Ueber Hannibal's Abwesenheit von Karthago. Rhein. Mus. 1873 Bd. 28 S. 478—482.

Die widersprechenden Angaben der Autoren über die Zeit der Abwesenheit des jungen Hannibal von Karthago sucht Ihne dadurch zu vereinigen, dass er annimmt, Hannibal habe zuerst unter seinem Vater in Spanien gedient, dann nach dem Tode desselben fünf Jahre in Karthago verlebt, worauf er zu Hasdrubal nach Spanien zurückgekehrt sei. Wir können dies nur als einen unglücklichen Versuch bezeichnen, die Erzählung des Liv. XXI 3, 2 und 4, 1 zu retten. Die richtige Lösung hat wohl E. Wölfflin, Antiochos und Coelius, S. 40 ff., gegeben, indem er jene livianische Episoden als das Machwerk eines römischen Annalisten (Fabius) ausscheidet. Auch Ihne's Ausführung in den Nachträgen Bd. IV S. 309 hat uns nicht mehr überzeugt.

Jacques Maissiat, Annibal en Gaule. Paris 1873, 418 S. 8.

Wie alle Bücher des Verfassers ist auch dieses im Verhältniss zum Inhalt sehr voluminös, in der Behandlung des Stoffes dilettantenhaft und tendenziös-apologetisch für die Gallier. Es

behandelt: 1. die Ursachen des 2. punischen Krieges S. 18—79, 2. die Route Hannibal's vom Ebro bis zur Trebia S. 80—307, 3. die Geschichtsschreibung des Livius S. 308—393. Wie es sich mit dem Werth dieser Untersuchungen verhält, hat A. Bouché-Leclercq in einer scharf verurtheilenden Recension des Buches in der Revue Critique 1874. II S. 186ff. treffend gezeigt; mit Recht nennt er den ersten und dritten Abschnitt, deren Haupttendenz dahin geht, Livius als Verkleinerer und Verleumder gegenüber den Galliern hinzustellen, zum Voraus haltlos, da sie aller kritischen Analyse baar sind. Aber auch der zweite Theil, die Darlegung der geographischen und militärischen Gesichtspunkte der Expedition, worauf der Verfasser sein besonderes Interesse gerichtet hat, verdient keine ernstliche Polemik und strotzt von Wunderlichkeiten. Der Verfasser versucht die Lösung der topographischen Fragen an der Hand einer Uebersetzung des Polybius aus den Jahren 1728—1730 und ohne Berücksichtigung der früheren Forschungen; er lässt Hannibal die Rhône bei Bourg St. Andréol überschreiten, der Rhône entlang hinauf bis zum Zusammenfluss mit dem Guiers ziehen, dann durch das Chambéry und das Thal der Isère und des Arc über den Mont Cenis nach Susa gelangen. Ihne erweist wohl dem Buche zu grosse Aufmerksamkeit, indem er es als die neueste Untersuchung »von grossem Gewicht« in seinen Nachträgen Bd. IV S. 304, 305 ankündigt.

Eine eingehende Besprechung hat das Schicksal von Capua erfahren durch

Dr. Max Zöller, Das Senatsconsultum über Capua im Jahre 211 v. Chr. und dessen Ausführung. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Mühlhausen 1874/1875, 26 S. 8.

Die Arbeit bildet die Fortsetzung des mehr in's Gebiet der Alterthümer gehörenden Aufsatzes des Verfassers: Die staatsrechtlichen Beziehungen Rom's zu Capua (Jahrb. für Phil. und Paed. 1874), wo das Verhältniss Capua's nach dem Jahre 338 v. Chr. im Unterschied zu Mommsen gezeichnet und allgemein als der Ausdruck des Verfahrens der Römer gegen dediticii dargestellt wurde. Nach der Wiedereroberung von 211 erfuhren die Capuaner dagegen das Schicksal der devicti. Der Verfasser findet einen Widerspruch zwischen der von Livius XXVI 16 mitgetheilten Ver-

fügung über Capua und dem Beschlusse des Senats darüber (Liv. XXVI 34), und sucht denselben durch Annahme verschiedener Quellenbenutzung zu lösen. Er kommt zu dem Ergebniss: Livius referirt zuerst nach einer Quelle, die neben der allerdings nur in knappster Form gegebenen und daher leicht Missverständnissen ausgesetzten Bemerkung über die Personen sich zugleich ausführlicher über das Schicksal der Stadt selbst ausliess, weshalb Livius oder sein Gewährsmann die Sache für abgethan hielt; daher die Schlussbemerkung: ita ad Capuam res compositae (16, 11). Im weiteren Verlauf begegnete Livius jedoch einer zweiten Darstellung, die besonders über die Personen sich verbreitete und daher von Livius nachträglich aufgenommen wurde (c. 34). So entsteht aber der Verdacht, als ob wir es mit verschiedenen Beschlüssen zu thun hätten, während beide Beschlüsse über Personen und Stadt in einem Senatsconsult zusammengefasst waren. Der Wortlaut des Senatsconsults c. 33 und 34 ist zudem von Livius ungenügend excerpirt. — Wir können dieser Erklärung gar nicht beistimmen und finden überhaupt keinen solchen Gegensatz zwischen Livius 16 und 34; der Unterschied der beiden Referate ist ein ganz anderer, als wie hier auseinandergesetzt wird. Der Verfasser hat selbst Schwierigkeiten in den Text hineingelegt, die gar nicht vorhanden sind. Er findet z. B. einen Widerpruch zwischen der Notiz c. 16, 6 multitudo alia civium venumdata und 16, 11 multitudo civium dissipata, indem er die multitudo alia als multitudo cetera fasst, d. h. auf alle übrigen Bürger bezieht, während Livius damit nur die letzte Kategorie derer bezeichnet, qui capita rerum erant, 16, 5. Diese nämlich zerfallen nach 16, 6 in LXX principes senatus (interfecti), CCC nobiles (in carcerem conditi), alii (von denen es heisst: variis casibus interierunt) und die multitudo alia, die verkauft wurde, und werden 16, 11 wieder zusammengefasst unter der Bezeichnung: maxime noxii. Denselben steht dann hier die multitudo civium, d. h. die Masse der gewöhnlichen Bürger gegenüber, deren Schicksal Livius erst hier erwähnt. Ebenso irrthümlich ist die Deutung der 3. und 4. Bestimmung des Senatsbeschlusses Liv. 34, 4 und 5; es zeigt sich auch hier, dass der Vorwurf der Nachlässigkeit, den der Verfasser gegen Livius erhebt, auf ihn selbst zurückfällt.

In Bezug auf die Verwerthung des ager Campanus findet der Verfasser, dass erst im Jahre 200 vor Chr. die Besiedlung

feststehe. Für die Verwaltung der Stadt leugnete er in seinem früheren Aufsatze das Vorhandensein einer fortlaufenden römischen Magistratur seit 318 (nach Livius), hier auch für die nächste Zeit nach 211 und nimmt mit Voigt an, dass Capua eine Zeit lang, wahrscheinlich bis 194, wie Etrurien, Bruttium, Tarent, eine von einem Prätor oder Proprätor regierte Provinz gebildet habe. Die Einsetzung der IV viri praef. j. d. C. C. lässt er erst nach Ausführung der Colonien Volturnum, Liternum und Puteoli stattfinden.

Den Beschluss über die punischen Kriege mögen zwei rein darstellende Arbeiten machen:

Dr. M. Planck, Karthago und seine Heerführer. Ein Beitrag zur Kenntniss des karthagischen Volks. Ein Vortrag. Programm des k. Gymnasiums in Ulm 1873/1874. 26 S. 4.

Ein mit Rücksicht auf die Schule ausgearbeiteter Vortrag, der ohne neue Resultate zu bringen, jedoch mit Kenntniss der kritischen Fragen, ein lebendiges und lesbares Gemälde des karthagischen Staates und Volkes entwirft. Die allgemeinen Gesichtspunkte sind dabei vorwiegend; eine Reihe von Vorgängen aus der karthagischen Geschichte werden in nicht streng chronologischer Folge um die einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten gruppirt, um den verdorbenen Geist des Volkes zu zeichnen, insbesondere seine unmenschliche Kriegführung, seine Untüchtigkeit zu eigenem Kriegsdienst, Habsucht, Treulosigkeit u. a. Das Bild enthält überhaupt allzu einseitig bloss Schattenseiten und der Verfasser setzt sich etwas zu leicht über den Umstand hinweg, dass nur gegnerische Zeugnisse den Stoff dazu geliefert haben.

Stone, The Hannibalian or second Punic war, extracted from the third Decade of Livy. Eton 1874.

Das Buch enthält, wie eine Anzeige im Athenaeum 1874 I S. 93 bemerkt, nicht viel Anderes als eine Uebertragung des Livius mit grammatischen und historischen Anmerkungen.

Die Beziehungen Rom's zum Osten behandeln Arbeiten von Rospatt, Scott und Kästner.

Jos. Rospatt, Die Beziehungen zwischen dem römischen Senat und Philipp III. bis zum Frieden von 205 vor Chr. Index lect. von Münster, Sommersemester 1874.

Derselbe, Die Beziehungen zwischen Philipp III. und den Römern bis zum zweiten Kriege mit Rom. Index lect. 1874 auf 1875.

In Fortsetzung des Programms von 1870/71, »über die Beziehungen zwischen dem römischen Senat und den griechischen Staaten von den ersten Zeiten bis zum Ende des illyrischen Krieges 219 vor Chr.«, erzählt der Verfasser in der ersten hier genannten Arbeit die bezüglichen Verhandlungen und Vorgänge, ohne auf die kritischen Fragen einzugehen, im Ganzen nach Schorn, Geschichte Griechenlands, und auf diese fortwährend verweisend. In der zweiten hält er sich durchweg an Schneiderwirth (»die Insel Rhodos« und »die politischen Beziehungen der Römer zu Aegypten«) und setzt nun auch mit diesem entgegen seiner früheren in der Commentatio de rebus Rhodiorum entwickelten Ansicht die Schlacht bei Lade vor die bei Chios.

Frank Austin Scott (aus Ohio), Makedonien und Rom während des hannibalischen Krieges. Erster Theil. Die Beziehungen Philipp's V. von Makedonien zu Rom 221—211 vor Chr. Leipziger Dissertation 1873. 66 S. 8. G. Bancroft gewidmet.

Der Verfasser, der sich einen Schüler Mommsen's nennt, jetzt Docent an der Michigan-University, behandelt denselben Stoff wie Rospatt in seinem ersten Programm, aber in ganz anderer, mehr erspriesslicher Weise, indem er vor Allem die Quellenfrage stellt. Der erste Theil S. 1—19 gilt ausschliesslich der Quellenuntersuchung. Eine Vergleichung zwischen den beiden Hauptquellen ergiebt, dass Livius im Ganzen dem Polybius nachgeschrieben hat, theils in wörtlicher Uebereinstimmung, theils mit Zusammenziehung einzelner Sätze oder mit Auslassung ganzer Episoden (Reden und die Römer nicht interessirende Thatsachen u. a.). Was wir von livianischen Nachrichten bei Polybius nicht finden, das erklärt der Verfasser zum kleinsten Theil als vereinzelte Nachrichten aus annalistischen Quellen, in der Mehrzahl dagegen als ursprünglich auch polybianische, jedoch in unserem Polybius ausgefallene Abschnitte, so Liv. XXIII 33—34. 38—39 die Gesandtschaft des Xenophanes, den Inhalt des Vertrags, die Gefangennahme der Gesandten etc. und XXIX 12 den Abschluss des Friedens. Wie den Livius, so leitet der Verfasser aber auch fast

alle übrigen Quellen von Polybius ab, nämlich direct Appian de reb. Maced. I und II, Diod. XXVIII 1—3, Plutarch (Aratos) und Iustin XXIX, indirect durch Livius Dio-Zonaras. Nur für Appian de reb. Illyricis wird eine andere Vorlage in Anspruch genommen. Auf Grund dieser Erörterungen, deren Resultat also dahin geht, dass wir überall nur polybianische Darstellung vor uns haben, wird dann im zweiten Theil (S. 20—66) der Hergang der Ereignisse gezeichnet, wobei jedoch der Verfasser auch im Einzelnen wieder auf einige der früher behandelten Fragen eingeht. Der Schwerpunkt der ganzen Arbeit liegt demnach offenbar auf den Ergebnissen der Quellenkritik, und da müssen wir uns erlauben, einige Zweifel laut werden zu lassen. Es will uns vor Allem scheinen, dass es nicht ohne Zwang möglich war, überall Polybius herauszufinden. Dies zeigt sich schlagend bei der Behandlung des Vertrages zwischen Hannibal und Philipp (S. 49ff.), der bei Livius in Uebereinstimmung mit Appian und Zonaras in anderem Zusammenhang und in ganz anderer Fassung gegeben wird als bei Polybius. Die meisten Forscher haben daher das livianische Actenstück als unrichtig verworfen, so Flathe und Freeman. Der Verfasser will dasselbe retten, indem er es recht zutreffend als den definitiven und speciellen Ergänzungsvertrag zu dem allgemeinen Staatsvertrag bei Polybius bezeichnet; dabei kommt es ihm aber doch auch als gewagt vor, diese Verschiedenheit der Berichterstattung nur durch Annahme einer Lücke bei Polybius zu erklären und er deutet daher auch die Lösung an, dass ein allgemeiner und ein specieller Vertragsentwurf neben einander bestanden hätten, von denen der eine bei Polybius, der andere bei Livius Eingang gefunden. Damit wäre aber für den letzteren die Benutzung einer von Polybius verschiedenen Quelle ohne Weiteres zugegeben. Vielleicht hätten sich gerade dafür noch mehr Anhaltspunkte finden lassen, wenn der Verfasser Fabius Pictor, der ja für diese Angelegenheiten der beste Gewährsmann sein musste, etwas mehr Rücksicht geschenkt hätte.

Nicht gerade wissenschaftlichen Werth können wir der folgenden Arbeit zuerkennen:

Bernhard Kästner, Charakteristik der römischen Politik in dem Zeitraume vom Jahre 200 vor Chr. bis zu Karthago's

und Korinth's Zerstörung. Programm des Gymnasium Casimir. Koburg 1876. 20 S. 4.

Es wird hier der Gedanke durchgeführt, dass Rom nicht auf Eroberungen ausgegangen, sondern zu denselben zur Sicherung des heimischen Besitzes genöthigt worden sei und nur das von leidenschaftlicher Erregung eingegebene Verfahren gegen Karthago eine Ausnahme bilde.

Zum grossen Vergnügen gereicht es uns, hier noch eine italienische Abhandlung beifügen zu können:

Luigi Amadeo, La Sardegna, provincia romana. Saggio di studj antiquarj. Roma 1874. 47 S. 8.

Die Schrift behandelt zuerst die Eroberung der Insel von 235 bis 174 vor Chr. und hernach die Art der Herrschaft. Wenn dabei auch nicht gerade neue Resultate gewonnen werden, so ist die Arbeit doch deshalb bemerkenswerth, weil der Verfasser auch die einschlägige deutsche Litteratur berücksichtigt und sich zur Anerkennung der günstigen Einwirkung der römischen Herrschaft hat erheben können. Dies hebt auch der Recensent im Magazin für die Litteratur des Auslandes 1874. 2. Bd. S. 754 f. (F. v. Hd) lobend hervor, während er im Uebrigen etwas mehr Scharfsinn gewünscht hätte.

V. Die Revolution.

An der Schwelle dieser Periode steht der vierte Band der römischen Geschichte von:

W. Ihne, Römische Geschichte. Vierter Band. Verfassung und Volk auf dem Höhepunkte der Republik. Mit einem Register über die vier Bände. Leipzig 1876. 334 S. 8.

Dieser Band bildet gleichsam einen Abschluss zu den früher erschienenen; derselbe liefert in einem ersten Theil S. 1 bis 270 zu den äusseren Umrissen der römischen Geschichte, die der Verfasser bisher zeichnete, ein Bild von dem inneren Zustand Rom's, in einem zweiten (S. 270—313) Nachträge und Verbesserungen zu Band I bis III und endlich S. 314—334 ein Register zu sämmtlichen vier Bänden. Der erste Theil, weit über die im Titel angedeuteten Grenzen hinausgreifend, enthält eine ziemlich

vollständige und ganz allgemein gehaltene Uebersicht über die Alterthümer des römischen Volkes und wird trotz der Warnung des Verfassers als Handbuch der römischen Antiquitäten betrachtet und als solches gebraucht werden. Nur die letzten Capitel sind mehr geschichtlicher Natur und schliessen sich näher an die im dritten Bande behandelte Periode an, insbesondere das Schlusscapitel S. 242—267: Innere Geschichte bis zu den Gracchen. Der Verfasser schildert hier die schon am Schluss des zweiten Bandes im Allgemeinen skizzirte Herrschaft der Nobilität im Senat seit den punischen Kriegen und findet ihren Höhepunkt in der herrschenden Stellung der Scipionen; gegenüber Mommsen behauptet er die Abwesenheit einer principiellen Opposition in jener Zeit und bekämpft auch Mommsen's Auseinandersetzungen über die Scipionenprocesse, indem er mit Nissen den Process des Lucius vor dem des Publius vor sich gehen lässt und den Verlauf desselben nach dem Bericht des Valerius giebt. Der ganze Tenor dieses Abschnittes macht uns den Eindruck, dass der Verfasser zum Schluss eilte und wohl nicht gerade zur Kritik hierüber herausfordern will. Wir machen ihn daher nur noch auf einen Widerspruch in der Charakteristik des P. Scipio Africanus aufmerksam. S. 254 heisst es von ihm: »Er schien zum Könige bestimmt und hätte es auch werden können, hätte er nicht zu frühe gelebt. Aber man kann füglich bezweifeln, ob ihm je der Gedanke gekommen ist, die republikanische Ordnung zu brechen«. S. 265 dagegen lesen wir: »Mit dem Geschmack am Alleinherrschen verband er aber nicht das Geschick und die Verwegenheit, die ihm, wenn auch nicht formell, doch factisch die Suprematie im Staate würde verschafft haben, die seinen Stolz befriedigt hätte«.

Die Hauptabschnitte des Buches müssen wir dem Jahresbericht über römische Alterthümer überlassen. Es könnte hier noch die Frage in Betracht kommen, ob es passend gewesen sei, ein solches antiquarisches Handbuch in das Geschichtswerk einzufügen. Wir begnügen uns indessen zu constatiren, dass dies jedenfalls nicht im ursprünglichen Plan des Verfassers gelegen hat. Es liesse sich überhaupt von Vorrede zu Vorrede und von Band zu Band zeigen, wie sich seine Absichten über seine Aufgabe allmählig änderten, wie er, durch Lectüre und eigene Specialstudien sich nachträglich in den Stoff vertiefend, nach und nach an der etwas

äusserlichen und eilfertigen Darstellung der früheren Abschnitte kein Genüge mehr fand und immer ausführlicher und eingehender wurde; daher auch jetzt die reichen Nachträge zu Band I und II (S. 270—312). Wir verkennen dabei nicht, dass jeder neue Band an Gründlichkeit zugenommen hat, wenn wir auch jetzt noch stellenweise mehr Gewissenhaftigkeit wünschen möchten; allein der Charakter des Buches ist mittlerweile ein anderer geworden und der Verfasser auf dem besten Wege, für die folgenden Zeiten an die Stelle von Schwegler zu treten.

Ueber die Gracchen liegt eine neue Quellenuntersuchung vor:

Dr. Robert Schmidt, Kritik der Quellen zur Geschichte der gracchischen Unruhen. Berlin 1874. 35 S. 8.

Der erste Theil S. 1—8 soll die Frage beantworten, welche Schriftsteller sind von Plutarch und Appian benutzt worden? Dabei gelangt der Verfasser nur zu negativen Resultaten; über Appian's Quellen will er gar nichts aussagen; aber auch bei Plutarch glaubt er keine sichere Annahme aufstellen zu können, und wagt nur soviel zu behaupten, dass die Briefe der Gracchen und der Cornelia, Fannius (für die Reden) und wohl auch Livius gar nicht als seine Quellen in Betracht kommen, Polybius, Cicero, Nepos und Fannius gelegentlich benützt wurden. Im zweiten Theil wird die Frage gestellt: kann das, was Plutarch und Appian dargestellt haben, den Umständen nach richtig sein? S. 8—25. Die Antwort lautet in Bezug auf Tiberius Gracchus S. 15, dass Appian überall kurz und bestimmt das Richtige und das, was für die Folge in Wirkung blieb, gebe, während Plutarch seine Darstellung weiter spanne und auch das hereinziehe, was bloss als Absicht des Tiberius betrachtet werden könne, dass also Appian für den Gang der Ereignisse und das wirklich in Kraft Getretene die massgebende Quelle, während Plutarch nur da von Wichtigkeit sei, wo er mit jenem übereinstimme und wo er Schilderungen gebe, die der Ueberlieferung Appian's nicht widersprechen. Auch für die Geschichte des Gaius Gracchus ergiebt sich Appian als der zuverlässige Gewährsmann, Plutarch dagegen, obwohl er mancherlei bietet, was für die Kenntniss der Gracchen äusserst interessant ist, als ein Schriftsteller von geringem Gewicht (S. 25). Dies Resultat wird dann im letzten Theil noch erweitert durch die Beantwortung der allgemeinen Frage:

Haben Plutarch und Appian die Dinge, die sie nicht selbst erlebten, gefärbt und wie haben sie es gethan? wobei der Verfasser ausführt, dass Plutarch, von philosophischem Interesse geleitet und meist nur einer Quelle folgend, seine Helden möglichst hell hervortreten liess und daneben eben so grosse Schatten (hier Octavius gegen Tiberius Gracchus) stellte, Appian aber verschiedene Quellen und »mit überlegender Kritik« (!) benutzt habe.

O. Clason findet die Schrift in seiner Anzeige (Lit. Centralblatt 1874 S. 1651—1653) zwar gut in Bezug auf das, was sie bringe, aber nicht erschöpfend, indem ihr eine minutiöse Vergleichung der Quellenfrage fehle. Wir müssen bemerken, dass damit gerade die Hauptsache verurtheilt wird. In der That halten die meisten Aufstellungen des Verfassers vor einer genauen Prüfung nicht Stich. Der Entscheid über die Glaubwürdigkeit plutarchischer oder appianischer Notizen wird meist nach subjectivem Ermessen gefällt. In der Darstellung von der Absetzung des Octavius findet z. B. der Verfasser bei beiden Autoren Uebereinstimmung; allein bei Plutarch entgeht Octavius kaum der Gewaltthat, bei Appian entfernt er sich heimlich ohne Aufsehen. Ebenso will der Verfasser die Angaben beider über die Wahl von Gaius Gracchus vereinigen, der von Appian als *περιφανέστατα αἱρεθεὶς* bezeichnet, nach Plutarch dagegen erst als vierter gewählt wird. Bei der Behandlung der Gesetze desselben übersieht der Verfasser, dass Plutarch zwischen dem ersten und zweiten Tribunat gar nicht unterscheidet; ferner hätten das schon von Nitzsch hervorgehobene reiche Detail bei Plutarch und das Stillschweigen Appian's über eine Reihe der wichtigsten Gesetze des Gaius bei der Beurtheilung der beiden Autoren etwas mehr ins Gewicht fallen dürfen. Stilistisch muss die Arbeit zum mindesten als nachlässig bezeichnet werden.

Die Kehrseite zu dem Bilde der Nobilitätsherrschaft liefert Dr. K. Bücher in seiner Arbeit über die den Gracchen unmittelbar vorhergehenden Sclavenkriege:

Dr. K. Bücher, Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143 bis 129 vor Chr. Frankfurt a. M. 1874. 132 S. 8.

Die beiden ersten Abschnitte: »Geldoligarchie, Pauperismus, Sclaventhum« S. 3—18 und »Aeltere Sclavenaufstände« S. 20—31 sind allgemein einleitender Natur; der Verfasser schildert die

riesenhafte Entwicklung der Geldmacht bei den Griechen und Römern und ihre wirthschaftlichen und politischen Gegensätze im Ganzen nach Drumann (Arbeiter und Communisten), Mommsen, Arnold, Nitzsch u. a., ohne gerade auf eigene Forschung Anspruch zu machen. Der dritte Abschnitt, auf dem das Hauptgewicht ruht, bringt unter dem Titel »Prophet und König« S. 34—77 die Geschichte des Sclavenkrieges in Sicilien. Der Verfasser geht dabei von der Voraussetzung aus, dass Alles, was uns von derselben erhalten ist, in letzter Linie auf Posidonius zurückgeht, dass also insbesondere für Diodor XXXIV Frg. 2. 8—11, auf den wir eigentlich fast ausschliesslich angewiesen sind, Posidonius Quelle gewesen sei; den wiederholt versprochenen Beweis für diese, wie er meint, neue Behauptung, hat er indessen aus Mangel an Raum zurückbehalten müssen. Noch grösseren Werth legt er auf die von ihm aufgestellte Chronologie, der er noch einen besonderen Excurs widmet (S. 121—129). Er bekämpft nämlich hauptsächlich die späte Ansetzung des Anfangs durch Mommsen (a. 135—132 vor Chr.) und begnügt sich auch nicht mit der Bemerkung von Peter, dass der Aufstand schon a. 138 oder 139 begonnen habe, noch mit den Ausführungen von Fischer, Nitzsch, Siefert und Lehmann, die den Ausbruch in die letzten vierziger Jahre verlegen, sondern betrachtet, gestützt auf die Priorität des sicilischen vor dem italischen Aufstand (Orosius), das Jahr 143 als spätesten Termin für den Anfang der Sclavenempörung. Dabei datirt er im Unterschied zu Nitzsch und Lehmann die dreissig Tage *ἀπὸ τῆς ἀποστάσεως* nicht vom Beginn des ersten Aufstandes, der unter Führung des Eunus stattgefunden, sondern vom Beginn des zweiten, dem des Kleon, an und lässt also Eunus zuerst allein mehrere Jahre mit römischen Heeren kämpfen, etwa von 143—140 vor Chr., in welche Jahre dann die Thätigkeit des Prätors P. Popillius Laenas in Sicilien fallen soll. Der vierte Abschnitt »Die Aufstände in Griechenland und Makedonien« S. 82 bis 99 liegt ausserhalb unseres Gebiets; im fünften »Aristonikos« S. 100—113 werden die Unruhen im pergamenischen Reiche in Uebereinstimmung mit Nitzsch und Meier dargestellt. Alle diese Empörungen aber, wie auch gleichzeitige Unruhen in Italien, sollen als zusammenhängende Aeusserung éiner Bewegung erscheinen, welche dem herrschenden System den Untergang drohte.

Die Kritik hat das vorliegende Buch mit solcher Auszeich-

nung behandelt wie kein anderes; wir zählen eine Reihe von Anzeigen, die sich alle im Ganzen günstig, meist sehr günstig darüber aussprechen, so der Anonymus im Lit. Centralbl. 1875 S. 541 f., G. H. im Magazin für die Litteratur des Auslandes 1875 Bd. I S. 227, ζ in der Beilage zur Augsb. Allg. Zeit. 1875, No. 34, der Recensent der Nuova Antologia XXIX S. 251 ff., C. Peter in der Jen. Lit.-Zeit. 1874, S. 724 f. und Holm im Jahresbericht zur Geographie von Unteritalien und Sicilien (Jahresbericht 1874/75, 2, S. 113). Das Lob, das auch von nationalökonomischer Seite gespendet wird, gilt hauptsächlich der geistvollen und lebendigen Darstellung, der glücklichen Wahl des zeitgemässen Themas und der überraschenden Zusammenstellung sonst vereinzelter Facta; diejenigen Recensenten dagegen, welche mehr auf die kritische Grundlage sehen, wie Peter und Holm, äussern auch einige Bedenken. Beide finden die Autorität des Orosius nicht massgebend für die so frühe Ansetzung des Ausbruchs der Empörung (a. 143), und Peter im Besondern erklärt sich auch nicht einverstanden mit der Datirung der 30 Tage. Ich theile beide Bedenken, auch das letztere, wo ich den Bericht Diodor's nicht für so lückenhaft und verworren halten kann. Bücher hat gewiss von Neuem die Unhaltbarkeit der Mommsen'schen Chronologie bewiesen; allein er ist in dem Bestreben, den Aufstand möglichst weit nach rückwärts auszudehnen, zu weit und über die Grenzen des Wissbaren hinausgegangen. Was die Ableitung des Diodor von Posidonius anbetrifft, so verweisen wir den Verfasser auf K. Müller, Fragm. Hist. Graec. III 251 a, wo er zu seiner Entdeckung bereits die Beweise findet. Im Uebrigen füge ich noch bei, dass ich den Sclavenaufstand von 419 v. Chr. für apokryph halte, die Kämpfe im pergamenischen Reiche aber nicht ohne Weiteres unter die Aufstände der unfreien Arbeiter zählen möchte.

Für die Zeiten des Marius und Sulla haben wir nur kleinere Arbeiten zu verzeichnen:

H. O. Simon, Vita Q. Lutatii Q. F. Catuli. Berlin 1874. S. 16.

Eine Darstellung des Lebens des Catulus (cos. 102 v. Chr.), deren Werth der Recensent der Zeitschrift für österr. Gymn. 1875 XXVI S. 41 (h. in Wien) nicht sowohl in neu gefundenen oder dargestellten Thatsachen, als vielmehr in der gerundeten und geschmackvollen Form sieht.

Die Untersuchungen von A. Aurès und J. Gilles über die Gräben des Marius (A. Aurès: Nouv. recherches sur le tracé des fosses Mariennes et sur l'emplacement du camp de Marius 1873. J. Gilles: Encore les fosses Mariennes. Paris 1873. 14 S.) können wir wohl der Topographie Galliens zur Beurtheilung überlassen. Beide, besonders aber der letztere, nehmen Stellung gegenüber Desjardins. Gilles, der das Lager nach St. Gabriel als dem Ankunftshafen des durch den Thalweg der Ebene von Grau du Caléjon ausgehenden und von der Durence gespeisten Canals versetzt, zeichnet sich nicht gerade vortheilhaft durch sehr freie Behandlung des Lateinischen und Griechischen aus, indem er mit »cuique suum«, *τάφρον μεγαλέν* = Flussbett u. a. um sich wirft.

Elimar Klebs, De scriptoribus aetatis Sullanae. Diss. Berol. 1876.

Der Verfasser behandelt die Quellen zur Geschichte des Zeitraumes vom Jahre 88 v. Chr. bis zu Sulla's Tod und kommt dabei zu einem sehr einfachen Resultat, indem er alle unsere Berichte schliesslich auf eine und dieselbe Quelle zurückführt. Er leitet nämlich zunächst die ältesten Autoren Diodor und Livius aus einer gemeinsamen Quelle ab, dann Appian und Cassius Dio aus Livius, Vellejus und Granius Licinianus entweder aus Livius oder dessen Quellen, Plutarch's Marius fast ganz und dessen Sulla zum grössten Theil aus Livius. Er versucht dann eine Art Reconstruction des Livius aus den Abschreibern desselben und findet dabei, dass seine Darstellung im Sinne der Optimatenpartei gefärbt sei, wie überhaupt die ganze Geschichtsschreibung über diese Periode zu den verdorbensten Blättern der römischen Geschichte gehöre.

H. Peter bezeichnet dies in seiner Anzeige in der Jen. Lit.-Zeit. 1876. 421f. als eine Uebertreibung und beanstandet auch die Ableitung von Plutarch's Sulla und Marius u. a.

Wie immer, so hat auch in unseren Berichtsjahren Catilina, resp. Sallust, mehrere Federn in Bewegung gesetzt; ich werde mich jedoch über die einschlägigen Arbeiten kurz fassen, da dieselben auch im Jahresbericht zu Sallust zur Sprache kommen werden.

Eine sehr sorgfältige und scharfsinnige Untersuchung zu Sallust 18, 2. 3 hat C. John geliefert:

C. John, Sallustius über Catilina's Candidatur im Jahre 688 d. St. Rhein. Museum XXXI 3. 1876. S. 401—431.

Gegenüber Mommsen wird zuerst geltend gemacht, dass sich die vereitelte Meldung Catilina's zum Consulat auf das Jahr 689/65 bezogen habe, also 688/66 und zwar bei den regelmässigen Wahlen, nicht erst bei den Nachwahlen stattgefunden haben müsse. Daraus ergiebt sich, dass Sallust 18, 3 hätte schreiben sollen, »ante paullo« statt »post paullo«, sowie dass mit Kritz und Jacobs zu lesen ist »nequiverat«, nicht nequiverit, indem Sallust glaubte, dass Catilina durch den Repetundenprocess verhindert worden sei, sich 688/66 rechtzeitig zu bewerben. Sallust zeigt sich dabei ganz unwissend in Bezug auf das thatsächliche Hinderniss dieser ersten Bewerbung und hat den Repetundenprocess, der ganz dem Jahre 689/65 angehört, irrthümlicher Weise in Folge eines Schlusses ex posteriori, d. h. nach den Vorgängen von 691/63, auf 688/66 übertragen. Der Verfasser erklärt diesen Verstoss dadurch, dass Sallust sich nur sehr oberflächlich über jene Episode der Vorgeschichte Catilina's unterrichtet und nicht um die Zeitfolge der Ereignisse bekümmert habe und verspricht in einer nächstens erscheinenden Abhandlung den Beweis zu leisten, dass Sallust überhaupt in der dem offenen Ausbruch der catilianischen Verschwörung vorangehenden Periode fast auf Schritt und Tritt mangelhafte Aneignung und oberflächliche Behandlung der sachlichen Details verrathe.

Ihrem Erscheinen nach später, der Abfassung nach jedoch früher ist die Quellenuntersuchung von:

H. Dübi, Die jüngeren Quellen der catilinarischen Verschwörung. N. Jahrb. f. Philol. u. Paed. Bd. 113 u. 114. Heft 12. 1876. S. 851—880.

Diese Abhandlung bildet die Fortsetzung zu der 1872 erschienenen Dissertation (Bern): de Catilinae Sallustiani fontibus ac fide.

Der Verfasser findet, dass alle Nachrichten, die wir von ältern oder jüngern Autoren in lateinischer oder griechischer Sprache über die catilinarische Verschwörung überliefert erhalten haben, in letzter Linie entweder auf die Schriften Cicero's oder auf die Volkstradition zurückgehen und in zwei Richtungen, eine pompejanische (Livius, Sueton, Plutarch, Vel-

lejus) und eine cäsarianische (Sallust, Florus, Appian) sich scheiden. Beide Richtungen haben im Stoffe ihre eigenthümlichen Details; die erstere hebt nachdrücklich den politischen Grundzug der Verschwörung und das Verhältniss von Cäsar und Pompejus hervor, wobei sie die Legende reichlich verwerthet, die zweite dagegen lässt die persönlichen und socialen Motive in den Vordergrund tréten und verschleiert die Betheiligung Cäsar's. Zur Abweisung entgegenstehender Ansichten stellt der Verfasser weitere Aufschlüsse in Aussicht.

Ohne wissenschaftlichen Werth sind die beiden Schriften von:

Scholtze, Die catilinarische Verschwörung nach Sallust. Rawitsch 1874. Osterprogr. d. Realsch. I. O. 16 S. 4. Angezeigt im Philol. Anzeiger 1875. VII 9. S. 441/442 und

V. Garbari, Qualis fuerit rerum Roman. conditio. tempor. Catil. illiusque conjurat. origo et progressus. Progr. Trient 1874. Angezeigt von J. Loserth in der Zeitschr. f. österr. Gymn. XXV 1874. S. 836.

Ziemlich reich floss die Litteratur über Cäsar und seine Zeit. Wir können hier indessen nicht auf alle die vereinzelten Erscheinungen, die auch zum Theil nur die Schriften Cäsar's betreffen, eingehen, sondern müssen uns mit einer Zusammenstellung der wichtigern und eigentlich historischen Arbeiten begnügen.

Der Geburtstag Cäsar's wird in zwei Schriften behandelt, zuerst neben dem Geburtsjahr von:

Dr. Zumpt, De dictatoris Caesaris die et anno natali. Programm d. Friedr. Wilh. Gymn. zu Berlin 1874. 31 S. 4.

Zumpt beweist gegenüber Mommsen und Drumann, dass nicht der 12. Juli, sondern der 13. (a. d. III. Id. Quinct.) der Geburtstag Cäsar's gewesen sei, also der Haupttag der ludi Apollinares, dass man ihn aber, als man eine Feier damit verband, auf den 12. Juli verlegt habe. Zu derselben Ansicht bekennt sich Christ in seinen Kalenderstudien:

Christ, Römische Kalenderstudien. Sitzungsberichte der phil.-philol.-hist. Klasse d. B. K. Akademie der Wiss. zu München 1876. Bd. I. Heft 2. S. 176—208.

Der zweite Abschnitt dieser Studien ist dem Geburtstag Cäsar's gewidmet. Der Verfasser ist auf selbstständigem Wege zu demselben Resultat gelangt wie Zumpt und bringt hier nur die Bestätigung zu dessen Beweisführung. Nur ein neues Moment fügt er bei, dessen Ausführung jedoch für Jahn's Jahrbücher aufgespart wird. Sonst hat die Arbeit mehr dazu beigetragen, die Sachlage zu verwirren als zu klären, indem sie im Ausdruck und in der Correctur sehr nachlässig ist; so wird S. 177 als wirklicher Geburtstag Cäsar's gegen Mommsen der 12. Juli, sonst aber immer der »dritte Tag vor den Iden« genannt, welcher nach deutscher Zählung doch auch nicht a. d. III. Id. Quinct. wäre.

Zumpt behandelt in seiner Schrift auch noch das Geburtsjahr Cäsar's. Er hält gegenüber Mommsen an dem Jahr 100 vor Christi fest, indem er Sueton und Vellejus vereinigen zu können glaubt. Dabei giebt er eine neue Deutung der Zahl 49 auf cäsarischen Münzen, die er nicht auf die Lebensjahre des Dictators, sondern auf die Einrichtung der Provinz Gallien beziehen will. Ebenso spricht er, freilich mit allem Vorbehalt, die Vermuthung aus, dass die Zahl auf Münzen des Antonius als Jahreszahl nach dem Ursprung von Lugdunum 81 v. Chr. zu rechnen sei.

Für die stadtrömischen Angelegenheiten vor der Dictatur kommen in Betracht:

Dr. Franz Fröhlich, Historische Beiträge zur Cäsar-Litteratur. Programm der Kantonsschule Zürich 1876. 23 S. 4.

1. Die julischen Ackergesetze vom Jahre 59 v. Chr. mit einleitenden Bemerkungen über Cäsar's Proprätur und das Triumvirat. S. 1—15.

Die Hauptabsicht des Verfassers ist, zu zeigen, dass die Anträge betreffend Landvertheilung nicht bloss in einem Gesetz zusammengefasst gewesen seien, wie Drumann und Mommsen wollen, sondern in zweien, indem das eine alle italischen Staatsländereien mit Ausnahme des campanischen Ackers und das andere nur den campanischen Acker betroffen habe. Als entscheidendes Zeugniss wird dafür Cicero ad Atticum 2, 16, 1. 2 geltend gemacht und der Verfasser hat dabei auch den Herausgeber der Briefe an Atticus, von Boot, auf seiner Seite; mit Unrecht werden dagegen Plutarch und Sueton Caes. 20 als Zeugen für zwei Gesetze ange-

führt; aus den letzteren könnte eher das Gegentheil entnommen werden.

2. Vercingetorix als Staatsmann und Feldherr. S. 16—23.

Der Verfasser giebt hier ein auf eingehendes Quellenstudium gegründetes lesbares Gesammtbild dieses »ungewöhnlichen« Mannes.

J. H. Moll, Vita Publii Vatinii. Specim. litt. inaug. Leyden 1876. 96 S. 8.

Der Verfasser will eine zusammenfassende Monographie über Vatinius, die bisher gefehlt hat, geben, indem er Alles, was die Forschung über denselben zu Tage gefördert hat, sammelt, die verschiedenen Controversen von Neuem prüft und beurtheilt, ohne jedoch Alles mit Bestimmtheit entscheiden und durchaus Neues aufstellen zu wollen. Er behandelt der Reihe nach die Abstammung, die erste öffentliche Laufbahn, wobei er die provincia aquaria auch nicht als maritima gefasst wissen will, das Tribunat a. 59, wobei er wie Fröhlich zwei Ackergesetze unterscheidet und die Schuld Cäsar's am Tode des Vettius als Thatsache annimmt — die lange Auseinandersetzung über die lex Vatinia de alternis consiliis reiciendis fällt ausser den Rahmen unseres Berichts —, dann die Anklage vom Jahre 58 wegen Verletzung der lex Licinia Iunia, deren Erklärung durch den Scholiasten der Verfasser mit Drumann und Lange für irrthümlich hält, die Anklage vom Jahre 56 de ambitu ex lege Tullia (zwischen März 56 und Mai 55), die Anklage de sodaliciis ex lege Licinia a. 54 und das Verhältniss zu Cicero, endlich die kriegerische Auszeichnung im Bürgerkrieg und die letzten Schicksale, wobei der Verfasser für das dreimonatliche Consulat sich ausspricht (Sueton gegen Macrobius-Cicero). Die Schrift verdient alles Lob durch die sorgfältige Zusammenstellung und vorsichtige Kritik der früheren Arbeiten.

Iginio Gentile, Clodio et Cicerone. Studio di storia Romana. Milano 1876. 320 S. 8.

In freundlicher Weise besprochen von C. Peter, Jen. Lit.-Zeit. 1876. S. 632.

Der Verfasser schildert die Geschichte der Jahre 61—52 vor Christo, mit vollständiger Beiziehung des Quellenmaterials, jedoch ohne näheres Eingehen auf die streitigen Punkte, indem er den Studirenden eine orientirende und anregende Lectüre bieten will.

Für die gallischen Kriege liegt die Fortsetzung von Maissiat's Werk vor.

Jacques Maissiat, Jules César en Gaule. t. II. Paris 1876. 427 S. 8.

Der Verfasser liefert hier einen neuen Beweis von seinem regen Fleiss und seinem warmen Patriotismus; auch diese Arbeit gilt eigentlich weniger der Wissenschaft als dem Vaterland. Der Standpunkt des Verfassers ist national-gallisch, sein Zweck: de rétablir avec évidence . . . la suite de ces traces glorieuses, si importantes pour l'honneur de notre race . . à éclairer l'histoire ancienne de notre race gauloise. Er ist dabei überzeugt, dass die Geschichte der Gallier von den Siegern entstellt worden sei und der Wiederherstellung bedürfe, und trägt das Bewusstsein in sich, durch diese an der Wiedererhebung Galliens aus seiner jüngsten Schmach zu arbeiten. Seine eigenen Landsleute haben ihm bei Besprechung des ersten Bandes, der die Invasion behandelte, ihren Tadel über die allzugrosse Hitze und Parteilichkeit gegen die Römer und Cäsar ausgedrückt; indessen giebt er hier im zweiten Bande die Geschichte der Unterwerfung Galliens bis zur Belagerung von Alesia in demselben Sinn. In dem thatsächlichen Detail weicht er vielfach von Napoleon ab; doch glauben wir nicht, so sehr wir das Streben des Verfassers ehren, dass die neuern Cäsarforscher viel daraus ziehen werden.

Eine ähnliche Stellung wie Maissiat nimmt vom deutschen Standpunkt aus Max Eichheim gegenüber Cäsar ein. In seiner recht interessanten und lesenswerthen Studie: Die Kämpfe der Helvetier und Sueben gegen C. J. (sic) Cäsar. Neuburg 1876 gelangt er zu dem Ergebniss, dass Cäsar's gallische Commentare zu den oberflächlichsten, lügenhaftesten und vertraktesten Memoiren gehören, welche die Litteratur der Kriegsgeschichte aufzuweisen hat. Nicht das Feldherrngenie, sondern Meuchel- und Massenmord, Lug und Trug haben Cäsar gross gemacht. Orgetorix ist durch seine Tücke gefallen; den Sieg über die Helvetier bei Bibracte hat er erlogen, denn er wurde von ihnen völlig geschlagen. Die wilde Jagd auf die Schaaren Ariovist's ist eitel Schwindel u. s. w. Ueberhaupt wird Cäsar überall besiegt, und es fehlt nur noch, dass der Verfasser ihn gar nicht nach Gallien kommen lässt. Wir wollen seiner Betrachtung nicht

alle Berechtigung absprechen, aber »blinder Eifer schadet nur«. — Ueber die Cäsarische Kalenderordnung und die Chronologie der Jahre 63 bis 46 v. Chr. hat Zumpt eine vortreffliche Abhandlung geliefert:

A. W. Zumpt, De Imperatoris Augusti die natali fastisque ab dictatore Caesare emendatis. Comment. chronol. Accedunt tabulae parallelae annor. Rom. et Jul. 63 ad 46 a. Chr. Jahrb. für Phil. VII Supplementsbd. 5. S. 541—605 (1873—1875).

Die ganze Untersuchung dient gleichsam nur der Beantwortung der Frage nach dem Geburtstage des Augustus. Aus der Thatsache, dass die Geburt Octavian's, welche nach dem revidirten Kalender a. d. IX. Kal. Oct. (23. September) gefeiert wurde, auf den Tag einer Senatsverhandlung über Catilina fiel (Suet. Aug. 94), die erste catilinarische Verhandlung aber kurz vor den Comitien vom 21. Oct. 63 (a. d. XII. Kal. Nov.) alten Stils stattfand, ergiebt sich, dass das alte Jahr voraus war. Zur Bestimmung der Differenz sind verschiedene chronologische Systeme von Scaliger (Petavius), de la Nauze (Korb), Ideler und dem Chronologen Napoleon's aufgestellt worden, die alle dem Verfasser nicht genügen. Gegenüber dem letztern constatirt er zunächst, dass im Jahre der Reform 708/46 nicht bloss die 67 ausserordentlichen Schalttage, sondern zugleich auch noch der Mercedonius von 23 Tagen, im Ganzen also 90 Tage eingeschaltet worden seien. Von diesem Jahr rückwärts gehend schliesst er sich für die Jahre 50 und 48 der allgemeinen Annahme an, dass in denselben die regelmässige Schaltung unterlassen worden sei, hingegen für die Zeit von 52 bis 63 verficht er gegenüber de la Nauze, Korb und Ideler die Ansicht des Chronologen Napoleon's, dass in diesen Jahren die Intercalation regelmässig, im Ganzen aber sechs Mal stattgefunden habe. Ueber die Dauer des Schaltmonats während dieses Zeitraums stellt er selbst eine neue Hypothese auf; abweichend von der auf Macrobius und Censorinus gestützten Annahme, dass derselbe abwechselnd 22 und 23 Tage — dreimal 22 und dreimal 23 — gehabt habe, sucht er zu beweisen, dass jener Wechsel der Tage nur der frühern Zeit angehört habe und damals immer 23 Tage eingeschaltet worden seien. Diese Ordnung hält er für nöthig, um das julianische Datum des Geburtstages Octavian's mit einem Tag der Senatsverhandlung über Catilina zu-

sammenzustellen. Von den catilinarischen Verhandlungen kann nur die fünfte für den Geburtstag passen, die mit Correctur der Mommsen'schen Erklärung des »posterum diem Nonas Novembres« um die Iden des November angesetzt wird. Wenn nun der Mercedonius regelmässig zu 23 Tagen angenommen wird, so fällt a. d. IX. Kal. Oct. (23. Sept.) des julianischen Kalenders gerade auf die Iden des November des alten Jahres. Damit stimmen aber nach den Ausführungen des Verfassers auch alle anderen verwendbaren Daten jener Jahre.

Eine Recension darüber hat Constantin John für die Jen. Lit.-Zeit. 1875 S. 479ff. geschrieben; er billigt die Beweisführung des Verfassers in Bezug auf die Schaltung im Jahre 46 und die Vertheilung der Intercalationen nach den Jahren in der Zeit von 63 bis 46, und giebt auch das Wahrscheinliche der Annahme einer regelmässigen Schaltung von 23 Tagen zu, kann sie jedoch nicht als erwiesen betrachten. Wir theilen die Bedenken, gegen blosse Wahrscheinlichkeitsgründe die Notiz des Macrobius preiszugeben, und wenn wir recht sehen, so betrachtet auch der Verfasser den Beweis dafür gerade nicht als zwingend, indem er selbst für das Datum der entscheidenden Senatsverhandlung ein Paar Tage Spielraum gewährt (S. 580), und da der ganze Unterschied der Rechnung nur drei Tage beträgt, so wäre wohl auch mit dem Wechsel von 23 und 22 Tagen auszukommen. Als sehr brauchbar müssen wir die am Schlusse gegebene Paralleltabelle bezeichnen.

Den neu erstandenen Geschichtsschreiber des Cato von Utica, den Nissen von den Todten auferweckte, können wir hier übergehen, da er wieder in's Schattenreich zurückbefördert wurde, ehe er nur recht das Licht erblickt hatte.

Eine Gesammtdarstellung der Zeit Cäsar's bietet das Buch:

S. Delorme, Cäsar und seine Zeitgenossen. Eine Betrachtung der römischen Sitten gegen das Ende der Republik. Deutsch bearbeitet von Dr. E. Döhler. Leipzig 1873. 350 S. 8.

Wie der Titel andeutet, wird hier die Geschichte unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkte, dem der Sitten oder besser gesagt der öffentlichen Sittlichkeit, betrachtet. Dabei hat der Verfasser die Absicht, zu zeigen, dass das jähe »Herabsinken des römischen Volkes von der höchsten Stufe der Macht zur Knechtschaft dem Verfalle der Sitten und dem tiefen Verderb-

niss der römischen Gesellschaft« zuzuschreiben sei. Sein Buch wird daher von vornherein zu einem Gemälde der römischen Unsitten, zu einem »Bild aller der Arten von Egoismus und aller der schlechten Leidenschaften«, die in den letzten Zeiten der Republik hervortreten. Dies hat nicht nur eine einseitige Auswahl des Stoffes zur Folge, sondern bringt es auch mit sich, dass der Verfasser auch schlechtbezeugte Thatsachen und höchst verdächtige Nachrichten verwerthet, wenn sie in sein System passen. Er verfolgt seinen Zweck an der Hand des Ganges der öffentlichen Ereignisse von Marius bis zu Cäsar's Tod; neue Aufschlüsse dürfen wir dabei nicht erwarten; die Erzählung gleitet ohne Anstoss über die Controversen hinweg. Dagegen zeigt sich der Verfasser als Meister der Darstellung; geistreiches Urtheil und eine sorgfältige, feine Diction machen das Buch zu einer spannenden Lectüre. Nicht gleiches Lob kann ich der deutschen Bearbeitung ertheilen, die durch Nachlässigkeit und Unklarheit einen grellen Contrast zum Original bildet. Aus vielen unverständlichen oder missverständlichen Sätzen hebe ich nur folgende hervor, die durchaus nicht die ärgsten sind: S. 22 »Unter so vielen versteckten Feinden waren es die Verwandten der Geächteten, die von den Verbannten, denen die Aufhebung der Gesetze des Sulpicius ein ihnen kaum geöffnetes Vaterland verschloss, die ersten, die sich unter einander verständigten und verschworen«. S. 331 »Selbst der kühne Antonius hatte sich eiligst aus dem Staube gemacht und sich in seinem Hause verrammelt und man sah bald in Folge desselben Schreckens die vollbrachte That zurücknehmen«. S. 126 »Man hatte aber einen in einem Winkel des Hauses, wo er sich in Weibskleidern versteckt hielt, entdeckt«. Druckfehler, wie Griechland, catilidarisch, Luxus für Lupus, Marcellus für Marcelliuus, was für das, Pyrinaen u. a. dienen auch nicht zur Zierde des Buches; Sätze wie: »Ariovistus und seine Germanen hatten dort festen Fuss gefasst. Da seine kriegerischen Stämme sich in Helvetien zu beengt fühlten etc.« gehören doch wohl auch nicht zu den gewöhnlichen Versehen. Dies fällt um so mehr in die Waagschale, da Döhler sich ausdrücklich nicht als Uebersetzer, sondern als Bearbeiter einführt; das deutsche Publikum wäre ihm aber gewiss dankbarer, wenn er sorgfältigere Uebersetzungen liefern würde und nicht solche, die den Charakter der Stundenarbeit an der Stirne tragen. In ähn-

lichem Sinne spricht sich auch C Peter in der Jen. Lit.-Zeit. 1874 S. 87 aus.

Für die Zeit der Bürgerkriege nach Cäsar's Tod verdient Erwähnung:

Carl Wichmann, De Plutarchi in vitis Bruti et Antonii fontibus. Diss. Bonn 1874.

Die Schrift bildet im Allgemeinen eine Ergänzung zu Peter's Untersuchungen über Plutarch. Bei der Geschichte der Ermordung Cäsar's leitet der Verfasser die mit Appian übereinstimmenden Nachrichten aus Asinius Pollio, die von demselben abweichenden von dem Rhetor Empylos ab. Für die nächste Zeit nach Cäsar's Tod nimmt er eine unbekannte Quelle an, da die Darstellung weder mit Livius (bei Dio), noch mit Asinius (bei Appian) stimmt, noch zu den Denkwürdigkeiten des Augustus passt. Den Krieg bei Philippi, für den Plutarch und Appian nach Peter Messalla und Volumnius benützt haben, lässt er Appian aus Messalla und Asinius, Plutarch zum grössten Theil aus Messalla schöpfen und führt nur Brutus 51—52 und 48 med. auf Volumnius zurück. Als Quelle für den parthischen Krieg und die ganze Geschichte des Antonius von Philippi an betrachtet er dagegen mit Peter Dellius (c. 34 ff.).

Ein Recensent (»U«) im Philol. Anzeiger 1875, Bd. VII 3. S. 126—130, der sich im Ganzen anerkennend ausspricht, nimmt im Einzelnen nur an der Herbeiziehung von Dellius Anstoss, findet aber im Uebrigen, dass die vom Verfasser aufgespürten Quellen nur die ältesten Zeugen seien, welche Plutarch auf keinem Fall selbst benützt habe, dagegen die Frage nach den directen Quellen Plutarch's gar nicht gestellt worden sei. Peter, in der Jen. Lit.-Zeit. 1875, giebt der Arbeit das Prädicat einer umsichtigen und besonnenen Forschung.

Damit Niemand durch die in der Bibliotheca philologica sehr missverständlich mitgetheilten Titel der beiden Schriftchen von Lauria irregeleitet werde, so bemerken wir, dass dieselben nur der Bewunderung des Verfassers für zwei moderne Kunstwerke zum Ausdruck dienen, was auch aus ihren vollständigen Titeln zu entnehmen ist:

G. A. Lauria, Cajo Asinio Pollione ed il suo trionfo, dipinto da Giovanni Ponticelli. Napoli 1875. 30 S. 8.

Idem, Cleopatra, Statua di Alfonso Balzico. Napoli 1875. 42 S. 8.

Dagegen gehört eine Arbeit eines anderen italienischen Schriftstellers über Asinius Pollio hierher:

Biagio Lanzellotti, La vita et li studii di Caio Asinio Pollione Marrucino. Prato 1875. 88 S. 8.

Wir wiederholen dazu die Bemerkung des Recensenten in der Nuova Antologia XXIX p. 481, dass die Arbeit zu wenig Kenntniss und Benützung der neueren Forschungen zeige.

An den Schluss der republicanischen Zeit setzen wir noch einige in verschiedene Perioden eingreifende Arbeiten über die auswärtigen Verhältnisse, über römische Chronologie und Familiengeschichte.

Von untergeordneter Bedeutung ist eine Untersuchung von Dr. Vogel über Gallia Transalpina:

Dr. Vogel, De Romanorum in Gallia Transalpina gestis ante C. Iulium Caesarem. Progr. des Gymn. zu Friedland 1873. 10 S. 4.

Nach kurzer Erwähnung der Unterwerfung der Oxybier und Deciaten a. 154 vor Chr., und der Salluvier oder Ligurer und Vocontier in den Jahren 125/4 und 123 geht der Verfasser etwas näher ein auf die Siege des Domitius Ahenobarbus und Q. Fabius Maximus über die Allobrogen und Arverner a. 121 v. Chr., indem er im Gegensatz zu Mommsen, der sich auf Florus, Strabo und die Triumphalfasten beruft, aus Livius, Orosius und Velleius den Sieg des Domitius Ahenobarbus an der Sulga als den früheren und den des Fabius an der Isara als den späteren zu erweisen sucht. Strabo IV 4, 3 lässt allerdings eine andere Deutung zu, als wie Mommsen die Stelle fasst; und ist überhaupt die Anordnung, die Mommsen diesen Kriegsereignissen giebt, eine mehr oder weniger willkührliche; da wir aber im Ganzen mit unbestimmten Grössen zu operiren gezwungen sind, so wollen wir weder für die eine, noch die andere Combination entscheiden. Jedenfalls aber hätte der Verfasser Strabo IV 1, 11 nicht als Zeugniss für seine Ansicht aufführen dürfen.

Die folgenden Abschnitte der Arbeit behandeln die Grün-

dung von Narbo Martius, den Aufstand von 61 v. Chr. und die Grenzen der Provinz. Aufgefallen ist uns, dass der Verfasser das Buch von Herzog, De Galliae Narb. prov. hist. nicht zu kennen scheint.

Ein sehr hitziger Kampf hat sich um die Beziehungen der Römer zu den Juden entsponnen. Da derselbe noch nicht beendet ist und wir keinen Spiess in den Krieg tragen wollen, so werden wir nur kurz referiren. Wir verweisen dabei noch auf den Jahresbericht über die römischen Alterthümer 1873 S. 872 ff. Den Anstoss zum Kampfe gab Ritschl durch eine eigene Abhandlung und eine von ihm gestellte Preisaufgabe, die beide gleichzeitig und über denselben Gegenstand erschienen:

Fr. Ritschl, Eine Berichtigung der republicanischen Consularfasten. Zugleich als Beitrag zur Geschichte der römisch-jüdischen internationalen Beziehungen. Rhein. Mus. 1873 Bd. 28 S. 586—614.

Ein Epimetron dazu lieferte Ritschl im Rhein. Mus. Bd. 29 S. 337—344: Römische Senatsconsulte bei Josephus.

Unabhängig davon erschien der erste Beitrag zur Lösung der Preisaufgabe von Mendelssohn in Form einer Doctordissertation:

Ludovicus Mendelssohn, De senati consulti Romanorum ab Iosepho antiq. 14, 8, 5 relati temporibus. Diss. Lips. 1873. 37 S. 8.

Die Fortsetzung dazu brachte der Verfasser 1874 als Habilitationsschrift:

L. Mendelssohn, De senati consultis Romanorum ab Iosepho antiq. 13, 9, 2; 14, 10, 22 relatis commentatio. Lips. 1874.

Allen diesen Schriften widmete W. Grimm in der Jen. Lit.-Zeit. 1874 S. 702 ff. eine eingehende Besprechung in durchaus zustimmendem Sinne; dagegen verband A. v. Gutschmid mit seiner im Ganzen auch anerkennenden Kritik von Mendelssohn's Habilitationschrift (Lit. Centralblatt 1874 S. 1259) eine polemische Bemerkung wegen Ios. antiq. 14, 10, 22. Den offenen Angriff jedoch eröffnete Mommsen im Hermes IX 1875 S. 281—291:

Th. Mommsen, Der Senatsbeschluss bei Iosephus antiq. 14, 8, 5.

Auf Gutschmid's Anfechtung entgegnete Mendelssohn von Mailand aus im Rhein. Mus. XXX 1875 S. 118f., auf Mommsen's Angriff gemeinsam mit Ritschl im Rhein. Mus. XXX S. 419—435 (von Rom aus). Während so Mendelssohn aus der Ferne ein Kleingewehrfeuer unterhielt, erschien zugleich seine vollständige Arbeit, in welcher auch die beiden früheren Abhandlungen wieder Aufnahme gefunden hatten:

L. Mendelssohn, Senati Consulta Romanorum quae sunt in Iosephi antiquitatibus. Acta societatis philol. Lips. t. IV 1875 S. 87—288.

Der Recensent im Lit. Centralbl. 1876 S. 910 sprach sich hierüber günstig aus, ebenso W. Grimm in seiner Generalübersicht: Die neuesten Verhandlungen über den Consul Lucius, 1. Makkab. 15, 16. Zeitschrift für wissenschaftl. Theologie. Jahrgang 19 1876 S. 121. Auf der anderen Seite aber erhielt Mommsen neue Hülfe an Niese, der die ganze Arbeit Mendelssohn's als durchaus haltlos aus dem Felde zu schlagen Miene macht:

Benedictus Niese (Göttingen), Bemerkungen über die Urkunden bei Josephus' Archäologie B. XIII. XIV. XVI. Hermes XI 1876 S. 466—488.

Ueberblicken wir nun das Neue, was Ritschl und Mendelssohn aufgestellt haben, so können wir zunächst ein Resultat hervorheben, das allgemeine Anerkennung gefunden hat, nämlich die von Ritschl vorgeschlagene Correctur der Consularfasten, wonach der bisher nach Cassiodor Gnaeus genannte Consul Calpurnius Piso von 615/139 nach Valerius Maximus und Makkab. 1, 15, 6 in Lucius umzutaufen ist. Alle übrigen Resultate sind bestritten. Das wichtigste derselben ist wohl die Einordnung des von Josephus antiq. 14, 8, 5 mitgetheilten Senatsbeschlusses über das Bündniss der Römer und Juden in den Zusammenhang der früheren Geschichte. Derselbe wurde nach Josephus auf Veranlassung Cäsar's a. 707/47 im 9. Jahr des Hyrkanos II unter dem Vorsitze des Prätors L. Valerius L. f. in Rom abgefasst. Die meisten neueren Forscher glaubten nun aber, dass diese Datirung auf einer Verwechslung beruhe, und nahmen eine Versetzung damit vor; so verlegte Scaliger den Beschluss in die Zeit

von Hyrkanos I, etwa 630/124, Ewald in die Zeit Simon's (611 bis 619) als identisch mit dem Makk. I 15, 16 von einem Consul Lucius übermittelten Vertrag. Diese letztere Ansicht nehmen Ritschl und Mendelssohn wieder auf und suchen sie hauptsächlich durch den Nachweis der Uebereinstimmung in den Voraussetzungen und dem Inhalt der an beiden Orten gegebenen Bündnissacten und der Aehnlichkeit der Gesandtennamen, sowie durch die Versetzung in ein bestimmtes Jahr zu voller Gewissheit und Bestimmtheit zu erheben. Sie nehmen also an, dass der nach Josephus antiq. 14, 8, 5 im Jahr 707/47 unter dem Vorsitz des Prätors L. Valerius abgefasste Senatsbeschluss in Folge nachlässiger Ordnung des Materials bei Josephus an unrechte Stelle gerathen, eigentlich nur die Ergänzung bilde zu der kurzen Notiz Josephus 13, 7, 3. Makk. I, 14, 15 und als Vorlage zu betrachten sei für das Schreiben des Consuls Lucius Makk. I 15, 16, das mit diesen Acten in das Jahr 615/139 fällt. Ritschl sieht dabei in dem Consul Lucius, der nach Makk. I 15, 16 den Senatsbeschluss den Juden übermittelt, eben jenen Consul L. Calpurnius Piso, und erklärt den Vorsitz des Prätors L. Valerius bei der Abfassung des Senatsbeschlusses durch die Annahme einer zeitweiligen Abwesenheit des Consuls. Mendelssohn dagegen betrachtet den *Λεύκιος ὕπατος* des Makkabäerbuches und den *Λεύκιος Οὐαλέριος στρατηγός* des Josephus als dieselbe Person, indem er annimmt, dass die Bezeichnung *ὕπατος* auf einem Uebersetzungsfehler beruhe. In dieser Nebenfrage ist Grimm geneigt, auf die Seite von Mendelssohn zu treten, wobei er nur andere Vorschläge bezüglich der hebräischen Ausdrücke für Consul oder Prätor macht. Der ganzen Hypothese dagegen gilt die Polemik Mommsen's. Dieser erklärt die wesentliche Identität des Inhalts der beiden, verschiedenen Zeiten angehörenden Verträge durch tralaticische Uebertragung, nimmt aber Anstoss einmal an der Verschiedenheit der Namen der Gesandten von 615/139 und bei Josephus 14, 8, 5 (dort Numenios, des Antiochos Sohn, und Antipatros, des Jason Sohn, hier Alexandros, des Jason Sohn, Numenios, des Antiochos Sohn, und Alexandros, des Dorotheos Sohn), wogegen Grimm auf die Seltenheit der Namen Numenios und Jason aufmerksam macht, dann an dem Ineinandergreifen von prätorischer und consularischer Amtsgewalt und an dem von Josephus genannten Sitzungslocal, dem Concordientempel, der vor 633/121 nicht als solches

habe dienen können. Im Uebrigen findet er, dass alle Umstände von a. 707/47 ganz gut passen, um den Senatsbeschluss bei Josephus an seinem Orte zu belassen.

Eine zweite Hauptfrage betrifft das Josephus 14, 10, 22 unter den caesarischen Acten angeführte Pergamenerdekret mit dem in ihm enthaltenen Senatsbeschluss. Ritschl und Mendelssohn glauben, dass der letztere ebenfalls auf irrthümliche Weise in das Pergamenerpsephisma hineingekommen sei, gehen aber in ihren Versuchen, ihm die richtige Stellung anzuweisen, auseinander. Ritschl bringt ihn in Verbindung mit der ersten der zwei Gesandtschaften des Hyrkan I, indem er das 13, 9, 2 erwähnte Senatsconsult mit der zweiten dieser Gesandtschaften in die Jahre 621 bis 623 (133—131 vor Chr.), das Dekret der Pergamener selbst auf 621/133 setzt. Mendelssohn dagegen lässt das Senatsconsult von 13, 9, 2 dem von 14, 10, 22 vorhergehen, setzt jedoch beide in das Jahr 621/133, während er das Pergamenerdekret der cäsarischen Zeit überlässt. Um die Versetzung des Senatsbeschlusses 14, 10, 22 unter Antiochos VII zu rechtfertigen, lesen sie bei Josephus statt des überlieferten *'Αντίοχος 'Αντιόχου υἱός* nach Ritschl's Vorschlag *Άντίοχος Δημητρίου υἱός* (Antiochos Sidetes). Gegen diese chronologischen Ausführungen richtet sich der Widerspruch von A. v. Gutschmid, der keinem von diesen Vorschlägen zustimmt.

Weiterer Beachtung werth sind noch der Vorwurf der Nachlässigkeit und Flüchtigkeit bei Josephus in der Zusammenstellung der Acten antiq. 14, 10, der Versuch Mendelssohn's, die zusammengehörenden Partien zu vereinigen und in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge getreu wiederzugeben, sowie die Uebersicht über den diplomatischen Verkehr zwischen Römern und Juden und die Senatsconsulte der Republik. Da Niese wesentliche Textverbesserungen zu Josephus in Aussicht stellt, so wird die Kritik gut thun, mit ihrem Urtheil zurückzuhalten; indessen müssen wir immerhin der Gelehrsamkeit und dem Fleisse Mendelssohn's unsere Anerkennung aussprechen.

Die antiquarisch-chronologischen Arbeiten von Unger und de Boor sind bereits im Jahresbericht über römische Alterthümer für 1873 ausführlich besprochen worden, weshalb wir sie hier auch nur kurz berühren.

G. F. Unger, Der römische Jahresnagel. Philol. XXXII S. 531—540.

Die Arbeit richtet sich gegen Mommsen, Röm. Chronologie S. 178 ff. Der Verfasser hält an der traditionellen Bedeutung des Nagels als eines Jahresnagels und nicht eines Säcularnagels fest und verlegt die Entstehung der Sitte auch schon in eine frühere Zeit vor 291/363. Wir können uns dem zustimmenden Urtheile Lange's anschliessen.

Carolus de Boor, Fasti censorii. Diss. inaug. hist. Berolin. 1873.

Das Verdienst dieser Arbeit ist bereits auch von Lange hinreichend gewürdigt worden. Dieselbe enthält eigentlich viel mehr, als der Titel vermuthen lässt; zu den Fasten selbst (S. 3—33) kommen drei kritische Excurse, in welchen fast die ganze Geschichte der Censur abgehandelt wird, zunächst eine Untersuchung über den Ursprung der Censur, (S. 36—45), dann ein Capitel über die Censuren bis 550/494 und endlich ein Schlussabschnitt über die Censuren nach 618/136. Da diese Ausführungen für die Chronologie von Wichtigkeit sind, so heben wir hervor, dass der Verfasser die Einrichtung der Censur, die Ansicht Zumpt's, wie es scheint, unwissentlich wieder aufnehmend, gleichzeitig mit der Einsetzung des Militärtribunats geschehen lässt und ihr vor der Beschränkung auf 18 Monate eine Dauer von drei Jahren zutheilt, welche letztere Annahme wir mit Lange für unerwiesen halten. Die 15 Jahre, in welchen nach Festus kein Census stattgefunden haben soll, bezieht der Verfasser auf die Zeit vor dem gallischen Brande, was ebenfalls sehr problematisch ist. Die Censuren des Q. Metellus Calvus und Q. Fabius Maximus Servilianus für 628/126 und die des Q. Fabius Maximus Allobrogicus für 646/108 werden gestrichen. Die letzten Partien greifen noch in die Kaiserzeit über (Census des Claudius, des Vespasian und Titus).

Die prätorischen Fasten haben eine doppelte Bearbeitung erfahren, zuerst von Wehrmann, nachher von Hölzl:

Petrus Wehrmann, Fasti praetorii ab a. u. 588 ad a. u. 710. Berol. 1875. 88 S. 8.

Maximilianus Hölzl, Fasti praetorii ab a. u. 687 usque ad a. u. 710. Lips. 1876. 104 S. 8.

Beide Arbeiten können wir als tüchtige Leistungen bezeichnen, wenn sie auch auf etwas verschiedene Weise ihre Aufgabe lösen. Wenn wir recht sehen, so verrathen sie in ihrer Ausführung etwas den Gegensatz der Schule; Wehrmann ist, wie es scheint, aus der Schule von Mommsen hervorgegangen, Hölzl aus derjenigen von Lange. Dabei hatte der letztere den Vortheil, dass er, obwohl er seine Arbeit gleichzeitig begonnen hatte, beim Abschluss derselben diejenige Wehrmann's vor sich hatte und sich nun darauf verlegen konnte, die Lücken, die sein Vorgänger gelassen, auszufüllen und die Fehler, welche die Kritik demselben nachgewiesen — vgl. die Recension von Lange, Jen. Lit.-Zeit. 1875, und von mir, Lit. Centralblatt 1875, S. 1491 — zu verbessern. Hölzl's Schrift will denn auch hauptsächlich als Ergänzung zu Wehrmann aufgefasst sein und wir dürfen sie als sehr erwünschten Nachtrag begrüssen. Während Wehrmann nur diejenigen Namen aufnimmt, welche als Prätoren oder Proprätoren überliefert sind, sich also wegen ihrer prätorischen Amtsführung in der Geschichte bemerklich gemacht haben, so fügt Hölzl auch die Consuln und consularischen Statthalter, von deren prätorischer Amtsführung die Tradition schweigt, seiner Liste bei, und während der erstere keine Rücksicht nimmt auf die rückwirkende Kraft der lex Pompeia, so bringt sie der letztere schon a. 703/51 in Rechnung; auch entwickelt er eine ganz andere Ansicht über die iudices quaestionis und quaesitores. Als Correctur zu Wehrmann notiren wir im Einzelnen den Prätor L. Lucceius von 687/67 statt L. Lucullus.

Zwei römischen Familien ist die Ehre von Monographien zu Theil geworden, den Metellern und den Serviliern:

M. Wende, De Caeciliis Metellis Commentationis pars I. Diss. Bonnens. 1875 (A. Schäfer gewidmet) 77 S. 8.

Diese Dissertation liefert uns ein neues Zeugniss von der Fruchtbarkeit des Bonner historischen Seminars. Der Verfasser erörtert die Geschichte der Familie von ihrem ersten Auftreten bis zum Jahr 100 v. Chr., wobei er 16 Glieder derselben aufführt und schildert. Am eingehendsten verweilt er bei den hervorragen-

den Trägern des Namens aus der Zeit der punischen und orientalischen Kriege, bei L. Caecilius L. f. C. n. Metellus, Consul von 251 v. Chr., dessen Sieg er jedoch entgegen Mommsen, Römische Geschichte, in's Jahr 250 verlegt und dessen Erblindung beim Brand des Vestatempels er als eine Fabel betrachtet, dann Q. Caecilius L. f. L. n. Metellus, Consul 206 v. Chr., den er in seiner politischen Haltung zwischen Fabius Cunctator und Scipio schwanken lässt und auf dessen Consulat er den im Unterschied zu Zumpt für ächt gehaltenen Vers des Naevius bezieht, ferner Q. Caecilius Q. f. Q. n. Metellus Macedonicus, Prätor a. 148 v. Chr., Consul 143, Censor 131, den er entgegen Plinius und der gewöhnlichen Annahme nicht zum Sohn, sondern mit einiger Wahrscheinlichkeit zum Enkel des vorhergehenden macht und dessen kleinliche Rache gegen Pompejus im spanischen Kriege als Erfindung bezeichnet wird. Von den folgenden wird C. Caecilius Metellus Caprarius, Consul 113 v. Chr., als Statthalter nicht von Macedonien, sondern einer Macedonien benachbarten Provinz angenommen (mit Zumpt und Hertzberg), sein Triumph jedoch in's Jahr 111 verlegt. Den L. Caecilius Metellus Calvus, Consul von 142, degradirt der Verfasser ebenfalls vom Sohn (Plinius) zum Enkel des Consuls von 206 und setzt seine Gesandtschaft nach dem Orient zwischen 142 und 134. Dem L. Caecilius Dalmaticus, Consul 119, weist er die sonst auch auf Baliaricus, Consul 123, bezogene Unterstützung des Marius bei der Tribunenwahl zu. Als Kennzeichen der ganzen Familie ergiebt sich durchweg eine optimatenfreundliche Politik.

Wie die spätere Arbeit des Verfassers über die römisch-karthagischen Bündnisse, die wir oben betrachtet haben, leidet auch diese an dem Mangel an Präcision und Sicherheit des Urtheils. So ist es uns schlechterdings unmöglich, an der Hand seiner Darstellung eine klare Vorstellung von dem Wechsel der politischen Stellung des Q. Caecilius Metellus (Consul 206) zwischen Fabius und Scipio, der Aemilischen und Cornelischen Partei zu gewinnen (vgl. S. 22. 24. 30. 31). Ganz unglücklich ist aber die Deutung des Nävischen Verses: fato Metelli fiunt consules. Zum Voraus verstehen wir die Bemerkung nicht: »fato« non pro casu dativo habendum est, sed pro ablativo, wenn sie nicht rein überflüssig sein soll; wenn der Verfasser aber im Weiteren »fato« mit »durch Zufall«, gleich fortuito, übersetzt, um die zufällige Wahl des Metellus zum Consul in dem Verse persifflirt zu finden, so hat

er damit jenem Worte nicht nur die entgegengesetzte Bedeutung untergeschoben, sondern auch die einfachste Beziehung des Verses auf die gehäuften Wahlen der Meteller preisgegeben.

Die andere Monographie über römische Familiengeschichte müssen wir uns begnügen bloss mit ihrem Titel anzuzeigen, da sie uns bis zum Abschluss unseres Berichts nicht zugekommen ist:

Ed. Lübbert, De gentis Serviliae commentariis domesticis. Kiel 1875. 15 S.

Was nun noch die Gesammtbearbeitungen der republikanischen Zeit anbetrifft, so ist keine einzige neue Erscheinung von wissenschaftlichem Werth zu verzeichnen. Zwar sind zwei neue römische Geschichten geschrieben worden, von C. Peter und G. Long; allein die erstere erhebt zum Voraus nicht den Anspruch auf den Titel eines wissenschaftlichen Werkes und die letztere, die dem Umfange nach zu den grössten Leistungen gehört, verdient ihn nicht.

C. Peter, Römische Geschichte in kürzerer Fassung. Halle 1874. 571 S. 8.

In empfehlendem Sinne angezeigt von O. Jäger, Jen. Lit.-Zeit. 1876 S. 1657 und sehr gelobt von K.-L., Lit. Centralbl. 1876. S. 493 ff.

George Long, The Decline of the Roman Republic. 5 vol. London 1874.

Das Werk ist, wie der Recensent des Athenaeum's (1874, II. S. 201) mit sauersüsser Miene bemerkt, trocken und schwer lesbar, meist nur eine Wiedergabe der Erzählung der alten Autoren, der vierte Band eine Uebertragung von »de bello Gallico«, der fünfte von »de bello civili«. Mit Freuden spricht jedoch der genannte Kritiker seine Anerkennung dafür aus, dass der Verfasser sich nicht zu der »Blut- und Eisentheorie« Mommsen's bekenne, kein blinder Bewunderer Cäsar's, noch ein einseitiger Verkleinerer Cicero's sei.

Zwei Werke von wissenschaftlichem Charakter sind in neuer Auflage erschienen, das von Mommsen in sechster und das ita-

lienische von Vanucci in dritter. Wir müssen diesem letzteren, das bisher in Deutschland wenig bekannt geworden zu sein scheint, ein Paar Worte widmen.

Atto Vanucci, Storia dell' Italia antica, terza edizione accresciuta, corretta ed illustrata coi monumenti. Vol. I 904 S. gr. 8. Milano 1873. Vol. II 663 S. 1874. Vol. III 824 S. 1875.

Diese Auflage ist wesentlich vermehrt, besonders durch Nachweisungen aus der neuern Litteratur; der Verfasser zeigt das redliche Bestreben, sein vor einem längern Zeitraum concipirtes Werk möglichst auf den Standpunkt der neuern Forschung zu erheben; wir finden beträchtliche Nachträge in den Anmerkungen, besonders auch aus der einschlägigen deutschen Litteratur. Wir wollen es dem Verfasser nachsehen, dass er dabei sehr ungleich verfahren ist. wichtigere Werke bei einzelnen Abschnitten übergeht, während er bei anderen ganz unbedeutende Schriften anführt und dass daneben viel alter Ballast wieder aufgenommen wurde, der füglich hätte über Bord geworfen werden können. Schlimmer ist, dass manche der citirten Autoren mehr nur zur Zierde in den Anmerkungen zu stehen scheinen, als dass sie eigentlich verwerthet worden wären und dass daher die Darstellung sich im Ganzen noch als der Ausdruck einer früheren Forschungsperiode kennzeichnet. So stellt der Verfasser in dem Abschnitt über die Etrusker die Herkunft dieses Volkes ganz nach der alten Anschauung dar und bezeichnet ihren asiatischen Ursprung als mit Evidenz bewiesen (S. 208. I); erst in einem späteren Capitel S. 482 vernehmen wir dann, dass derselbe auch von den neuern Forschungen über die Etrusker Einsicht genommen hat. Schwegler wird zwar mehrfach citirt, eine wirkliche Verwerthung desselben haben wir jedoch gerade bei den wichtigsten Abschnitten, wie z. B. bei der Servianischen Verfassung, nicht finden können. Wenn aber auch das Buch in der Kritik hinter dem neuesten Stand der Forschung zurückbleibt, so hat es doch wieder seine eigenthümlichen Vorzüge. Die Darstellung fliesst trotz der oft sehr umfänglichen Anmerkungen lebendig uud frisch; die nationale Begeisterung verleiht ihr eine besondere Wärme. Der Verfasser sieht in der Grösse Roms die Grösse Italiens, in dem Siege der Römer über die Welt den Ausdruck der Ueberlegenheit der italischen Sitten und der italischen Wissenschaft, und die Römer, resp. Italiener sind ihm

die Lehrer der Kultur und Freiheit im Alterthum wie heute. Er verfolgt daher mit steigender Sympathie die Ausbildung der römischen Republik und Weltherrschaft und bedauert mit Cato den Verlust der Freiheit; in gleicher Weise geisselt er die Henker der Gracchen, die trotzigen Oligarchen, und die Schändlichkeit der Nobilität wie den Egoismus Cäsar's und den Sieg der brutalen Gewaltherrschaft. Die reichen Illustrationen, die zwar nicht immer am rechten Platze stehen, dienen sehr dazu, der Schilderung unmittelbare Anschaulichkeit zu verleihen, und so dürfen wir das Werk in seiner neuen Gestalt der Beachtung auch des Auslandes empfehlen.

Indem ich nun zur Kaiserzeit übergehe, bemerke ich, dass ich in einem ersten Abschnitt die Arbeiten über die Periode der Julier, Flavier und Antonine zusammenstellen werde, in einem zweiten diejenigen über die Zeit der Verwirrung, dann folgen noch als besondere Abtheilungen die Periode der Regeneration und die Völkerwanderung; dabei berücksichtige ich die Geschichte des Christenthums nur in ihrem Verhältniss zum Reiche.

VI. Die Zeit der Julier, Flavier und Antonine.

Noch ebensowohl für die Republik wie für den Beginn der Kaiserzeit von Bedeutung sind die neuen Forschungen über die Abfassungszeit der capitolinischen Fasten. Da dieselben indessen auch im Jahresbericht über lateinische Epigraphik eine wichtige Stelle einnehmen werden, so beschränke ich mich auf das Hauptsächlichste.

Es kommen dabei folgende Aufsätze in Betracht:

O. Hirschfeld, Die capitolinischen Fasten. Hermes 1875. Bd. IX. S. 93—106.

Th. Mommsen, Die capitolinischen Magistratstafeln. Hermes 1875 Bd. IX. S. 267—280.

O. Hirschfeld, Die capitolinischen Fasten. Hermes XI. S. 154—162.

Die Frage dreht sich hauptsächlich um die Haltbarkeit der Hypothese Borghesi's, gegen welche O. Hirschfeld einen sehr

erfolgreichen Angriff eröffnet hat. Hatte man seit Borghesi angenommen, dass die capitolinischen Fasten kurz vor 724/30 abgefasst worden seien, weil der Name des Triumvirs Antonius bei den Jahren 707/47 und 717/37 getilgt und nachher wieder hergestellt wurde, so machte Hirschfeld in der erstgenannten Arbeit dagegen geltend, dass der Antoniername zu gleicher Zeit eingehauen, ausgekratzt und wieder hergestellt worden sein könne, dass aber die Zeitumstände vor 724/30 für die Ausführung eines solchen Werkes nicht geeignet gewesen seien, dass diese Fasten dem Livius unbekannt, also 727/27 noch nicht auf dem Forum gestanden seien, und dass die Vertheilung der Consularlisten auf die vier Wandflächen, der Triumphallisten auf die vier Pfeilerflächen die einheitliche Ausführung der letztern bis 735/19, der ersteren bis 742/12 voraussetze, d. h. bis zu dem Jahre, wo das Aufstellungslocal, die Regia, aufhörte, Amtslocal des pontif. max. (seit diesem Jahre Augustus) zu sein, und wo die colotianischen und biondinischen Fasten abschliessen. Da endlich Dionysius die Fasten erst nach Vollendung seines Werks benutzte, so kommt Hirschfeld zu dem Schluss, dass jener Hauptheil der Consular- und Triumphaltafeln zwischen 742/12 und 747/7, vielleicht 746/8, dem Jahr der definitiven Regelung des julianischen Kalenders, und zwar nach einem einheitlichen Plan angelegt worden seien. Als Redactor vermuthet er nicht »einen handwerksmässigen Kalendermacher« (Mommsen), sondern einen gelehrten Antiquar, etwa Verrius Flaccus. Die Nachträge bis 766/13 (n. Chr.) schreibt er dem Tiberius zu.

Mommsen, durch diese negative Kritik seiner eigenen Ansicht nicht wenig in Aufregung versetzt und von der Wichtigkeit der Frage durchdrungen, spannte sofort alle Kräfte an, um eine gründliche Lösung derselben zu erlangen, und liess durch seine epigraphischen Gehülfen (Borrmann und Dressel) eine genaue Untersuchung und Aufnahme des Originals vornehmen; daraus ergab sich ihm zunächst, dass die erhaltenen Nachträge, von 761—766, wohl von Jahr zu Jahr aufgezeichnet worden seien. Dazu griff er mit Geschick die schwachen Punkte in der Beweisführung Hirschfeld's heraus, die falsche Ansicht von Livius Quellenbenützung, die voreiligen Schlüsse aus dem Zustand der colotianischen und biondinischen Fasten und die unhaltbare Annahme eines Wechsels des Amtslocals des Pontifex Max. und einer Epoche für 742/12, end-

lich vor Allem das Undenkbare einer gleichzeitigen Einzeichnung, Radirung und Wiederherstellung des Antoniernamens. Er betrachtet daher die Borghesi'sche Annahme in Bezug auf die Consularfasten als unerschüttert und schliesst des Nähern aus der Schriftform, dass dieselben ursprünglich um 720/34 schlossen und von da an gleichzeitig und jährlich fortgeführt wurden. Dagegen adoptirt er in Bezug auf die Triumphaltafeln die Annahme Hirschfeld's, dass dieselben zwischen 733/21 und 742/12 wohl bei der Uebernahme der Regia durch Augustus abgefasst seien.

Durch diese Anerkennung seiner einen These ermuthigt, hält Hirschfeld in der Entgegnung auch seine übrigen Resultate, freilich mit Preisgebung einzelner Beweismomente, aufrecht. Den palaeographischen Bedenken räumt er nur secundäre Bedeutung ein; die successive Entstehung der Nachträge ist ihm zweifelhaft, und aus dem Charakter des ganzen Monumentes als einer Ehrentafel der römischen Republik und der bewussten Gliederung des Stoffes ergiebt sich ihm immer noch grosse Wahrscheinlichkeit für eine gleichzeitige Abfassung des Consular- und Triumphalverzeichnisses. Dabei ist es ihm aber noch nicht gelungen, eine plausible Erklärung der Rasur des Antoniernamens zu geben, und daran könnte leicht sein ganzes Bemühen scheitern. Unter den übrigen Forschern hat sich O. Clason noch in einem Nachtrag zu seiner Röm. Gesch. Bd. II S. 369 f. in Bezug auf die Abfassungszeit und die Autorschaft des Verrius Flaccus für ihn ausgesprochen.

Das Ereigniss der Enthüllung des Arminiusdenkmals im Teutoburgerwalde hat einer Reihe von Arbeiten die Entstehung gegeben, welche die Freiheitskämpfe der Germanen behandeln. Doch befindet sich darunter kaum eine einzige wirklich bedeutende Leistung. Eine Controverse hat sich zunächst über das Jahr der Varusschlacht erhoben und ist hauptsächlich in den Jahrbüchern für Philologie ausgefochten worden.

H. Brandes überraschte die gelehrte Welt mit der Wiederaufnahme eines in letzter Zeit meist preisgegebenen Ansatzes, indem er durchführte, dass die Niederlage des Varus nicht im Jahre 9, sondern im Jahre 10 n. Chr. stattgefunden habe:

H. Brandes, Das Jahr der Hermannsschlacht, im Neuen Reich 1875. I. 746—751. Vgl. dazu die Recension von Brandes

zu M. v. Sondermühlen: Aliso und die Gegend der Varusschlacht. Lit. Centralbl. 1875. No. 45.

Dieser Ansicht stimmte A. Schäfer bei in einem kleinen Aufsatz:

A. Schäfer, Das Jahr der Varusschlacht. Neue Jahrb. für Phil. und Päd. 113 S. 248—250.

Ferner dürfen wohl für dieselbe Rechnung Dindorf (zu Dio) und Mommsen Corpus I. L. III S. 280 angeführt werden.

Dagegen sprechen sich für Festhalten am Jahr 9 aus:

V. Gardthausen, Das Jahr der Varusschlacht. Neue Jahrb. für Phil. u. Päd. 113 S. 245—248.

G. Lüttgert, Noch einmal das Jahr der Varusschlacht. Daselbst S. 541—544.

C. Schrader, Noch einmal das Jahr der Varusschlacht. Daselbst S. 544—549.

Die Entscheidung hängt hauptsächlich davon ab: 1. wo man bei Dio 56 den Uebergang zum Jahre 10 n. Chr. (ob 12, 2 oder später) annehmen und bis zu welchem Jahr (ob 9 oder 10) man den pannonischen Krieg, mit dessen Ende die Varusschlacht zusammenfällt, ausdehnen will; 2. welche Deutung man der Notiz Sueton's Tib. 20 geben will, dass Tiberius sich nach der Niederlage zwei Jahre in Deutschland aufgehalten habe, während er Ende 11 wieder in Rom war und 3. wie man die Datirungen des Tacitus Ann. I 62 (a. 15 n. Chr.) und XII 27 (a. 50 n. Chr.) im »6. und 40. Jahr« nach der Schlacht fassen soll. Was mich betrifft, so habe ich mich von der Nothwendigkeit, vom Jahr 9 n. Chr. abzugehen, noch nicht überzeugen können.

Als einen Beitrag zur Lösung derselben Frage können wir auch folgenden Aufsatz betrachten:

A. F. Abraham, Zur Geschichte der germanischen und pannonischen Kriege unter Augustus. Berlin 1875. 22 S. 4.

Wir lernen hier den Verfasser von einer etwas vortheilhafteren Seite kennen als in seiner Arbeit über die Tarquinier. Aus der Geschichte der germanischen Feldzüge hebt er nur einzelne

Punkte heraus, wo er wirklich Neues mitzutheilen hat, für den Krieg in Pannonien dagegen giebt er eine ziemlich vollständige kritische Untersuchung. Dabei geht er überall dem Dio Cassius zu Leibe, indem er dessen Darstellung dieser Ereignisse als eine durchaus mangelhafte zu erweisen sucht. Dio hat nach ihm irrthümlich das Zusammentreffen des Drusus mit der unheilverkündenden Seherin von der Weser an die Elbe und von 743/11 auf 745/9 verlegt; mit Unrecht lasse derselbe Drusus bis zur Elbe kommen, ganz ungenügend sei seine Darstellung des Feldzugs gegen die Markomannen 759/6 n. Chr., auf dessen Rechnung der Verfasser übrigens im Unterschied zu Mommsen die Vermehrung der Legionen um die Nummern 13—20 setzt. So soll nun auch bei dem pannonischen Krieg eine Verwirrung der Nachrichten vorliegen; der Verfasser findet nämlich, dass Dio 56, 11 und 12, 1 nicht mit dem folgenden Abschnitt in dasselbe Jahr gehören, sondern noch zum vorhergehenden, dem Jahre 8 n. Chr., dann mit 56, 12, 2 der Uebergang zum Jahre 9 und 56. 24 zum Jahre 10 n. Chr. gemacht werde. Als das Ende des Krieges in Pannonien und die Zeit der Niederlage des Varus erhält er daher das Jahr 9 n. Chr. Wir können den Deductionen des Verfasser nicht in Allem folgen, allein sie verdienen alle Beachtung.

Zu kritischen Auseinandersetzungen gab auch der Name des Arminius Anlass. Nachdem Karl Aue in einem Artikel der Grenzboten 1875 III S. 312 ff. denselben zum Gegenstand einer Besprechung gemacht hatte, erschien eine Erörterung von competenter Stelle:

E. Hübner, Ueber den Namen des Arminius. Hermes 10 1876 S. 393—407.

Hübner, Göttling's einschlägige Bemerkungen corrigirend, kommt zu dem Resultat, dass Arminius wahrscheinlich den römischen Gentilnamen Julius und ein römisches Pränomen, etwa Gajus, geführt habe, dem Namen Arminius aber sicher ein einheimischer Name zu Grunde liege, welchen er, vielleicht in etwas römisch hergerichteter Form, auch nach der Ertheilung des römischen Bürgerrechts als Cognomen beibehielt. Wenn es erlaubt ist, in solchen Dingen gegen eine epigraphische Autorität ersten Ranges eine Bemerkung zu machen, so haben wir nur das Bedenken, in

der augusteischen Zeit einem Cognomen die Form eines römischen Geschlechtsnamens zu geben.

Besonders eifrig sind wie von jeher die Localfragen erörtert worden, hauptsächlich der Ort der Schlacht und die Lage der Festung Aliso, leider aber meist nur von Dilettanten in localpatriotischem Interesse und von solchen, welche die Gelegenheit ergriffen, um frühere Arbeiten wieder aufzufrischen.

M. F. Essellen (in Hamm), Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum. Berl. 1874. 39 S. 8. Sammlung von Virchow, IX. Serie, Heft 200.

Fr. Hülsenbeck, Das römische Kastell Aliso an der Lippe (nachgewiesen und aufgefunden von Fr. Hülsenbeck). Mit zwei colorirten Karten. Paderborn 1873. 176 S. 8.

G. Lüttgert, Das Varusschlachtfeld und Aliso. Progr. Lingen 1873.

M. von Sondermühlen, Aliso und die Gegend der Hermannsschlacht. Mit einer Uebersichtskarte. Berlin 1875. 117 S. gr. 8.

Der Verfasser der ersten Arbeit, der diese Fragen schon mehrfach behandelt hat (1857. 1868), verlegt den Kampfplatz, wie der Titel andeutet, nicht in den Osning, sondern in den südlichen Theil des Kreises Beckum, indem er Varus auf die Nachricht vom Abfall eines Stammes von seinem Sommerlager zwischen dem Osninggebirge und der Weser aus zunächst auf einer gebahnten Heerstrasse in die Senne und von dort durch die flache Gegend des rechten Ufers der Lippe bis in die Nähe von Stromberg ziehen lässt. Das nächste Ziel des Zuges war die Festung Aliso bei Hamm, wo der Tross untergebracht werden sollte.

Hülsenbeck, der seine Ansicht in den Forschungen zur deutschen Geschichte 1867 ebenfalls schon ausgesprochen hat, glaubt in dem römischen Kastell auf dem Heikenberg in der Bauerschaft Alstedde auf dem rechten Ufer der Lippe bei Lünen, dessen Untersuchung ihm durch die Unterstützung des kgl. preuss. Ministeriums ermöglicht wurde, das alte Aliso wiedergefunden zu haben. Das Ergebniss seiner Ausgrabungen ist zwar sehr unbedeutend; was ihn aber zu seiner Annahme bestimmt, ist die Erwägung, dass die Festung an der untern Lippe und

in ziemlicher Nähe des Rheins habe liegen müssen, sowie die Entdeckung eines befestigsten Lippeübergangs unweit Heikenberg, zweier römischen Limites auf beiden Ufern der Lippe und einer Militärstrasse auf der linken Seite von Lünen bis Haltern gegenüber, also einer doppelten Verbindung zwischen dem Castell und dem Rhein.

Sondermühlen sucht Aliso in der westlichen Ecke an der Mündung der Glenne in die Lippe, also ähnlich wie Wietersheim in der Gegend wenig unterhalb Lippstadt. Den Rückzug des Varus lässt er von Varenholz aus an der Else aufwärts bis in die Niederung zwischen Engsten und Vörden vor sich gehen. H. Brandes (Lit. Centralbl. 1875 S. 1446) sieht in dieser Abhandlung wie in den meisten anderen allzuviel Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten statt Beweisen und kann darin keine Förderung unserer Erkenntniss erblicken.

Die beiden ersten Arbeiten hat der vorsichtige und sachkundige Localforscher Schneider (in Düsseldorf) in der Jen. Lit.-Zeit. besprochen (1874. S. 763 f. 409 f.). Gegen die erste verhält er sich durchaus ablehnend, sowohl in Bezug auf das Schlachtfeld wie auf Aliso; auch der zweiten gesteht er keine zwingende Beweiskraft zu, indem er im Heikenberg vorläufig nur ein Etappenlager sehen kann; dagegen anerkennt er, dass der Verfasser einen dankenswerthen Anfang zu einer genauen Localforschung gemacht habe, die er als die Hauptbedingung zu einer befriedigenden Lösung der Fragen und ohne welche er alle Hypothesen als nutzlos betrachtet. Wir unserseits haben von dieser Arbeit noch den Eindruck, dass einerseits das Urtheil des Verfassers zu apodictisch, die Ausfälle gegen die früheren Forscher, besonders Giefers, zu heftig sind — »widersinnig«, »Fabelei« sind ganz gewöhnliche Ausdrücke — und dass er anderseits wieder selbst zu willkührlich verfährt; so corrigirt er den dionischen Flussnamen Elison in Emison, um ihn auf die beim Heikenberg vorbeifliessende Emscher zu deuten und erklärt dann *συμμίγνυνται* durch »neben einander her fliessen«; das ptolemäische Budoris erklärt er für den Rittersitz Buddenburg und setzt dann mit Aenderung der geographischen Bestimmungen für Budoris und Aleison aus der ptolemäischen Karte noch den Ort Σετίνδανα, welcher Name sich in den »Aaperhöfen« wiederfinden soll, in die Liste des Ptolemäus ein.

Von Gesammtdarstellungen der Thaten Armin's sind mir zugekommen Schriften von Leupold, Giefers und Böttger:

H. Leupold, Hermann, Deutschlands Held und erster Befreier, mit fünf Illustrationen und Originalzeichnungen. Dresden und Leipzig (ohne Jahreszahl). Erster Band der illustrirten Galerie berühmter Männer und Frauen aller Zeiten. Gewidmet Sr. Majestät König Albert von Sachsen, dem ruhmgekrönten Helden.

Schon der Titel dieses Buches lässt uns erkennen, dass wir es hier mit einem reinen Buchhändler-Unternehmen zu thun haben. Die Schrift enthält auch eine ganz leichte populäre Darstellung der Feldzüge Armin's und der Erstellung des Denkmals, welche durch den beständigen Superlativ patriotischer Ausdrucksweise einen weiten Leserkreis zu gewinnen sucht. Besser sind:

W. E. Giefers, Hermann, Deutschlands Befreier vom Römerjoche und sein Standbild im Teutoburgerwalde. 1875. 36 S.

Dr. H. Böttger (k. Bibliotheksrath), Hermann der Sieger oder die varianische Niederlage. 1. und 2. Abtheilung. Mit einer Karte und einer Abbildung des Hermanndenkmals. Hannover 1874. 291 S. 8. (Essellen und E. v. Bandel gewidmet.)

Letzteres Buch zeichnet sich aus durch die Ausführlichkeit und Gründlichkeit, mit der alle einzelnen Punkte erörtert und alle gegnerischen Ansichten besprochen werden. Doch bringt es nicht gerade Neues bei. Der Verf. bekennt sich offen als einen Schüler und Anhänger von Essellen und adoptirt dessen Ansichten in vollem Umfange, indem er das Schlachtfeld ebenfalls in den Kreis Beckum und Aliso nach Hamm verlegt. Die erste Abtheilung des Buches: »ein sicherer Führer durch das Gebiet der am zweiten Tage endenden Schlacht zur Vernichtung des römischen Heeres etc.« S. 195 ist daher im Ganzen nur eine neue Wiedergabe der Essellen'schen Schilderungen. Die zweite Abtheilung: »Kritik über vierzig Gegner unter der Leitung von Clostermeier, v. Wietersheim, Giefers, Middendorf« richtet sich hauptsächlich gegen die Hypothese Clostermeier-Giefers, wonach das Schlachtfeld im Osning an der Werra und Aliso in Elsen bei Paderborn zu suchen wären. Die Versetzung Aliso's nach Lünen (Hülsenbeck) betrachtet der Verfasser als bereits durch Giefers

vollständig widerlegt. Als ein umfassendes Repertorium der einschlägigen Litteratur ist das Buch sehr geeignet, in das Studium dieser Fragen einzuführen. H. Br(andes) drückt in seiner Recension im Lit. Centralbl. 1875 S. 701 seine Zweifel dagegen aus, dass der Vernichtungskampf schon am zweiten Tage zu Ende gehen soll und dass die an der Heerstrasse wohnenden Marsen-Sigambrer die entfernten Empörer gewesen seien.

Ihrem Entstehungsgrunde nach gehört auch hierher die zwar eine etwas spätere Episode dieser Kriege behandelnde Arbeit von:

A. Linsmayer, Der Triumphzug des Germanicus. Als deutscher Gruss aus Baiern zur Enthüllungsfeier des Hermannsdenkmals im Teutoburger Walde.

Persönliches, wissenschaftliches und patriotisches Interesse haben hier, wie es in der Einleitung selbst bemerkt wird, zusammengewirkt; der Verf. ist beglückt, einen dunkeln Punkt zu Gunsten der deutschen Nationalehre aufzuhellen. Er glaubt nämlich in seiner Arbeit den Nachweis zu leisten, dass die Gemahlin des Arminius und ihr Sohn beim Triumphzug des Germanicus nicht mit aufgeführt worden seien, indem er die betreffende Notiz bei Strabo VII 1, 4 als unglaubwürdig und das Stillschweigen des Tacitus Ann. II 31 als Gegenzeugniss betrachtet und auch innere Momente gegen jene Nachricht geltend macht. — Ein Anonymus im Lit. Centralbl. 1876 S. 1006 bespricht die Arbeit sehr anerkennend; auch F. Dahn lässt in seiner Recension in der Jen. Lit.-Zeit. 1875 S. 863f. der »gründlich und mit warmem Eifer geführten Erörterung« alle Gerechtigkeit widerfahren; hingegen verhält er sich gegen das Resultat durchaus ablehnend und weist alle Argumente zurück. Auch wir können uns nicht von dem Werth dieser Entdeckung überzeugen und sehen auch nicht ein, was sie mit der deutschen Nationalehre zu thun hat.

Ebenfalls mehr nur als Gelegenheitsschriften betrachte ich:

Felix Dahn, Ueber die Germanen vor der sogenannten Völkerwanderung. Im Neuen Reich 1875. S. 401—422.

G. Roskoff, Prof. Dr., Das Ethos der Germanen bei Tacitus. Jahrb. für prot. Theologie. Jahrg. II 1876. S. 691—720.

Der erstere giebt nach einer kurzen Einleitung über die Quellen, wobei Tacitus gerechtfertigt wird, eine übersichtliche Darstellung der allgemeinen Grundlagen, der Lebensweise, der Ansiedlung und der Entwicklung des Staatsverbandes bei den Germanen, die ebensosehr von dem schriftstellerischen Talent wie von den gründlichen Kenntnissen des Verfassers Zeugniss ablegt.

Roskoff macht den Versuch, das Ethos der Germanen bei Tacitus als Complex der idealen Momente, die in den religiösen Vorstellungen, den Einrichtungen des öffentlichen Gemeinwesens und den Sitten des häuslichen Lebens ihren Ausdruck finden, genetisch entwickelnd darzustellen. In dem Princip der Kriegstüchtigkeit, die zur ganzen Tugend des Mannes wird, sieht er den Ausdruck der germanischen Kraft; diese zeigt sich aber auch in der Stärke des Selbstgefühls, in dem ausgesprochenen Subjectivismus und dem Widerstreben gegen staatliche Autorität und Einheit. Der Grund dieser Subjectivität liegt in der Tiefe des germanischen Gemüths, aus dem wieder der religiöse Sinn der Germanen und ihre Frauenverehrung hervorgegangen sind. Dies alles ist aber nur die vollendetste Darstellung des allgemein menschlichen Gemüths in seiner Jugendlichkeit, und der Verfasser kann mit dem tröstlichen Gedanken schliessen: »Der Sinn für das Ideale entwickelt sich zur Hingabe an die höchsten Ideen der Menschheit, wodurch der Mensch vor allen Geschöpfen (!!), der Deutsche vor andern Nationen sich auszeichnet«.

Die Regierung des Tiberius nimmt in neuerer Zeit eine sehr bevorzugte Stellung in der historischen Litteratur ein und ist ein Lieblingsfeld der Forschung geworden. Die Quellenkritik ist hier ganz besonders reich vertreten; dabei steht Tacitus in erster Linie, und können eine Reihe der einschlägigen Arbeiten als Beiträge zur Lösung der Tacitusfrage betrachtet werden. Folgende Schriften befassen sich ausschliesslich mit der Quellenuntersuchung:

Joann. Froitzheim, De Taciti fontibus in libro I annalium. Diss. Bonnens. 1873 (Schäfer und Sybel gewidmet). Dazu ein Nachtrag: Zur Quellenanalyse des Tacitus, Jahrb. für Phil. 1874. S. 201—205.

Dr. Weidemann, Die Quellen der ersten sechs Bücher von Tacitus' Annalen. Progr. d. k. Gymn. zu Cleve. 1873. 24 S. 4.

Maxim. Thamm, De fontibus ad Tiberii historiam pertinentibus. Diss. Hal. 1874.

Rob. Christ. Riedl, Ist der dem Tacitus gemachte Vorwurf der Parteilichkeit begründet? Aphoristische Betrachtungen über die sechs ersten Bücher von Tacitus' Annalen. Triester Gymn.-Progr. 1874. 75 S. 8.

Guil. Sickel, De fontibus a Cassio Dione adhibitis. Diss. Göttg. 1876.

Alle diese Arbeiten sind bereits von Prof. Wölfflin im Jahresbericht über Tacitus angeführt und besprochen worden mit Ausnahme der Dissertation Thamm's, welche ihm entgangen zu sein scheint. Ich gebe daher über die übrigen nur ein Paar kurze Bemerkungen, werde dagegen auf Thamm und Froitzheim, auf den sich Thamm bezieht, etwas näher eingehen. Weidemann liefert in dem genannten Programm die Fortsetzung von zwei frühern, die in den Jahren 1868 und 1869 erschienen sind; er geht die zeitgenössischen Schriftsteller, die als Quellen in Frage kommen können, der Reihe nach durch und prüft sie in ihrer Beziehung zu Tacitus, wobei er durchweg ein negatives Ergebniss erhält. Es fehlen hier noch Servilius Nonianus und Aufidius Bassus; das Gesammtresultat steht jedoch für den Verfasser bereits fest, nämlich dass dem Tacitus für Tiberius nur eine Hauptquelle vorgelegen habe. Riedl seinerseits ist lebhaft überzeugt, dass Tacitus den Vorwurf der Parteilichkeit verdiene.

Froitzheim, ein Schüler von Schäfer, glaubt, das Resultat, das Mommsen und Nissen aus einer Vergleichung zwischen den Historien des Tacitus und Plutarch's Galba und Otto gewonnen haben, dass nämlich Buch I und II der Historien und diesen plutarchischen Biographien dieselbe Hauptquelle zu Grunde liege, auch auf die Annalen übertragen zu dürfen, indem er die Uebereinstimmung einzelner Partien des Tacitus mit Dio und Sueton durch Benützung derselben Quelle erklärt. Zunächst ergiebt sich ihm eine auffallende Aehnlichkeit zwischen Tacitus und Dio in der Darstellung der Militäraufstände, Tacitus Ann. I 16—52, und Dio 57, 4—6, wobei jedoch Dio, wie Froitzheim meint, nicht Tacitus selbst benutzt haben kann, sondern beide aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft haben müssen. Dasselbe Verhältniss findet der Verfasser auch in der Einleitung zu der Re-

gierung des Tiberius, Tacitus Ann. I 5–16, Dio 56, 30. 57, 1–3 und in dem Rückblick auf Augustus, Tacitus I 2. 8a. 10e–12, Dio 56, 44. 45. 46. Es soll sich dabei ergeben, dass Tacitus sich in der Reihenfolge der Ereignisse ganz an seine Vorlage angeschlossen und derselben selbst seine Reden nachgeschrieben habe; er kümmert sich, wie andere alte Historiker, nicht um die primären Quellen und giebt auch verschiedene Versionen nur nach demselben Schriftsteller. Von dem gemeinsamen Quellenautor kann der Verfasser sagen, dass er auch die Zeit des Augustus behandelte, und zwar mit der Laudation des Augustus ein Buch beendete, dass er in die Zeit nach der Regierung des Tiberius, aber vor das Jahr 60, am ehesten unter Claudius 41–54 fällt, dass er wohl schon Quelle für Plinius gewesen ist, und wenn man ihm einen Namen geben will, so bietet sich Aufidius Bassus am passendsten dafür dar. Dio Cassius verlässt die gemeinsame Quelle von 57, 7 an, weil er die von derselben geschilderten Kriege nicht mehr brauchen kann.

Das Vergleichungsmaterial, aus dem der Verfasser so weitreichende und für den Historiker Tacitus so vernichtende Schlüsse zieht, reducirt sich also, wie aus dem Gesagten erhellt, auf wenige Capitel. Die Sache wird aber noch um so schlimmer und die Annahme einer gemeinsamen Quelle für Tacitus und Dio noch um so fraglicher, wenn wir bemerken, dass in diesen kurzen Abschnitten verschiedene Widersprüche zwischen den beiden Schriftstellern sich finden, von denen freilich der Verfasser die einen ganz übersieht, die andern durch Sophisterei wegzudisputiren oder zu erklären sucht. Eine sophistische Erklärung müssen wir es heissen, wenn er den Widerspruch zwischen Dio und Tacitus in der Darstellung vom Ende des germanischen Aufstandes (Ann. I 40–43. Dio 57, 6) dadurch löst, dass er sagt, Dio habe auch hier dieselbe Quelle benutzt, aber ihre Relation in das Gegentheil verkehrt, oder wenn er die Abweichungen in der Schilderung des Regierungsanfangs dadurch begründet, dass Tacitus die Quelle nur ausführlicher wiedergegeben habe. Dass aber der Verfasser auch leicht erkennbare Widersprüche ignorirt, das will ich nur an einem Beispiel zeigen. Derselbe findet unter Anderm vollständige Uebereinstimmung zwischen Tacitus Ann. I 12 und Dio 57, 2, wo die Scene der scheinbaren Ablehnung des Imperiums durch Tiberius dargestellt wird. Nun erkennt man aber auf den ersten Blick,

dass sich hier die Verhandlung zwischen Asinius Gallus und dem Kaiser bei Dio auf einem ganz andern Boden bewegt als bei Tacitus. Dio geht nämlich von der Voraussetzung aus, dass Tiberius eine Dreitheilung des Imperiums vorgeschlagen habe (Italien mit Rom, das Heer und die Provinzen), wovon Tacitus nichts weiss, und auf diese Dreitheilung passen Rede und Gegenrede, welche daher auch bei Tacitus zum Theil anders gewendet sind und eine andere Pointe haben; man vergleiche nur die Antwort des Tiberius bei Dio: *καὶ πῶς οἷόν τε ἐστιν τὸν αὐτὸν καὶ νέμειν τι καὶ αἱρεῖσθαι* und bei Tacitus: nequaquem decorum pudori suo legere aliquid aut evitare ex eo, cui in universum excusari mallet. Wir können noch manche andere Differenzen hervorheben, welche die Benützung einer gemeinsamen Hauptquelle durch Tacitus und Dio sehr zweifelhaft erscheinen lassen, und müssen daher die Beweisführung des Verfassers als eine mangelhafte bezeichnen; mit etwas mehr Akribie hätte er die wirklichen Fehler der taciteischen Geschichtsschreibung viel besser zur Anschauung bringen können.

Thamm baut auf der wackeligen Grundlage, die Froitzheim für das erste Buch der Annalen gelegt hat, ein ähnliches Gebäude für alle sechs Bücher auf. Er setzt das Resultat seines Vorgängers in Bezug auf die Benützung einer gemeinsamen Quelle durch Tacitus und Dio als erwiesen voraus, wenigstens in dem Abschnitt über die Militäraufstände; dagegen erhebt er gegen die Benennung dieser Quelle durch Froitzheim Widerspruch, und zwar in einer Weise, dass wir fast schliessen müssen, er habe seinen Vorgänger nicht einmal ordentlich gelesen. Er schiebt nämlich Froitzheim die Meinung unter, die gemeinsame Vorlage sei Plinius gewesen, und will an dessen Stelle Aufidius Bassus gesetzt wissen, welchen ja gerade auch Froitzheim vorgeschlagen hat. (Vgl. bes. Froitzheim S. 36).

Dem weiteren Umfang seiner Betrachtung entsprechend schlägt übrigens Thamm einen etwas andern Weg ein; nach einer allgemeinen Einleitung über die Geschischtsschreiber des Tiberius giebt er zuerst die Parallelen zwischen Tacitus und Dio S. 10—32, dann zwischen Sueton und Tacitus S. 33—41, ferner zwischen Sueton und Dio S. 42—48 und zuletzt zwischen Velleius und den übrigen S. 49—55. Unter den Parallelen legt er auch jener Verhandlung über die Ablehnung des Imperiums besonderes Gewicht bei und findet, dass Tacitus in allen sechs Büchern in der Hauptsache

durchgängig dieselbe Quelle benützt habe wie Dio, nur für die Schilderung der germanischen Kriege lässt er ihn im Unterschied zu Froitzheim eine andere Quelle herbeiziehen, da jene Episode bei Dio fehlt; auch in der Darstellung der Sitten und des Charakters des Tiberius ergiebt sich ihm, dass jeder seinen eigenen Weg gegangen ist. Für Sueton erhält er im Gegensatze zu Reichau und Weidmann das Resultat, dass derselbe bis c. 40 keine Aehnlichkeit mit Tacitus habe, ja offene Widersprüche gegen Tacitus enthalte, von jenem Capitel an jedoch grosse Uebereinstimmung eintrete. Diese Wandlung Suetons erklärt er dadurch, dass Sueton die Biographie des Tiberius in verschiedenen Abschnitten zu verschiedener Zeit geschrieben habe, den Anfang in günstiger Stimmung für den Kaiser, den Schluss unter dem Einfluss des Tacitus in entgegengesetztem Sinn.

Unter den mehr die Thatsachen behandelnden und darstellenden Arbeiten nimmt die erste Stelle ein:

A. Stahr, Tiberius' Leben, Regierung, Charakter. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Berlin 1873, 378 S. 8.

Stahr's Standpunkt ist bekannt, und auch die Kritik hat sich schon bei der ersten Auflage des Buches und jetzt wieder deutlich darüber ausgesprochen. Immerhin fällt es mir auf, dass ich, indem ich die Zeugnisse sammle, nur ungünstige zu verzeichnen habe. Einige davon sprechen sich sogar in sehr scharfen Ausdrücken gegen Stahr aus. G. A. Simcox, der dem Buche in der Academy VI 1874. p. 171—173. 201f. eine ziemlich eingehende Besprechung gewidmet hat, kommt zu dem Resultat, dass der Beweis dafür, dass Tacitus nur der Niederschlag der aristokratischen und agrippinensischen Ansichten sei, nicht vorliege und das Gebäude Stahr's ebenso willkürlich sei wie dasjenige des Tacitus; insbesondere bezeichnet er die Vertheidigung von Tiberius' Benehmen gegen seine Familie als verfehlt, dagegen kann er sich der Auffassung des Tiberius als eines tüchtigen Regenten mit guten Absichten anschliessen. Der Referent (-f-r) im Lit. Centralblatt 1874 S. 1153—1156 hat nur Tadel auszutheilen; er findet die Quellenbenutzung bei Stahr unvollständig, die Verurtheilung des Tacitus durch Tacitus verkehrt, die Behandlung des Delatorenthums, der Majestätsgesetze und der Person des Germanicus unrichtig, vor Allem aber die Vorwürfe gegen Tacitus un-

qualificirbar. Die volle Schaale der Entrüstung hat O. Clason in der Augsb. Allg. Zeit. 1874. Beilage 209. 210 über Stahr ausgegossen, besonders mit Rücksicht auf die Methode der Stahr'schen Geschichtsschreibung, die Leichtigkeit, mit der Stahr über alle andern Bearbeitungen und die schwierigsten Probleme hinweggeht, die Unklarheit über das Verhältniss der Quellenautoren, die Willkühr in der Zusammenstellung der für seinen Zweck brauchbaren Zeugnisse, sowie in der Auslassung der übrigen u. a.; Clason rechnet daher diese Schriftstellerei zu »jenem Piraten- und Schmarotzerwesen, das die mühsame Arbeit der Wissenschaft umstosse und sich den Vortheil davon erhaschen wolle, allein nur mit dünner Tünche die äussere Leerheit verhülle«, und meint, dass die Wissenschaft über Stahr und seine kritische Methode den Stab gebrochen habe. Auch ich selbst habe mich entschieden gegen das kritische Verfahren Stahr's aussprechen müssen; im Philol. Anzeiger 1874 VI. S. 245—254 habe ich gezeigt, dass Stahr, der den Tacitus als Rhetor und advocatenmässigen Geschichtsschreiber schildert, in der Behandlung und Auswahl des Stoffes nicht weniger advocatenmässig verfährt. So sehr ich nun aber dem Verdammungsurtheil über die Art und Weise der Stahr'schen Kritik beistimme, so bin ich doch weit entfernt, dadurch auch die Rettung des Tacitus vollzogen zu sehen; ich glaube vielmehr, dass auch eine gewissenhafte objective Prüfung sehr schlimme Fehler an dem monumentalen Sittengemälde des grossen Historikers constatiren und umgekehrt auch an Tiberius noch gute Seiten anerkennen muss.

Von den übrigen einschlägigen Arbeiten kommt eine französische der Auffassung Stahr's ziemlich nahe:

Henri Blaze de Bury, L'impératrice Livie et la fille d'Auguste. Revue des deux Mondes 1874. 591—637. April.

Die Frauencharaktere zwar schildert der Verfasser ziemlich anders als Stahr, Julia mit lebhafter Sympathie, Livia mit starker Abneigung; von Tiberius jedoch findet er, dass er von Tacitus ungerecht und in bitterem Hass und Zorn beurtheilt worden sei. Gegen diese Auffassung erklärt sich eine Anzeige im Magazin für die Litteratur des Auslandes 1874, 2 Bd. S. 543 f., die im Uebrigen die glänzende Darstellung des Verfassers rühmend hervorhebt.

Direct gegen Stahr ist die kleine Gelegenheitsschrift von Probst gerichtet:

Dr. H. Probst, Gymn.-Dir., Antitiberius I. In der Festschrift zur 50jährigen Gedenkfeier des Gymn. zu Essen. 1874. S. 3—18. 8.

Die Schrift sollte eigentlich den Titel tragen: Antistahrius, denn sie beabsichtigt nur eine Prüfung und Widerlegung des Stahr'schen Buches (satis habuimus unum Stahrii perscrutari librum et ex eo eruere, quae ille aut temere statuisse aut audacter videtur finxisse); in diesem ersten Theil wird dieser Gedanke bis zum Antritt der Regierung durchgeführt. Tiberius erscheint dabei zwar in Vielem lobenswerth, aber nicht so, wie bei Stahr, der die Zeichen und Keime der Grausamkeit, wie Probst mit Recht bemerkt, verhüllt und das Gute viel zu glänzend schildert.

Einen andern Weg zur Lösung der Frage hat Schedlbauer eingeschlagen:

Andreas Schedlbauer, k. Gymn.-Prof., Kaiser Tiberius, eine psychol.-hist. Studie. Programm der k. bair. Studienanstalt Straubing 1875. 22 S. 8.

Nach einem historischen Ueberblick über die Tiberiusfrage und der Bezeichnung der Hauptschwierigkeit, die in dem Widerspruch zwischen früher und später liegen soll, kommt der Verfasser auf die Lösung zu sprechen. Durch die Lectüre Griesinger's darauf geführt und durch Wiedemeister's Cäsarenwahnsinn darin bestärkt, findet er dieselbe in einer Geistesstörung, welche ihre Ursache in der Zurücksetzung des Tiberius gegen C. und L. Cäsar, der Trennung von Agrippina und der Verbindung mit der schamlosen Julia, endlich in dem Tod des Drusus gehabt habe.

Der Aufsatz von Ambrosch, der ebenfalls zu den Gegnern Stahr's gehört, (Neue Blätter, N. F. Leipzig 1874. S. 301) ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

Die folgenden Arbeiten führen uns bereits in die Zeit Nero's hinab. Wir haben zunächst verschiedene Studien über Domitius Corbulo und dessen Feldzüge in Armenien zu verzeichnen. Die topographischen Fragen, die sich an diese Ereignisse anschliessen,

bildeten den Gegenstand einer Controverse zwischen Kiepert und Mommsen. Kiepert legte der Berliner Akademie eine Abhandlung über die Lage von Tigranocerta vor:

H. Kiepert, Ueber die Lage der armenischen Hauptstadt Tigranocerta. Monatsberichte der Berl. Akademie 1873. S. 164 bis 210, mit einer Karte.

Aus Ptolemaeus, Plutarch's Darstellung vom Feldzug des Lucullus, Tacitus' Bericht über den armenischen Krieg unter Corbulo und der Peutinger'schen Tafel schliesst Kiepert, dass Tigranocerta an der östlichen Grenze Armeniens nahe der Landschaft Cordyene und den Tauruspässen nach Taraun, östlich vom Tigris, gelegen haben müsse, verwirft demnach die Angaben von Strabo und Plinius und corrigirt die Entfernung zwischen Nisibis und Tigranocerta, die jetzt bei Tacitus septem et triginta m. p. gelesen wird, in centum et triginta. Dies findet er bestätigt durch die Notiz Eutrop's (6, 9): Tigranocerta civitas Arzanenae nobilissima; denn gerade in's Herz dieser Landschaft, deren Namen sich erhalten hat, führen die aus den alten Karten sich ergebenden Distanzen (73 m. p. von Amida), und hier hat auch Taylor am Flusse Nymphios-Arsensu eine passende Ruinenstätte aufgefunden.

Mommsen sah sich veranlasst, seine Meinung darüber öffentlich in einem Sendschreiben an Kiepert abzugeben:

Th. Mommsen, Die Lage von Tigranocerta. An H. Kiepert. Hermes 9. S. 129 ff.

Vom Standpunkt der philologisch-historischen Kritik aus erhebt hier Mommsen Einsprache gegen die von Kiepert vorgeschlagene Lösung. Er ist der Ansicht, dass die übereinstimmenden Zeugnisse von Strabo, Quadratus, Tacitus und Plinius eine Localität auf dem rechten Ufer des Tigris am masischen Gebirge, zwei Tagemärsche von Nisibis fordern. Er will dabei kein grosses Gewicht legen auf die Schilderung der Feldzüge Corbulo's bei Tacitus, welche der geographischen und militärischen Präcision entbehre, indessen der Ansetzung Tigranocerta's auf dem rechten Tigrisufer günstig sei; wichtiger erscheint ihm die Darstellung des Feldzuges des Lucullus bei Plutarch, welche vortrefflich zu der Lage am rechten Ufer passe; überhaupt aber glaubt er, dass nur bei seiner Annahme eine richtige Auffassung zweier der wichtigsten

Kriege des römischen Alterthums und der historischen Stellung Armeniens möglich sei.

Dies gewichtige Votum machte auf Kiepert einen gewaltigen Eindruck, und um so mehr, da er nachträglich fand, dass Sir Henry Rawlinson schon vor einem Jahrzehnt die armenische Hauptstadt an der von Mommsen gemeinten Stelle gesucht habe. Er legte daher in seiner Antwort fast kleinlaut bei und gab seine Hypothese von vornherein preis:

H. Kiepert, Die Lage von Tigranocerta. An Th. Mommsen. Hermes 9, am genannten Ort.

Diese ganze Entgegnung macht uns indessen doch den Eindruck, als ob Kiepert sich halb gegen seine innere bessere Ueberzeugung vor den beiden grossen Autoritäten gebeugt habe. Er kann doch nicht verschweigen, dass die Entfernung zwischen der ihm octroirten Stelle von Tigranocerta und Nisibis 10 Meilen mehr beträgt als sie nach Tacitus' Angabe betragen soll; auch findet er die Schwierigkeit, die antiken Kartendarstellungen damit in Uebereinstimmung zu bringen, sehr bedenklich. Dazu kommt, dass jene Aeusserung Rawlinson's (in einem vorläufigen Bericht über Taylor's Reise, Athenaeum 1863 Febr. S. 228) sehr zufälliger Natur war und sich eigentlich auf keinen Beweis stützte; kurz, es sind Momente genug vorhanden, um den verschiedenen Ansichten gegenüber ein »non liquet« auszusprechen.

Die chronologischen Punkte der armenischen Feldzüge hat ein Schüler Schäfer's in einer besonderen Dissertation untersucht:

Wilh. Laufenberg, Quaestiones chronologicae de rebus Parthicis Armeniisque a Tacito in libris XI — XVI ab exc. D. Aug. enarratis. Diss. hist. Bonn. (A. Schäfer gewidmet) 1875. 59 S. 8.

Die Schrift ist wesentlich eine Kritik von E. Egli's Arbeit über die »Feldzüge in Armenien« (Büdinger, Untersuch. I 1868) nach ihrem chronologischen Theil. Die Ereignisse werden in vier Perioden abgetheilt: 1. de rebus Parthicis perturbatis, Aug. 42 bis Ende 52 oder Anfang 53 n. Chr. Tac. XI. 8—10 XII. 10—14 S. 1—29. 2. de rerum statu in Armenia ambiguo, 51—57 n. Chr. Tac. XII. 45—51. XIII. 6—9 S. 30—35. 3. de Armenia a Romanis subacta, 58—60 oder 61 n. Chr. Tac. XIII. 34—41. XIV

23—26 S. 35—51. 4. de bello a Romanis contra Parthos gesto, 61—63 n. Chr. Tac. XV. 1—18. 24—31 S. 51—59. Der Verfasser adoptirt also die von Egli aufgestellten vier Zeitabschnitte und ihre überschriftliche Bezeichnung und nimmt auch die chronologischen Tabellen für jeden Abschnitt auf. Bezüglich der chronologischen Ergebnisse stimmt er im 2. und 4. Abschnitt, also für die Jahre 51—57 und 61—63 n. Chr. Egli der Hauptsache nach bei; im ersten Abschnitt (42—52 n. Chr.) sucht er dagegen zu beweisen, dass die Rückkehr des Mithridates nicht mit Egli auf 41, sondern auf 42 n. Chr. zu setzen sei, indem er bei Dio 60, 8, 1 und Tac. XI. 8 die Freilassung des Mithridates in Rom und dessen Rücksendung als zwei verschiedene und zeitlich getrennte Acte betrachtet und die letztere erst nach dem Tode des Artabanos erfolgen lässt. Er kann dabei Recht haben; allein ein wirklicher Beweis liegt dafür nicht vor. Im dritten Abschnitt wird die von Egli aufgestellte Chronologie belassen; nur die Nachweise und namentlich die grundlegende Annahme der Identität des Phaenomens von Artaxata mit der Sonnenfinsterniss vom 30. April 59 n. Chr. werden beanstandet. Mag indessen auch der Wortlaut bei Tacitus allerdings die Deutung jenes Phaenomens auf eine Sonnenfinsterniss als gewagt erscheinen lassen, so halten wir doch die Lösung Egli's für möglich, ja wahrscheinlich.

Endlich ist auch die Person des Feldherrn selbst nicht leer ausgegangen:

Dr. Fr. Wolffgramm, Cn. Domitius Corbulo. Prenzlau 1874. 15 S. 4.

Die Arbeit ist veranlasst durch die Frage, ob der vor dem Jahre 47 genannte Domitius Corbulo identisch sei mit dem berühmten Feldherrn. Der Verfasser erzählt zunächst die Schicksale und die Thätigkeit des letzteren von 47 bis 66 nach Chr. in Untergermanien, Syrien und Armenien (S. 2—7), ohne jedoch Neues beizubringen und auch ohne die neueren Arbeiten, wie die von Egli, zu verwerthen. Daneben stellt er dann die Nachrichten über einen Corbulo vor a. 47 (Tac. Ann. III 31. a. 21. Dio 59, 15) und kommt mit J. J. Voss (bei Ersch und Gruber), Pauly und Held (de Cn. Domitio Corbulone 1862) zu dem Resultate, dass beide dieselbe Person seien; er erhält danach folgenden Lebenslauf für seinen Helden: etwa 9 vor Chr. geboren, ist Domi-

tius Corbulo a. 21 n. Chr. bereits Prätorier, steigt a. 39 durch die Gunst des Caligula zum Consul empor, wird, nachdem er unter Claudius in Ungnade gelebt, von Nero im 67. Jahr mit der Leitung des parthischen Krieges betraut und stirbt a. 66 als 76-jähriger Greis. Nach Tacitus ist diese Identität mehr als fraglich; die Bezeichnung des Corbulo vom Jahr 21 bei Tac. III 31 als praetura functus und seiner Freunde als seniores deutet darauf hin, dass wir es hier schon mit einem älteren Manne zu thun haben, wogegen die Bemerkung von dem späteren Corbulo Tac. XI 18: »cui principium illa militia fuit« deutlich genug den Anfänger kennzeichnet.

In der streng katholischen Revue des questions historiques ist eine Arbeit über Acte erschienen, die sich im Ganzen durch eine gewissenhafte und gründliche Zusammenstellung und Prüfung des Quellenmaterials auszeichnet, allein in ihren Schlüssen und Combinationen wohl mit Rücksicht auf den Leserkreis etwas zu weit gegangen ist:

A. Loth, Acté, sa conversion au christianisme. Revue des questions historiques t. 17 1875 S. 58—113.

Der Verfasser schildert zuerst die Geschichte der Acte bis zur Zeit ihrer Ungnade (a. 59 n. Chr.), wobei er bestrebt ist, sie in möglichst günstigem und glänzendem Lichte darzustellen. Wir vernehmen, dass ihre Seele »naturellement généreuse«, »douce et bonne« war. Die Auffassung Nero's ist die herkömmliche; sein theatralisches Auftreten beim Brande Rom's wird ohne Weiteres in der Erzählung verwerthet. Seneca's Politik geht auf die Nährung der kaiserlichen Begierden aus. Im zweiten Abschnitt werden die Zeugnisse über die Bekehrung einer Favoritconcubine Nero's durch den Apostel Paulus besprochen. Es muss zwar zugegeben werden, dass der Hauptzeuge Joh. Chrysostomus einer sehr späten Zeit angehört und keinen Namen nennt, weshalb die Notiz auch schon auf die judenfreundliche Poppaea bezogen wurde. Der Verfasser bekämpft diese Ansicht und stellt dagegen eine Reihe von Momenten zusammen, welche das Christenthum der Acte bezeugen sollen, nämlich ihre nach der Verstossung für eine Bekehrung sehr geeignete Lage, die Nennung Bekehrter aus dem Hause des Kaisers im Brief an die Philipper — der Verfasser muss zwar, um Acte jetzt noch zu dem Hause des Kaisers zählen

zu können, ihr die Gunst Nero's noch einmal zuwenden —, die Bezeichnung einer Anhängerin des Paulus als Claudia im Brief an Timotheus, welche Bezeichnung nur auf eine hervorragende Freigelassene passen soll, das Vorkommen vieler christlicher Namen unter den Freigelassenen und Sclaven der Acte und endlich ihre Sorge für die Bestattung des Kaisers. Gestützt darauf zeichnet der Verfasser Acte schliesslich als eifrige Apostolin und verknüpft auch das Schicksal des Paulus mit ihrer Geschichte. Indessen ist er doch so aufrichtig zu gestehen, dass sich aus alledem kein zwingender Schluss ziehen lasse, aber »pourquoi ne pas le croire? Les présomptions historiques suffisent. Il s'y ajoute des considérations d'un ordre critique supérieur, qui confirment l'opinion de la conversion d'Acté«. Um seine gläubigen Leser noch vollständig zu beruhigen, so fügt der Verfasser zum Schluss noch mit grösserer Sicherheit bei: »c'est l'histoire avec ses documents (?!), c'est l'Évangile même par ses divines leçons de miséricorde qui nous invite à croire que la grande courtisane . . . fut touchée par la grace«. Also folgen wir den historischen Präsumptionen, und das Christenthum ist um eine edle Seele reicher geworden. Nun, wir wollen den Herren die Freude lassen, Bekehrungen an den Verstorbenen zu vollziehen, da die Erfolge an den Lebenden so selten geworden sind.

Wir fügen hier noch eine Recension ein, die uns unser Vorgänger im Jahresbericht, Prof. Büdinger, als Nachtrag zu seinem Bericht übergab:

H. A. Raabe, Geschichte und Bild von Nero. VIII 451, 16 S. 8. Utrecht 1872.

Auf besondern Wunsch des Verfassers sei dieser vor Beginn der Zeitschrift erschienenen Arbeit mit einigen Worten gedacht. Der Verfasser hält unser eigenes Zeitalter für ein »goldenes« (S. IV.), das auch verkannte Grössen durch »Rettungen« herstellen wolle; eine solche in England erschienene, die Nero von dem Vorwurf der Giftmischerei befreien sollte, gab den Anlass zu vorliegender Arbeit, bei der eines befreundeten Chemikers Hülfe besonders gerühmt wird (S. VI—VIII). Schon der erste Theil der Arbeit (bis S. 241) brachte ihm eine scharfe Zurechtweisung von Dr. Hermann Schiller in den Heidelberger Jahrbüchern ein, die ihm zeigen konnte, dass er von Quellen und Natur seines Gegen-

standes kaum eine Ahnung hat. Dagegen wehrt er sich in einem französischen Anhang — denn auch sein Deutsch war mit gutem Grunde als unzulässig bezeichnet worden — welcher seine Befähigung zu der unternommenen Arbeit nur noch zweifelhafter macht. Seine eigene Polemik gegen den englischen Vertheidiger Nero's war nicht artig: er spricht (S. 231) von »Aberwitz« und »schändlicher Unwissenschaftlichkeit«. Das einzige Brauchbare ist immerhin diese Polemik, welche nachweist, dass die Alten Gifte speciell z. B. durch Bereitung des Schierlings kannten, welche genau die bei Britannicus' Tode berichteten Symptome hervorbringen konnten (S. 135 ff.). Aus dem zweiten Bande mag noch eine Zusammenstellung directer Anreden bei Tacitus angeführt werden (II 283), der Anlass, bei welchem sie gebracht wird — eine unmögliche Polemik gegen Merivale's allerdings unbegründete Zweifel an der Aechtheit des Gespräches bei Tacitus XIV 53—56 — ist freilich nur ein neues Zeugniss, wie fremd der Verfasser allen Fragen der Quellenkritik gegenüber steht.

Auf sämmtliche Kaiser des julisch-claudischen Hauses von Tiberius an hat das Buch von Wiedemeister Bezug:

Wiedemeister, Der Cäsarenwahnsinn der julisch-claudischen Imperatorenfamilie. Hannover 1874.

Die Idee des Buches ist eigentlich eine andere, als man aus dem Titel schliessen würde. Es ist nämlich darin nicht von Kaiserwahnsinn die Rede; sondern der Verfasser will beweisen, dass das Uebel, an dem die julisch-claudischen Kaiser von Tiberius an litten, eine durch Degeneration entstandene Geisteskrankheit gewesen sei. Die Degeneration selbst war die Folge der Vermischung des Blutes der Julier und Claudier, aus welcher Mischung eine krankhafte Steigerung der den beiden Familien zukommenden Eigenthümlichkeiten, geistiger und körperlicher Zerfall hervorgingen. Leider springt der Verfasser dabei ganz willkührlich mit den Quellenzeugnissen um, vergleiche meine Recension im Lit. Centralbl. 1875. S 925 ff.

Von noch grösserem zeitlichem Umfang ist die Quellenstudie von:

W. Sickel, De fontibus a Cassio Dione in conscribendis rebus inde a Tiberio usque ad mortem Vitellii gestis adhibitis. Diss. Göttg. 1876. 46 S. 8.

Der Verfasser lässt, ähnlich wie Thamm, Dio, Tacitus und Sueton für die Geschichte des Tiberius aus einer einzigen Quelle schöpfen, nämlich aus Aufidius Bassus, dessen Geschichtswerk er bis zum Jahr 44 ausdehnt; die Abschnitte über Claudius und Nero bei Dio schreibt er dem Plinius zu gut; die Geschichte Galba's und Otho's leitet er ebenfalls aus der gemeinsamen Quelle von Tacitus und Plutarch ab, die er mit Nissen Plinius nennt. Dasselbe Resultat ergiebt sich auch bei Vitellius.

A. v. Gutschmid hat in seiner Recension im Lit. Centralblatt 1876 S. 1560 einige sehr treffende Bemerkungen dazu gemacht. Er weist darauf hin, dass man nicht ohne Weiteres als Dionisch bezeichnen kann, was die Ueberlieferung und Xiphilinus unter Dio's Namen geben, und dass wir mit der Einführung von Quellen wie Plinius und Aufidius Bassus eigentlich nichts gewinnen. Auch im Einzelnen erhebt er verschiedene begründete Einwendungen, unter anderm gegen die Bestimmung des Umfangs des Geschichtswerkes von Aufidius Bassus, dessen Ende er in's Jahr 41 setzt.

Für die neuen Arbeiten über Tacitus' Agricola, welche für die Geschichte der Flavier von Bedeutung sind (Gantrelle, Jäger, Andresen), verweise ich auf Wölfflin's Jahresbericht über Tacitus.

In der Revue archéologique erschien ein Aufsatz über die Katakomben der Domitilla:

L. Lefort, Découvertes dans la catacombe de Domitille. Revue arch. 1876.

Es ist dies im Ganzen nur eine Wiedergabe der Untersuchungen de Rossi's, mit welchem der Verfasser auch zwei christliche Flavia Domitilla annimmt.

Eine Gesammtdarstellung der Flavier hat uns das letzte Jahr in einem posthumen französischen Werke gebracht:

V. Joguet, Les Flaviens, avec une introduction par M. Victor Duruy. Paris 1876. 209 S. 8.

Die Entstehung dieser Schrift, die Herr Duruy im Nachlass des Verfassers fand, geht in eine Zeit zurück, wo das Studium und die Kritik der Quellen zur Kaisergeschichte noch brach lagen; die Abfassung fällt in's Jahr 1847. Man darf daher von dem Verfasser zum Voraus nicht eine dem Stand der neueren Forschung

entsprechende Behandlung aller einzelnen Punkte verlangen; nichtsdestoweniger dürfen wir Herrn Duruy dafür dankbar sein, dass er das Manuscript der Vergessenheit entzog. Das Buch behandelt im ersten Theil Vespasian S. 1—69, im zweiten Titus S. 70—90 und im umfangreichern dritten S. 91—162 Domitian; dazu kommen in einem Anhang Bemerkungen über Tiberius, Claudius, Trajan und Diocletian. Der Verfasser zeigt einen richtigen Blick für die Auffassung der Quellen und die Erkenntniss der entscheidenden Thatsachen der inneren Geschichte. Wir können daher im Ganzen in das Urtheil einstimmen, das Duruy in der Einleitung ausspricht: cette histoire des Flaviens prouve que l'auteur aurait pu être un historien d'une rare pénétration. Dans ce livre il rompt déjà avec la vieille tradition des lettrés. Lucain, Tacite, Juvenal ne sont pas toujours pour lui les juges ou les peintres véridiques de la société romaine ou de ses révolutions. Im Besonderen hebt Duruy hervor den Nachweis der Erneuerung des Administrativkörpers des Reiches durch Vespasian, das gerechte Urtheil über das Kaiserthum und die Anerkennung seiner Wohlthaten für gewisse Klassen der Bevölkerung und die Provinzen; zu den lesenswerthen Abschnitten können wir auch rechnen die Schilderung der messianischen Hoffnungen S. 21 ff., der Opposition der Philosophen gegen das Kaiserthum S. 118 ff. u. a. Wir würden wohl dem Charakter des Buches Unrecht thun, wenn wir in die Prüfung von Einzelheiten eingehen wollten.

Einen ganz andern Charakter hat das Buch von Beulé, dessen Kaiserbilder nun auch in der deutschen Bearbeitung vollständig vorliegen:

M. Beulé, Die römischen Kaiser aus dem Hause des Augustus und dem Flavischen Geschlecht. Deutsch bearbeitet von Dr. Ed. Döhler. Vier Bändchen.

I. Augustus, seine Familie und seine Freunde. 1873. 146 S. 8.
II. Tiberius und das Erbe des Augustus. 1873. 150 S.
III. Das Blut des Germanicus. 1874. 170 S.
IV. Titus und seine Dynastie. 1875. 148 S.

Es ist wohl nicht mehr nöthig, hier eine ausführliche Analyse und kritische Beleuchtung dieser Gemälde zu geben. Die Kritik ist einstimmig in dem Urtheil, dass das Buch nicht zu den

wissenschaftlichen Leistungen gehört, sondern eine Tendenzschrift ist, deren Pointe sich gegen das dritte Kaiserreich richtet. Daher die Bewunderung und Begeisterung des Verfassers für die sinkende Republik und die Verurtheilung aller Kaiser und ihrer Anhänger, die in den düstersten Farben geschildert werden. Wir bedauern dies um so mehr, da der Verfassser, der inzwischen gestorben ist, nicht nur das litterarische und antiquarische Material vollkommen beherrschte, sondern auch die Gabe der Darstellung in vorzüglichem Masse besass, die Charaktere brillant zu entwickeln, seinen Gestalten Leben, seiner Schilderung Stimmung zu verleihen und durch geistreiches Urtheil zu fesseln wusste. Im Dienste der leitenden Tendenz haben diese Vorzüge jetzt nur dazu gedient, der Darstellung den Charakter einer recht grausigen Schauermalerei zu geben. Im Uebrigen verweise ich auf die Anzeigen im Lit. Centralbl. 1873 S. 67. 1061. 1874. S. 1001. 1547, im Philol. Anzeiger 1874. VI S. 100ff. u. a. O.

Einen kleinen Beitrag zur Geschichte Trajan's hat E. Desjardins geliefert:

E. Desjardins, Les Antonins d'après les documents épigraphiques. I. L'empereur Trajan. Revue des Deux Mondes 1874. t. VI. S. 626—657.

Der Verfasser hat die Absicht, in einer Reihe von Artikeln zu zeigen, wie die exacte inductive Forschung die Geschichtsschreibung befruchtet und besonders die Auffassung der zwei ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit umgestaltet hat. Den grössten Antheil daran schreibt er der Epigraphik zu, durch welche die Mysterien des Kultus, das Räderwerk der Reichsverwaltung und die Federn des Municipallebens enthüllt wurden. Um nun den Werth der neuen Wissenschaft zunächst an Trajan zu illustriren, giebt er eine Uebersicht über die Quellen für die Geschichte dieses Kaisers und die frühern Bearbeitungen derselben, entwirft dann ein Bild von der Constitution des Reiches und der Organisation des Staates am Ende des 1. Jahrhunderts und schliesst mit der Schilderung der Persönlichkeit Trajan's und seiner Regierung. Dabei billigt er die Zweifel Aubé's an der Aechtheit des Briefes von Plinius (l. 10, 97), wenigstens soweit es den Wortlaut anbetrifft; er findet es sonderbar, dass Plinius nicht wissen soll, warum die Christen verfolgt werden, noch unter was für ein Ge-

setz sie fallen und was für einer Strafe sie unterliegen; er nimmt daher an, dass der überlieferte Brief unächt und gefälscht sei in der Absicht, die Unschuld und das gute Betragen der Christen hervorzuheben und den Umfang der Bekehrungen in Asien zu vergrössern. Der Kaiser Trajan selbst wird bezeichnet als ein »organisateur de bon sens et un ami du bien public«. — In einer Besprechung dieses Aufsatzes in der Revue des questions histor. t. 17. 1875. S. 673 wird die Aechtheit des Briefes über die Christen vertheidigt.

Von grossem Werth für die Geschichte der Antonine ist eine Untersuchung Mommsen's über die Briefe Fronto's:

Th. Mommsen, Die Chronologie der Briefe Fronto's. Hermes VIII 1874. S. 198—216.

Mommsen behandelt hier die Briefsammlung Fronto's, die er an Bedeutung für den Historiker mit der Ciceronischen vergleicht, in ähnlicher Weise wie früher die Correspondenz des Plinius. Er stellt zuerst den Bestand und die Zusammensetzung der Sammlung fest, erläutert sodann die Personalien der kaiserlichen Familie und diejenigen Fronto's und sucht zum Schluss die Briefgruppen der Zeitfolge nach zu fixiren, wobei sich auch einzelne neue Aufschlüsse über das Verhältniss Fronto's zu Marcus ergeben. Bezüglich der Ordnung der Briefe heben wir besonders hervor den Nachweis der Zusammengehörigkeit der Briefe an Marcus 2, 3—11 und an Verus 2, 8—10, S. 215.

Von besonderen Gesichtspunkten aus beleuchtet G. Boissier in zwei Werken die Geschichte der frühern Kaiserzeit:

Gaston Boissier, La religion Romaine d'Auguste aux Antonins. Paris 1874. 2 vols.

Der dritte Theil dieses Buches ist allgemein historisch gehalten; unter dem Titel: la société Romaine du temps des Antonins entwickelt der Verfasser seine Ansichten von den sittlichen und gesellschaftlichen Zuständen unter dem Kaiserreich. Sein Urtheil ist ein durchaus günstiges; er findet die hohe Gesellschaft nicht so verkommen, wie die gewöhnliche Tradition (Juvenal u. a.) sie schildert; in der Milderung des Looses der Sclaven, der Sorge für Schulen und Arme, der Achtung der Frau und der Ersetzung der frommen Uebungen durch die gute That sieht er vielmehr die An-

fänge einer reineren Moral und leitet vom griechischen Einfluss eine Verfeinerung der Sitten ab. Im Uebrigen betrachtet er die Kaiserherrschaft als einen grossen Vortheil für die Provinzen. Es sind dies Gedanken, die der Verfasser zum Theil schon früher ausgesprochen hatte und auch in dem folgenden Werke zum Ausdruck brachte. Alfred Maury hat im Journal des Savants 1874. 730—738. 772—781 eine ausführliche Inhaltsangabe des Buches gegeben und seine volle Anerkennung ausgesprochen, wenn er auch in den beiden ersten Theilen nicht gerade Neues finden konnte.

G. Boissier, L'opposition sous les Césars. Paris 1875. 372 S. 8.

Der Verfasser vereinigt hier eine Reihe von Studien, die er früher meist in der Revue des Deux Mondes veröffentlicht hat. Er schildert der Reihe nach die Stimmung des Heeres, der Provinzen und der Unzufriedenen in Rom, indem er besonders bei den letztern (Philosophen, Schriftstellern, Historikern) länger verweilt und die einzelnen Wortführer (Petronius, Seneca, Tacitus, Lucan, Juvenal) eingehend bespricht. Er kommt dabei zu dem Schlusse, dass es in den Armeen und Provinzen, überhaupt ausserhalb Rom keine Opposition gab, dass auch in Rom die Gegner des Kaiserthums selten waren und ihre Opposition auch durchaus keinen principiellen Charakter hatte, sondern nur von dem Wunsche getragen war, einen humanen und gerechten Fürsten zu besitzen, welcher Wunsch dann in den Antoninen seine Verwirklichung fand. Sieht der Verfasser hierin den Beweis der Berechtigung des Kaiserthums, so hebt er daneben auch seinen wohlthätigen Einfluss hervor, den es auf die Verwaltung der Provinzen durch den Schutz gegen die Auspressung der Provincialen und gegen den Steuerdruck ausübte; am höchsten aber schätzt er die Achtung der Autonomie der Gemeinden; er meint geradezu: rarement le monde a joui d'autant d'indépendance municipale que sous le despotisme des Césars.

Sehr beachtenswerthe Bemerkungen zu dieser Apotheose des Kaiserreichs hat Paul Guiraud in seiner Recension des Buches, Revue histor. 1876. t. II S. 241—259, gemacht. Er zeigt, dass Boissier verschiedene Momente, die dieses Bild etwas stören könnten, übersehen hat, wie z. B. die beständige Drohung, die für jeden Kaiser in den immer zum Aufruhr bereiten Heeren lag, und die Bei-

spiele schlechter Verwaltung und innerer Krisen in den Provinzen (Florus, Sacrovir, Vindex u. a.), dass es also an einer Opposition ausser Rom nicht ganz fehlte; auch macht er darauf aufmerksam, dass Boissier nur eine unvollkommene Vorstellung von der Bedeutung der Beamtenaristokratie im Reiche hat.

Eine grössere Zahl von Arbeiten beschäftigt sich mit den Beziehungen zwischen der römischen Welt und dem Christenthum.

Als willkommenes Hülfsmittel für neutestamentliche Studien nenne ich zunächst:

G. Seyffarth, Chronologie der römischen Kaiser von Cäsar bis Titus in Bezug auf das Neue Testament. Zeitschr. für die ges. luth. Theol. u. Kirche Jahrg. 34. 1873. S. 50—76.

Sachlich wichtiger sind die Untersuchungen über die rechtliche Stellung der Christen und das Verhalten des Staats zu denselben.

G. Heinrici, Die Christengemeinde Korinth's und die religiösen Genossenschaften der Griechen. Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1876, S. 465—526.

Aus der Vergleichung der Symptome, welche das Leben der korinthischen Gemeinde kennzeichnen, mit den Institutionen der religiösen Genossenschaften der Griechen ergiebt sich, dass diese Christengemeinde sich nicht nach dem Muster der Synagoge, sondern in der Form der hellenischen Genossenschaft organisirt hat.

G. Boissier, Les premières persécutions de l'Église; les chrétiens devant la législation romaine. Revue des Deux Mondes 1876, April.

Der Verfasser giebt hier eine Uebersicht über die wichtigsten Punkte der vorliegenden Frage und wendet sich speciell gegen die Ausführungen von Aubé und Desjardins über den Brief des Plinius, indem er dessen Authenticität behauptet.

Viel umfassender und eingehender ist das Buch von Aubé über denselben Gegenstand:

B. Aubé, Histoire des persécutions de l'église jusqu'à la fin des Antonins. Paris 1875. 470 S. gr. 8.

Das Buch zeichnet sich durch scharfe und rückhaltlose Kritik aus; der Verfasser geht der vielfach entstellten Tradition unerbittlich zu Leibe. Seine Studien haben ihn zu der Ueberzeugung geführt, dass die Verfolgungen im ersten und zweiten Jahrhundert lange nicht so heftig, die Zahl der Martyrien bei weitem nicht so gross war, wie sie in der christlichen Ueberlieferung dargestellt werden. Seine Arbeit besteht daher hauptsächlich darin, die Geschichte von allem Verdächtigen zu reinigen, und wir dürfen es ihm wohl nachsehen, wenn er bei seinem Reinigungswerk etwa einen zu grossen Eifer entwickelt hat. Mit Recht streicht er die sogenannte neronische und domitianische Verfolgung aus der Reihe der eigentlichen Christenverfolgungen und eröffnet die Aera derselben erst mit dem Rescript Trajan's. Dabei äussert er gewichtige Bedenken gegen den Brief des Plinius über die Christen. Das Edict Trajan's betrachtet er sodann als die Richtschnur für das Verhalten der Kaiser während des ganzen zweiten Jahrhunderts; er glaubt, dass in dieser Zeit kein anderes Edict gegen die Christen erlassen worden sei und liefert einen überzeugenden Nachweis von der Unächtheit des Rescripts Hadrian's. Mark Aurel wird von der Theilnahme an der gallischen Verfolgung fast ganz freigesprochen und die Märtyreracten der Zeit werden dahin verwiesen, wohin sie gehören, nämlich in's Reich der Fabel. Das Buch darf ohne Bedenken als eine sehr erfreuliche Erscheinung der kritisch-theologischen Geschichtsforschung in Frankreich begrüsst werden; es berührt sich in seinen Resultaten auch öfters mit deutschen Arbeiten, und es wäre nur zu wünschen gewesen, dass der Verfasser die einschlägigen deutschen Forschungen (Zahn u. a.) etwas mehr berücksichtigt hätte. Zwei Excurse am Schlusse handeln noch speciell von der Gesetzmässigkeit des Christenthums im ersten Jahrhundert und dem Martyrium der Felicitas und ihrer sieben Söhne, das aus der Zeit Mark Aurel's in die des Septimius Severus versetzt wird. — Franz Overbeck hat das Buch in der Theol. Litteraturzeit., Jahrg. I 1876 einer ziemlich eingehenden Kritik unterworfen, wobei er sich im Ganzen sehr anerkennend ausspricht, jedoch auch zeigt, dass eine reichere Verwerthung der deutschen Litteratur die Behandung verschiedener Fragen wesentlich gefördert hätte.

Die gründlichste und eingreifendste Arbeit über die Stellung des Christenthums im ersten und zweiten Jahrhundert hat Overbeck selbst geliefert:

Franz Overbeck, Studien zur Geschichte der alten Kirche. Erstes Heft. Schloss Chemnitz 1875.

II. Ueber die Gesetze der römischen Kaiser von Trajan bis Mark Aurel gegen die Christen und ihre Auffassung bei den Kirchenschriftstellern. S. 93—157.

Der Verfasser geht aus von dem Widerspruch der christlichen Tradition über das Verhältniss der Kaiser des ersten und zweiten Jahrhunderts zum Christenthum und den thatsächlichen Verhältnissen. Während jene die Kaiser Nero und Domitian als furchtbare Verfolger, Trajan und seine Nachfolger dagegen als Gönner der Christen zeichnet, so kann in Wahrheit unter Nero und Domitian noch nicht von allgemeinen und principiellen Verfolgungen die Rede sein; erst mit Trajan hat das Reich überhaupt Stellung gegen die neue Religion genommen und dessen Nachfolger sind von der durch ihn festgesetzten gesetzlichen Verpönung des Christenthums nicht abgewichen. Der Verfasser wiederholt die Beweise der Unächtheit der Rescripte Mark Aurel's und des Antoninus Pius und tritt zum ersten Mal auch den ausführlichen Beweis der Unächtheit des christenfreundlichen Erlasses von Hadrian an. »Der unmittelbarsten Gegenwart zum Trotz aber sehen wir die Apologeten des zweiten Jahrhunderts, theils durch Umdeutung geltender Gesetze, theils durch Vorbringen falscher die Behauptung verbreiten, welche freilich erst Eusebius in ihrer völligen Nacktheit ausspricht, dass seit Trajan das ganze zweite Jahrhundert hindurch die Christen die Staatsordnung im Reich für sich gehabt haben. Seine Spitze findet dies in dem Satze, dass nur die schlechten Kaiser die Christen verfolgt, die guten aber sie geschützt haben«.

Noch immer beschäftigt sich die Forschung eifrig mit den messianischen Ideen und ihrem Zusammenhang mit der Profangeschichte; die verschiedenen Erscheinungen der apokalyptischen Litteratur finden dabei immer neue Beleuchtung.

Hildebrandt, Repetent in Marburg a./L.: Das römische Antichristenthum zur Zeit der Offenbarung Johannis und des

fünften sibyllinischen Buches. Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie von A. Hilgenfeld, Jahrg. 7. 1874. S. 57—95.

Der Verfasser betrachtet einleitend die messianischen Erwartungen in Rom von der Zeit des Cäsar und Augustus an bis auf Nero und sucht sodann auseinander zu setzen, wie an Kaiser Nero, dessen messianische Auffassung sich gar bald verlieren musste, sich namentlich in der jüdischen Apokalyptik die antimessianische Auffassung in ihrem vollen Umfange anklammerte. Zu dem Ende zeichnet er die Vorstellungen der Juden vom Antimessias zur Zeit der ersten kriegerischen Erhebung unter Nero gegen Vespasian und den Zusammenhang der Offenbarung Johannis mit diesen Ereignissen. Die Abfassungszeit derselben setzt er auf den Herbst 69, indem er das *ἄλλο θηρίον* 13, 11 ff. auf Vespasian deutet und das letzte Zeichen auf dessen Ausfuhrverbot bezieht. Nach dem Vorgang von Hilgenfeld wird dann auch das fünfte sibyllinische Buch in diesen Zusammenhang eingefügt; wenigstens der Haupttheil V. 52—530 soll unter Vespasian entstanden sein und zwar kurz nach der Zerstörung Jerusalems und vor der Rückkehr des Titus, während V. 1—51 in die Zeit Hadrian's verlegt wird. In der wichtigsten Stelle V. 227—245 über die mythische Präexistenz Nero's und die Schreckensherrschaft vor dem Weltende erkennt der Verfasser die Identität des römischen Antichristen mit dem magischen Azhidaka und schliesst daraus, dass die Vorstellung vom römischen Antichristen im bewussten Anschluss an die durch Wort und Schrift weitverbreitete magische Messianologie sich ausgebildet habe.

Ferd. Delaunay, Moines et Sibylles dans l'antiquité judéo-grecque. Paris 1874.

Maurice Vernes, Histoire des idées messianiques depuis Alexandre jusqu'à l'empereur Hadrian. Paris 1874.

Zwei zusammenfassende Darstellungen, die über einzelne Punkte zum Theil auch sehr eingehende Untersuchungen enthalten. Das erste Buch beschäftigt sich besonders einlässlich mit dem Ursprung der jüdischen Mönche und der ägyptischen Therapeuten und giebt daneben eine Geschichte der messianischen Ideen und eine Kritik der sibyllinischen Bücher. E. Renan, Journal des Savants 1874. S. 796—809, vermisst dabei jedoch Concision, Genauigkeit und gehörige Rücksicht auf die Vorgänger; dagegen

hebt er das Buch von Vernes als ein vollständiges und gut orientirendes Werk lobend hervor. Auch Völkel hat sich im Magazin für die Litteratur des Auslandes 1875 Bd. I S. 120 anerkennend über das letztere ausgesprochen; sehr ungehalten hat sich dagegen H. E(wald) in d. Götting. Gel. Anz. 1875, S. 138 ff. über dasselbe ausgelassen; er findet, dass der Verfasser die Bedeutung der wichtigen Frage nicht begriffen habe, nicht hinreichend vertraut sei mit den tiefern und sichern Forschungen über die Quellen, insbesondere sich habe verführen lassen durch trübe deutsche Bearbeitungen, und dass daher der Inhalt überhaupt schwankend und unklar sei.

Zum Theil dieselben Gegenstände hat E. Renan selbst mehrfach behandelt:

E. Renan, L'Antichrist. Histoire des origines du christianisme, livre quatrième, qui comprend depuis l'arrivée de Saint Paul à Rome jusqu'à la fin de la révolution juive 61—73 p. Chr. Paris 1873. Dazu eine autorisirte deutsche Uebersetzung.

Der Verfasser hat es verstanden, ein lebendiges Bild von der Entwicklung des Christenthums während dieser stürmischen Zeit zu geben und die Vorgänge im Osten und Westen, in Asien und Rom als Glieder einer Kette darzustellen und so einen inneren Zusammenhang dafür herzustellen. Er versetzt uns zunächst nach Rom und schildert den Boden, den Paulus hier vorfand, und seine eigene erfolgreiche Wirksamkeit, dann lässt er auch Petrus nach Rom kommen mit Johannes, Marcus, dem Apostel Johannes und Barnabas, und weiss, dass die beiden Apostelfürsten in einem gutem Verhältniss zu einander standen. Sodann führt uns der Verfasser den Zustand der Kirche in Judaea vor, wobei er auch die Entstehung der kleinen apokryphischen Schriften bespricht. An die Darstellung der letzten Thätigkeit des Paulus in Rom, der noch dessen Reise nach Spanien, vielleicht mit Berührung von Frankreich, vorherging, wird eine Besprechung des ersten Petrusbriefes angeknüpft, woraus sich ergiebt, dass derselbe gegen die Idee eines Kampfes mit Rom gerichtet ist. An der Hand der profanen und kirchlichen Traditionen werden ausführlich der Brand Rom's und die Martyrien des Paulus und Petrus geschildert; darauf zeichnet der Verfasser die Nachwirkung der Verfolgung in den Provinzen, den Kampf des Judaismus und Paulinis-

mus in Vorderasien mit dem der Brief des Barnabas an die Hebräer in Verbindung gebracht wird, dann die jüdische Revolution und Nero's Tod. Besondere Aufmerksamkeit widmet er den Gerüchten über das Fortleben und die Wiederkunft des Kaisers und den Ursprung der Apokalypse. Den Schluss bildet die Zerstörung Jerusalem's.

So lesenswerth auch das Ganze ist, so sind die verschiedenen Abschnitte doch von sehr ungleichem Werthe; so gehören vor Allem die Ausführungen über das Christenthum und die Vorgänge in Rom zu den schwächeren Partieen; der Verfasser hat hier nicht nur seine Phantasie etwas zu frei spielen lassen, sondern auch die Tradition, profane wie kirchliche, zu wenig gesichtet. H. Schiller hat in der Jen. Lit.-Zeit. 1874 S. 123 die ganze Darstellung einer eingehenden und scharfen Kritik unterzogen.

E. Renan, L'Apocalypse de l'an 97. Revue des Deux Mondes 1875 S. 127—144.

Renan zeichnet hier im Anschluss an die Untersuchungen Volkmar's die Stellung jenes merkwürdigen Buches im Zusammenhang der Geschichte und bringt neue Indicien dafür bei, dass dasselbe nach dem Tode des letzten Flaviers (IX 96) und vor dem Antritt Trajan's (I 98), ungefähr 30 Jahre nach der Zerstörung Jerusalems (a. 70) geschrieben sei. Seinem Inhalt nach bestimmt er es als einen Ausbruch des Hasses gegen Rom, findet jedoch seine wesentliche Bedeutung in dem Einfluss auf die christliche Theologie. Eine anerkennende Besprechung findet sich im Magazin für die Litteratur des Auslandes 1875 Band I S. 350 (von Völkel).

Mit der ersten Schrift Renan's berührt sich am nächsten die neutestamentliche Zeitgeschichte von:

A. Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte. Dritter Theil: die Zeit der Märtyrer und das nachapostolische Zeitalter. 1. Abtheilung 1873. 201 S. 2. Abtheilung 1874. S. 202 bis 644.

Das Werk ist seither bereits in zweiter vermehrter Auflage erschienen, und werden wir daher bei einem nächsten Bericht darauf zurückkommen müssen.

Eine dritte Arbeit Renan's beschäftigt sich mit dem Schicksal Jerusalems unter Hadrian:

E. Renan, Jérusalem a-t-elle été assiégée et détruite une troisième fois sous Adrian. Revue histor. II 1876 p. 112—120.

Das Resultat dieser Untersuchung geht dahin, dass unter Hadrian weder von einer ernsthaften Belagerung, noch von einer neuen Zerstörung Jerusalems die Rede sein könne, da es hier nichts mehr zu zerstören gegeben habe.

Eine Reihe sehr interessanter und an originellen Gedanken reicher Abhandlungen hat Br. Bauer in der Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft veröffentlicht, worin er besonders die Berührungspunkte zwischen Heidenthum und Christenthum beleuchtet:

Br. Bauer, Die neuere Evangelienkritik und die römische Kaisergeschichte. Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft. Jahrgang XI Bd. III 1874. S. 125—151.

Fortsetzung. Daselbst Jahrg. XI Bd. IV S. 97—156.

Das Zeitalter Nero's und Seneca's. Daselbst Jahrg. XII 1874. Bd. I S. 34—92.

Nero's und Seneca's Untergang. Jahrg. XII Bd. III S. 19 bis 80.

Hadrian und die christliche Gnosis. Jahrg. XIII 1876. Bd. I S. 11—56.

Die Zeit Mark Aurel's und der Abschluss der Evangelienschriften. Jahrg. XIII 1876 Bd. II S. 42—69.

Fortsetzung und Schlussartikel. Jahrg. XIII Bd. III S. 59 bis 103.

Im ersten Aufsatz behandelt der Verfasser: 1. Gibbon und Merivale, 2. die Invasion des Abendlandes durch den Orient, 3. Zeichen und Wunder bei Vespasian's Proklamirung, 4. die suetonische und evangelische Geschichtsschreibung, 5. die Geschichtsquellen über den jüdischen Krieg, 6. Stellung der Juden bis zum Ausbruch des Krieges, 7. Josephus als Kriegsbote und Gottesbote, 8. Josephus vor Jerusalem, 9. Josephus beim Triumphzug des Titus, 10. des Josephus Weltreligion, 11. eine herakliti-

sche Schule. In der zweiten Abhandlung: »das Zeitalter Nero's und Seneca's« führt er vor: 1. neuere Urtheile über den Stoicismus (Mommsen, H. Schiller), 2. Rückblick auf Cicero, 3. die Lehrer Seneca's, 4. Ansichten über Seneca's Christenthum, 5. Seneca's Ansichten von der Politik, 6. Seneca's Religionsstiftung, 7. das Ideal Seneca's, 8. Seneca im neuen Testament, 9. Seneca's Compromisse; bei Nero's und Seneca's Untergang: 1. der Kosmopolit auf dem Thron, 2. Seneca's Ungnade, 3. Octavia, 4. der Brand Rom's und die Christen, 5. der Tod Seneca's, 6. Seneca und die Spottschrift auf Claudius' Himmelfahrt, 7. Nero's Ende, 8. Nero und der Antichrist, 9. Persius, Lucan, Petronius. Unter dem folgenden Titel werden betrachtet: 1. der potenzirte Nero, 2. Hadrian's Brief über die Religionsmengerei in Alexandrien, 3. jüdische Aufstände und das Alter des Messiasbildes, 4. der Weg zum Evangelium; endlich im letzten Abschnitt: 1. Mark Aurel's Selbstbetrachtungen, 2. das Christenthum als Steigerung des Griechenthums, 3. die Moral der römischen Gesellschaft, 4. Mark Aurel's Schicksale und zum Schluss der Sieg des Christenthums.

Wie aus diesen Ueberschriften zu ersehen ist, durchzieht die ganze weitschichtige Arbeit ein einheitlicher Gedanke. Dieser lässt sich etwa dahin zusammenfassen: die bisherige Auffassung vom Ursprung des Christenthums ist einseitig und falsch. »Bis zum jetzigen Augenblick hat sich die in den Evangelien herrschende Voraussetzung vom jüdischen Ursprung desselben mit solcher Festigkeit behauptet, dass auch weltliche Forscher ihr wenigstens in der Form anhängen, welche sie von neuern jüdischen Gelehrten erhalten hat, wonach der Kern des Christenthums in der Spruchweisheit der nationalen Schulen Palästina's im letzten Jahrhundert vor Christo ausgebildet worden sei«. Dem gegenüber muss gesagt werden: »das Neue, dessen Geburt und Gestaltung seit dem Beginn des ersten Jahrhunderts bis zum Schluss des zweiten sichtbar verfolgt werden kann, ist aus der Vermählung des Judenthums und der griechisch-römischen Weisheit hervorgegangen, aber ersteres empfing in diesem Bunde, wie es gab. Das Gemüth des neuen Gebildes kam vom Westen, das Knochengerüste lieferte das Judenthum. Die beiden Hauptwerkstätten, wo die Verschmelzung vor sich ging, waren Alexandria und Rom. Am erstern Ort ward das Judenthum durch eine Combination der platonischen Ideenwelt und des heraklitischen Logos bereichert.

In Rom gab das Judenthum dem Monotheismus, welchen die Philosophie seit ihrer Umwandlung aus der Naturphilosophie in die mythologische Welterklärung des Anaxagoras und Plato bekannt hatte, einen absoluten Halt und der griechischen Lebensweisheit durch den Gedanken des göttlichen Gesetzes einen Sammelpunkt«.

Diese Gedanken sind nicht durchaus neu und auch vom Verf. hier nicht zum ersten Mal entwickelt worden; sie berühren sich mit den Ideen seiner frühern Schriften und besonders seiner Schrift über Philo (Berl. 1874). Doch giebt er hier die ausführlichsten Belege. Er richtet dabei sein Augenmerk hauptsächlich auf die Erscheinungen der heidnischen Welt, durch welche die neue Religion befruchtet wurde, und hebt da in erster Linie den Stoicismus hervor. Er nimmt denselben mit Recht gegen Mommsen in Schutz; in den Stoikern sieht er die Begründer der Lehre von der Einkehr in's Innere, von der Weltentsagung, von dem innern Frieden des Gemüths, der Selbstprüfung u. a. und findet den Ausdruck dieser Lehren in der Kaiserzeit bei Seneca, und zwar in plastischer, spruchartiger Form. Aus Seneca's Schriften aber sind diese Sprüche der Weisheit in die Evangelien übergegangen, die auch sonst sich nach dem Vorbild heidnischer Schriften, Sueton's und Tacitus', richteten. Das sittliche Verhalten Seneca's rechtfertigt der Verfasser gegenüber H. Schiller und findet überhaupt, dass auch in sittlicher Beziehung das Alterthum noch der Entwicklung und Verjüngung fähig gewesen sei.

Mehrere Arbeiten beschäftigen sich noch speciell mit dem litterarischen Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum, der sich an den Namen des Celsus anknüpft. Vor Allem hat Celsus selbst eine eingehende Behandlung erfahren durch:

Th. Keim, Celsus' wahres Wort. Aelteste Streitschrift antiker Weltanschauung gegen das Christenthum vom Jahre 178 n. Chr. Wiederhergestellt, aus dem Griechischen übersetzt, untersucht und erläutert, mit Lucian und Minucius Felix verglichen. Zürich 1873. 293 S.

Der Verfasser des Lebens Jesu giebt hier eine neue Probe seiner vorzüglichen Studien aus dem Gebiete von »Rom und Christenthum«. In einem ersten Theil S. 3—140 legt er die Uebersetzung der Streitschrift des Celsus vor, wie sie sich aus der Entgegnung des Origenes wiederherstellen lässt, in einem zweiten

S. 140—168 fügt er auch die entsprechenden Kapitel aus Lucian's Peregrinus (11—16) und die Hauptstellen aus Minucius Felix mit erläuternden Bemerkungen bei; der dritte Theil endlich besteht in einer ausführlichen Analyse des wahren Wortes, wobei sich ergiebt, dass Celsus alle unsere Evangelien benützt hat und in seiner Schrift die Spuren der soeben beendigten Christenverfolgung vom Jahre 177 deutlich erkennen lässt. — In den Götting. Anzeigen findet sich eine Recension von H. E. (1874. 1), in der Academy VII 1875. 1. S. 429ff. hat sich John Wordsworth sehr anerkennend über das Buch ausgesprochen; ich selbst habe die Leistungen desselben näher dargelegt in einer Besprechung im Philol. Anzeiger 1874. VI 2. S. 96ff.

Kaum der Erwähnung werth ist dagegen:

Dr. Aug. Kind, Teleologie und Naturalismus in der altchristlichen Zeit. Der Kampf des Origenes gegen Celsus um die Stellung des Menschen in der Natur. Jena 1875. 38 S. gr. 8.

Viel eher verdient das Prädicat einer wissenschaftlichen Arbeit:

J. Sörgel, Lucian's Stellung zum Christenthum. Progr. d. k. Studienanstalt zu Kempten für 1874/1875. 24 S.

Aus der ersteren Schrift ist gar nichts zu lernen; schon der Titel deutet auch an, dass der Verfasser von verkehrten allgemeinen Gesichtspunkten ausgeht. Die zweite Arbeit zeugt von guter Kenntniss des Stoffes; das Resultat derselben geht dahin, dass Lucian die Geschichte des Peregrinus so gebe, wie er sie gehört habe und an keine Persiflage auf das Christenthum dabei gedacht habe, wie er denn überhaupt nur eine oberflächliche und unvollkommene Kenntniss des Christenthums besessen habe. Beide Schriften hat Ad. Harnak in der Theologischen Litteraturzeitung, 1. Jahrg. 1876 S. 189ff., angezeigt.

Eine Gesammtbearbeitung des Zeitalters von Nero bis zum Ende der Antonine hat ein englischer Schriftsteller versucht:

W. W. Capes, The Roman Empire of the second Century or the Age of the Antonines. London 1876. 216 S. kl. 8.

In fünf Capiteln werden die Regierungen von Nero bis Mark Aurel geschildert, in einem sechsten die Stellung der kaiserlichen Regierung gegen die Christen, in einem siebenten der Charakter

der Staatsreligion und die aus dem Osten importirten Riten, in Cap. 8 die litterarischen Erscheinungen der Zeit und endlich die administrativen Formen der Regierung. Es muss dabei bemerkt werden, dass wir es nicht mit einem eigentlich wissenschaftlichen Werke zu thun haben, sondern mit einem mehr für Schulen berechneten Handbuch; dasselbe gehört in die Sammlung von Cox und Sankey, Epochs of ancient History. Es darf daher nicht auffallen, dass die knappe, schmucklose und trockene Erzählung nur wenig Spuren von einer Benützung der Originalquellen zeigt; indessen verräth der Verfasser, dass er auch mit den neuern kritischen Arbeiten nicht zu sehr vertraut ist; so werden die Rescripte Hadrian's und des Antoninus gegen die Christen als ächt in die Erzählung eingeflochten. Auch an Vollständigkeit lässt das Buch sehr zu wünschen übrig; es erscheinen z. B. in dem Abschnitt über die Litteratur der Zeit Namen wie Epiktet, Dio Chrysostomus, Plutarch u. a., nicht aber Tacitus und Plinius.

VII. Die Zeit der Verwirrung.

Der Kaiser Septimius Severus hat einen Bearbeiter an Höfner gefunden. Bereits liegt ein vollständiger Band von dessen Untersuchungen vor, deren erste Abtheilung jedoch schon 1872 erschienen ist:

M. J. Höfner, Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus und seiner Dynastie. 1. Bd. 2. Abthlg. Giessen 1874. S. 105—248. 3. Abthlg. 1875. S. 249—328.

Behandelte die erste Abtheilung die Quellen im Allgemeinen und die Vorgeschichte, so werden hier die einzelnen Abschnitte der Regierung des Severus an Hand der Quellen kritisch beleuchtet. Die Untersuchung baut sich dabei auf breitester Grundlage auf; sie zerfällt eigentlich in eine Reihe von Specialuntersuchungen, wobei je die verschiedenen Quellennachrichten im Text und in den Anmerkungen vollständig ausgezogen und wiedergegeben werden. Das Hauptinteresse des Verfassers richtet sich auf das Verhältniss zwischen den drei Autoren Dio Cassius, Spartian - Marius Maximus und Herodian; er polemisirt dabei zum Theil gegen meine Ausführungen über Marius Maximus, indem er den Dio Cassius auf Kosten der beiden andern Quellen heraushebt. Nach ihm ist Dio im Ganzen die einzig vollständige

und zugleich die glaubwürdigste Quelle, Herodian und Spartian aber beide von demselben abhängig und unzuverlässig. Herodian ist meist nur ein leichtfertiger Abschreiber des Dio, und auch Spartian hat diesen neben Marius Maximus benützt. Ich habe in zwei Recensionen im Lit. Centralbl. 1875 S. 569 bis 572 und in der Historischen Zeitschrift N. F. 1. S. 471 ff. gezeigt, dass Höfner einzelne meiner Hypothesen mit Recht angegriffen, es aber nicht verstanden hat, die wahren Lösungen an die Stelle zu setzen, dass Spartian selbst durch ungenaue Wiedergabe des Marius Maximus zu Missverständnissen Anlass gegeben hat, dass anderseits Herodian über die asiatischen Verhältnisse ein sehr beachtenswerther Zeuge ist und dagegen Cassius Dio gelegentlich den Charakter des Hofgeschichtsschreibers durchblicken lässt. Auch H. Peter, der Höfner's Untersuchungen in der Jen. Lit.-Zeit. 1875 S. 129 u. 842 in sehr freundlichem Sinn besprochen hat, wünscht eine eingehende Berücksichtigung der Parteistellung Dio's und kann sich nicht mit der Meinung befreunden, dass dieser Autor von Spartian benutzt worden sei; ausserdem vermisst er eine Würdigung der secundären Quellen. Wir hoffen, dass der Verfasser das Versäumte in der Fortsetzung nachhole, möchten ihm aber dabei etwas grössere Sorgfalt empfehlen.

Ueber Alexander Severus liegen zwei Arbeiten vor:

J. J. Müller, Staat und Kirche unter Alexander Severus. In den Studien zur Geschichte der römischen Kaiserzeit. Zürich 1874. S. 31—53.

Dieser Aufsatz ist aus einem öffentlichen Vortrag entstanden. Ich suchte dabei hauptsächlich die entscheidenden Momente für den Gang der Regierung und das Herannahen der Katastrophe festzustellen, die Bedeutung dieser Epoche für die gesammte Entwicklung des Reiches zur Anschauung zu bringen und den Charakter der Hauptquellen, Dio, Herodian und Lampridius, zu zeichnen, das letztere in Ergänzung der Untersuchungen von K. Dändliker. Für den Anfang der Regierung schien mir vor Allem bestimmend der Einfluss Ulpian's und anderer Juristen, der sich in den Tendenzen der Ordnung und Gesetzlichkeit, der Einrichtung des Staatsraths u. a. kundgiebt und der Regierung Alexander's so zu sagen den Stempel eines Juristenregiments oder des Regiments Ulpian's aufdrückt, aber auch den Unwillen des Heeres

hervorruft. Daneben macht sich die Schwäche des Kaisers sehr nachtheilig geltend, zuerst sein Schwanken zwischen Ulpian und der Mutter, dann die Ohnmacht gegenüber dem Militär, dem Ulpian bald genug geopfert wird. Das Schicksal der Regierung war eigentlich schon vor dem Perserkriege entschieden, und mit der Ermordung des Kaisers feiert die Soldateska dann ihren vollen Sieg über die Partei der Ordnung. Das Gegenbild zu diesen Vorgängen bietet der Zug des christlichen Geistes der Zeit. Von Anzeigen sind mir zu Gesicht gekommen eine von H. Peter in der Jen. Lit.-Zeit. 1874. S. 101 und eine von O. Cl(ason) im Magazin für die Litteratur des Auslandes 1874. II. S. 626—628.

Otto Porrath, Der Kaiser Alexander Severus. Inaug. Diss. Halle-Wittenberg 1876. 60 S. 8.

Diese Arbeit bildet eine erwünschte Ergänzung zu der vorigen, indem sie wesentlich von der Detailuntersuchung ausgeht; doch scheint mein Vortrag dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein. Er geht denn auch ganz im Detail unter und hat sich nicht zu einer Gesammtauffassung der Regierung und der Erkenntniss der Hauptströmungen derselben durchgearbeitet; die überragende Stellung Ulpian's erwähnt er nur in einer Anmerkung (S. 30). Bei Beurtheilung der Quellen schliesst er sich der in Büdinger's Untersuchungen entwickelten Ansicht an, dass Herodian im Allgemeinen geringe Achtung verdiene, für einzelne Kriegsunternehmungen jedoch genaue Mittheilungen gebe; auch nimmt er mit Dändliker als Hauptquelle des Lampridius den Acholius an, möchte aber in diesen als Hofmann nicht unbedingtes Vertrauen setzen; in Bezug auf Dio dagegen hält er ganz an dem Urtheil von Höfner fest und spricht geradezu von »seiner alten Wahrheitsliebe«. Von thatsächlichen Ergebnissen mag bemerkt werden, dass der Verfasser die Geburt des Alexander Severus nicht mit Lampridius und Chron. pasch. auf 205, sondern nach Herodian und Aurelius Victor auf 208 (1. Oct.) ansetzt, den Kaiser also beim Antritt der Regierung kaum 14 Jahre alt sein lässt; die Hauptrolle in der Leitung der Regierung theilt er von Anfang an der Mammaea zu, deren Beziehungen zum Christenthum er nach der Tradition annimmt, während er die Vorwürfe von Geiz und Hoffahrt als tendenziöse Erfindungen betrachtet. Bei der Schilderung der Tagesordnung des Kaisers nimmt er zu Lampridius 29, 30 die von

Mommsen vorgeschlagene Correctur »postulatum« an, der gegenüber ich meine Lesung »permediocrem«, besonders mit Rücksicht auf den Nebensatz »idcirco quod«, aufrecht halten muss; der Geschichtsschreiber will sagen, dass die Hauptarbeit dem Kaiser von seinen Ministern abgenommen wurde, und nur wenn etwas Besonderes vorlag, er sich auch damit befasste; d. h. Ulpian regierte und nicht der Kaiser.

Richard Ferwer, Die politischen Wirren im römischen Reich von Maximin bis Decius. Neisse 1876. 22 S. 4.

Der Verfasser schildert die Feindschaft des Senats gegen Maximin, die Erhebung Gordian's d. ä., des Maximus und Puppienus und Gordian's III, zum Schlusse das Aufkommen und den Untergang des Philippus, wobei er in Bezug auf Maximin mit Dändliker (Büdinger, Untersuchungen III 233 ff.) die feindselige Haltung der Tradition, besonders des Capitolinus, gegenüber diesem Barbaren-Kaiser hervorhebt, daneben jedoch im Einzelnen Dändliker's Kritik der Quellen mehr zu Gunsten Herodian's zu corrigiren sucht (S. 4. A. 6. 9. S. 11. A. 31. S. 13. A. 33), und zwar auf Kosten des von Dändliker bevorzugten Trebellius Pollio (S. 7, A. 11. u. a. o.). Gegen das Christenthum Philipp's verhält er sich durchaus negativ.

Alcuin Holländer, Die Kriege der Alemannen und Römer im 3. Jahrhundert n. Chr. Carlsruhe 1874. 47 S.

Das Hauptziel der Arbeit ist die chronologische Fixirung der in Betracht kommenden Ereignisse; Münzen und Inschriften werden dafür neben den schriftstellerischen Nachrichten reichlich benützt. Zuerst wird der Feldzug des Caracalla besprochen; der Verfasser leistet den Nachweis, dass diese Expedition zwischen dem 11. August und dem 6. October 213 von Rätien aus stattgefunden habe, und lässt sie trotz Dio mit einem Siege der Römer schliessen. Dann folgt der Krieg von Alexander Severus und Maximinus; der Feldzug Maximin's wird auf ein Jahr beschränkt und zwar 236, die Winterquartiere desselben in Sirmium nicht mit Eckhel auf den Winter 237/8, sondern 236/7 verlegt. Unter Valerian und Gallienus unterscheidet der Verfasser zwei getrennte Invasionen und bestimmt ihr Datum nach der Zeit der Gefangennahme Valerian's, die nach ihm nicht, wie bisher aus

Flavius Vopiscus Aurel. 13, 1, Zosimus I 34—35 und den Münzen geschlossen wurde, in's Jahr 260, sondern wie Trebell. Pollio Trig. Tyr. 9, 1 und Aurel. Victor Caes. 33, 1 zu bezeugen scheinen, in's Jahr 258 fällt. Aurelian lässt er in drei verschiedenen Expeditionen 270 und 271 gegen Alamannen, Juthungen und Vandalen kämpfen.

Recensionen sind erschienen von C. Peter in der Jen. Lit.-Zeit. 1875. S. 204, von C. D. im Lit. Centralbl. 1875. S. 825 und von M. P-r. in der Histor. Zeitschrift N. F. I 1. 1877. S. 118 bis 120, die sich alle im Ganzen anerkennend äussern, jedoch die Datirung der Feldzüge Maximin's und der Gefangennahme Valerian's anfechten.

VIII. Die Periode der Regeneration.

In dieser Zeit tritt das Verhältniss der Kaiser zum Christenthum bereits in den Vordergrund. Wir haben denn auch in erster Linie Arbeiten über die Diocletianische und Licinianische Christenverfolgung und die Stellung Constantin's zur Kirche namhaft zu machen.

Die Diocletianische Verfolgung hat ein junger englischer Gelehrter in einer Preisschrift bearbeitet:

Arthur James Mason, The Persecution of Diocletian, a histor. essay. Cambridge 1876.

Der Verfasser baut seine Untersuchungen im Ganzen auf der von Hunziker gelegten Grundlage auf; er nimmt im Allgemeinen die Gesammtauffassung der Quellen und die chronologischen Daten von seinem Vorgänger an; dagegen geht er noch viel weiter in der Werthschätzung Diocletian's und behandelt dabei im Einzelnen die Tradition noch viel freier. In dem Verfahren Diocletian's sieht er durchaus keine Feindschaft gegen das Christenthum, auch nicht die Absicht der Verfolgung, sondern nur das Bestreben, sich zum Protektor der Kirche aufzuwerfen. Das zweite Edict betrachtet er als eine reine Hypothese; von der Theilnahme am vierten spricht er Diocletian frei, da derselbe damals bereits politisch todt gewesen sei, und auch sonst sieht er die Haupturheber der christenfeindlichen Erlasse in Maximian und Galerius.

Die Recensenten in der Academy 1877. No. 246. S. 45 ff.

(S. Cheetham) und im Athenaeum 1877, S. 508 f. sind beide ziemlich freigebig mit Tadel und verhalten sich fast gegen alle neuen Resultate des Buches ablehnend.

Ein junger katholischer Gelehrter in Deutschland hat die licinianische Christenverfolgung zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht:

Dr. ph. Franz Görres, Kritische Untersuchungen über die licinianische Christenverfolgung. Ein Beitrag zur Kenntniss der Märtyreracten. Jena 1875. 240 S. 8.

Aus dem Umstande, dass das Verhältniss zwischen Constantin und Licinius vor dem Jahr 319 ein erträgliches gewesen sei, schliesst der Verfasser, die Verfolgung der Christen durch Licinius habe nicht schon 314, sondern erst 319 begonnen. In ihrer Ausdehnung beschränkt er sie durchaus auf den Orient (mit Ausnahme der illyrischen Provinzen) und betrachtet als einzige Opfer einige Bischöfe und Soldaten, indem er den Erlass von Blutedicten leugnet. Dabei zeichnet er die Unzuverlässigkeit der Märtyrerberichte; Simeon Metaphrastes wird als völlig apokryph verworfen, das Martyrium der Vierzig von Sebaste der sagenhaften Ausschmückung verdächtigt. In der Geschichte des heiligen Adrian, eines angeblichen Sohnes des Kaisers Probus, sieht der Verfasser eine Fälschung mit der Tendenz der Verherrlichung der Kirche von Constantinopel.

Die Untersuchung hat reiche Anerkennung gefunden, von Prof. Langen im Theol. Litteraturblatt 1876, S. 287, von C. Weizsäcker in der Theol. Litteraturzeit. 1876. S. 138, von A. Hilgenfeld in der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1876. 159—167. Den Ausführungen über die Märtyreracten wird fast ungetheilte Billigung zu Theil; dagegen hat die Zurückdatirung des Beginns der Verfolgung Niemanden recht überzeugt.

Speciell diesen letzteren Punkt hat Keim einer neuen Prüfung unterzogen, wobei er an seinem Ansatz auf 315 festhält:

Th. Keim, Die letzte römische Christenverfolgung. Prot. Kirchenzeit. 1875. S. 897–903.

A. Duncker erhebt in einer Entgegnung auf Hunziker's und Büdinger's Untersuchungen über die »passio IV coronatorum« hauptsächlich Widerspruch gegen die Ableitung des römischen

Theils der Legende von einer Verfolgung des Kaisers Claudius, den er nicht als Christenfeind betrachten kann:

A. Duncker, Zur Chronologie der passio IV coronatorum. Rhein. Mus. XXXI. S. 440—445.

Dr. Piper behandelt zwei Inschriften Constantin's, die in engem Zusammenhang mit dem Christenthum stehen:

Dr. F. Piper, Zwei Inschriften Constantin's d. Gr. an seinem Triumphbogen in Rom und in der vaticanischen Basilica. Theolog. Studien und Kritiken 1875. S. 60—110.

Eine der merkwürdigsten Schriften, die auf dem Büchermarkt erschienen sind, ist die eines französischen Abbé über die Kaiserin Helena:

Abbé Lucot, Chanoine honor. de Châlons: Sainte Helène, mère de l'empereur Constantin, d'après des documents inédits, sa vie, son culte en Champagne, son suaire à Châlons, son corps à Paris. 1876. 78 S. 8.

Der Verfasser hat die Kühnheit, den ganzen Sagenkreis, den der fromme Glaube des Mittelalters um die Gestalt der Helena gesponnen hat, als urkundliche Geschichte darzustellen und daraus Capital zu schlagen für den Reliquiendienst zu Châlons. Der Bischof von Châlons, Msgr. Meignan, lieh der Publication seine Empfehlung und die société d'agriculture, sciences et arts du dépt. de la Marne nahm sie in ihre Mémoires auf. So wird unter dem Schein der Wissenschaft der Aberglaube des Volkes ausgebeutet.

Einen wohlthuenden Eindruck macht dagegen der Vortrag von Zahn über Constantin:

Th. Zahn, Constantin d. Gr. und die Kirche. Ein Vortrag. Hannover 1876. 35 S. 8.

Der Verfasser urtheilt ganz unparteiisch über Constantin und die christliche Welt seiner Zeit; seine Toleranzedicte betrachtet er nur als eine Folge des Bestrebens, eine Einigung von Mithraismus und Christenthum zu vollziehen, welches die Politik Constantin's bis zum Kampf des Licinius beherrscht, und in der Verdorbenheit der neuen christlichen Welt sieht er die Motive zur Weltflucht. In einem Excurse thut er dar, dass die von Galerius angekündigte Weisung an die Richter wirklich durch die drei Kaiser, also vor

Mai 311 erfolgt sei und das Mailänderedict in seinem Eingang sich auf dieselbe berufen habe.

Anerkennende Recensionen erschienen in der Theol. Lit.-Zeit. 1876 S. 377 von Ad. Harnak und in der Academy 1877, S. 387.

Mit einer Gesammtdarstellung der Regierung Diocletian's hat sich ein Freund Vanucci's versucht:

Vincenzo Casagrandi, Diocleziano Imperatore, saggio storico critico. Faenza 1876. 431 S. 8. (Vanucci gewidmet).

Casagrandi gehört mit Vanucci zu den freisinnigen italienischen Schriftstellern, die in der Grösse des römischen Reiches ein ruhmvolles Stück italischer Geschichte sehen, mit der Herrschaft der Kirche dagegen sehr wenig sympathisiren können. Besondere Zuneigung wird denjenigen Römern entgegengebracht, welche sich um das Gedeihen des Reiches verdient gemacht haben. In diesem Sinne ist auch dies Buch geschrieben; es gilt der Verherrlichung von Diocletian, dem Retter des Römerthums. Der Verfasser ist voll Bewunderung und Lob für die Weisheit, die Kraft und das Herrschertalent des Kaisers; besonders hebt er hervor seine hohen Regierungsgedanken und stoischen Grundsätze, seine Milde und die reiche gesetzgeberische Thätigkeit. Es ist ihm ausgemacht, dass wenn Diocletian nach Trajan oder Mark Aurel Kaiser geworden, er die römische Welt von der Katastrophe der Militärherrschaft gerettet und ihr die Kraft gegeben hätte, sich gegen die Barbaren zu vertheidigen. Im Ganzen erscheint ihm das Werk Diocletian nur als die geschickte Vollendung dessen, was die frühere Zeit vorbereitet hat, und er ergeht sich daher bei jedem Abschnitte in langen Ausführungen über die frühern Zustände, so in Bezug auf die Thronfolge, die mit dem Kaiserthum verbundenen religiösen Vorstellungen — wobei er nicht mit Unrecht die Apotheose der Kaiser noch mehr zeitgemäss findet als die päpstliche Infallibilität — die politischen Parteien u. a. Dagegen übergeht er bei der Regierung Diocletian's selbst das Christenthum und dessen Stellung zum Reiche mit lautlosem Stillschweigen. Am wenigsten aber begreifen wir, wie das Buch als ein kritischer Versuch betitelt werden konnte; denn die Kritik ist gerade die schwächste Seite desselben. Der Verfasser kennt zum Voraus die neuesten Specialarbeiten über Diocletian nicht; er entnimmt sein Rüstzeug den Schriften von Cohen, Dureau de la Malle, Savigny,

Mommsen, Guhl und Kohner und andern allgemeinen, meist älteren Werken. Die Quellenbenützung macht im Ganzen den Eindruck, als ob das Buch vor zwanzig Jahren geschrieben worden wäre; für die Inschriften wird z. B. nur Gruter citirt. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn Maximian's Erhebung zum Mitkaiser auf 286, statt 1. Mai 285, die Cäsarenernennung auf März 291, statt 293 gesetzt wird. Durch ein solches Verfahren wird der Werth des sonst mit Talent geschriebenen Buches sehr beeinträchtigt.

Von Arbeiten, welche noch auf die spätere Reichsgeschichte Bezug haben, nenne ich noch:

F. Görres, Zur Kritik einiger Quellenschriftsteller der späteren römischen Kaiserzeit. Neue Jahrb. für Philol. u. Päd. 111. S. 201—221.

Georg Kaufmann, Die Fasten der späteren Kaiserzeit als Mittel zur Kritik der weströmischen Chroniken. I. Die Fasten des Idatius und die Fasten von Ravenna. Göttingen 1874 und Philologus 34 S. 2. Günstig beurtheilt im Lit. Centralbl. 1875 S. 196 von *ρν*.

Görres behandelt den Anonymus Valesii und den Anonymus post Dionem. Für die beiden Fragmente des erstern nimmt er mit Mommsen verschiedene Verfasser an und bringt den Beweis dafür bei. Er zeigt, dass das eine, das werthvolle Beiträge zur Geschichte Constantin's und seiner Mitregenten, besonders des Licinius, kurz, eine zusammenhängende Schilderung der Jahre 314–323 enthält, zwar kaum so früh entstanden ist, wie Mommsen wollte, jedenfalls nach Julian, aber doch vor der notitia dignitatum und vor Orosius, also zwischen 363 und 400, wohl, wie Görres vermuthet, etwa 390 unter Theodosius I. Der Verfasser wäre demnach ein Zeitgenosse des jüngern Aurelius Victor. An der Beweisführung ist uns nur das etwas zweifelhaft, dass der Anonymus in § 8 und 9 von Pannonien als von der Diöcese Pannonien im weiteren Sinn sprechen soll. Als eine im Fragment verwerthete Quelle wird mit Bestimmtheit Eusebius genannt; dagegen kann Görres der Pallmann'schen Annahme einer Benutzung Cassiodor's nicht beistimmen. Das zweite Fragment, in welchem sich authentische Mittheilungen über den letzten weströmischen Kaiser

und die byzantinischen Imperatoren Zeno, Anastasius und Iustinus finden, weist Görres der Mitte des sechsten Jahrhunderts zu. Die Abfassung des Anonymus post Dionem setzt er ziemlich später als A. Mai an, nämlich nach Sozomenus in die Mitte oder die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts. Demselben soll jedoch eine gemeinsame Quelle mit dem jüngern Aurelius Victor aus der theodosischen Zeit vorgelegen haben. Die Hypothese Niebuhr's, dass der Verfasser identisch sei mit dem Staatsmann und Geschichtsschreiber Petrus Patricius, wird abgewiesen.

O. de Beauvoir Priaulx, The Indian travels of Apollonius of Tyana and the Indian embassies to Rome, from the Reign of Augustus to the death of Iustinian. Angezeigt im Athenaeum 1873 II S. 395.

Für die Geschichte der Kirche in der späteren Kaiserzeit haben hier auch noch einige Arbeiten auf Berücksichtigung Anspruch:

Weingarten, Ueber den Ursprung des Mönchthums im nachconstantinischen Zeitalter. Zeitschrift für Kirchengeschichte, von Brieger, I. Jahrgang, 1. Heft 1876.

Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt in der Negation. Der Verfasser kennt keine Schonung für die Tradition; vor seiner vernichtenden Kritik fallen der Eremit Paulus von Theben und der heilige Antonius als Stifter des Mönchthums dahin. Die Sage von Paulus hat Hieronymus ausgebildet, wobei ihm Apulejus einzelne Züge zu seinem Bilde leihen musste; das Leben des Antonius ist eine Tendenzschrift, in welcher das Ideal »eines in die kirchlichen Organisationen eingefügten und ungeachtet aller popularen Elemente geistig erhabenen Mönchthums dargestellt wird«. Ueberhaupt sind die Spuren des Mönchthums im dritten Jahrhundert unsicher. Als Vorläufer der Mönche betrachtet der Verfasser die *κάτοχοι* in der Umgebung des Serapeion von Memphis, die sich bis ungefähr 200 v. Chr. hinauf nachweisen lassen; doch bleibt der Uebergang zu den christlichen Klöstern im Dunkeln. — Die Theolog. Lit.-Zeit. 1. Jahrg. 1876, 313f. hat eine anerkennende Anzeige von O. Nasemann gebracht.

Funk, Johannes Chrysostomus und der Hof von Constantinopel. Eine akademische Rede. Theol. Quartalschrift (Kathol.), Jahrgang 57. 1875. S. 449—480.

Der Verfasser giebt eine anziehende Darstellung von dem Schicksal des grossen Kirchenlehrers, wie es scheint, nicht ohne Rücksicht auf die Opfer des modernen Kulturkampfes.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der historisch-theologischen Litteratur gehört wohl die neue Auflage von Böhringer's Kirchengeschichte in Biographien, die durch die gemeinsame Arbeit von Vater und Sohn zu Stande gekommen ist und unter der Mitwirkung einer jungen Kraft sich selbst verjüngt hat:

F. und P. Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen oder die Kirchengeschichte in Biographien. I. Theil: die alte Kirche. Zweite völlig umgearb. Aufl. Stuttgart 1874 u. 1875.

IX. Die Völkerwanderung.

Dr. J. Krikava, Allgemeine kritische Betrachtungen als Vorarbeit zu einer Geschichte der Völkerwanderung nebst einem Seitenblick auf die Völker Daciens zu Trajan's Zeit. Programm d. k. Gymn. zu Arnau 1874. 53 S. 8.

In diesen vorläufigen Bemerkungen verbreitet sich der Verfasser hauptsächlich über die Eigenschaften geschichtlicher Quellen und die geographischen und historischen Verhältnisse zur Zeit der Völkerwanderung, und dies so allgemein und zum Theil bloss andeutungsweise, dass von einem nähern Eingehen darauf hier nicht die Rede sein kann. Vgl. die Anzeige von J. Loserth, Zeitschrift für österr. Gymnasien Bd. XXV. 1874. 836.

J. Jung, Die Anfänge der Romänen. Zeitschrift für öster. Gymnasien XXVII 1875. S. 1—19. 81—111.

Der Verfasser giebt zunächst eine Uebersicht über die bezüglichen Streitfragen und bekämpft dann hauptsächlich Rösler's Hypothese von der Rückwanderung der nach Thracien übergesiedelten Dacier. Statt dessen schlägt er eine einfachere Lösung vor durch die Annahme, dass bei der Occupation des Landes durch die Gothen das gemeine dacische Volk zurückgeblieben sei. A. v. Gutschmid erklärt sich in seiner Recension, Lit. Centralblatt 1876. S. 1422, für Rösler. Da der Verfasser inzwischen den Gegenstand in einer umfangreichern Publication von Neuem be-

handelt hat, so behalten wir uns unser Urtheil auf einen nächsten Bericht vor.

H. v. Eicken, Der Kampf der Westgothen und Römer unter Alarich. Zürich und Berlin 1874. 84 S.

Das Buch beginnt mit einer sehr allgemein gehaltenen Einleitung über den »Entwicklungsgang der Völkerwanderung«, worin dargethan wird, dass die germanische Wanderung in zwei Perioden zerfalle, den Kampf um Ackerland bis zur Erhebung der Gothen im Jahr 394 und den Kampf um die Herrschaft. In Alarich sieht der Verfasser den Uebergang sich vollziehen; die »Politik Alarich's bildet eine eigenthümliche Mittelstufe zwischen dem bisherigen Streben der Germanen nach Ackerland unter Anerkennung der römischen Staatshoheit und dem Streben der nachfolgenden Ostgothen und Langobarden, den römischen Staat der germanischen Herrschaft zu erobern«. Den Anlass dazu gab die letzte gewaltsame Reaction des nationalen römischen Geistes, aus der überhaupt die Kämpfe in dem Zeitraume von 395 bis 410 hervorgingen (S. 13. 30. 23). Dies die Gedanken, um welche sich die ganze Darstellung dreht. In Abschnitt II wird unter dem Titel: »die Reaction der nationalen Partei in Ostrom und die Erhebung der Westgothen« der Conflict zwischen Rufinus und den Gothen und die Erhebung Alarich's dargestellt. Dann folgen in raschem Gang der griechische Feldzug, der erste italische Krieg, dann unter dem Titel: »die Reaction der nationalen Partei in Westrom und der Untergang Stilicho's« die Unterhandlungen Stilicho's mit Alarich und der Tod des ersteren, endlich der zweite italische Krieg. Zum Schlusse berührt der Verfasser noch in den anhangsweise gegebenen Anmerkungen S. 71 ff. einzelne kritische Fragen, während er in der Darstellung selbst Alles ohne eine Andeutung von kritischen Schwierigkeiten im Tone voller Sicherheit erzählt hatte.

Das Buch kann sich nicht über Vernachlässigung von Seiten der Kritik beklagen; wir zählen drei ziemlich eingehende Recensionen, eine von F. Dahn, Jen. Lit.-Zeit. 1875 S. 864, eine von W. A. im Lit. Centralbl. 1876 S. 526 und eine französische in der Revue crit. 1876 II p. 395 von L. Bougier. Aus allen geht hervor, dass die Darstellung durch ihre Form anfänglich gefiel und mit Interesse gelesen wurde, durch den Inhalt jedoch in

keiner Weise befriedigte. Wir finden in der That eine seltene Einstimmigkeit im Tadel; derselbe richtet sich hauptsächlich gegen das geschichtsphilosophische Räsonniren, die willkührlichen Constructionen und Verallgemeinerungen, die Betrachtung des Stoffes unter Gesichtspunkten, die sich nicht aus den Quellen ergeben, daneben gegen die Vernachlässigung der genauen Detailuntersuchung. So erweisen sich jene Scheidung der Perioden der Völkerwanderung, die Charakteristik der Politik Attila's und die Hervorhebung des römischen Nationalgefühls als verfehlt. Der französische Recensent missbilligt auch mit Recht das vornehme Absprechen über den Zerfall der lateinischen Rasse; aber es war nicht nöthig, sich so sehr darüber zu ereifern und eine vollständige Widerlegung des ganzen Buches anzutreten. Damit wurde ihm nur zu viel Ehre erwiesen. Wir kennen zufällig die Entstehung desselben; es ist eigentlich als litterarischer Essai ausgearbeitet worden und erst nachträglich sind die Anmerkungen hinzugekommen, damit die Schrift ein wissenschaftliches Aussehen erhalte. Der Verfasser gehört zu denjenigen deutschen Gelehrten, welche das Freiwilligenjahr und der deutsch-französische Krieg aus der regelmässigen Studienbahn hinaustrieben und der strengwissenschaftlichen Arbeit entwöhnten. Mit entschiedenem Talent zur Darstellung ausgerüstet wird er sich nun gewiss als Litterat und Essaiist noch einen Namen in Deutschland machen, aber wissenschaftliche Arbeit darf man kaum von ihm erwarten.

Georg Götz, Zu Claudian's sechstem Consulat des Honorius. Rhein. Museum 1876 XXXI S. 341—348.

Der Verfasser unterwirft die Frage der Abfassungszeit und Zusammensetzung von Claudian's Gedicht: de sexto consulatu Honorii, sowie seines Verhältnisses zu dem Gedicht: de bello Pollentino, welcher Titel nach dem Vaticanus an Stelle des bisherigen: de bello Getico eingesetzt wird, einer neuen eingehenden Prüfung, wobei er sich hauptsächlich gegen die Ausführungen von Paul (Grossglogauer Programm 1856/57) richtet. Hatte Paul unter Zustimmung von Ney, Rosenstein und Jeep die Behauptung aufgestellt, dass der den Gothenkrieg betreffende Theil des Gedichts über das Consulat (XXVIII v. 128—330) der Rest eines zweiten Buches de bello Getico und irrthümlich mit jenem ver-

bunden worden sei, dass der Dichter bei Abfassung desselben bereits das Ende des ganzen Krieges gekannt habe, indem die beiden Hauptschlachten bei Pollentia und Verona in dasselbe Jahr (April und Hochsommer) gehören, so ist Götz der Ansicht, dass die Schlacht bei Pollentia in's Jahr 402, die bei Verona auf 403 falle und dass das Gedicht de bello Pollentino etwa im Herbst 402 geschrieben sei, wo Claudian noch nichts vom Wiederausbruch des Krieges gewusst habe; er hält es aber für möglich, dass der Dichter ursprünglich beabsichtigte, ein zweites Buch für den Ausgang des Krieges hinzuzudichten, später aber seinen Plan änderte und die bereits ausgearbeitete Partie dem Panegyricus auf das Consulat des Honorius einverleibte.

M. Prager, Die Germanen im römischen Kriegsheere und ihr Einfluss auf das sich vollziehende Geschick des römischen Weltreiches. Programm der Wiener C. O.-R. im 9. Gemeindebezirk 1874. 27 S.

Die Erwartungen, welche sich etwa an diesen Titel knüpfen möchten, werden durch die Schrift in keiner Weise erfüllt; es fehlt an Kritik der Quellen und selbst an Kenntniss der unentbehrlichsten Hülfsmittel. Vgl. die Anzeige von J. Loserth, Zeitschrift für öster. Gymnasien XXV 1874. 837.

E. Léotard, Essai sur les conditions des Barbares établis dans l'empire Romain. Paris 1873. 238 S. 8.

Diese Arbeit ist bereits vom Berichterstatter für römische Staatsalterthümer besprochen worden (Jahresb. I S. 899), muss jedoch auch hier genannt werden, da der Verfasser den Process des Eindringens germanischer Elemente in's Römerreich überhaupt mit in seine Betrachtung hineinzieht. Im 8. Capitel, das die Ueberschrift trägt: véritable caractère de la conquête de l'Empire Romain par les barbares, fasst er seine Ansichten über den Untergang des Reiches im Anschluss an Guizot, Aug. und Améd. Thierry dahin zusammen: Die Germanen haben mit dem Schwert und dem Karren vom römischen Boden Besitz genommen schon vor der Eroberung; die Aufnahme germanischer Ansiedler diente dem verarmten und entvölkerten Reich zur Erfrischung; indessen haben die germanischen Eroberer auch nach dem Gewinn der Herrschaft sich in ihren Einrichtungen und Gesetzen dem rö-

mischen Wesen gefügt. — Was uns an dem Buche noch aufgefallen ist, ist dies, dass meist nur ältere und zum Theil veraltete Werke benützt und citirt werden. Ueberhaupt hat dasselbe mehr compilatorischen Charakter. Ganz anders das folgende:

Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France. t. I. Paris 1875. 547 S. 8.

Der rühmlichst bekannte Verfasser der cité antique behandelt in diesem Bande hauptsächlich die Frage betreffend die Lage Gallien's unter dem Kaiserreich und die Umgestaltung des Landes durch die Völkerwanderung. Er stellt sich dabei an die Spitze derjenigen, welche die Herrschaft der Cäsaren als eine Wohlthat für Gallien, als einen Segen für die Civilisation des Landes betrachten. Die Gesellschaft des Kaiserthums erscheint ihm auch nicht als so verkommen und entartet, wie sie gern geschildert wird, und er findet keine Beweise von einem jammervollen inneren Zerfall, wenigstens nicht im römischen Gallien. Damit stimmt, dass auch nach der Völkerwanderung das romanische Element noch einen überwiegenden Einfluss behauptete. Aus der Betrachtung der fränkischen Verfassung ergiebt sich nämlich, dass zwischen Römern und Franken vollständige Gleichstellung herrschte und römische Einrichtungen und kaiserliche Gesetzgebung bei den Franken in Geltung waren.

August Charaux, Tonantius Ferreolus, provinciae Galliae Praefectus Imp. Valentiniano III. Thes. fac. litt. Bisont. Paris 1876. 54 S.

Ein rhetorisches Kunststück eines zum Doctor vorrückenden Professors der Rhetorik ohne grossen sachlichen Werth.

X. Gesammtdarstellungen der Kaisergeschichte.

Prof. Friedländer hat in der Deutschen Rundschau Bd. V. Oct. 1875. S. 266—282 eine Uebersicht »über die neuern Bearbeitungen und den gegenwärtigen Stand der römischen Kaisergeschichte« gegeben, wobei er die frühern Darstellungen von Tillemont und Gibbon an, sowie den Stand der Vorarbeiten für eine Neugestaltung der Kaisergeschichte, insbesondere die fruchtbare Thätigkeit der Inschriftenforscher cha-

rakterisirt. Unter den neuesten Geschichtsschreibern der Kaiserzeit nennt er Champagny, Beulé und Merivale, und es ist da nicht zu verwundern, dass sein Urtheil über die Leistungen der Geschichtsschreibung im Vergleich mit den Vorarbeiten und den Anforderungen der Wissenschaft im Ganzen ungünstig ausfallen musste. Indessen war es doch fast zu grosse Bescheidenheit, dass er seine eigenen Leistungen so stillschweigend überging; hat er doch selbst in seinen »Darstellungen aus der Sittengeschichte Rom's in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine« wenigstens eine Seite der Kaisergeschichte in mustergültiger Weise in Angriff genommen. Der erste Band dieses Buches ist bereits in vierter Auflage erschienen, und seit 1875 liegt auch die französische Uebersetzung (von Ch. Vogel) vollständig vor (vgl. die Anzeige von H. Baudrillart, Journal des Savants 1875 p. 753).

Friedländer scheint aber auch noch zwei Werke übersehen zu haben, die dem besten der obengenannten, Merivale, mindestens ebenbürtig zur Seite stehen. Das eine ist in seiner Anlage schon etwas ältern Datums, jedoch jüngst in neuer Auflage erschienen: es ist der Schlussband von Vanucci's »Storia dell' Italia antica«, deren allgemeinen Charakter ich oben gezeichnet habe. Dieser umfangreiche vierte Band, 1876 in dritter Auflage herausgekommen, behandelt das Kaiserreich in den beiden ersten Jahrhunderten, von Augustus bis Commodus 192 n. Chr., auf 960 Seiten und enthält einen ausführlichen Index zum ganzen Werke (S. 969 bis 1059); er verdient ganz besondere Aufmerksamkeit, da der Verfasser sich auf diesem Gebiete viel mehr auch als Selbstforscher bethätigt hat denn in den früheren Epochen. Gerade den bedeutendsten Geschichtsschreiber der Zeit, Tacitus, hat er schon zum Gegenstand specieller Untersuchungen gemacht. Indessen ist sein Urtheil auch hier durchweg ganz durch seine republikanische und patriotische Ueberzeugung bestimmt. Tacitus ist ihm ein über alle Anfechtungen erhabener, unparteiischer Richter, nur geleitet von dem Bestreben, Allen gerecht zu werden, und äusserst gewissenhaft in der Benützung der Quellen; der düstere Ernst seiner Darstellung ist einzig die Folge der Verdorbenheit der Zeiten (S. 931 ff.). Es ist nun wohl nicht ganz zufällig, dass in den Anmerkungen, wo die einschlägigen kritischen Arbeiten aus neuerer und neuester Zeit bis auf Baumstark's schützende Erläuterung des

Tacitus hinunter nachgetragen werden, die gegen die Autorität des Tacitus gerichteten Untersuchungen, wie die von Stahr, fehlen. Mit den antiken Gegnern des Kaiserthums rächt der Verfasser sein republikanisches Gefühl nun auch vor Allem an den julisch-claudischen Kaisern, den Zerstörern der Republik; in Augustus sieht er den grossen Heuchler und in Tiberius einen »carnefice crudelissimo«; mit Trajan und den Antoninen söhnt er sich dagegen etwas mit dem Kaiserthum aus, doch hat er jetzt die tiefe Corruption der Gesellschaft zu beklagen.

Die zweite noch zu nennende Darstellung der Kaisergeschichte, die jetzt in erste Linie gestellt werden darf, ist die von V. Duruy, der dritte, vierte und fünfte Band seiner Histoire des Romains. Der dritte Band, der schon 1871 erschien, behandelte das Reich unter Augustus und die Regierungen des Tiberius, Caligula und Claudius (573 S.); der vierte Band, 1874 herausgegeben, führt die Geschichte von Nero an weiter bis an's Ende von Mark Aurel (483 S.), und der fünfte endlich, der 1876 die Presse verliess (527 S.), schildert den innern Organismus des Reiches in den beiden ersten Jahrhunderten in Bezug auf Familie, Gemeinde, Provinzen, Verwaltung, Sitten und Ideen; dazu kommen noch zwei Excurse über die Honestiores und Humiliores und über die tribuni militum a populo. Wir kennen die Ansichten des Verfassers über die Kaiserzeit bereits aus seinen Bemerkungen über Joguet. Er hat das Bestreben, gegenüber der lange fast allein herrschenden ungünstigen Auffassung eine günstigere zur Geltung zu bringen, auch dem Guten an der römischen Welt Anerkennung zu verschaffen, und fast möchte man sagen, dass er eigentlich darauf ausgegangen sei, das Rühmenswerthe in ein möglichst helles Licht zu setzen. Sein Buch macht in der That beinahe den Eindruck einer apologetischen Darstellung. Was die römische Welt entehrte — meint der Verfasser — das finden wir auch wieder in der Gegenwart, vielleicht nur in anderer Form, selbst bei den freiesten Völkern, den »gemeinen Unterthanen des Königs Dollar«; daneben aber hatte sie in ihrem politischen und socialen Leben solche Vorzüge, dass auch unsere Zeit sie darum beneiden dürfte. Die Welt hat überhaupt keine glücklichere Epoche gekannt als die der Antonine. Einen grossen Antheil an diesem Glücke aber hatte die Municipalverwaltung des Reiches, die auf zwei Factoren ruhte: der Bürgerehre

und Bürgerwürde, und zwar nicht auf der falschen ritterlichen Ehre, welche die Germanen in die Welt gebracht haben. Das römische Municipalsystem war recht eigentlich darauf angelegt, geschickte Beamte, glückliche Städte und dem Gesetz gehorsame Bürgerschaften hervorzubringen. Die düstern Sittengemälde der Moralisten und Poeten der Zeit sind nicht nur übertrieben, sondern durchaus unwahr und irreführend; denn die Provinzen und die hohe Gesellschaft zeichneten sich gerade durch die sittliche Strenge aus, und in vielen Beziehungen ist eine Milderung der Sitten erkennbar. Die moralische Verkommenheit war die Sache einer kleinen Zahl, und auf sie kann der Untergang des Reichs nicht zurückgeführt werden. Der Verfasser kann auch nicht einstimmen in den Vorwurf des intellectuellen Verfalls im zweiten Jahrhundert; die Speculation hat sich nur auf andere Gebiete geworfen, vor Allem auf die Moral, und das Werk der damaligen Philosophen war es, alle Systeme in einer einheitlichen Moral zu verschmelzen. — Es mag die eine oder andere dieser Behauptungen als gewagt erscheinen; vielleicht dürfen wir sagen, dass der Verf. wie viele andere französische Gelehrte zu sehr unter dem Einfluss der jetzt in Frankreich herrschenden Ideen steht und zuviel philosophirt; allein ebenso sicher ist, dass er an Weite des Blickes und an Reichthum der Gedanken alle andern neuern Geschichtsschreiber der Kaiserzeit übertrifft. Sein Buch hat aber auch den Vortheil, dass es zum ersten Mal alle die neuern Quellenforschungen und Bearbeitungen vollständig verwerthet. So darf es ohne Bedenken als die beste Leistung auf dem Gebiete der Kaisergeschichte bezeichnet werden. — Die Revue des questions historiques t. 17. 1875 S. 687f. hat eine anerkennende Besprechung des 4. Bandes von A. de B. gebracht, immerhin mit einigen christlichen Reserven. Mit Rücksicht auf eine allfällige neue Auflage mache ich den geehrten Verfasser noch darauf aufmerksam, dass Windisch (Bd. IV S. 141) nicht im Kanton Bern liegt.

Eine werthvolle Fragmentensammlung zur römischen Kaisergeschichte ist aus dem Nachlasse Michelet's in der Revue historique herausgegeben worden:

J. Michelet, Fragments inédits sur les empereurs Romains. Revue hist. 1876. t. II. S. 151—171.

Die Sammlung besteht aus Notizen über die Kaiser von Augustus bis Constantin, welche zwei Schüler des Verstorbenen nach seinem Kurs über die Einleitung zum Mittelalter an der École normale 1827—1828 niedergeschrieben haben. Es werden dabei kurze Charakteristiken der einzelnen Kaiser mit allgemeinen Urtheilen über die Bedeutung und das Verdienst des Kaiserthums gegeben, am ausführlichsten für die julisch-claudische Dynastie. Mit Recht hebt Monod in dem einleitenden Vorwort den hohen Werth der Fragmente hervor. Michelet zeigt, dass er auch hier gründliche Studien gemacht und vor Allem fruchtbare allgemeine Gesichtspunkte gewonnen hatte. Er nimmt entschieden Partei für das Kaiserthum gegen die republikanische Aristokratie. Die Begründung der Kaiserherrschaft war nach ihm eine populare Revolution, ausgeführt durch die Hand eines Tribunen, und hat der Unterdrückung und Plünderung des Reiches durch die Grossen ein Ende gemacht; weshalb dann die Geschichte der ersten Kaiser durch aristokratische Geschichtsschreiber entstellt wurde und der Erneuerung bedarf. An Tiber anerkennt der Verfasser die gute Verwaltung; mit Trajan setzt er das Eindringen fremder Elemente in die Regierung, unter Mark Aurel das Hervortreten der innern Schwäche, Abnahme der Bevölkerung, Verödung der Provinzen, aber auch die Anfänge der Humanität. Sehr treffend ist die Bemerkung über die Stellung Ulpian's neben Alexander Severus: »Ce fut en quelque sorte le règne d'Ulpian qui était alors préfet du prétoire«.

Es mag hier auch noch bemerkt werden, dass Champagny's Buch in neuer Auflage erschienen ist und nun auch in einer Uebersetzung den weitesten Kreisen Deutschlands zugänglich gemacht werden soll. Bereits liegt der erste Band vor. Der Uebersetzer, Döhler, bekundet dabei sein gewohntes Geschick; doch begreifen wir es, offen gestanden, nicht, wie man dem gebildeten deutschen Publikum zumuthen konnte, das Werk eines französischen ultramontanen Kämpen in deutscher Uebertragung zu geniessen.

Merivale hat eine kleine römische Geschichte geschrieben, worin er hauptsächlich die Resultate seines grössern Werkes verarbeitet hat:

Charles Merivale, A general history of Rome, from the foundation of the city to the fall of Augustulus. 1875. 691 S.

Die Recensenten im Athenaeum 1875. II S. 299f. und in der Academy VIII 1875 S. 329 bezeichnen das Buch zwar als das beste Compendium für römische Geschichte; allein sie finden die Darstellung langweilig, die Durcharbeitung des Stoffes mangelhaft, das Urtheil unsicher, besonders in der frühern Geschichte, die Erörterungen über die Verfassung vag und unverständlich, endlich die Darstellung des Kampfs zwischen Christenthum und Heidenthum parteiisch. Was bleibt denn da noch Gutes an dem Buche?

Freilich, vergleichen wir damit andere englische Compendien, so fällt das Urtheil über die letztern noch ungünstiger aus. Das Buch von Berkley präsentirt sich in einer neuen Ausgabe:

E. Berkley, A new history of Rome. From the earliest times to the fall of the western empire. Edinburgh. 485 S.

Die Darstellung ist gegründet auf Mommsen's römische Geschichte, und die Hauptabsicht des Verfassers geht dahin, die neuesten Resultate deutscher Forschung und Kritik in den Bereich der englischen Schulen einzuführen. Wie es um die Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit steht, mag man daraus ersehen, dass die Erzählung, die nach dem Titel bis zum Untergang des Reiches gehen sollte, bei dem Tode Nero's abbricht und die übrige Geschichte bis 476 auf fünf Seiten abgehandelt wird. Dem entspricht, dass auf der Titelannonce dem Buche 507 Seiten gegeben werden, während es nur 485 enthält; und auffallend ist es auch, dass die Ausgabe ohne Jahrzahl erscheint. Das Buch gehört übrigens der Sammlung von Lauries Kensington Series an.

Die Uebergangszeit vom Alterthum zum Mittelalter behandelt:

Arthur M. Curteis, History of the Roman Empire between 395 and 800. London 1875 278 S. kl. 8.

Auch dies Buch kennzeichnet sich als eine dürftige Compilation. Der Verfasser hat gar keine Originalquellen benutzt mit Ausnahme von Eginhard; aber auch von neuern Bearbeitungen hat er nur einen Theil zu Rathe gezogen, wie Gibbon, Milmans, Freeman, de Coulanges, Amédée Thierry, andere mindestens ebenso wichtige, wie Finlay, unberücksichtigt gelassen. Der Re-

censent in der Academy VIII 1875 II S. 35 bemerkt treffend: der einzige Fehler des Verfassers sei, dass er nicht genug wisse.

Schlussbetrachtung.

Wir sind am Ende einer langen Wanderung angelangt; fast wollte uns unterwegs der Athem versagen, und ging es uns wie dem müden Reisenden, der seine Schritte beschleunigt, wenn er das Ziel vor sich sieht. Es sei uns nun vergönnt, noch einen kurzen Rückblick zu halten.

Wir finden überall eine reiche Thätigkeit, besonders auf dem Gebiete der Quellenkritik, durch welche eine vollständig neue Auffassung einzelner Perioden vorbereitet wird. Dabei ist das Interesse zum Theil auf andere Gegenstände gerichtet als früher; vor Allem hat es sich etwas abgewendet von den halbhistorischen Zeiten, der dunkeln Sagengeschichte, und sich dagegen mehr den hellhistorischen Epochen zugewendet; aber auch das republikanische Rom steht nicht mehr in erster Linie, sondern die Kaisergeschichte hat angefangen recht eigentlich den Brennpunkt der Forschung zu bilden, indem sie die meisten Kräfte absorbirt und das intensivste Licht empfängt.

Die Theilnahme der einzelnen Nationen an dieser Gesammtarbeit ist eine sehr verschiedene. Ohne Ueberhebung dürfen wir sagen, dass die deutsche Forschung im Ganzen die erste Stelle behauptet; ihr ist die republikanische Zeit fast ausschliesslich überlassen, und im Besondern bildet die Quellenkritik ein ihr eigenthümliches Gebiet. Nur selten machen ihr hier französische und italienische Forscher den Boden streitig. Anders bei der Kaisergeschichte. Hierin wetteifern mit den Deutschen vor Allem die Franzosen und scheinen ihnen fast den Rang ablaufen zu wollen; bereits haben sie zwei zusammenhängende neuere Darstellungen der beiden ersten Jahrhunderte zu Tage gefördert. Auch in Italien herrscht dafür reger Eifer. Am schwächsten ist England vertreten, sowohl im republikanischen wie im kaiserlichen Rom. Es nimmt dasselbe überhaupt in den letzten Jahren an der Forschung über römische Geschichte fast so gut wie gar keinen Antheil und scheint sich mehr mit der Verwerthung der anderwärts gefundenen Resultate begnügen zu wollen.

Ueberschauen wir die Leistungen der eigentlichen Geschichtsschreibung, so fehlt es für die Zeit der Republik in keiner

Sprache an brauchbaren Darstellungen, und gerade Deutschland besitzt eine grössere Zahl von guten neuern Werken. In der Kaisergeschichte haben sich in neuerer Zeit Franzosen, Engländer und Italiener versucht; doch liegen überall nur Anfänge vor; über die Antonine ist keine einzige Gesammtdarstellung hinausgekommen, und Deutschland hat sich überhaupt noch nicht an die Aufgabe gewagt. So sind denn alle Blicke auf Mommsen gerichtet, den Mann, der, wie Friedländer bemerkt, in einer Weise dazu ausgerüstet ist, wie kein Gelehrter vor ihm. Möge das 40jährige Doctorjubiläum, das er demnächst feiert, ihm eine Mahnung sein, das langersehnte Werk nicht länger aufzuschieben.

Jahresbericht über die Geographie der nördlichen Provinzen des römischen Reiches.

Von

Professor Dr. D. **Detlefsen**

in Glückstadt.

An den Anfang des diesmaligen Jahresberichtes sind Mittheilungen über einige die alten Quellenschriftsteller zur Geographie behandelnde Arbeiten zu stellen:

1) M. C. P. Schmidt, De Polybii geographia. Berol. 1875. 40 S.

Diese fleissige Doctordissertation, welche sich gleich zu Anfang in einen gewissen Gegensatz zu einer mir unbekannt gebliebenen Abhandlung von Magdeburg stellt, behandelt folgende Hauptpunkte: § 1 (S. 2—5) führt den Nachweis, dass Polybius keine astronomischen Kenntnisse besessen hat, so dass ihm eine richtige Würdigung des Eratosthenes und Pytheas unmöglich war. § 2 (S. 5 – 9) sucht zu beweisen, dass Polybius nach Strabo p. 322 und VII fg. 57 in seinen Maassangaben eine römische Milie zu $8^1/_3$ Stadien ansetzte (obgleich er selbst 3, 39, 8 die einfache Gleichung von 1 : 8 angiebt). Die folgenden Paragraphen (S. 9—31) versuchen eine Reihe von Maassangaben des Polybius sicher zu stellen, § 3 die über Spanien und Gallien, § 4 die über Italien und Sicilien, § 5 die über Afrika und die Längenausdehnung der Erde, § 6 die über die Breite derselben, § 7 die über Pontus und die Mäotis. Diese Untersuchungen werden unter Vergleichung der sonstigen bekannten Maasse derselben Gegenden theilweise zu emendiren und auf ihre Quellen zurückzuführen gesucht, eine Aufgabe, die im Ganzen gelungen ist, so weit sie sich

jedoch auf den plinianischen Text stützt, in dem manche polybianische Maasse enthalten sind, dem Verfasser nicht immer gelingen konnte, da ihm dazu nicht das vollständige kritische Material vorlag. Unter allen Umständen giebt er dankenswerthe Sammlungen und Vorarbeiten. § 8 (S. 31—38) sucht festzustellen, welche Länder Polybius selbst durch Reisen kennen lernte; es sind hauptsächlich die westlichen und nördlichen; § 9 endlich (S. 38—40) zählt die anderweitigen Quellen auf, aus denen er geschöpft hat.

Eine Reihe von Arbeiten beschäftigt sich mit der Aufklärung über die noch vielfach dunklen Fragen, die sich an die Entstehung der agrippischen Weltkarte knüpfen:

2) E. Desjardins, Les onze régions d'Auguste. Quelles sont les divisions de l'Italie inscrite sur la table de Peutinger. Paris 1875. 23 S.

Der Verfasser, der eine neue Ausgabe der tab. Peut. besorgt hat, glaubt, dass der ursprünglichen Zeichnung derselben die agrippische Karte zu Grunde liege mit Zusätzen aus der Zeit Trajan's, dass in sie das Strassennetz hineingezeichnet sei zwischen 350 und 353, in welcher Periode allein die drei durch Vignetten ausgezeichneten Städte Rom, Konstantinopel und Antiochien zugleich Residenzen von Kaisern gewesen seien, dass eine Erneuerung der Karte (nach den Versen bei Dicuil) im Jahre 435, Nachträge dazu unter Justinian erfolgt, endlich die Herstellung unserer Tafel selbst im 13. Jahrhundert geschehen sei. Er geht genauer ein auf die agrippischen Bestandtheile in der Zeichnung Italiens, in die eine Reihe von Namen eingetragen sind, welche auf die augustischen Regionen zurückzugehen scheinen. Freilich verschweigt er, dass in der Regio traspa [dana] und in Liguria noch eine Reihe von kleinen Völkerschaften genannt werden; weiter südwärts indess kommen nur Namen vor, die in der augustischen Eintheilung bei Plinius angeführt werden. Auffallender Weise lässt der Verfasser die auf Segm. VI stehenden Namen Calabria und Salentini aus, die mit Apulia zur zweiten Region gehören und bei Plinius vorkommen. Die Möglichkeit agrippischen Ursprungs lässt sich für die obigen Bestandtheile der Tafel nicht leugnen; doch folgt die Nothwendigkeit daraus nicht, da die augustische Eintheilung Italiens auch den vom Verfasser S. 12f.

zusammengestellten späteren Eintheilungen zu Grunde liegt, und die in diesen vorkommenden Neuerungen in den Archetypen der peutinger'schen Tafel wieder unterdrückt sein könnten. Grössere Wahrscheinlichkeit würde gewonnen werden können, wenn alle ähnliche Daten der Tafel nach dieser Richtung geprüft würden. — Was der Verfasser S. 14 ff. über die Bedeutung der italischen Regionen im römischen Staatshaushalt auseinander setzt, ist vollständiger bei Marquardt, Römische Staatsalterthümer I S. 68 ff. zusammengestellt.

3) F. Philippi, De tabula Peutingeriana. Accedunt fragmenta Agrippae geographica. Bonnae 1876. 39 S.

Der Verfasser dieser Doctordissertation unterwirft die seiner Ansicht nach vielfach unrichtigen Annahmen über die Abfassungszeit und den Ursprung der peutinger'schen Tafel einer Revision. In Bezug auf die erstere kommt er (S. 4 – 9) zu dem Schluss, dass die Schriftformen der auf ihr angewandten Capitalbuchstaben dem Anfang des 13. Jahrhunderts angehören, dass die Notiz der Colmarischen Annalen zum Jahre 1265 von einer mappa mundi auf 12 Pergamenthäuten Nichts mit dem Wiener Exemplar zu thun habe. Weiter (S. 9—15) ist er der Ansicht, dass die Tafel von Anfang an in der eigenthümlich länglichen Form angelegt und nicht aus einer rundförmigen Vorlage abzuleiten ist; sie sei also von Anfang an eine Wegekarte gewesen, und die sonstigen geographischen Zuthaten seien erst später gemacht, um sich leichter zwischen den Namen der Städte und Strassen zurechtfinden zu können. Den ersten Ursprung der Tafel setzt er (S. 15—29) in die Zeit zwischen 130 und 150, theils weil die nach Mitgliedern von Kaiserfamilien genannten Städte (mit Ausnahme des später hinzugefügten Constantinopolis) keinen Namen jünger als Trajan enthalten, theils weil die Strassenzüge nördlich der Donau in Dacien und dem Decumatlande im Gegensatz zu dem jüngeren It. Anton. noch vollständig aufgenommen sind. Indess schliesst er die östlichen Theile Asiens von der Untersuchung aus, da die Fragen nach den Quellen für diese Gebiete noch zu wenig gelöst sind.

Weiter wird S. 30 – 39 aus Plinius eine vollständige Sammlung der 31 Citate gegeben, in denen Agrippa namentlich angeführt wird. Daneben werden griechische Parallelstellen meist aus

Strabo gesetzt, in denen dieselben Maasse vorkommen. [Bei fg. 20 stellt der Verfasser die Uebereinstimmung her durch die nirgendwo vorkommende Gleichung von 1 Milie zu 7½ Stadien!] Bei 10 Fragmenten werden solche Stellen hiuzugefügt; ausserdem sollen (S. 38) noch zwei aus andern wenig einleuchtenden Gründen auf griechische Quellen zurückgehen, und daraus folgert der Verfasser, dass Agrippa nicht neue römische Messungen zu seinen Angaben benutzt habe, sondern das Werk eines einzigen Griechen, der allerlei Maasse von Schiffern und Wanderern gesammelt habe, vielleicht den Artemidor!

4) J. Partsch, Die Darstellung Europa's in dem geographischen Werke des Agrippa. Breslau 1875. 80 S.

Der Verfasser dieser Habilitationsschrift will über die Quellen, die Methode und den Werth der Arbeit Agrippa's von einer gerade entgegengesetzten Seite aus Licht verbreiten, wobei er seine Untersuchung jedoch auf die Europa betreffenden Theile derselben beschränkt. Zunächst handelt er (S. 2—18) über die Quellen, aus denen wir Agrippa's Ansichten kennen. Der ausführlichen Beweise, dass die Dimensuratio provinciarum auf Agrippa's Werk zurückgehe, hätte es nach Müllenhoff's Darlegung kaum mehr bedurft. Dass zahlreiche Angaben bei Dicuil nicht auf die Dimens. zurückgehen, wie man bisher annahm, sondern auf ein ähnliches, aus Agrippa abgeleitetes Schriftchen mit dem Titel Divisio orbis, steht jetzt nach Schweder's Publication (s. unter No. 5) fest. Den Orosius weist der Verfasser mit Recht als vielfach mit anderen Bestandtheilen versetzt und darum als zweifelhafte Quelle bei Seite. Sodann untersucht Partsch die auf Agrippa zurückgehenden Maassangaben nach den einzelnen Ländern, zunächst die über Spanien, von wo er dann nach Osten fortschreitet. Die Stelle bei Plin. 3, 16 spricht nun davon, dass die unter sich verschiedenen Angaben über die Dimensionen der spanischen Provinzen theilweise durch Verlegung der Strassenzüge oder durch Messung auf verschiedenen Routen hervorgerufen seien, und das bringt den Verfasser darauf, dass Agrippa's Messungen durchweg den römischen Heerstrassen gefolgt seien. Nun vergleicht er die überlieferten Itinerarien mit den agrippischen Angaben, findet überall die schönste Uebereinstimmung, oder stellt sie durch Zahlenänderung her und glaubt damit seine obige Ansicht erwiesen zu haben. Im

Ganzen wird man ihm darin Recht geben müssen, dass an vielen Stellen Strassenmessungen die Grundlage von Agrippa's Arbeit gebildet haben, wie das auch sonst bereits eingesehen ist; wie weit aber im Einzelnen, bleibt doch vielfach fraglich; denn nicht immer lässt sich mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit feststellen, auf welchen Routen Agrippa gemessen haben muss. In manchen Provinzen, wie z. B. in Gallia comata, ist es doch sehr zweifelhaft, auf welcher Linie die Länge oder die Breite gemessen werden soll, trotz der Uebereinstimmung, welche der Verfasser zwischen der agrippischen Ueberlieferung und dem Maass der von ihm gewählten Routen findet. Ueberhaupt wäre es wünschenswerth gewesen, aus den verschiedenen Quellen festzustellen, was Agrippa bei den einzelnen Ländern als Längen-, was als Breitenausdehnung ansah; wahrscheinlich ist, dass durchweg beide mit der Anschauung übereinstimmten, dass die Längenausdehnung der Erde von Ost nach West, die Breite von Süd nach Nord gehe, wobei jedoch wieder zu berücksichtigen ist, dass die Orientirung der einzelnen Länder bei Agrippa vielfach von der Wirklichkeit abweicht. Andere Schwierigkeiten, die sich den Ausführungen des Verfassers entgegenstellen, lassen sich nur im Zusammenhang einer weitergehenden Untersuchung über die gesammten geographischen Quellen des Alterthums klar stellen. Mit Recht bestreitet er indess Müllenhoff's Behandlung der agrippischen Angaben über den Pontus (S. 67 ff.). Am wenigsten ausgeführt ist die Untersuchung über den Norden Europa's (S. 73 ff.), wo doch über die Angaben bei Plin. 4, 98 nach der Theorie des Verfassers ein bestimmteres Resultat zu gewinnen war.

5) E. Schweder, Beiträge zur Kritik der Chorographie des Augustus. Erster Theil. Der Text von Dicuil's »scriptura missorum Theodosii«, aus einer vaticanischen Handschrift abgedruckt und verglichen mit dem nach bisher unbenutzten Handschriften neu aufgestellten Texte der dimensuratio provinciarum. Kiel 1876. 45 S.

Bisher war die Frage nach der Quelle, welcher Dicuil de mensura orbis die von ihm den missi des Theodosius zugeschriebenen Maasse des orbis terrarum entlehnt habe, noch in Dunkel gehüllt, wenn auch bereits feststand, dass sie sich an die Welttafel des Agrippa anschloss. Obiger Schrift gebührt das Verdienst,

aus dem cod. Pal. 1357 einen Text bekannt gemacht zu haben, der mit dem von Dicuil benutzten identisch ist. Er führt den Titel Divisio orbis und bildet die Grundlage der ersten vier Capitel des Dicuil, in die er von Anfang bis zu Ende aufgenommen ist unter gelegentlicher Veränderung der Reihenfolge der Abschnitte und unterbrochen von Parallelstellen aus Plinius. Von den missi des Theodosius ist da allerdings keine Rede; [sie scheinen von Dicuil aus Versehen eingemischt zu sein, weil in der ihm vorliegenden Handschrift wohl die 12 Verse jener missi folgten, die er 5, 4 eingefügt hat; Schweder ist S. 27 ff. allerdings anderer Meinung]. Der neue Text und der bei Dicuil stimmen meist genau überein, auch in Corruptelen (S. 27 ff.); doch ergänzen und berichtigen sich auch beide mehrfach, besonders 1, 13, wo Dicuil offenbar eine auch in seinem Text corrupte Stelle ausgelassen hat. Andere Abweichungen oder vielmehr Zusätze hat sich Dicuil aus Orosius zu machen erlaubt, wie Schweder S. 31 ff. richtig nachweist. Zu bedauern ist, dass er nicht gleich daran gegangen ist, aus dem neuen und alten Material den ursprünglichen Text zu reconstruiren, was jetzt bis auf ein paar Stellen ohne Schwierigkeit ist. Dagegen hat er S. 30 f. richtig eine Reihe von Irrthümern der Herausgeber Dicuils nachgewiesen. Jedenfalls haben wir jetzt einen über Dicuil hinausgehenden, reineren Text einer für die Kenntniss der agrippisch-augustischen Chorographie besonders wichtigen Quelle.

Schweder wiederholt ausserdem S. 17 ff. den Text der Dimensuratio provinciarum mit Varianten aus cod. Pal. 1357 und einem Laurent. Er weist S. 34 ff. etwas reichlich ausführlich nach, dass diese Schrift und die Divisio orbis nicht von einander, sondern von einer gemeinschaftlichen Quelle abhängig sind. Ueberzeugend ist auch die Beweisführung S. 42 ff., dass die Div. orbis sich im Gegensatz zur Dimens. in der Reihenfolge ihrer Abschnitte genau an die agrippisch-augustische Chorographie anschliesst. Kurz, das anspruchslose Büchlein bietet mehrere für die Untersuchung über dieses letztere Werk wichtige neue Resultate.

[Noch sei bemerkt, dass der Ausdruck »Sermones missorum Theodosii«, den Schweder nach Dicuil prol. 3 statt des Titels »Divisio orbis« gebraucht, ebenso wie prol. 2 der Ausdruck »scriptura« bedeutet »die Worte des Werkes der missi« im Gegensatz zu »numeros«, den bei ihnen sich findenden Zahlen; s. § 4].

Die folgenden Werke beziehen sich auf einzelne geographische Gebiete und werden in der Reihenfolge von Ost nach West aufgeführt.

Die Donauländer.

6) K. Müllenhoff, Donau, Dunavu, Dunaj. In der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur von Steinmeyer. Bd. 8. H. 1. Berlin 1876. S. 26—35.

Prof. Müllenhoff giebt eine Untersuchung über den Namen der Donau. Die echte älteste durch Inschriften und Handschriften bezeugte Form ist Danuvius, griech. *Δανούβιος*, vom keltischen Adj. dânu-fortis. Sie ward ahd. zu Tuonouwa; als Mittelstufe entwickelt Müllenhoff daraus ein suebisches Dônavia. Diese Form muss schon den Gothen überkommen sein, als sie ihre Sitze an die untere Donau verlegten; denn nur von ihnen kann der Name den späteren slavischen Ansiedlern übermacht worden sein, die den Fluss ebensowenig wie jene mit dem thrakisch-griechischen Namen *Ἴστρος* bezeichneten, sondern als Dunavu und Dunaj. Die gothische Form muss danach Dônavi gewesen sein. Müllenhoff weist dieselbe nach in einem dem Cäsarius von Nazianz, Bruder des Gregorius, zugeschriebenen Werk, den theologischen Fragen und Antworten c. 68, das den Fluss als *παρὰ δὲ Γότθοις Δούναβιν προσαγορευόμενον* bezeichnet und c. 144 als *παρὰ δὲ Ἰλλυρίοις καὶ Ῥιπιανοῖς Δανούβης, παρὰ δὲ Γότθοις Δουναῦτις*, wofür Müllenhoff *Δουναῦις* herstellt. Aus der Form *Δανούβης* möchte Müllenhoff die bei den späteren Griechen häufig vorkommende *Δάνουβις* ableiten. Auch für das Auftreten der Slaven an der Donau führt Müllenhoff Stellen aus dieser Schrift an, welche älter zu sein scheinen als alle bisher bekannten.

7) J. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern, historisch-ethnographische Studien. Innsbruck 1877. XLIV u. 315 S. 8.

Das mit grossem Fleiss gearbeitete und interessant geschriebene Buch (in dem jedoch eine grosse Anzahl von Austriacismen stören) verfolgt das Ziel, die Wandelungen nachzuweisen, welche seit den Zeiten der römischen Eroberung die Völkerschaften der südlichen Donauländer und Dacien's erlitten haben. Nach einer

eingehenden, auf den schriftlichen und inschriftlichen Quellen des Alterthums beruhenden Schilderung der Verhältnisse derselben während der Römerzeit werden besonders die Schicksale der romanischen Bevölkerung Rätien's und Dacien's von der Völkerwanderung an nach den sehr zerstreuten und besonders für Siebenbürgen nur spärlichen Notizen, die sich aus Heiligenlegenden, archivalischen Documenten, Ortsnamen gewinnen lassen, ausführlich behandelt. Der Verfasser weist das allmähliche, auch jetzt noch fortdauernde Absterben der Ladiner oder Walchen in Tyrol und Graubünden, den Kampf des bairischen Stammes theils mit ihnen, theils mit den von Süden und Osten vordringenden Italienern und Slaven in seinen einzelnen Stadien nach. Für die Rumunen oder Walachen Dacien's verficht er die Ansicht, dass sie seit den Römerzeiten fortdauernd als Heloten der verschiedenen, auf einander folgenden, im Lande herrschenden Nationen dort sesshaft geblieben, nicht erst, wie andere Forscher meinten, im 13. Jahrhundert vom Süden der Donau her eingewandert seien. — Eigentlich geographische Untersuchungen sind nur gelegentlich eingefügt. Wir notiren deren folgende als beachtenswerth. Sehr übersichtlich und lehrreich ist der Abschnitt IV: Die Gauverfassung der Barbaren und das Städtewesen der Italiker in den Donauländern, S. 56—107, in dem der Verfasser die Romanisirung dieser Gegenden im Uebergang von jener zur Gründung römischer Colonien und Municipien, daneben das Entstehen von Lagerstätten längs der Reichsgrenze und aus der Nomenclatur der kleineren Ortschaften, besonders Rätien's, die Anlage römischer Ansiedlungen so viel wie möglich chronologisch nachweist. — Besonders interessant ist auch der letzte Abschnitt IX: Bihar'sche Excurse, S. 282—310, in dem die für die Ethnographie des Bihargebirges am nordwestlichen Abhang des siebenbürgischen Erzgebirges wichtigen Resultate der im Jahre 1858 ff. gemachten Untersuchungen der österreichischen Naturforscher Kerner, Peters und Schmidt zusammengestellt werden. Es ergiebt sich daraus, dass selbst in diesem nördlichen Gebiet Dacien's, aus welchem das C. I. L. bisher keine römischen Inschriftenfunde zu verzeichnen hat, eine ganze Anzahl von Orts-, Berg- und Flussnamen sich finden, die trotz ihrer officiellen Magyarisirung lateinischen Ursprungs sind, und dass aller Wahrscheinlichkeit nach die dort noch wohnenden Wallachen die

directen Abkömmlinge der zur römischen Zeit dort sesshaften Bevölkerung sind.

8) A. Dungel, Locus Veneris Felicis. Eine Untersuchung über das römische Castell dieses Namens. In den Mittheilungen der k. k. Centralcomm. zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und hist. Denkmale. Bd. I Heft 4 S. 70—85. Wien 1875.

Im It. Ant. p. 110 u. 115 wird zwischen Arlape jetzt Erlaf und Lauriacum jetzt Lorch ein Ort Loco oder Laco felicis erwähnt. Der Verfasser nimmt die schlecht begründete Vermuthung Aschbach's an, dass vor felicis ein Name und zwar Veneris ausgefallen, oder vielmehr Loc. V. felicis zu schreiben sei, und schliesst dann sofort, dass hier wahrscheinlich orientalische Truppen und zwar aus dem durch seinen Venuscult bezeichneten Cypern gelegen haben. Im Uebrigen sieht er mit Kenner und Mommsen die Reste eines zwischen der Url und Ips bei ihrem Zusammenfluss gelegenen Römercastells, noch jetzt Mauer genannt, als mit jenem Ort identisch an. Er beschreibt die Reste, stellt die dortigen römischen Funde zusammen, unter denen die Inschrift des C. I. L. V, 5673 durch die neu entdeckte Vorderhälfte ergänzt wird, sammelt die Ziegelstempel, deren Lesung zum Theil berichtigt wird, giebt die Strassenverbindungen des Castells an und entwickelt seine Bedeutung in der Grenzbefestigung.

9) R. Schreiber, Augsburg unter den Römern. In der Zeitschrift des hist. Vereins für Schwaben und Neuburg. III. Jahrgang. Augsburg 1876. Heft 1 S. 72—107.

Eine durchaus dilettantische Arbeit, die überall, besonders in der Verwendung der epigraphischen Daten, beweist, dass dem Verfasser die Elemente der von ihm berührten Wissenschaften abgehen. Mommsen's Inschriften sind ihm unbekannt; aus den Noten derselben würde er eine grosse Anzahl seiner Fehler haben verbessern können. Neues von Wichtigkeit ist nicht geboten.

Nord- und Mittel-Italien.

10) v. Czörnig, Ueber die in der Grafschaft Görz seit Römerzeiten vorgekommenen Veränderungen der Flussläufe. Der Isonzo als der jüngste Fluss von Europa. In den Mittheilungen der k. k. geograph. Gesellschaft in Wien. Bd. XIX, S. 49—54.

Der bei Gelegenheit des geographischen Congresses in Paris gehaltene interessante Vortrag behandelt ein bisher ungelöstes Problem der alten Geographie in sehr glücklicher Weise. In den alten Beschreibungen der Gegend von Aquileja, in der z. B. Plinius 3, 126 f. jedes Küstenflüsschen nennt, wird der jetzt so bedeutende Isonzo nicht unter letzteren aufgeführt; dagegen wird der Timavus von Geographen, Historikern und Dichtern als mächtiger, bis zu seinen 7 oder 9 Quellen schiffbarer Strom geschildert, während er heute nur ein paar unbedeutende Quellen hat. Der Verfasser weist nach, wie solche Veränderungen durch Naturereignisse entstanden sind. Zur Römerzeit war der Natiso der Hauptfluss der Gegend. Er entsprang auf dem Mons Picis (Jordan. de reb. Get. 42), jetzt Predil (der dort entspringende Fluss heisst jetzt Coritenza und fällt in den am Terglou entspringenden Isonzo, dessen Quelle damals also nicht als Hauptquelle galt); bei Caporetto (Karfreit) bildeten diese Gewässer einen See, aus dem das Wasser aber nicht, wie jetzt, in's Isonzothal abfloss, sondern westwärts in's Thal des jetzigen Natisone, der bei Forum Iulii, jetzt Cividale, vorbeifloss, dann den Turrus, jetzt Torre, aufnahm und an Aquileja vorbei in's Meer fiel. Der Sontius hatte einen weit kürzeren Lauf als der jetzige Isonzo; er entstand hauptsächlich aus den beiden Zuflüssen Bača und Idria und fiel unterhalb Görz mit dem Fluvius Frigidus, jetzt Wippach, zusammen in einen See (s. Liv. 41, 2), welcher damals nur einen unterirdischen Abfluss durch die Höhlen des Karstgebirges hatte und an dessen Südseite durch jene mächtigen Quellen als Timavus in's Meer stürzte, das der Sontius also nicht unter seinem eigenen Namen erreichte. Ein Bergsturz, den der Verfasser nach der longobardischen Geschichte des Paulus Diaconus gegen das Jahr 585 ansetzt, und dessen Trümmer noch bei Starasello westlich von Caporetto sichtbar sind, unterbrach den oberen Lauf des Natiso, das Wasser des Sees von Caporetto floss über in das Thal des Sontius, und das mitgeführte Geröll verstopfte die Oeffnungen der Höhlen, durch welche der See bei Görz seinen Durchfluss zum Timavus hatte. Die Gewässer desselben wurden dadurch genöthigt westwärts abzulaufen und ergossen sich an Gradisca vorbei in den unteren Lauf des Natiso. Die Stärke der Timavusquellen wurde dadurch beträchtlich vermindert. Aber auch der untere Natiso wurde verschlämmt, schon oberhalb Aquileja's, so dass der jetzt Isonzo ge-

nannte Hauptfluss zu zwei Malen sich weiter östlich verlegte, erst in den jetzigen Isonzo vecchio, dann in die jetzige Sdobba, die früher nur ein kurzes Küstenflüsschen war. In Folge alles dessen giebt es jetzt statt des römischen Natiso einen doppelten, den Natisone, dem alten Oberlauf des Flusses entsprechend, der mit dem Torre in den unteren Isonzo fällt und seine Quelle am Monte maggiore hat, und die Natissa, den alten unteren Lauf, jetzt nur ein kurzer Küstenfluss. Die jetzigen Quellen des Isonzo am Terglou gehörten nicht dem alten Sontius an, sondern dem Natiso.

Drei Kärtchen, welche die römische, mittelalterliche und jetzige Gestalt dieser Flüsse wiedergegeben, dienen zur Erläuterung. Auf dem ersten wird eine Römerstrasse von Aquae gradatae jetzt Grado am Gestade der Lagune von Aquileja über diese Stadt vom rechten Ufer des Natiso hinauf geführt, die westlich von Gradisca den Fluss überschreitet, einen Arm über Pons Sontii an den Fluvius Frigidus entsendet, den Hauptzug aber aufwärts nach Forum Iulii nimmt, wo sie wieder an's rechte Ufer des Natiso, nach kurzem Laufe an's linke, endlich wieder an's rechte tritt und so zum Mons Picis jetzt Predil hinaufläuft. Diese Strasse wird auf der Kiepert'schen Karte zu Band III des C. I. L. nicht angegeben.

11) A. Mazzi, Perelassi. Bergamo 1876. 138 S. 8.

Die Arbeit beschäftigt sich nicht mit einer geographischen, sondern mit einer topographischen Frage das alte Bergamo betreffend. Die Localgelehrten waren sich nicht darüber einig, ob ein Amphitheater in der Stadt gewesen, und wo es gelegen habe. Mazzi bringt nun aus Urkunden zahlreiche Beweise bei, in denen von einer Gegend der Arena die Rede ist und von einem Perelassi genannten Orte. Er erklärt diesen Namen nach Friedländer (Darstell. aus der Sittengeschichte Rom's 2 S. 538ff.) als Bärenverliess, welcher Name unter verschiedenen Verdrehungen in manchen deutschen und italienischen Städten den Ueberresten römischer Amphitheater gegeben ward.

12) Canossi, Edolo e suoi dintorni. Brescia 1875.

Die Schrift ist ein Wegweiser und enthält keine auf das Alterthum bezügliche Daten.

13) F. Liverani, La Magione e i dintorni del Trasimeno all' era Etrusca. Perugia 1876.

Der Verfasser behandelt Theile der eugubinischen Tafeln, die geographische Namen enthalten, doch lässt er sich auch auf alle möglichen sonstigen Alterthümer und sprachlichen Formen derselben ein. Er glaubt, die Wissenschaft sei in der Entzifferung dieser Denkmäler bisher auf völlig verkehrtem Wege; er nennt zwar eine Reihe Namen von Gelehrten, die sich damit beschäftigt haben, bis zu Kirchhoff, Aufrecht und Conestabile (Bréal und Bücheler sind ihm noch nicht bekannt), citirt indess fast nur Fabretti's Glossar. Seine Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Hypothesen ist vollständig; ob irgend eine derselben Werth hat, kann ich nicht entscheiden.

14) W. Davies, The pilgrimage of the Tiber, from its mouth to its source. London 1875. 345 S. 8.

Das Buch verfolgt keine wissenschaftlichen Ziele, es will feingebildeten Wanderern die Reise längs des Tiber durch Erinnerungen an die historischen Ereignisse, die sich im Thal desselben abgespielt haben, und durch Schilderung der Natur- und Kunstschönheiten meist im Anschluss an klassische Vorgänger genussreicher machen. Der Verfasser ist zugleich Dichter und Zeichner, eine Reihe seiner Skizzen schmücken das Buch.

Rheinländer.

15) C. Mehlis, Der Rhein und der Strom der Cultur in Kelten- und Römerzeit. Berlin 1876. 44 S. (Aus der Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge, herausg. von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. IX. Serie Heft 259.)

Eine lebhaft geschriebene populäre Darstellung der militärischen, handelspolitischen und culturgeschichtlichen Bedeutung des Rheinstroms und seiner Seitenthäler in der ältesten Geschichtsperiode. Nach einem Blick auf die prähistorischen Funde der Rheingegend werden die Ansiedelungen der Kelten und Germanen auf beiden Seiten des Flusses, sowie ihre Kämpfe mit einander, in die sich dann die römische Eroberung eindrängt, bis an den Schluss der Römerherrschaft entwickelt. Ueberall liegen gründ-

liche Studien unter Benutzung der neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen zu Grunde.

16) Der Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde. Zürich 1876 April No. 2 S. 672ff.

enthält eine Mittheilung: Die römische Ortschaft Tasgetium am Bodensee, in der nach einer durch Ch. Morel gemachten Berichtigung und Erklärung der Lesung zweier im Jahre 1875 bei Eschenz, der Stadt Stein gegenüber, am Ausfluss des Rheins aus dem Untersee gefundenen römischen Inschriften festgestellt wird, dass dort ein vicus TASG(etium) gelegen habe. Diese Identificirung ist wichtig, da offenbar das bei Ptolem. 2, 11 vorkommende *Ταξγαίτιον* hier gefunden ist, das er in der Nähe von Brigantium jetzt Bregenz ansetzt. Nach den Unterschieden beider Positionen hatte Mannert 3, 603 jenen Ort nach Lindau verlegt. Ptolemäus rechnet ihn noch zu Rätien, dessen Grenze danach noch etwas weiter nach Westen zu verlegen ist, als es gemeiniglich geschieht, da man die Station Ad Fines jetzt Pfyn als Grenze der Provinz annimmt.

17) Bonstetten, Quiquerez et Uhlmann, Carte archéologique du canton de Berne. Époque romaine et anté-romaine. Genève, Bale, Lyon 1876. Eine Karte mit 56 S. Text.

Die Karte schliesst sich unmittelbar westlich an die archäologische Karte der Ostschweiz von Keller (Jahresber. 1874/75 S. 242) und ist ganz in derselben Weise eingerichtet, jedoch in etwas grösserem Maassstabe, wodurch die Uebersichtlichkeit gewinnt. Durch verschiedenfarbige Zeichen werden die Fundorte nach den verschiedenen Perioden der Fundgegenstände (Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit, römische und nachrömische Zeit), wie auch die Art der Funde unterschieden. Die meisten Spuren der Römerzeit drängen sich um den Bieler See zusammen, an dessen Ostseite, an der Zihl, auch die einzige dem Namen nach bekannte römische Ortschaft innerhalb des Cantons, Petinesca, gelegen war. Ein alphabetisches Ortsregister giebt Nachricht von den verschiedenen Funden und Nachweise darüber. Der Theil des Jura, welcher zu Bern gehört, ist von Quiquerez behandelt, die Pfahlbauniederlassungen in einem gesonderten Abschnitt von Uhlmann. — Auch die sicheren und die problematischen Römerstrassen werden in der Karte verzeichnet, unter letzteren eine durchs Haslithal über

die Grimsel, deren Existenz vermuthet wird aus einem kleinen Münzfunde aus der Nähe von Meiringen, der griechische, sodann römische Consular- und Kaisermünzen bis zu Valens enthielt, worin man eine stips pro itu et reditu erkennen will.

18) C. Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. Zweite Abth. Leipzig 1876. 55 S. mit 5 Tafeln.

Das Heft behandelt die eigenthümlichen und gewaltigen Befestigungen der Ringmauer bei Dürkheim, die der Verfasser nach dem Ergebniss der Funde am ehesten für ein Werk der ersten einwandernden Germanen zu halten geneigt ist, das in den letzten Römerzeiten von den Grenzlegionen wieder benutzt wurde.

19) C. Bone, Das Plateau von Ferschweiler bei Echternach, seine Befestigung durch die Wickinger Burg und die Niederburg und seine nichtrömischen und römischen Alterthumsreste. Trier 1876. 43 S. 4. mit 3 Tafeln.

Der Verfasser giebt eine Beschreibung des am linken Ufer der Sauer ungefähr in der Mitte zwischen Trier, Luxemburg und Bitburg gelegenen, an mannigfachen Alterthumsresten reichen Plateau's. Er glaubt dort ein gallisches oppidum gefunden zu haben, und zwar »die vielgesuchte Stadt der Aduatuker«, von der Caes. b. g. 2, 29, 2 spricht, und die man gewöhnlich westlich der Maas annimmt. Der Verfasser entwickelt seine Gründe nur vorläufig in einer Anmerkung S. 37ff. und behält sich vor, wenn, wie zu erwarten steht, weitere Ausgrabungen und Localuntersuchungen angestellt sind, sie ausführlicher zu begründen.

20) C. Rossel, Die römische Grenzwehr im Taunus. Wiesbaden 1876. 129 S. gr. 8.

Der nach kaum beendetem Druck seiner Arbeit verstorbene Verfasser, früher Staatsarchivar in Wiesbaden, giebt eine auf langjährigen Localuntersuchungen beruhende genaue topographisch-antiquarische Beschreibung der römischen Grenzwehr am Taunus vom hessischen Dorfe Langenhain im Thal der Asa in der Wetterau an bis zum Orte Adolfseck im Thal der Aar oder Arde, etwas nordwärts vom Bade Langenschwalbach. Beigegeben sind 10 lithographische Tafeln und 54 in den Text eingesetzte Holzschnitte. Eine genaue Uebersicht über den Lauf des Limes geben die Tafeln I: Zug des römischen Pfal von der Asa bis zur Ems, und IX: die Fortsetzung von da bis zur Arde. Der Wall, dessen

Linie in den meisten Theilen noch wohl erkennbar ist, zieht sich von Ost nach West meist auf den Höhen des Gebirges oder an dessen nördlichem Abhange hin. In kleineren Abständen lagen, ein wenig auf der Rückseite desselben, eine Reihe von gemauerten Thürmen; besonders am westlichen Theile sind noch die Grundmauern von manchen derselben wieder aufgefunden. Auf den am höchsten gelegenen Punkten finden sich eine Reihe Anlagen, die alten, wahrscheinlich oben aus Holz gebauten Wartthürmen von runder Grundfläche angehört zu haben scheinen. Ausserdem liegen an strategisch wichtigen Punkten Castelle, von denen folgende nachgewiesen und beschrieben werden (zum Theil unter Beigabe von Grundrissen und Profilen im Texte, die wichtigeren mit Situationsplänen auf den Tafeln): nicht weit vom Ostende das Castell Kaisergrube (S. 3f.), Castell Akstatt, ein Rundbau (S. 5f.), die Capersburg (S. 7f.), das wichtige Castell Salburg auf einer Höhe am Wege von Homburg nach Usingen, etwas südlich von Wehrheim (S. 14—38). Der Verfasser zweifelt nicht, dass es das von Drusus im Jahre 10 vor Chr. angelegte Castell ist (s. Dio Cass. 54, 36) und identificirt es mit dem von Ptolem. 2, 10 p. 154 Wilb. genannten *Ἄρταυνον* [ein dort gefundener Töpferstempel lautet: ARA/NVS FECit; s. S. 23; man möchte den Personennamen Artaunus vermuthen]. Einen genauen Plan der interessanten Anlage geben Tafel II und III. Der Verfasser beschreibt sie ausführlich, theilt die Funde an Inschriften, ihrer fünf, Münzen, Ziegeln, Alterthümern mit, aus denen die Bedeutung des Castells hervorgeht. Es folgt das Castell Feldberg bei den Weilquellen (S. 56ff. u. T. IV), in deren Nähe der Pfal in einer zwei- und zum Theil dreifachen Walllinie besteht; Reste von Signalthürmen und eine Badanlage sind daneben; Ziegelstempel sind mehrfach gefunden, darunter der eines N(umerus) CATTHAR (s. Henzen No. 5271). Westlich von der Emsquelle liegt das Castell Alteburg (S. 67ff.). In der Nähe des etwas nördlicher liegenden Idstein verdoppelt sich der Pfal wieder (S. 73—96); Tafel V und VI geben den Plan der damit in Verbindung stehenden eigenthümlichen, ausgedehnten Wallbefestigungen, die im Osten durch das Castell Eichelgarten gestützt werden. Auch an das Westende schliesst sich ein grösseres System von Befestigungen (S. 96ff.) mit dem Castell Zugmantel an, das ausführlich beschrieben wird (S. 103—110 und T. VII und VIII); es hat drei In-

schriften und zahlreiche Stempel, Münzen und Alterthümer geliefert. Endlich beim Uebergang über das Aarthal finden sich noch Reste eines Brückenkopfes (S. 116 ff. und T. X). Ein Anhang (S. 124—129) enthält Auszüge aus 10 Weisthümern vom 9. bis 18. Jahrhundert, in denen Theile des Pfal erwähnt werden.

Es wäre zu wünschen, dass gleich ausführliche Darstellungen der nördlichen und südlichen Fortsetzung des Limes gegeben würden, ergänzt durch die nachweisbaren römischen Strassenzüge, welche die Verbindung jener Castelle unter einander und mit den am Rhein liegenden Lagern und Standquartieren der Legionen nachwiesen. Ueber die unteren rechtsrheinischen Gegenden sind und werden wir weiter unterrichtet durch den jetzt zu nennenden unermüdlichen Forscher:

21) Schneider, Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande. Achte Folge. Düsseldorf 1876. 21 S. Neunte Folge. Düsseldorf 1877. 20 S.

Die achte Folge enthält eine Zusammenstellung der wichtigsten Resultate der bisherigen Localuntersuchungen des Verfassers. Zunächst wird über die Heerstrassen der Rheinlande gehandelt, die Merkmale der altrömischen werden dargelegt, die Unterschiede der provinzialen und der italischen nachgewiesen. Die auf der rechten Rheinseite dienten nur zu militärischen Zwecken und standen mit den linksrheinischen in genauer Verbindung. »Jene nehmen fast sämmtlich am Rhein ihren Anfang, und zwar in der Nähe der dort gelegenen römischen Befestigungen und Ansiedelungen; in der Regel beginnen zwei und mehr Strassen von verschiedenen Punkten des Flusses in geringen Entfernungen von einander und vereinigen sich nach kürzerem oder längerem Laufe zu einer einzigen Strasse, die sich dann in ihrem weiteren Verlaufe nicht mehr in andere Strassen theilt«. Jene Eigenthümlichkeit hat offenbar darin ihren Grund, dass an den betreffenden Stellen keine Brücken vorhanden waren und daher das Uebersetzen in Schalden geschehen musste; durch die Theilung konnte die Ueberfahrt an mehreren Punkten zu gleicher Zeit geschehen, wodurch eine wesentliche Beschleunigung des Marsches bewirkt wurde. Nur bei Cöln laufen von der linken Rheinseite her sämmtliche Strassen in der Stadt zusammen, und ebenso gehen auf der andern Rheinseite die Strassen von ein und demselben

Punkte zu Deutz wieder aus; hier war auch wirklich im Alterthum eine stehende Brücke vorhanden«. »Es sind gegenwärtig im Ganzen 320 Meilen Strassenzüge bestimmt worden, und unter diesen befinden sich sechs, von denen (allerdings nur mit Wahrscheinlichkeit, da sie noch nicht bis zu ihrem Ende verfolgt sind) angenommen werden darf, dass sie Hauptstrassen gewesen sind; zwei derselben führen von der Nordsee, vier vom Rheine her.

Die erste Hauptstrasse kommt von der Nordsee bei Emden und läuft der Ems entlang; sie ist bis jetzt auf der linken Seite des Flusses von Rheina bis nach Rheda hinauf verfolgt worden.

Die zweite kommt von der Nordsee bei Leyden und läuft dem Rhein entlang; sie ist von der holländischen Grenze bei Elten, mit einigen Unterbrechungen, bis oberhalb Neuwied untersucht worden.

Die dritte beginnt am alten Rhein bei Hauberg und läuft über Elten, s'Heerenberg, Anholt, der Yssel entlang, an Dingden und Ringenberg vorbei, über Schermbeck, dann zwischen Gehlen und Dorsten über die Lippe und von hier, wo sie nur streckenweise untersucht ist, wahrscheinlich über Kirchhellen, Buer und Castrop nach Unna, Werl, Soest und Paderborn bis zur Weser.

Die vierte beginnt am Rhein bei Xanten und führt über Baholt, Oeding, Vreden, Ahaus, Nienborg und Ochtrup nach der Ems bei Rheine, wo sie wahrscheinlich den Fluss überschritt, um nach dem Osning zu ziehen.

Die fünfte beginnt in geringer Entfernung von der vorigen ebenfalls am Rhein bei Xanten und läuft an Wesel vorbei über Brünen und Berken nach Coesfeld und Münster, dann bis an die Ems nach Telgte, wo sie wahrscheinlich den Fluss überschritt, um gleichfalls nach dem Osning zu ziehen.

Die sechste beginnt am Rhein bei Neuwied und zieht in nördlicher Richtung über Heddesdorf und Niederbiber nach Melsbach und Rengsdorf, von da weiter in gerader Richtung westlich an Altenkirchen vorbei über Leuscheid nach der Sieg, die sie in der Nähe von Schladern überschreitet. Dann zieht sie über Waldbröhl und Denklingen, westlich an Neustadt vorbei nach Meinertzhagen und an Lüdenscheid vorbei nach der Ruhr, die sie östlich von Altena überschreitet. Hierauf läuft sie wie bisher immer in gerader nördlicher Richtung über Iserlohn, Unna, Camen, Werne nach Münster, von wo sie über Greven bis Särbek verfolgt worden ist.

Die Strasse No. 1 hat, wie es |scheint, die Operationslinie von der Nordsee aus, der Ems entlang, nach dem Osninggebirge hin gebildet, während die Strasse No 2 zur Verbindung des Nieder- mit dem Oberrhein und auch theilweise zur Sicherung der Rheinschifffahrt diente. Die Strassen No. 3—6 waren die Operationslinien vom Rhein aus nach dem Innern Deutschlands, und zwar von den drei Hauptpunkten, der ehemaligen batavischen Insel, dem Hauptquartier bei Xanten und dem Becken von Neuwied«. »Ein besonderes Interesse gewährt die vom Rhein bei Xanten dem rechten Lippeufer entlang führende Militärstrasse, insofern dieselbe nach dem so viel gesuchten Castelle Aliso ging. Ihre Ueberreste laufen vom Rhein bei Bisloch über Schloss Dirsfurth nördlich um Wesel nach der Wesel-Schermbecker Chaussee, mit der die Strasse streckenweise zusammengeht bis in die Nähe von Schermbeck, wo sie rechts nach der Lippe ablenkt und dieser entlang an Dorsten vorbei bis Haltern führte«. Weiter geht sie über Hullern, Olfen, Selm nach Werne. Ein Nebenzug geht von Haltern über Lünen nach Werne, auf welcher Linie Hülsenbeck Aliso auf dem Heikenberge bei Lünen hat ansetzen wollen (s. Jahresbericht 1874/75 S. 244ff.), womit Schneider nicht einverstanden ist. Von Werne ist die Strasse weiter bis Hanen verfolgt, der fernere Verlauf die Lippe aufwärts ist noch unbekannt. Hier würde Aliso zu suchen sein.

Ein weiterer Abschnitt (S. 16) bespricht die Römerschanzen, von denen diese Strassen begleitet sind. Es sind theils Warten, vierseitige Erdhügel mit einer Oberfläche bis zu 26 Meter Durchmesser, womöglich von einem nassen Graben umgeben, in regelmässigen Abständen von ½ römischen Meile. Dazwischen liegen Lager in Abständen von 20 römischen Meilen, d. h. von regelmässigen Tagemärschen. In ihnen glaubt der Verfasser die sogenannten Städte des Ptolemäus finden zu dürfen.

Die neunte Folge enthält zuerst eine Zusammenstellung und Charakterisirung der verschiedenartigen römischen Ueberreste auf dem rechten Rheinufer. Der Verfasser zieht daraus das Resultat (S. 7): »Wenn einerseits feststeht, dass die rechte Rheinseite der Provinz eine Zeit lang mit dem römischen Reiche in einem gewissen Verbande gestanden, so ist es andererseits nicht minder sicher, dass das politische Verhältniss hier ein ganz anderes als bei dem römischen Zehentlande gewesen sein muss, mit andern Worten,

dass das römische Zehentland sich nicht durch die rheinpreussische Provinz erstreckt haben kann, wie zuweilen angenommen worden ist«. Wo die Grenze der Zehentlande nordwärts gewesen, wird erst durch fernere Localforschungen festgestellt werden können.

In einem folgenden Abschnitt (S. 9ff.) behandelt der Verfasser die Grenzwehren, Heerstrassen und Schanzen des Kreises Mettmann. Es bleiben nur noch die Forschungen in den Kreisen Elberfeld, Lennep und Solingen zu machen übrig. Hoffentlich wird nach deren Vollendung eine Karte die Uebersicht über das so gewonnene wichtige Material gewähren.

22) Die Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Heft LVII, Bonn 1876,

geben mehrere interessante Beiträge für die alte Geographie. Der Anfang des Heftes enthält eine Aufforderung zur Betheiligung an weiteren Untersuchungen über die Römerstrassen in der Rheinprovinz. Die erste eigentliche Abhandlung ist von Prof. Bergk:

Der Grenzstein des pagus Carucum. S. 7—41.

In der Nähe des Dorfes Neidenbach, zwei Stunden von Kyllburg, unmittelbar an der alten Römerstrasse von Trier nach Cöln, ward kürzlich noch am ursprünglichen Platze stehend ein Grenzstein gefunden mit der Inschrift: FINIS | PAGI | CARV | CVM | A. Der Ausdruck pagus bezeichnet in Gallien nicht einen Ort, sondern einen Gau. Die einzelnen Völkerschaften bildeten entweder einen einzigen Gau, oder mehrere. Der Name der Caruces ist neu, wenigstens in dieser Form. In Urkunden vom 8. bis 10. Jahrhundert wird aber in derselben Gegend ein pagus Carouuascus, Carascus, Caroscus, Caroascus genannt zwischen dem Bitgau und dem Eifelgau. Für identisch mit den Caruces hält der Verfasser ferner die Caracates oder Caeracates bei Tac. hist. 4, 70, auch erinnern an sie die Caeroesi bei Caes. b. g. 2, 4[1]). Jener Grenzstein steht an der Römerstrasse zwischen den Stationen Beda jetzt Bitburg und Ausava jetzt Oos oder genauer Büdesheim. Beda bildet nach Bergk den Hauptort der Betasii oder Baetasii. Da sowohl diese Völkerschaft wie die übrigen dieser Gegend vielfach unter den Hülfstruppen der Römer genannt werden, nicht aber

1) [Vielleicht darf die cohors I QV RV des brittischen Militärdiploms vom Jahre 124 im C. I. L. III No. XXX u. VII, 1195 hierher bezogen werden.]

die Caruces, vermuthet der Verfasser, dass sie mit den Betasii politisch verbunden waren. Auch die Sunuci, die mehrfach unter den Hülfstruppen vorkommen, setzt der Verfasser nach Plin. 4, 106 und Tac. h. 4, 66 hierher; ihr Gebiet habe wohl im Süden an die Caruces, im Westen an die Tungri, im Osten an die Ubii gestossen. Auch die Verhältnisse der Condrusen und Tungern werden in gelehrtester Weise erörtert, so wie im weiteren Verlauf die Fragen über die Grenzen von Ober- und Untergermanien, Rätien und Helvetien und der Gaue der vallis Poenina. Die Ansicht des Verfassers geht dahin, dass die besonders in den Itinerarien oft vorkommende Ortsbezeichnung ad fines nie auf Provinzial-, sondern nur auf Gaugrenzen schliessen lasse.

Der zweite Aufsatz S. 42—55:

Der vicus Ambitarvius

ebenfalls von Bergk, behandelt in meist überzeugender Weise die vielbesprochene Frage nach der Lage des von Suet. Calig. 8 als angeblicher Geburtsort des Caligula genannten vicus Ambitarvius. Derselbe wird nach Conz am Einfluss der Saar in die Mosel verlegt, welcher Ort bei Sueton mit den Worten supra confluentes bezeichnet werde. Reste der kaiserlichen Villa, die dort gestanden, sind noch vorhanden. Auch die chronologischen und historischen Fragen, welche bei dieser Untersuchung eine Rolle spielen, werden gelehrt und scharfsinnig erörtert.

23) E. A. Freeman, Augusta Treverorum, historisch-archäologische Skizze. Aus The British Quarterly Review Juli I 1875 übersetzt von C. S. Trier 1876, 50 S.

Die Abhandlung giebt einen für einen weiteren Leserkreis berechneten Abriss der Geschichte der Treverer und eine Beschreibung und Geschichte der römischen Baudenkmäler der Stadt Trier auf Grundlage der Forschungen von Steininger, Marx und v. Wilmowsky. Geographische Fragen werden nicht berührt.

Frankreich.

24) E. Desjardins, Géographie historique et administrative de la Gaule romaine. t. I. Paris 1876, 475 S. 8.

Herr Desjardins hat es unternommen, die Geographie des römischen Gallien's zu schreiben; es ist seit Walckenaer's 1810 verfasster, 1839 herausgegebener Géographie ancienne des Gaules

der erste in Frankreich gemachte Versuch, die Resultate der neueren Forschungen zusammen zu fassen. Eine historische Geographie will Herr Desjardins schreiben, uns Frankreich während der Römerzeit kennen lehren, nach denselben Grundsätzen und derselben Methode, nach der Ritter und Reclus die Geographie der modernen Länder geschrieben haben. Zwei Bände sind dafür in Aussicht genommen, ein allgemeiner Theil, der die historische Geographie, die Organisation der Provinzen, deren Eintheilung in civitates und pagi und die Veränderungen in derselben, und ein besonderer, der das Strassennetz, die Topographie und die Administration der einzelnen Orte behandeln soll. Als Hauptziel dieser Arbeit sieht der Verfasser den Beweis an, dass, wenn auch das gallische Blut die Grundlage der modernen Bevölkerung abgegeben habe, die Franzosen doch durch Erziehung, Geistesbildung und besonders durch ihre Einrichtungen Römer seien (S. 14f.).

Der vorliegende Theil des Werkes bildet nur die erste Abtheilung des ersten Bandes. Davon enthalten S. 1—62 die Einleitung, No. II derselben (S. 15—62) die Quellen. Von diesen werden die alten Texte nur summarisch aufgezählt, meist in den Noten, kein Wort über ihren Werth, über die Zeit der sie angehören, ihre Grundlagen, ihr Verhältniss zu einander, wie denn auch in dem ganzen Bande nirgendwo davon die Rede ist, wie Gallien in seinen einzelnen Theilen allmählich den Alten bekannt wurde, noch nach welchen Gesichtspunkten Plinius, nach welchen Ptolemäus die Geographie des Landes geschrieben, was die Notitia provinciarum bedeute u. s. w. Nur über die verschiedenen Bestandtheile der peutingerschen Tafel, die der Verfasser mit ausführlichem Commentar edirt hat, werden gelegentlich Ansichten geäussert. Dem Verfasser sind im Allgemeinen alle alten Quellen gleichwerthig, selbst des Pseudo-Plutarch libellus de fluviis erscheint in der Reihe derselben. Es folgen in ähnlicher bibliographischer Weise Aufzählungen der documents législatifs (sehr kurz), épigraphiques (hier giebt der Verfasser ein examen critique der Veröffentlichungen), numismatiques, der antiquités et documents archéologiques, der documents diplomatiques du moyen âge, endlich (S. 31—62) ein langes Verzeichniss der bisherigen geographischen Arbeiten über Gallien, vorzüglich der Localuntersuchungen.

Es folgt dann Theil I, die physische Geographie des römischen Gallien's. Nach Angabe der Grenzen giebt § 1 die Oro-

graphie. Zuerst wird die Alpengrenze vom St. Gotthard, dem summus Poeninus, an behandelt, die alten Namen für die einzelnen Theile der Alpen werden angegeben und in ihrer Ausdehnung bestimmt, die bereits den Alten bekannten Pässe verzeichnet. Als Alpes Centronicae (so nach inschriftlichen Zeugnissen statt der früher üblichen Schreibung Ceutronicae) werden S. 76ff. die westlichen Vorberge der graischen Alpen im Gebiet der oberen Isère bestimmt, jetzt les Bauges und les monts de la Vanoise genannt. Weiter werden behandelt der mons Matrona jetzt mont Genèvre, der mons Vesulus jetzt monte Viso mit ihren Pässen. Es wird nachgewiesen, dass Cäsar seinen ersten Marsch nach dem jenseitigen Gallien durch das Thal der Duria Riparia über den mont Genèvre in das Thal der Durance und von da am linken Ufer der Rhone hinauf genommen hat (S. 85). Dieser Theil der graischen Alpen hiess in Folge dessen vorübergehend Alpes Iuliae, für welchen Namen bald darauf der der Alpes Cottiae aufkam, nach dem König Cottus, der sie zu August's Zeiten beherrschte. Ueber den von Hannibal benutzten Pass wird keine entscheidende Bestimmung gegeben.

Nach den Alpen werden die Mittelgebirge beschrieben (S. 100ff.). Interessant ist besonders (S. 106ff.) der Bericht über die im Jahre 1874 auf der Höhe des Puy de Dôme ausgegrabenen Reste des Tempels des Mercurius Dumias. Von diesem leitet sich der Name des Berges ab, entstanden aus podium Dumiatis.

S. 109—113 behandeln die Pyrenäen mit ihren Pässen.

Der § 2 (S. 113—175) enthält die Hydrographie Gallien's. Zuerst wird von den Flüssen und Seen gehandelt. Der Verfasser beginnt mit dem Rhein, den er von der Quelle bis zur Mündung verfolgt. Von seinen Nebenflüssen werden nur die linksseitigen besprochen. Sehr ausführlich ist die Darstellung der Rheinmündungen, im Anschluss an Cluverius. Zur Erläuterung der seit den Römerzeiten geschehenen Veränderungen ist eine vortreffliche Karte beigegeben. Die fossa Drusiana wird als Verbindung des Rheins etwas oberhalb Arnheim's mit der Yssel angesetzt, die fossa Civilis ist der jetzige Leck, die fossa Corbulonis eine dem Seestrand parallele Verbindung der Maassmündung von Maasssluis an mit dem alten Rhein etwas unterhalb Leyden's. Dann geht der Verfasser an der oceanischen Küste westwärts. Die *Ταβούλα* des Ptolemäus wird nach Ortelius und Valesius mit der Scaldis jetzt

Schelde identificirt, die *Φροῦδις* des Ptolemäus mit der Samara jetzt Somme. Wenig Wahrscheinlichkeit hat aber die bei dieser Gelegenheit ausgesprochene Vermuthung, dass bei Ptol. 2, 9, 1 statt *Φρούδιος ποταμοῦ ἐκβολαί* zu lesen sei: *φρούριον, ποταμοῦ ἐκβολαί*, so dass der Name dieses ungenannten Flusses aus dem erst später erwähnten Stadtnamen *Σαμαραβρίουα* als *Σαμάρα* zu ergänzen sei.

Die Mittelmeerflüsse werden S. 146—175 von West nach Ost behandelt. In den Deutungen der bei Avien vorkommenden Flussnamen stimmt Desjardins im Ganzen mit Müllenhoff (Deutsche Alterthumsk.) überein, doch setzt er S. 158 den Ledus des Mela, Sidonius und Avien (or. mar. 590) gleich dem jetzigen Lez bei Montpellier, während Müllenhoff S. 188 an der letzteren Stelle Heledus liest und darin mit mehr Wahrscheinlichkeit den Liron, einen Nebenfluss des Orb sieht. Um die von Polyb. 3, 37, 8 und Venant. Fortun. 6 gethane Aeusserung, dass der Narbo oder Atax jetzt die Aude mit den Mündungen der Rhone seine Wasser mische, zu erklären, nimmt Desjardins an, dass von der westlichen Rhonemündung eine zusammenhängende Reihe von Strandseen sich nicht bloss, wie heutzutage, bis zum Vorgebirge von Agde, sondern über dasselbe hinaus bis zu den Seen südlich von der Aude erstreckte, und dass die Alten darin eine Fortsetzung des Rhonearmes erblickten. Die palus Accion, durch die nach Avien or. mar. 673 die Rhone fliesst, erklärt Desjardins mit Wernsdorf und Müller als den Genfersee, während de Saulcy und Müllenhoff (S. 196 ff.) darin die Sumpfgegend unterhalb Arles sehen. Desjardins bringt eine pannonische Inschrift (C. I. L. III, 3428) bei, die ein Legat Suetrius Sabinus im Beginn des dritten Jahrhunderts dem Jupiter Accion patrius gesetzt hat; indess ob ein Zusammenhang dieses Namens und welcher mit dem der palus vorhanden, kann auch Desjardins nicht angeben. — Besonders ausführlich werden die Rhonemündungen mit ihren im Lauf der Zeit so mannigfachen Veränderungen behandelt. An den darauf bezüglichen Studien hatte der Verfasser sich schon früher lebhaft betheiligt.

Sehr eingehend wird dann in § 3 die Küstenbeschreibung gegeben (S. 175—400). Die Trennung derselben von der Hydrographie ruft an mehreren Stellen Wiederholungen hervor, besonders in der Beschreibung des Rhonedelta's. Der Verfasser benutzt mit besonderer Aufmerksamkeit die mittelalterlichen Karten und

Portulane, die allerdings mehrfach über die Veränderungen der Küste, besonders in der Nähe der Flussmündungen, Aufschluss geben. Ueberhaupt werden, wie überall, so vorzüglich in diesem Theile die zahlreichen im Laufe der letzten Jahrzehnte mit grosser Sorgfalt geführten Localuntersuchungen verwerthet, und darin liegt überall ein Hauptverdienst des ganzen Buches. Desjardins beginnt mit der Mittelmeerküste, die er von Ost nach West verfolgt (S. 175—257). Schwerlich werden seine Bestimmungen in Betreff der Stöchaden (S. 180 ff.) und der kleineren Inseln in ihrer Nähe Beifall finden. Sie werden zu selten und in zu unbestimmter Weise erwähnt, als dass man es wagen dürfte, darauf hin die Hauptstelle über sie (Plin. 3, 79) durch Conjecturen zu verändern, die auch in der gegebenen Form wenig Ansprechendes haben. Im weiteren Verlauf werden die Uferseen und ihre alten Verbindungen unter einander von der Rhone an, so wie die Veränderungen, die durch die Anschwemmungen der Flüsse entstanden sind, ausführlich besprochen. Wenn sonst auch nicht wesentlich neue Bestimmungen gegeben sind, so macht doch die genaue Darlegung der jetzigen Verhältnisse und die Reconstruction der alten den Eindruck der Zuverlässigkeit.

S. 258—400 behandeln die oceanische Küste von West nach Ost. Die seit den Römerzeiten erfolgten Veränderungen sind hier bedeutender als an der Mittelmeerküste. An einigen Stellen sind Dünenreihen mit dahinter liegenden Strandseen neu entstanden, frühere Inseln unter sich und mit dem Festlande verbunden, an anderen, besonders längs des Canals la Manche, weite Strecken vom Meere verschlungen. Mit grösserer Sicherheit als bisher wird bewiesen, dass der nördliche Theil der Halbinsel Medoc durch einen Wasserlauf eben nördlich von Lesparre vom Festlande abgetrennt war und die bei Mela 3, 2, 5 erwähnte Insel Antros bildete. [Die von Mela angeführte Eigenthümlichkeit, dass die Insel bald niedriger, bald höher zu liegen scheine, wird nicht erklärt; es scheinen hier Luftspiegelungen nach Art der Fata Morgana angedeutet zu werden]. Grosse Anschwemmungen sind an der Mündung der Sèvre Niortaise erfolgt, wo zur Römerzeit Sümpfe mit einer Anzahl hervortretender Inseln waren. Eine ähnliche Veränderung ist am Nordufer der Loiremündung vor sich gegangen. Auch hier sind nach Desjardins eine Reihe von Inseln landfest geworden; es sind die von Plin. 4, 109 erwähnten insulae Vene-

ticae. Nur hier und nicht an den Küsten des Morbihan, dessen Inseln erst im Mittelalter entstanden, glaubt Desjardins, könne der Schauplatz des von Cäsar (b. g. 3, 9 ff.) beschriebenen Seekrieges angesetzt werden (S. 281 ff.). Als venetische Inseln nimmt er die im Itin. marit. S. 509 genannten Siata und Arica, sowie die fabelhafte der namnetischen oder samnitischen Frauen in Anspruch. Im hydrographischen Theile S. 143 f. hatte er letztere als die jetzige Insel Noirmoutier südlich von der Loiremündung angegeben; dagegen behauptet er S. 271 ff., letztere sei zur Römerzeit noch landfest gewesen und entspreche dem pictonischen Vorgebirge des Ptolemäus; er setzt die Insel der Namneten dann als den jetzigen Vorsprung von Batz an, der noch im Mittelalter eine Insel war. Indess scheint über diese Einzelnamen kaum Sicherheit gewonnen werden zu können.

Bedeutende Landverluste seit den Römerzeiten sind im Gebiet des Morbihan constatirt. Hier wird von Desjardins der Hafen Vindana des Ptolemäus bei Locmariaker angesetzt. In der Halbinsel der Bretagne steht durch Funde von Meilensteinen jetzt Vorganium bei Castel Ach an der Küste fest, und daran unterscheidet sich Vorgium als das jetzige Carhaix. Auch die Bucht von Mont St. Michel ist erst im Mittelalter vom Meer gebildet, eine Römerstrasse ist noch jetzt in ihren Watten nachweisbar, die von Reginea bei Erquy an der Küste über Fanum Martis, das als jetziges Corseul bestimmt wird, nach Ingena des Ptol., das Desjardins mit Legedia der tab. Peut. gleich setzen möchte, dem jetzigen Avranches führte. An der Spitze des Cap de la Hague wird Coriallo angesetzt, wo im Mittelalter ein pagus Coriovallensis genannt wird, und wohin eine Römerstrasse führt. Mit Recht wird S. 338 ff. die Unterscheidung der Baiocasses = Bodiocasses von den Viducasses festgehalten, indess mit Unrecht behauptet, erstere kämen erst in der Not. prov. als civitas vor und seien früher nur ein pagus der letzteren gewesen. Die Erwähnung beider neben einander bei Plin. 4, 107 sichert ihnen die Eigenschaft als civitas schon für diese frühe Zeit.

Sehr ausführlich ist die Behandlung der Oertlichkeit des portus Itius und seiner Umgebungen, über die eingehende Localuntersuchungen und dadurch herbeigeführte Funde jetzt eine ziemliche Sicherheit verbreiten. Nach Desjardins kann von keinem andern Hafen die Rede sein als von dem durch den in Römer-

zeiten breiteren Küstenfluss Liane gebildeten. Etwa vier Milien vom Meere aufwärts wird der portus Itius Cäsar's mit seinen Werften angesetzt; an seine Stelle tritt seit Mela Gesoriacum, das Desjardins kaum zwei Milien vom Meere entfernt sein lässt; am Schluss der Kaiserzeit erscheint dafür der Name Bononia jetzt Boulogne sur mer. Als der portus ulterior Cäsar's wird Ambleteuse, als Vorgebirge Itium das Cap Alprech angenommen. Zahlreiche römische Funde, Inschriften auf denen die classis Britannica, Trierarchen und andere auf den Seedienst bezügliche Daten angegeben werden, beweisen, dass der Ort eine Flottenstation war.

Vorzügliche Karten über den ganzen Lauf der heutigen Küste sammt einer in anderer Farbe bezeichneten Reconstruction derselben für die Römerzeit, daneben vielfach Auszüge aus mittelalterlichen Karten, sowie für einige wichtigere und schwierigere Punkte, besonders für die Gegend von Boulogne, ausführlichere Situationspläne sind diesen Untersuchungen beigegeben.

Sehr kurz wird § 4 (S. 401—408) Boden und Klima Gallien's behandelt, der entsprechende Abschnitt bei Ukert 2, 2 S. 168 ff. bietet mehr.

Der letzte § 5 (S. 408—466) giebt eine Uebersicht der Producte; der Reihe nach werden das Mineralreich, das Pflanzenreich und das Thierreich durchmustert und die alten Schriftstellerzeugnisse sowie einschlägige epigraphische Daten zusammengestellt. Während unter letzteren die S. 415 No. 2 mitgetheilte, die einen [conductor?] ferrariar(um) gutuader (!) praefectus colon. (?) nennt, einen sehr zweifelhaften Eindruck macht, können kleine Zusätze über die Eisenwerke aus Hirschfeld's Untersuchungen auf dem Gebiet der röm. Verwaltungsgesch. S. 76 No. 2 entnommen werden. Auf einer älteren Ausgabe beruht S. 424 das Citat aus Plin. 33, 23, 80, wo nach den besseren Handschriften nicht von einer gallischen, sondern von einer galläcischen Silbergrube die Rede ist, deren Namen ich (im Philol. Anz. 2 S. 18) als metallum Albucrarense im C. I. L. III, 2598 inschriftlich nachgewiesen habe. Im Uebrigen werden nach kundigen Gewährsmännern vollständige Verzeichnisse aller bekannten Stätten Gallien's gegeben, an denen Spuren von bereits römischen Bergwerken sich finden. Danach fehlen durchaus Goldbergwerke (die auch jetzt in Frankreich nicht vorkommen), trotz des Goldreichthums, mit dem Posidonius und Diodor die gallischen Fürsten ausstatten.

Auch über den Getreidebau Gallien's giebt Desjardins ausführliche Sammlungen; zum Theil falsch sind indess seine Ansichten über die sogenannten jüngeren Getreidearten S. 452, über die Hehn vollständiger und richtiger gehandelt hat.

25) La Gaule et les Gaulois d'après les écrivains grecs et latins. Paris 1876. 160 S. 12.

Das Buch enthält eine populäre Darstellung der prähistorischen, dann der celtischen Alterthümer Gallien's, an die sich eine kurze Geschichte des Landes bis zur Eroberung durch Cäsar schliesst. Eingedruckt sind 29 Holzschnitte.

26) Guyot-Jomard, Étude de géographie celtique, suivie d'une esquisse de théogonie celto-hellénique. Vannes 1876. 37 S. gr. 8.

Es ist uns unmöglich, den bunten Irrwegen des Verfassers zu folgen, der vom Imaus bis zum atlantischen Ocean in allen möglichen Namen aller möglichen Völker celtische Wurzeln findet, und zwar genügen ihm deren zwanzig, meist einsilbige (s. S. 8), aus denen er alle Namen erklären kann!

27) G. Lagneau, De la distinction ethnique des Celtes et des Gaëls et de leurs migrations au sud des Alpes. 16 S.

Der Verfasser vertheidigt die schon 1861 von ihm aufgestellte Behauptung (s. seinen Aufsatz: Des Gaëls et des Celtes in den Mém. de la soc. d'anthropologie de Paris und den ausführlichen Artikel im Diction. encycl. des sciences médicales, 1873 I p. 699—782), dass man nach Diod. 5, 32 und einigen anderen Texten unterscheiden müsse zwischen zwei verschiedenen Volksstämmen, den Celten, welche schon in älterer Zeit Westeuropa besetzt hätten, und den Galliern, Galatern oder Gaels, welche später hinzukamen, jene unterjochten und ihnen ihren Namen aufzwangen. Die eigentlichen Galater hätten auch später mehr nur den Norden Gallien's behauptet. Er sucht die verschiedene Körperbeschaffenheit derselben theils nach den Gräberfunden, theils nach den schriftstellerischen Zeugnissen festzustellen. Neues kommt im Verhältniss zur oben angeführten Abhandlung von 1873, die allerdings reich ist an gesammeltem Material, aber ohne jegliche Kritik die verschiedenartigsten Quellen durch einander mischt und combinirt, nicht hinzu. Was er über die Wanderungen der Gal-

lier nach Italien zusammenstellt, ist allbekannt. Nach dem Verfasser neigt auch Bertrand sich neuerdings seiner Auffassung zu.

28) M. de Matty de Latour, Andecombo, Juliomagus et Andecavi ou triple emplacement de l'ancienne capitale de l'Anjou. Angers et Paris 1876. 213 S. 8.

Ein Buch höchst unerquicklich zu lesen. Juliomagus ist der alte Name der Hauptstadt der Andecaver, der, wie dasselbe bei so vielen anderen gallischen Hauptstädten geschah, gegen Ende der Kaiserzeit mit dem Volksnamen vertauscht wurde. Nun giebt es noch gallische Münzen mit der Legende Andecombo, die in's erste Jahrhundert vor Chr. gesetzt werden. Der Verfasser nimmt an, das sei ebenfalls ein Stadtname, der mit den Andecavern zu thun habe, und da er es (S. 49) für unglaublich hält, dass eine Stadt über 3000 Jahre (so weit rechnen die Localhistoriker die Geschichte ihrer Heimath zurück!) am selben Platze stehen bleibe, so ist er davon überzeugt, dass die drei auf einander folgenden Namen der Hauptstadt drei verschiedenen, freilich nahe bei einander gelegenen Ortschaften zukommen. Andecombo ist ihm das jetzige Andard (= Andarsum, das durch Cäsar niedergebrannte Andes!), Juliomagus gleich Empiré am Einfluss der Maine in die Loire, wo sich römische Alterthümer finden, Andecavi endlich Angers. Die Beweise dafür sind zum Theil höchst phantastisch, besonders wo es auf's Etymologisiren ankommt; der Verfasser verfolgt den Rückzug des Dumnacus, des Führers der Anden (Caes. b. g. 8, 26 ff.), in den jetzigen Ortsnamen (z. B. Pré-brulé, Plaine de la bataille, la maison brulée u. a.; Cäsar hat das alles niedergebrannt!) an der als römisch nachgewiesenen Strasse von Doué nach Andard. Die einzigen Theile des Buches, welche Werth haben, dürften die sein, in welchen von römischen Strassen und Brücken der Gegend, von einer angeblichen Wasserleitung und andern Alterthümern zwischen Angers und der Loire die Rede ist (S. 125 ff.). Ein paar gute Karten bilden die beste Zierde des Buches.

29) P. Foncin, De veteri Carcassonis civitate, de pago Carcassonensi et de Romanis itineribus quibus ille peragrabatur. Paris 1877. 35 S. gr. 8. mit einer Karte des pagus und einem Grundriss der Stadt.

Der erste Theil der Schrift, welcher von den alten Bewohnern der Gegend und der Geschichte Carcasson's bis zum 14. Jahrhundert handelt, ist sehr dürftig und bietet nichts Neues. Der zweite Theil bestimmt die Grenzen des pagus nach den mittelalterlichen Urkunden, indem ohne Weiteres angenommen wird, dass damit das Stadtgebiet in römischen Zeiten nachgewiesen sei. Von mehr Bedeutung für die alte Geographie scheint der dritte Theil, über die römischen Strassen des Gebietes, zu sein. Es werden nach noch vorhandenen Strassenspuren, urkundlichen Belegen und Ortsnamen zwei wichtigere Strassenzüge nachgewiesen: 1. die Strasse nach Tolosa, auf der die vom It. Hieros. p. 551 genannte Station Ad cedros nach dem Orte Villesèque Lande nahe am Fresquel, einem linken Zufluss des Aude, angesetzt wird; 2. die Strasse nach Narbo am rechten Ufer des Aude, auf der die Station Ad tricesimum (It. Hier.) kurz vor dem Orte Barbaira angesetzt wird, Liviana (tab. Peut. und Sidon. Ap. 8, 2) kurz vor Douzens. [Dieser Name scheint Ad ducensimum zu bedeuten; 12 M. giebt die tab. Peut. als Entfernung zwischen Liviana und Carcasso an.] Zwei interessante, aber schlecht erhaltene und schlecht copirte Meilensteine, nahe bei gefunden, sind leider neuerdings der Zerstörung preisgegeben. Der Verfasser führt noch eine Reihe von Nebenstrassen an, die ich hier nicht berücksichtige. Das Latein der Abhandlung strotzt von Gallicismen.

30) Pottier, Monuments historiques du Tarn-et-Garonne. Montauban 1876. 16 S. 8.

enthält nur Beschreibungen mittelalterlicher Bauwerke.

31) J. Gilles, Marseille XLIX ans avant Jésus-Christ d'après les commentaires de Jules César, les historiens, les poètes et les géographes de l'antiquité. Paris, Marseille 1875. 42 S. mit 2 Situationsentwürfen.

Der durch eine Reihe von antiquarisch-historischen Arbeiten über das alte Gallien bekannte Verfasser bekämpft die Ansichten von Rouby (Siège de Marseille par Jules-César im Spectateur militaire 1874) und Verdillon (Dissert. sur l'ancienne topographie de Marseille im Répert. de la Soc. Statistique de Marseille 1866 vol. 28, 83). Gegen den ersteren, der annimmt, die drei Höhen Buttes de S. Laurent, Butte les Moulins und Buttes des Carmes wären bereits zu Cäsar's Zeit von einer Mauer umschlossen und

die mittlere Höhe die arx der Stadt gewesen, beschränkt er die Phocäerstadt nur auf die letzte jener Höhen, und ohne auf ihr eine besondere arx zu unterscheiden, von der in den Schriftquellen keine hinlänglich deutliche Angabe gemacht sei, lässt er gegen sie die Circumvallation und die Angriffslinien des Trebonius richten, deren Lage er in bestimmten Strassenzügen der jetzigen Stadt nachweisen zu können glaubt. Das Lager des Trebonius müsse auf dem Mamelon de S. Lazare gelegen haben. Erst nach Cäsar's Zeit habe Marseille sich bedeutend vergrössert, wofür insbesondere früher bei La Major vorhandene Tempelreste sprechen.

32) Guillard, Des voies romaines situées sur l'arrondissement d'Issoudun (Indre). Im Congrès Archéol. XL S. 304—344.

Der Aufsatz giebt ausführliche Nachweise über die Römerstrassen des Arrondissements. Ein Hauptknotenpunkt ist Chabris, das alte Gabris, am Cher; hier stossen die Strassen von Orleans und Tours zusammen und theilen sich südwärts nach Poitiers, Limoges und Bourges. Ein zweiter Knotenpunkt ist St. Ambroise, das alte Ernodurum, am Arnon, einem Zufluss des Cher, von wo eine Strasse westwärts über Issoudun nach Levroux geht, für welches der Verfasser den alten Namen Gabatum ansetzt, eine andere südwestlich nach Poitiers. Eine beigegebene Karte zeigt die Strassenzüge. Der Verfasser macht S. 335 aufmerksam auf in geringer Entfernung neben den römischen Heerstrassen hinlaufende Parallelwege, deren Anlage er nicht erklären kann. [Es scheinen das Reste von Wällen zu sein, die auch an den rheinischen Strassen von Schneider vielfach nachgewiesen sind].

33) J. J. Müller, Nyon zur Römerzeit. In den Mittheil. der antiq. Ges. in Zürich. Bd. XVIII. Heft 8. S. 171 – 220. Zürich 1875. Dabei 1 Karte und 3 Tafeln.

Die gediegene Arbeit behandelt nach einer Mittheilung über die bei Nyon gefundenen Pfahlbauten, deren Fortsetzung die gallische Ortschaft Noviodunum d. h. Neuenburg geworden ist, erst die Bedeutung der Lage derselben für die Helvetier und für die Römer, dann die Gründung der colonia Iulia Equestris oder Equestrium, wie sie auf den Inschriften stets ohne den Beisatz Noviodunum genannt wird, an diesem Orte. Der Verfasser hält es für das Wahrscheinlichste, dass sie zugleich mit den nach Le-

gionen benannten Colonien der Narbonensis von Tiberius Claudius Nero in den Jahren 46 und 45 n. Chr. gegründet worden (S. 183). Sie sei damals die am meisten nordwärts vorgeschobene Colonie gewesen, und eben der weniger günstigen Lage dieses Vorpostens wegen seien vielleicht gerade die Reiter der cäsarischen Legionen dahin verlegt, die von Haus aus nicht, wie die Legionssoldaten, das römische Bürgerrecht hatten. Nachdem der Umfang der städtischen Anlage bestimmt ist, wird das Colonialgebiet in Ermangelung anderer Quellen mit Hülfe mittelalterlicher Urkunden des zehnten und der folgenden Jahrhunderte, die einen pagus oder comitatus Equestricus nennen, dahin bestimmt, dass es im Norden bis zum Flüsschen Aubonne, im Süden bis zum Pas de l'Ecluse, im Westen bis zum Westrand der ersten Jurakette (Dôle und Noirmont), im Südosten bis zum Genfer See und zur Rhone reichte. (S. 188). Im Osten und Norden waren Nachbarn die Helvetier, im Westen die Sequaner, im Süden die Allobroger. Eine Consequenz dieser Bestimmung ist die, dass der Verfasser, abweichend von allen früheren Forschern, die Ansicht aufstellt, der Theil von Genf, welcher auf dem rechten Rhoneufer liegt, habe, wie in der burgundischen Zeit, so auch schon im Alterthum zu Noviodunum gehört, während der Theil am linken Ufer viennensisch war. Daraus erklärt es sich, dass in einer dort gefundenen Inschrift (bei Mommsen C. I. H. 83) ein Beamter der col. Equestris den vikanis Genavensibus Wasserreservoirs einrichtet (S. 191).

Unter den Beamten der Colonie sind eigenthümlich die duumviri aerario und die triumviri locorum publicorum persequendorum, die wie in Vienne und Lyon den Quästoren und Aedilen anderer Colonien entsprechen (S. 193f.). Seit Augustus im Jahre 16 die neue Provinzialordnung in Gallien durchführte, gehörte Noviodunum als besondere civitas zu Belgica (S. 200). Seit die Reichsgrenze bis an die Donau vorgeschoben war, hat die Stadt keine militärische oder politische Bedeutung mehr gehabt, sie wird ausser von Geographen und in Itinerarien nicht mehr genannt. Im vierten Jahrhundert gehörte sie zur Provinz Maxima Sequanorum.

34) E. Duboin, La muraille de César. Les Allobroges et l'émigration des Helvètes. Saint-Julien 1874. 32 S. 8.

Auf dem Wege von Valeiry nach Chancy, nicht weit von Genf am Südufer der Rhone, sind im Jahre 1874 bauliche Ueber-

reste gefunden, welche aus Römerzeiten stammen und von dem Verfasser auf die Befestigungswerke Cäsar's gegen die Helvetier bezogen werden. Der grösste Theil seines Schriftchens beschäftigt sich mit dem Nachweis der in Deutschland längst in diesem Sinne entschiedenen Annahme, dass diese Befestigungslinie nicht auf dem nördlichen, sondern auf dem südlichen Rhoneufer sich befunden haben müsse. Ausserdem wird gezeigt, dass die Localität jener Bauten für eine Kriegsbefestigung zum angegebenen Zwecke besonders geeignet war.

35) Lenseigne, Rapport sur les voies romaines dans les environs d'Argenton. In dem Bericht des Congrès Archéol. XL S. 267—293.

Ein ausführlicher Bericht über die vom Verfasser, einem conducteur des ponts et chaussées, aufgefundenen und auf einer beigegebenen Karte dargestellten Spuren der sechs Römerstrassen, welche in Argenton, Depart. des Indre, dem alten Argentomagus, zusammenlaufen. Sie führen nach Poitiers, Orleans, Bourges, Lyon, Clermont und Bordeaux. Sie kommen zum Theil im It. Ant. S. 460—462 und in der tab. Peut. vor, indess ist der Umkreis, in dem der Verfasser seine Untersuchungen anstellte, kaum so gross, dass nur die ersten Mansionen von Argentomagus aus erreicht werden.

Britannien.

36) W. F. Skene, Celtic Scotland: a history of ancient Alban. vol. I. history and ethnology. Edinburgh 1876. 510 S. 8.

Die Theile des Werkes, welche auf die alte Geographie Bezug haben, sind die ersten beiden Capitel S. 29—113. Das erste enthält die Geschichte der römischen Eroberungen in Britannien bis zu Hadrian, das zweite schliesst mit dem Aufhören der Römerherrschaft. Der Verfasser hat manche eigenthümliche Ansichten. Tac. ann. 12, 31 will er die handschriftliche Lesart Antonam et Sabrinam fluvios beibehalten (S. 35 No. 11), indem er die Antona für den Fluss Don erklärt, der von Süden in den Humber fällt, wobei gar nicht berücksichtigt wird, dass die meisten Neueren den Namen dieses Flusses wiederfinden in dem der an ihm gelegenen Stadt Danum jetzt Doncaster, genannt im It. Ant. 475, 5

und 478, 8. Die Feldzüge des Agricola glaubt Skene ganz genau verfolgen zu können (S. 41 ff.); er geht so weit, dass er die einzelnen Standlager, die jener beim Vordringen nach Caledonien errichtete, in Ruinen von Römercastellen wiederfindet. Zwingende Gründe vermisst man überall. Skene behält in Tac. Agr. 22 die Lesart der alten Ausgaben Tavaus bei (S. 45) und sieht darin ohne Bedenken den Firth of Tay, ebenso Cap. 29 die Lesart Graupius, indem er selbstverständlich (S. 52) darin das Grampiangebirge sieht. Im Beginn des zweiten Capitels giebt Skene eine Uebersicht der Geographie Schottland's bei Ptolemäus; er hat alle möglichen Ausgaben desselben collationirt, von denen er meist die älteren lateinischen vorzieht (S. 63 No. 1). Eine bestimmte Methode in der Ausnutzung der dort vorliegenden Verzeichnisse vermisst man gänzlich; Skene fordert überall, dass man ihm auf's Wort glaube. Wohl nirgend wird auch nur eine geographische Position nach dem Urtext angegeben. Ebensowenig werden die Inschriften und sonstigen Funde kritisch ausgenutzt. Im Ansatz der meisten Küstenpunkte stimmt Skene mit Mannert überein; eigenthümlich ist die Bestimmung der ebudischen Inseln (S. 68 f.): Maleus = Mull, die beiden Ebuda = Isla und Iura, Engaricenna (!) = Scarba, Epidium = Lismore; ferner soll Monarina (!) = Arran sein, Scetis (!) = Skye. Für die Städte, welche Ptolemäus auf schottischem Boden namhaft macht, weiss Skene überall bestimmte Plätze ausfindig zu machen, einen Zweifler von der Richtigkeit seiner Ansätze zu überzeugen, giebt er sich aber wenig Mühe. Ein besonderer Fortschritt in der Erkenntniss dieses dunklen Gebietes der alten Geographie ist hiermit nicht gegeben.

Jahresbericht für griechische Geschichte.

Von

Professor Dr. C. A. Volquardsen

in Kiel.

I. Zusammenfassende Werke über griechische Geschichte.

Histoire grecque par L. Petit de Julleville. Paris, Alphonse Lemerre, 1875. 310 S. 8.

Sowie das wenig früher erschienene Buch desselben Verfassers über Griechenland's Geschichte unter der römischen Herrschaft (vgl. Jahresbericht II. III, Band 2 S. 61) ist auch der jetzt vorliegende kurze Abriss der griechischen Geschichte bis zur Zerstörung Korinth's mit Anerkennung zu nennen. Sorgfältig taktvolle Auswahl des Beglaubigten und Wesentlichen, besonnenes Urtheil, anspruchslos knappe Darstellung sind an demselben zu loben.

II. Aelteste Periode bis 500 vor Chr.

O. Frick, Zur troischen Frage. (N. Jahrb. für class. Phil. von A. Fleckeisen. 1876, Band 113 S. 289—319).

Hercher, Ueber die homerische Ebene von Troja. (Abhandlungen der kgl. Akad. der Wissensch. zu Berlin aus dem Jahre 1875. Philos.-hist. Klasse S. 101—134).

Fr. Lenormant, Les antiquités de la Troade et l'histoire primitive des contrées grecques. Première partie. 87 S. Paris, Maisonneuve, 1876.

Untersuchungen über die troische Frage können in zwiefacher Beziehung für die Geschichtsforschung von Interesse sein:

einmal, wenn sie über culturhistorische Verhältnisse verdunkelter Zeitalter Aufklärung geben, andererseits insofern durch schärfere Ermittlung der Oertlichkeiten, an welche sich die Entstehung der Ilias knüpfte, der Gegensatz von historischer Wirklichkeit und sagenhafter Darstellung deutlicher hervortreten und damit besserer Einblick in den Process griechischer Sagenbildung gewonnen werden könnte.

Die Forschung, welche den zuletzt angedeuteten Zweck in's Auge gefasst hatte, sah sich durch die Ergebnisse der Schliemann'schen Ausgrabungen die Möglichkeit bedeutender Erfolge eröffnet; vielfach meinte man diese Erfolge schon in Händen zu haben, indem man die topographische Frage definitiv zu Gunsten Neu-Ilion's und der Höhe von Hissarlik gelöst glaubte. Es ist das unbestreitbare Verdienst von O. Frick, das Uebereilte einer derartigen Annahme in der oben genannten Abhandlung nachgewiesen zu haben, indem er in ebenso umsichtiger als scharfsinniger Ausführung dargethan hat, dass eine genügend sichere Basis erst dann vorhanden sein wird, wenn folgende Vorarbeiten hergestellt sein werden: 1. eine auf sorgfältiger — nicht zu vorübergehender — Autopsie begründete eingehende Topographie der ganzen troischen Ebene sowie der benachbarten Gegenden; 2. eine kritisch genau festgestellte Geschichte der troischen Landschaft; 3. eine kritische Untersuchung der alten Ueberlieferung über die Lage von Troia; 4. die Herstellung einer troischen Topographie allein aus den homerischen Gedichten ohne Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Ebene, aber mit eingehender Berücksichtigung der Unterschiede zwischen den verschiedenen Theilen der Ilias und der verschiedenen Grade von Echtheit, die aus sonstigen Indicien den einzelnen Abschnitten und Stellen zugeschrieben wird. Erst nachträglich müsste dann die Vergleichung mit den jetzigen Verhältnissen der Ebene folgen sowie die Untersuchung, ob der Dichter oder einige der Dichter aus Autopsie gedichtet haben.

Man wird dem Verfasser betreffs der ersten seiner Forderungen unbedingt zugestehen müssen, dass ohne die Entscheidung so fundamentaler Fragen, wie es die von ihm angeführten sind, ob eine wesentliche Vergrösserung der Ebene durch Anschwemmung stattgefunden habe und ob vom Bali-Dagh aus der Ida in seiner die Landschaft beherrschenden Grösse sichtbar sei

oder nicht, eine Fortsetzung des topographischen Streites zu nichts Rechtem führen könne; man wird ihm betreffs des vierten Punktes einräumen müssen, dass der von ihm vorgezeichnete Weg zur Herausarbeitung einer homerischen Topographie aus den in sich homogenen Theilen der Ilias der einzige ist, welcher den Anforderungen historischer Methode genügt und wird hoffen dürfen, auf diesem Wege gleichzeitig die topographische Frage und die nach der Entstehung der Ilias zu fördern. Mit geringeren Erwartungen sieht Referent einer neuen Bearbeitung der Geschichte von Troas entgegen. Frick scheint für diese einiges aus den Entzifferungen der Aegyptologen zu erwarten. Referent giebt seiner entgegenstehenden Ansicht unten bei Besprechung des Buches von Lenormant Ausdruck. Zur Begründung seiner dritten Anforderung hat Frick mehrere gewiss sehr treffende Bemerkungen gegen das Verfahren der meisten bisherigen Forscher vorgebracht. Referent wenigstens findet das Resultat Franz Schroeter's (de Strabonis itineribus Leipzig 1874), dem Frick sich anschliesst, dass Strabo die troische Ebene aus Autopsie gekannt habe, höchst wahrscheinlich, stimmt auch dem Protest gegen die unmotivirte Verdammung des Demetrios von Skepsis bei und möchte noch hinzufügen, dass die Belobung des Hellanikos als eines sehr zuverlässigen Forschers (Keller S. 28) gegen die Zeugnisse der Alten (Thukydides I, 97. Ktesias de reb. Pers. bei Phot. cod. LXXII, p. 106 c. 57. Ephoros b. Jos. c. Ap. I, 3, und Strabo) sowie gegen die Resultate von Brandis De temporum Graecorum antiquissimorum rationibus Bonn 1857 zu streiten scheint. Dennoch ist die Tradition der Alten über die Lage von Ilion wohl der schwächste Punkt in der Position der Vertheidiger von Bunar-baschi. Referent wenigstens zweifelt daran, dass es gelingen könnte, die Ansicht zu erschüttern, dass Ilion in historischer Zeit von den Griechen allgemein mit Neu-Ilion identificirt wurde. Das von Frick S. 319 beigebrachte Beispiel, dass die Stadt Mazzara in neuerer Zeit lange fälschlich für das alte Selinus gehalten wurde, dürfte nicht beweisend sein, denn die Unwahrscheinlichkeit liegt für Ilion darin, dass die Kunde von der Stadtlage verloren gegangen wäre, obgleich die homerischen Gesänge und damit der Ruhm der untergegangenen Stadt in ganz Griechenland, also auch in der nächsten Nähe der troischen Ebene, verbreitet war.

Treffend legt zuletzt S. 313 ff. der Verfasser dar, wie selbst

wesentliche Incongruenzen zwischen Dichtung und topographischer Wirklichkeit nicht immer als Fehler auf einer oder der anderen Seite anzurechnen, sondern aus der Freiheit dichterischer Gestaltung zu erklären sind. Nur eine Bemerkung möge dabei hinzugefügt werden. Schlagend weist Frick S. 315 nach, wie der Dichter sich über Raum und Zeit hinweggesetzt hat, indem er die Klagescene auf der Mauer mit dem Laufe Hektor's und Achill's um die Stadt in Verbindung setzte. Sollte hier nicht der Fall der Uebertragung eines Liedes vorliegen? Bei dem Kampf um eine Burg würde die Scene durchaus am Platze sein, übertragen mochte sie ein Dichter, welcher sich die gewöhnlich angenommenen Dimensionen Ilion's nicht vor Augen stellte. Und dasselbe dürfte bei Entstehung der Ilias in grösserem Massstabe geschehen sein, als man gewöhnlich annimmt. Es möchte wohl vor Ilion's Mauern verlegt sein, was ursprünglich von den Kämpfen vor anderen Städten, vielleicht vor anderen Troerstädten, gesungen war.

Der Verfasser verwendet seine richtige Bemerkung nicht auf diese Weise, sondern zur Stütze seiner Annahme eines Ilion auf der Höhe über Bunar-baschi, die er am Schlusse sehr entschieden ausspricht. Mag er damit Recht behalten oder nicht, so wird die scharfsinnige methodische Arbeit jedenfalls manchen Auswuchs der bisherigen Untersuchungen wegschneiden, andererseits in vielen Beziehungen anregend wirken.

Hercher sucht in seiner Abhandlung nachzuweisen, die Vorstellungen Homer's von der troischen Ebene seien theils so dürftig und allgemein, theils so unvereinbar mit der Wirklichkeit, dass der Gedanke an Autopsie des Dichters völlig aufgegeben werden müsse. Ob ihm der Beweis gelungen ist, mag den Topographen und den Interpreten Homer's zur Beurtheilung anheim gestellt werden; hier soll nur darauf hingewiesen werden, dass der Verfasser sich mit derjenigen Richtung, welche einigen Dichtern homerischer Lieder Autopsie zuschreibt, andern aber nicht, auseinanderzusetzen unterlassen hat, auch soll die summarische Art, in welcher das Zeugniss des Plinius (S. 115) verworfen und Demetrios von Skepsis (S. 116) zum Lügner gemacht wird, nicht ohne Protest hingehen.

Lenormant hebt in den einleitenden Abschnitten seiner Schrift die Bedenken hervor, welchen alle Versuche, aus den homerischen Gedichten zu einer festen Ansicht über den historischen Kern der

troischen Sagen zu kommen, unterliegen, und lenkt im Gegensatz dazu die Aufmerksamkeit auf die Vorzüge, welche die archäologische Forschung biete (S. 5—6). Den Weg für seine Untersuchung zeichnet er sich dann so vor, dass er zuerst aus den Funden von Hissarlik allein die Culturstufe, welcher sie angehören, im Allgemeinen ermitteln, darauf dieselbe durch Vergleichung mit verwandten griechischen Funden näher bestimmen, endlich durch Zuhülfenahme der ägyptischen Denkmäler einerseits, der mykenischen andererseits die Epoche jener angeblich troischen Funde genauer abgrenzen will. Gegen die Herbeiziehung der ägyptologischen Entzifferungen erheben sich, wie unten gezeigt werden wird, schwere Bedenken, archäologische Untersuchungen dagegen, welche nach den beiden zuerst genannten Gesichtspunkten angelegt sind, kann die Geschichtsforschung nur auf's Dringendste herbeiwünschen. Die Behandlung dieser Fragen durch Lenormant wird nun freilich als eine besonders gründliche nicht anerkannt werden können, der Unterschied z. B., welcher in Hissarlik zwischen den Terracotten der untersten Schicht und denen der nächstobern hervortreten soll (von Schliemann erwähnt Einleitung S. IX, von Stillman in seiner Bedeutung hervorgehoben, Academy vol. V S. 402), wird von ihm so gut wie gar nicht beachtet; doch wird sein Resultat, dass die Funde der vier untern Schichten dem frühen Broncealter angehören und den unter einer vulcanischen Schicht entdeckten Funden von Santorin nahe stehen, wohl nicht mehr umgestossen werden (ähnlich Conze in den Pr. Jahrb. 1874 S. 398 bis 403 und vorher Newton in der Academy vol. V S. 173). Auch über den Gegensatz, der in den unvollkommenen Anfängen von Kunstfertigkeit zwischen den Alterthümern der beiden Orte hervortritt, über die Abwesenheit jedes phönikisch-chaldäischen Einflusses auf Keramik und Idolbildnerei in Hissarlik und das Vorhandensein desselben in Santorin wird ein Zweifel nicht bestehen können (Lenormant S. 12. 15. 44).

Der Verfasser will aber mehr als diese archäologischen Resultate erreichen; er verknüpft und vermischt mit denselben eine Urgeschichte Griechenland's, die Referent nur als ein Luftgebilde ansehen kann. Aus den wenigen räthselhaften Schriftzügen, die sich auf einigen Terracotten von Hissarlik finden, die Sprache der alten Bewohner bestimmen zu wollen, statt sich damit zu begnügen, die allgemeine Aehnlichkeit der Charaktere mit der kyprischen

Schrift festzustellen, ist gewiss schon überaus verwegen. Dass aber dann diese Hypothese in Verbindung mit dem, was wir sonst über kleinasiatische Sprachen wissen, uns dahin führen soll, die meisten Kleinasiaten für pelasgisch — ein Begriff, der nicht näher erläutert wird — und für »eng verwandt mit den Griechen« zu halten (S. 33), dass ferner die epigraphischen Texte das Idiom der indigènes de Chypre als griechisch erweisen sollen (S. 34), kann man doch nur als Umkehr aller besonnenen philologischen Methode ansehen.

Die ägyptischen Denkmäler müssen dem Verfasser noch weiter helfen. Aus ihnen soll sich die Existenz des troischen Reiches mit absoluter Sicherheit ergeben. Die Dardaner, Lykier, Myser, Karer, Ilion und Pedasos sollen da als Bundesgenossen der Cheta gegen König Ramses II genannt werden (S. 36), die Teukrer sollen als Theilnehmer an einem Bunde von Seevölkern Ramses III bekämpft haben (S. 39. 73). Da das letztgenannte Ereigniss in das 13. Jahrhundert falle, so könne man, meint Lenormant, die Zerstörung Troja's nicht vor das 12. setzen, so spät könne aber die Zeit der Funde aus den untern Schichten von Hissarlik gewiss nicht gesetzt werden, da jeder phoinikische sowie aller assyrische Einfluss in denselben fehle, wodurch die Identität der von Schliemann aufgedeckten Stadt mit dem homerischen Ilion unmöglich werde (S. 39. 66).

Nur im Vorübergehen möge darauf hingedeutet werden, wie wenig Beweiskraft den zuletzt angeführten Folgerungen innewohnt, wie der Verfasser selbst (S. 66) einräumen muss, der Zug Tuklatpalassars (dessen Fortsetzung auf das linke Halys-Ufer übrigens durchaus zweifelhaft ist) falle vielleicht erst nach Troja's Zerstörung. Wichtiger ist die Frage, wie es mit der Begründung der Annahmen des Verfassers durch die ägyptischen Denkmäler steht, um so wichtiger, da der Glaube an die oben angeführten namentlich von de Rougé befürworteten Identificirungen der von Ramses II und Ramses III bekämpften Völker mit kleinasiatischen Städten und Stämmen schon ganz bedeutenden Eingang in unsere Geschichtschreibung gefunden hat. Lenormant behauptet sogar, alle Aegyptologen stimmten denselben bei. Das ist nun freilich ein Irrthum. Brugsch hat dieselben schon früher nicht annehmen wollen (vgl. Geogr. Inschriften II S. 23 Anm. 6 u. a.) und neuerdings in der Geschichte Aegyptens, Leipzig 1877 S. IX einer-

seits den entschiedensten Protest erhoben gegen »den bisher beliebten pelasgisch-italischen Völkerbund«, »diesen gefährlichen Irrthum, der leider ohne weitere Untersuchung in die Wissenschaft eingeführt worden ist und bereits in den Handbüchern der Geschichte Griechenland's und Italien's einleitende Wurzeln geschlagen hat«, andererseits »Ilion, Dardaner, Lycier und Mysier als den Aegyptern des 14. Jahrhunderts unbekannte Grössen gestrichen . . .« Referent ist zwar nun durchaus nicht von der Richtigkeit der Wohnsitze überzeugt, welche Brugsch (a. O. S. 491. 578. 602) den betreffenden Völkern anweist, aber in der entschiedenen Erklärung, dass die bisherigen Annahmen durchaus unbewiesen seien, hat er vollkommen Recht. Man hätte sich von Hause aus doch sehr bedenken sollen, in einen Krieg gegen die Cheta in Syrien Völkerschaften aus dem westlichen Kleinasien zu mischen. Von diesen haben dann obendrein die Akerit so gut wie gar keine Aehnlichkeit mit den Karern, welche sie vorstellen sollen, die Masa hat Brugsch (S. 491) ohne Gewaltthätigkeit auf dem Masiusgebirge untergebracht, die Patas können eben so gut, wie in Pedasos, auch in Phatusa am Euphrat (Zosimus III, 14) zu Hause gewesen sein; betreffs der Dardaner hat man seither hartnäckig die Augen dagegen verschlossen, dass Drdni oder, wie auch gelesen werden kann, Dldni nur eine Lesart neben Dndni ist. Welche am besten bezeugt ist, hätten die Aegyptologen schon lange angeben müssen, jedenfalls ist die Wahrscheinlichkeit für die Dardaner danach eine sehr geringe; selbst wenn die Lesart mit r (l) vorzuziehen wäre, hätte man in dem von den Keilinschriften nahe dem obern Euphrat genannten Danildan (Ménant annales p. 74) eine viel bessere Anknüpfung, als in den über hundert Meilen entfernten Dardanern. Dass Iluna auch anders gelesen werden kann, hat Lenormant selber zugestanden (S. 36 Anm.); es können ihm aber noch die Möglichkeiten Iruna, Aruna, Aluna vorgehalten werden und vielleicht noch mehr, so dass auch diese Identificirung auf ein Minimum von Wahrscheinlichkeit sinkt. Die Lykier hält Lenormant hartnäckig aufrecht, obgleich er den gewichtigen Einwand wohl bemerkt hat, dass der eigentliche einheimische Name dieses Volkes Tremele war. Er hilft sich mit einem angeblichen urgriechischen Lykiervolk. Referent will nicht weiter über dasselbe streiten, sondern nur hervorheben, dass eine Nothwendigkeit, behufs Erklärung der Leka auf den ägyptischen Denkmälern seine Zuflucht

zu demselben zu nehmen, nicht vorhanden ist. Für diese bietet sich nämlich, wie H. Haigh (Zeitschrift für ägypt. Sprache 1874 S. 70) richtig bemerkt hat, auf's Einfachste die Landschaft Laki in den Keilschriften, welche als am Meer in der Nähe von Phönicien liegend hinlänglich bezeugt ist (Ménant annales p. 73. 83. 85. 92). — Wie mit den angeblich kleinasiatischen Völkern in Syrien, so geht es mit den sogenannten Teukrern unter den Seevölkern, die Ramses III angreifen. Nicht allein ist gar kein Zusammenhang derselben mit jenen angeblichen Dardanern nachweisbar, obgleich Lenormant in dem Ersetzen des einen Volkes durch das andere eine glänzende Bestätigung der sagenhaften Genealogie des Dardanos und Teukros sieht, sondern der Ableitung des ägyptischen Namens, der mit einem anscheinend dem hebräischen ז am nächsten verwandten Consonanten beginnt, von dem Namen der Teukrer stehen mehrere philologisch mindestens gleichberechtigte zur Seite. Brugsch zieht den Ort Zygris an der libyschen Küste vor, man könnte auch an Zeuges, die vorphönikische Bezeichnung der Stätte von Karthago, denken (cf. Isid. Orig. 14, 5). Im Allgemeinen aber möge man für diese ägyptologischen Bestimmungen ausserägyptischer Orte, soweit nicht, wie bei Mariette's trefflicher Untersuchung palästinensischer Namen, augenscheinliche Gruppen nahe zusammenliegender Orte die Sache erleichtern (vgl. Aug. Mariette-Bey: Les listes géographiques des pylônes de Karnak p. 45 ff. nebst dazu gehöriger Karte), die warnenden Bemerkungen von Sayce in der Academy vol. V p. 606—607 mehr als bisher berücksichtigen, es möchte sonst das Wort des alten Assyrers Rabsake (vgl. Iesaja 36, 6) über die Unzuverlässigkeit der ägyptischen Macht mehr als wünschenswerth auch auf die ägyptischen Studien Anwendung finden.

Verdienen die Hypothesen über teukrisch-dardanische Wanderungen keine Aufnahme in die Geschichte, so ist damit auch die Construction der Epochen phönikischer Seeherrschaft in den griechischen Gewässern, welche der Verfasser S. 51—61 entwirft, gegen die übrigens noch mehr Einwendungen geltend gemacht werden könnten, hinfällig geworden. Einzelne archäologische Notizen, wie z. B. die von Newton dem Verfasser gegebenen Mittheilungen über die Durchforschung der Gräber von Kameiros, welche die Fortdauer phönikischen Wesens bis auf die dorische Eroberung

ergab, können indessen als nützliches Material für weitere Untersuchungen benutzt werden.

Der Verfasser verspricht (S. 85) in einer zweiten Abhandlung die Beziehungen zwischen den Alterthümern von Hissarlik und von Mykenä und zugleich den Cyclus der dardanisch-teukrisch-troischen Sagen zu behandeln, in einer dritten die Vergleichung jener Alterthümer mit den occidentalischen Broncesachen vorzunehmen. Wollte der Verfasser dabei mit dem Hineinziehen schwankender Hypothesen aus dem historischen Gebiet in seine archäologischen Forschungen Maass halten, so dürfte man von dem Scharfsinn, der ihm gewiss nicht abzustreiten ist, auf dem ihm vertrauten Gebiete sicherlich durch diese Untersuchungen dankenswerthe Resultate zu erlangen hoffen.

E. Curtius, Der Seebund von Kalauria. Hermes X, S. 385 bis 392.

Curtius bemüht sich in dieser Abhandlung, einer ganz neuen Vorstellung von der kalaurischen Amphiktyonie Eingang zu verschaffen. Wir sollen nicht mehr das minyische Orchomenos als Mitglied des Bundes ansehen, sondern das peloponesische, den Bund selbst haben wir uns als eine Stiftung des Pheidon von Argos zu denken, welcher von Sparta und den mit Sparta verbündeten dorisirenden Elementen des Peloponesos schon vor dem Ausbruch des zweiten messenischen Krieges aus Argos verdrängt und auf den äussersten Küstensaum nebst Aegina beschränkt, in diesem Bunde die nichtdorischen Volkselemente vereinigt hätte im Gegensatz gegen das dorische Argos selbst, wo Apollo Pythaeus »das politische Centrum bildete«. Die Nauplier und Prasier, die als Mitglieder des Bundes erwähnt werden, müssten Ansiedler gewesen sein, denen Pheidon die beiden von ihren früheren spartanerfreundlichen Bewohnern geräumten Städte überwiesen habe.

Und was soll uns bewegen, die herkömmliche Ansicht in solcher Weise umzugestalten? Giebt es ein bisher nicht beachtetes Zeugniss gegen die Theilnahme des minyischen Orchomenos am Bunde? Nein. Ist das bisher angenommene hohe Alter der Amphiktyonie aus irgend einem Grunde unwahrscheinlich? Auch das nicht, denn Curtius meint selbst (S. 391), die amphiktyonische Bedeutung des Heiligthums mit seiner unvergleichlichen Rhede sei gewiss viel älter als Pheidon, der Name *Σάλαμα* oder *Εἰρήνη* weise

darauf hin, dass hier unter phönikischem Einfluss eine uralte Freistätte für den Schiffsverkehr gewesen sei. Aber er behauptet, einmal, die Minyerstadt sei die einzige der sieben, welche vollkommen ausserhalb des Gebiets einer um Kalauria gruppirten Amphiktyonie liege (S. 387), sodann, die Theilnahme an dem Bunde in historischer Zeit widerstreite der abhängigen Lage dieses zur böotischen Landstadt herabgedrückten Gemeinwesens (S. 388). In der That, es sind sehr subjective Gefühlsgründe, mit denen hier ein ausdrückliches Quellenzeugniss umgestossen und ein Complex bisher unbekannter Thatsachen in die Geschichte eingeführt werden soll. Wie leicht die aus Orchomenos' Abhängigkeit hergenommene Einwendung wiegt, zeigt Curtius selber, indem er (S. 392) gewiss vollkommen richtig bemerkt: »Weil es eine altheilige Stätte war, ist auch der Bund in der Zeit der siegreichen Reaction nicht aufgelöst worden«. Gewiss, desshalb erlaubte Sparta den Mitgliedern seiner Symmachie, welche jenem Verein angehörten, mit Argos und Athen in demselben zusammenzubleiben, und desshalb wurde auch Orchomenos von Theben nicht zum Austritt gezwungen. Politische Bedeutung scheinen die Zusammenkünfte in historischer Zeit ja doch nicht gehabt zu haben, warum sollte man denn durch Störung der religiösen Feier den Zorn des Poseidon auf sich laden? Aber auch dass die Minyerstadt ein so unnatürliches Anhängsel des Bundes gewesen sei, der Bund durch dieselbe so räthselhaft werde, wie Curtius meint, muss Referent bestreiten. Man höre nur auf, einem Bündniss von Handelsstaaten mit Gewalt eine Stammeseinheit unterzuschieben und suche den Zweck desselben wesentlich in Handelsinteressen. Jolkos und das schwer zu umsegelnde Malea sind die natürlichen Grenzen für den Küstenhandel der ostgriechischen Staaten; die kalaurische Amphiktyonie bot ihren Theilnehmern innerhalb dieser Grenzen eine Reihe gesicherter Stationen, die gewiss bei Stürmen wie gegen Seeräuber und Handelsrivalen von grossem Nutzen gewesen ist. Dass in dieser Reihe Argos und Korinth fehlten, dürfte wohl daran liegen, dass für ersteres Prasiä und Nauplia, für letzteres Aegina und Epidauros die gebornen Nebenbuhler waren, Troezen aber dürfte durch den befriedeten Hafen von Kalauria selbst in seinen unmittelbarsten Interessen geschädigt worden sein. Dass aber das minyische Orchomenos, dem zur Zeit der Stiftung des Bundes die Vorstandschaft in Böotien und der Hafen von Jolkos gehört haben

dürften, kein unnützes Glied eines solchen Bundes war, liegt wohl auf der Hand.

Carl Grundner, Quo tempore et quo duce bellum Salaminium gestum sit, demonstratur. Inauguraldissertation von Jena. Jena 1875. 37 S.

Der Verfasser versucht, die verworrenen Nachrichten über die athenisch-megarischen Kämpfe um Salamis kritisch zu sichten. Bisher hatte man einen Theil dieser Kämpfe dem Solon, einen Theil dem Pisistratos zugewiesen, so dass jenem die Wiedereroberung von Salamis, diesem die Einnahme von Nisäa zufiel; ausserdem nahm man meistens an, dass jene Begebenheit kurz vor Solon's Archontat, diese lange nachher anzusetzen sei, so besonders Plass und Duncker, sowie zweifelnd Grote, während Thirlwall beide Ereignisse in einem und demselben kriegerischen Zusammenstoss Athen's mit Megara längere Zeit nach Solon's gesetzgeberischer Wirksamkeit stattfinden liess. Letzterem schliesst sich der Verfasser am nächsten an, geht aber weiter. Er spricht nämlich dem Solon jede kriegerische Leistung überhaupt ab, indem er darzuthun sucht, dass die Kriegslisten, welche dem Solon, und die, welche dem Pisistratos zugeschrieben werden, in allem Wesentlichen so übereinstimmten, dass sie nur als verschiedene Versionen einer und derselben Unternehmung angesehen werden könnten, diese aber aus inneren Gründen dem Pisistratos viel eher, als dem Solon zuzuschreiben sei. Gegen die Annahme, Solon habe vor 594 Salamis erobert, wird hervorgehoben, dass Plutarch, der allein diese Ordnung der Ereignisse ausdrücklich bezeugt, seine Angabe selbst dadurch entwerthet, dass er dem offenbar damals viel zu jugendlichen Pisistratos eine wesentliche Rolle bei dieser Eroberung zutheilt. Eine gute Unterstützung erhält die Behauptung des Verfassers endlich jedenfalls durch die Angabe Plutarch's, Daimachos von Platää habe die Theilnahme Solon's am megarischen Kriege gar nicht erwähnt. Denn Referent kann nicht einräumen, dass wir berechtigt wären, wie Prinz das möchte (De Solonis Plutarchei fontibus, Bonn 1867. p. 10—11), die Notiz Plutarch's für bedeutungslos zu erklären; zunächst haben wir doch anzunehmen, dass dieselbe einen verständigen Sinn hat, dass also die Nichterwähnung durch Daimachos so beschaffen war, dass sie einer Verwerfung ziemlich gleichkam. Auch ist es gewiss

nicht Recht, den Daimachos, weil er über Indien zuviel Wunderbares erzählte (Strabo II p. 70), auch dann als Quelle zu verwerfen, wenn er bei Dingen, die ihm besser bekannt sein konnten, skeptischer als andere sich zeigt. — Den Ursprung der Erzählung von Solon's Anführerschaft findet der Verfasser, wie das ja nahe lag, in dem natürlichen Bedürfniss der Athener, den Ruhm des Staatsmannes und Dichters, der durch sein Anfeuern zum Kriege so grosses Verdienst um die endliche Eroberung hatte, auf Kosten des Tyrannen zu erhöhen und in dem Bestreben der Späteren, die einflussreiche Stellung des Gesetzgebers besser zu motiviren.

Die Behandlung des Gegenstandes durch den Verfasser müsste mehrfach gründlicher und sorgfältiger sein, so namentlich bei der Kritik und Vergleichung der Quellenzeugnisse sowie bei Erörterung chronologischer Fragen. Aber die hauptsächlichsten Beweisgründe des Verfassers scheinen dem Referenten doch der Beachtung werth und die wesentlichsten Ergebnisse der Abhandlung nicht unwahrscheinlich.

III. Periode von 500 bis 338 v. Chr.

Paul Devaux, Mémoire sur les guerres médiques (extrait du tome XLI des mémoires de l'académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique 1875. 81 S. 4.).

Das Memoire von Devaux hält die Mitte zwischen einem Ueberblick und einer kritischen Untersuchung. Bei dem Zuge des Xerxes übewiegt der cursorische Charakter, dagegen hat der Verfasser den Kampf von 490 mit vieler Liebe behandelt, dabei einerseits das Verhältniss zwischen Sparta und Athen in neuer und eigenthümlicher Beleuchtung dargestellt, andererseits über Einleitung und Verlauf der Schlacht bei Marathon eine neue Hypothese vorgebracht und eingehend begründet. Schwer erklärbar hatte man das Verhalten Sparta's gegenüber dem persischen Angriff immer gefunden, mit Recht hebt aber der Verfasser das Räthselhafte desselben (p. 12 ff.) besonders scharf hervor. Man war in Sparta gewarnt durch die Sendung der persischen Herolde, hatte durch Hinrichtung derselben sich in den schärfsten Gegensatz zu Persien gestellt, sah seit einem Jahre an der kleinasiatischen Küste die Rüstungen vor sich gehen, endlich die feindliche Flotte über Samos, Naxos, Euböa herankommen, und doch war keine

Verabredung über gemeinsame Vertheidigung mit Athen zu Stande gekommen und als der Eilbote das Hülfegesuch nach Sparta brachte, wurde er mit einer Antwort entlassen, die einer höflichen Ablehnung verzweifelt ähnlich sah. Gewiss mit Recht meint der Verfasser, dass hinter diesem Benehmen mehr als blosse Gleichgültigkeit oder ängstliche Beobachtung religiöser Satzungen zu suchen sei. Er findet die Lösung des Räthsels in den inneren Verhältnissen Sparta's. Als die Herolde kamen, stand Kleomenes in glänzendem Ruhm an der Spitze des Staates, die Ephorenmacht war, wie es scheint, tief gebeugt. Welche Richtung er gegen Persien inne halten wollte, zeigt sein Anschluss an das ihm früher verfeindete Athen, die Demüthigung Aegina's in Verbindung mit dem Sturze seines Gegners Demaratos. Die Tödtung der Herolde trägt den Stempel seiner grimmigen Energie (p. 14). Aber wenig Monate nachher folgte sein Sturz, sein grauenvoller Tod. Das nach Selbstständigkeit ringende Königthum war den Ephoren unterlegen, die Politik gegen Aegina änderte sich und vermuthlich damit zugleich die gegen Athen. Der Verfasser glaubt — und Referent glaubt es mit ihm — dass die nunmehrigen Leiter des spartanischen Staates in bewusstem Gegensatz gegen die Politik des Kleomenes Athen im Stiche liessen und dass die verspätete und geringfügige Hülfe von 2000 Mann eine von der Gegenpartei den Ephoren mit Mühe abgerungene Concession war, gerade wie die Sendung des Leonidas im Kriege mit Xerxes. Wie viel Hoffnung Sparta hatte, mit dieser Politik gegenüber Persien durchzukommen, lässt der Verfasser unerörtert. Wir haben auch keine Nachricht von irgend welcher Anknüpfung mit dem Grosskönig für das Jahr 490, darauf möchte aber Referent hinweisen, dass bei dem ganzen Benehmen der Spartaner die Vermuthung sehr nahe liegt, die spätere Sendung des Sperthias und Bulis nach Susa an Xerxes (Herod. VII, 134) habe nicht nur die Aussöhnung mit den Göttern, sondern auch die mit den Menschen zum Zwecke gehabt.

Es möge gleich hier erwähnt werden, dass der Verfasser eine Spur von dem Wirken dieser dem Kriege abgeneigten Partei auch in dem Verlassen der Stellung im Tempe-Thal im Feldzuge von 480 zu erkennen meint. Und es lässt sich wohl nicht leugnen, dass die Art des Rückzugs diese Vermuthung unterstützt. Wäre die Räumung jener Stellung aus rein militärischen Gründen

erfolgt, so war die Festsetzung in den Thermopylen für Euenetos die zunächst gebotene Massregel. Statt dessen aber zieht er nach dem Isthmos und die Besetzung von Thermopylä mit der schwächeren, für den Zweck unzureichenden Abtheilung des Leonidas erfolgt erst nach nochmaliger Berathung (Her. VIII, 175).

Besonders gründlich hat der Verfasser die Schlacht bei Marathon behandelt (p. 17 — 37). Die Frage nach der Stärke des persischen Heeres erörtert er eingehend, freilich ohne dass dieselbe dadurch zur Entscheidung gebracht würde. Letzteres ist eben mit dem Material, was wir besitzen, nicht möglich, da wir weder wissen, ob die persischen Trieren nach Art der athenischen *στρατιώτιδες* eingerichtet waren, auf denen hundert und mehr Landsoldaten befördert wurden (vergl. Boeckh Staatshaush. I² S. 387. Herbst Die Rückkehr des Alkibiades S. 52. Schwartz Ad Atheniensium rem militarem studia Thucydidea Kiel 1877 p. 33—34), noch auch, ob die *νέες ἱππαγωγοί* auch Landsoldaten in Menge aufnahmen, wie Duncker meint, und wie viele solcher Transportschiffe überhaupt den Persern zur Verfügung standen. Aber sehr beachtenswerth sind ohne Frage seine Untersuchungen über die zur Schlacht führenden Verhältnisse und den Verlauf der Schlacht selbst. Schwierigkeiten, deren Aufklärung zu versuchen sei, findet er hauptsächlich in drei Punkten: 1. Warum erscheint die persische Reiterei nicht in der Schlacht, da zu ihrer Ueberführung doch so grosse Anstalten gemacht und das Schlachtfeld eigens für sie ausgesucht war? 2. Warum blieben die Perser ruhig in der Ebene stehen, ohne einen Versuch zu machen, die Pässe nach Athen hin zu gewinnen? 3. Wie wurde es den Persern möglich, ein so grosses Heer, wie sie es gehabt haben sollen, so rasch und mit so geringem Verlust wieder einzuschiffen? Die Lösung aller dieser Schwierigkeiten findet der Verfasser in der Annahme, dass Miltiades die Perser gleich bei der Landung angegriffen habe, bevor die Ausschiffung ihres Fussvolks vollendet und die noch mehr Zeit raubende der Reiterei in Angriff genommen worden sei. Die Einwendung, welche aus der gangbaren Berechnung der Daten für die Landung und die Niederlage der Perser hiergegen erhoben werden könnte, beseitigt der Verfasser durch den sehr gründlich und geschickt geführten Nachweis, dass aus Herodot durchaus nicht gefolgert werden könne, die Landung der Perser sei schon vor der Absendung des Pheidippides nach

Sparta erfolgt, dass vielmehr die entgegengesetzte Annahme sowohl durch die Worte des Pheidippides, wie Herodot sie VI, 106 giebt, als durch die einleitenden Worte Her. VI, 107, als auch durch innere Gründe empfohlen werde (p. 32—36. Aehnlich übrigens, doch weniger eingehend und im Einzelnen wohl nicht ganz so richtig V. Campe, De pugna Marathonia Greifswald 1867 p. 33 ff.). Möglich ist also die Annahme des Verfassers nach dem uns zu Gebote stehenden Quellenmaterial allerdings, für bewiesen dürfen wir sie dennoch nicht halten. Man wird nämlich bemerken, dass die vom Verfasser hervorgehobenen Schwierigkeiten ziemlich eben so gut — die Entgegnung des Verfassers p. 36—37 findet Referent nicht hinlänglich beweisend — durch die Hypothese von E. Curtius, wonach die Perser bei der Wiedereinschiffung von Miltiades angegriffen worden wären, gelöst werden können. Um eine von diesen beiden Erklärungen wird es sich, so meint Referent, für die Zukunft nur handeln können. Die des Verfassers passt vortrefflich zu der Angabe Herodot's (VI, 109), dass Miltiades auf eine rasche Entscheidung gedrungen habe, zu Curtius' Annahme stimmt die gewiss nicht werthlose Nachricht des Suidas s. v. *χωρὶς ἱππεῖς* und Plutarch de malignitate Herodoti besser. Welche von beiden Erklärungen vorzuziehen sei, möge weiterer Erwägung vorbehalten bleiben; jedenfalls hat der Verfasser durch seine eingehende Untersuchung wesentlich zur bessern Beurtheilung der Frage beigetragen.

A. Kirchhoff, Der delische Bund im ersten Decennium seines Bestehens (Hermes XI S. 1—48).

Durch kritische Sichtung und scharfe Interpretation der Quellen und durch Auffindung bisher unbemerkter Indicien sucht der Verfasser tieferen Einblick in die dunklen Anfänge der Entwicklung des delischen Bundes zu gewinnen und kommt dabei zu Resultaten, die von den gewöhnlichen Ansichten wesentlich abweichen. Bisher liess man, unter Berufung auf Diodor (XI, 47) und den — zu äusserlich interpretirten — Thukydides (I, 96), den Bund gleich mit dem Act der Stiftung im Wesentlichen voll entwickelt dastehen. Die Einschätzung des Aristides stellte, wie man annahm, von Anfang an die feste Jahreseinnahme von 460 Talenten der Bundesleitung zur Verfügung, welche erst etwa vier Decennien später wesentlich erhöht werden musste. Im Gegen-

satz gegen diese Auffassung sucht der Verfasser ein allmähliches Anwachsen des Bundes und seiner Finanzkräfte nachzuweisen. Zunächst beruft er sich auf Herodot's Bericht über die Verhand lungen der Griechen nach der Schlacht bei Mykale, um gegen Diodor XI, 37 nachzuweisen, dass damals nur die Inselgemeinden, welche von den Persern abgefallen waren, aber keine Städte des kleinasiatischen Festlandes in den Bund aufgenommen worden seien. Aus dem, was Thukydides I, 137 und Plutarch im Them. c. 26 über die Flucht des Themistokles nach Asien berichten, schliesst er sodann, dass auch damals die griechischen Städte des Festlandes noch unter den Persern standen (S. 6); er nimmt an, dass erst im Jahre der Schlacht am Eurymedon dies Abhängigkeitsverhältniss gelöst wurde. Um weiter annähernd zu bestimmen, in welcher Reihenfolge die verschiedenen Insel- und Küstenstaaten des ägäischen Meeres dem Bunde beitraten, benutzt der Verfasser einige bisher nicht beachtete geographische Unregelmässigkeiten der Eintheilung des Bundesgebiets in die bekannten fünf »Quartiere«, welche seit Ol. 84, 2 auf den Tributlisten durchgeführt ist. Daraus nämlich, dass die Insel Nisyros, obgleich mitten unter den Gemeinden des *Καρικὸς φόρος* gelegen, doch zum *Ἰωνικὸς φόρος* gehört, schliesst der Verfasser, dass dieselbe, früher als ihre Nachbarorte in den Bund getreten, dem damals nächstliegenden ionischen Quartier zugetheilt, später aber, als die ganze Nachbarschaft durch Kimon zum Beitritt veranlasst wurde, in der Gruppe, welcher sie einmal zugetheilt war, belassen worden sei. Ebenso schliesst er aus der Zugehörigkeit von Lemnos und Imbros zum fernliegenden Inselquartiere, dass die thrakischen Städte erst nach den beiden Inseln in den Bund getreten seien, da diese sonst gewiss mit ihnen in einer Gruppe vereinigt worden wären.

Auf Grund dieser Ansätze und desjenigen, was sonst schon über den späteren Beitritt mehrerer Städte und Inseln sowie der ganzen karischen Region feststand, versucht der Verfasser unter Annahme der höchsten uns bekannten Tributsätze eine Berechnung dessen, was der Bund in den ersten Zeiten seines Bestehens an Beiträgen der Mitglieder aufbringen konnte, und findet (S. 31), dass vor der Einnahme von Byzanz nicht mehr als 154, bis zur Schlacht am Eurymedon höchstens 354, erst nach derselben bis zu 512 Talenten angenommen werden könnten. Es ergiebt sich

ihm hieraus die Unrichtigkeit der gewöhnlichen Ansicht, wonach die Festsetzung der jährlichen Beisteuern zur Bundeskasse auf 460 Talente schon durch Aristides erfolgt sein sollte. Durch eine eindringend genaue Interpretation der hierher gehörigen Worte des Thukydides I, 96 weist er darauf nach, dass durchaus keine Nothwendigkeit vorliegt, jene Ansicht aus denselben herauszulesen, dass es aber späteren Bearbeitern von nicht allzu gründlicher Art leicht war, etwas Aehnliches in dieselben hinein zu interpretiren, namentlich da durch die vermuthlich später eingelegte Episode c. 97—117 der Glaube erweckt werden musste, dass die Thatsachen des c. 96 chronologisch vor denen des genannten Abschnitts einzuordnen seien.

So scharfsinnig die Ausführungen des Verfassers sind — Referent bekennt, zuerst von ihnen überzeugt gewesen zu sein — so erheben sich doch bei näherer Untersuchung einige gewichtige Zweifel gegen dieselben. Zunächst dürfte die Form der inschriftlichen Tributlisten dagegen sprechen. In diesen finden sich die zahlenden Städte bekanntlich bis zum achten Jahr einschliesslich ohne jede Spur einer Ordnung aufgerechnet, mit dem neunten beginnt die Gruppirung, aber bis zum zwölften noch schwankend, so dass ein Suchen nach bestimmter Abgrenzung der Abtheilungen dem Referenten unverkennbar scheint. Weder mit jener Regellosigkeit, noch mit diesem Suchen nach Begrenzungen dürfte die Annahme gleichzeitigen Vorhandenseins der fest bestimmten Quartiere ungezwungen sich vereinigen lassen. — Sodann sind die Schlüsse, welche aus der Zutheilung der Inseln Nisyros, Lemnos, Imbros zu entfernt liegenden Regionen gezogen werden, nicht bindend genug. Bei der Stiftung des Bundes waren — auch nach der Ansicht des Verfassers (S. 11) — schon hellespontische Städte betheiligt. Der Anschluss von Lemnos und Imbros an diese war mindestens ebenso nahe liegend, wie der an die thrakischen Städte unter Voraussetzung der Theilnahme letzterer am Bunde nach der Ansicht des Verfassers gewesen wäre. Dass die beiden Inseln dennoch dem *νησιωτικὸς φόρος* zugewiesen wurden, erklärt der Verfasser (S. 16) daraus, dass dieselben schon vor der Schlacht bei Mykale sich dem damaligen hellenischen Bunde angeschlossen hatten. Allein derselbe Grund konnte offenbar auch gegen ihren Anschluss an thrakische Städte angewandt werden, und damit verliert der Schluss auf das Nichtvorhandensein letzterer bei

der Stiftung des Bündnisses die beweisende Kraft. — Betreffs der Insel Nisyros zeigt sich die vom Verfasser gegebene Erklärung in anderer Weise nicht ausreichend. Wäre der frühere Beitritt zum Bunde wirklich der Grund für die Absonderung der Insel von den Nachbargemeinden, so müsste dieselbe doch, nachdem Ol. 85 diese Absonderung durch Zutheilung des karischen *φόρος* zum ionischen aufgehoben war, in ihrer jetzt durchaus passenden Region verbleiben. Aber Ol. 88, 2 oder 3 finden wir sie in das Inselquartier gesetzt, obgleich solche Versetzungen nach dem zwölften Jahre in den Listen so gut wie unerhört sind. Darnach wird man doch vermuthen müssen, dass irgend ein anderer Grund dieser Insel sowie Lemnos und Imbros ihre Ausnahmestellung angewiesen hat. — Nur als eine Vermuthung möchte Referent es aussprechen, dass dieser Grund vielleicht in den Routen und Stationen der Geschwader zu suchen ist, welche Athen in der perikleischen Zeit jährlich (Plutarch, Pericles Cap. 11), vermuthlich nach den fünf Quartieren vertheilt, zur Uebung der Flottenmannschaft und ohne Zweifel zugleich zum *ἀργυρολογεῖν* und zur Handhabung der Seepolizei aussandte. In letzterer war jedenfalls die Aufsicht über die aus dem Pontus nach Athen führende Seehandelsstrasse, die wichtigste für Athen, inbegriffen; denken wir uns, was wohl nahe liegt, die eine Hälfte derselben dem hellespontischen, die andere dem in das Inselquartier entsandten Geschwader zugetheilt, so ergab sich die Zuweisung der an dieser Fahrstrasse liegenden Inseln Lemnos und Imbros an das letztere Geschwader und damit an das Inselquartier von selbst. Die Insel Nisyros aber möchte Referent für eine bleibende Flottenstation der Athener ansehen, wie es deren ja mehrere gab (vgl. Schwartz Ad Atheniensiam rem militarem studia Thucydidea Kiel 1877 S. 34 ff.). War dieselbe dem ionischen Geschwader zugetheilt — warum dieselbe dazu brauchbar gewesen sein dürfte, bleibe hier unerörtert — so begreift man auch die Zutheilung zum ionischen Quartier ohne Schwierigkeit.

Sodann muss Referent noch gegen die Annahme des Verfassers, dass die griechischen Städte auf dem kleinasiatischen Festlande erst im Jahre der Schlacht am Curymedon ihre Freiheit erlangt hätten, seine Zweifel geltend machen. Die Worte Herodot's (IX, 105) *οὕτω δὴ τὸ δεύτερον Ἰωνίη ἀπὸ Περσέων ἀπέστη* scheinen ihm doch so bestimmt auf eine dauernde Unabhängigkeit hinzu-

weisen, dass er das Gegentheil nicht ohne sehr triftigen Beweis annehmen möchte. Solchen findet er aber nicht in dem vorläufigen Ausschluss von dem unter spartanischer Leitung stehenden Bunde; denn wenn Sparta eine so vorsichtige Zurückhaltung vom asiatischen Gebiete für geboten hielt, so scheint es dem Referenten doch überwiegend wahrscheinlich, dass Athen, welches die Spartaner so bestimmt von der Entscheidung über das Schicksal seiner alten Kolonien ausschloss (Her. IX, 106), für sich allein mindestens diesen letzteren seinen Schutz zusicherte, und er kann es nicht glaublich finden, dass die Athener hellespontische Orte, (Thuk. I, 89, Her. IX, 114) in diesen Schutz aufnahmen, die Milesier aber, welche bei Mykale sich so grosse Verdienste erworben hatten, von demselben ausschlossen. Auch die Nachrichten über die Flucht des Themistokles scheinen dem Referenten nicht so beweisend zu sein, wie dem Verfasser. Denn es ist in Betracht zu ziehen, dass auch der Perserkönig einen Preis von 200 Talenten auf den Kopf seines grossen Gegners gesetzt hatte (Plut. Them. 26). Es war für diesen also mindestens nicht gefährlicher, auf griechischem, als auf persischem Gebiet zu landen. Vogelfrei war er einmal, hier wie dort, lebte daher auch in Aegä im Verborgenen (Plut. ibid.). — Man bedenke aber ferner, welche wunderliche Beschaffenheit der ionische Tributbezirk bis gegen 465 nach der Ansicht des Verfassers gehabt haben würde. Da Chios, Samos und Lesbos nur Schiffe stellten, würden an steuernzahlenden Mitgliedern kaum andere als Ikaros und Nisyros darin gewesen sein. Einen *φόρος* hätte man das jedenfalls nur uneigentlicher Weise nennen können.

Wenn aber Referent in einer Reihe von Fällen den einzelnen Aufstellungen des Verfassers hat entgegentreten müssen, so ist es keineswegs seine Absicht, damit die allgemeine Ansicht desselben von der allmählichen Entwicklung des delischen Bundes anzugreifen. Soviel möchte er dem Verfasser unbedingt einräumen, dass es mit der äusseren Bezeugung der Ansicht, wonach der Bund gleich durch den Act seiner Stiftung so ziemlich in dem Unfang und mit der Steuerkraft seiner Blüthezeit hingestellt wurde, recht schwach bestellt ist. Wenn der Verfasser auch vielleicht nach der entgegengesetzten Seite hin etwas zu weit geht und sich die Anfänge desselben wohl etwas zu dürftig vorstellt, so dürften

die inneren Gründe im Ganzen doch mehr für seine Ansicht als für die entgegengesetzte sprechen.

Der trefflichen Erörterung des Verhältnisses zwischen Themistokles und Timokreon im Anhang S. 38—48, durch welche die angebliche Expedition des Themistokles nach Rhodos um 474 gänzlich aus der Geschichte verschwindet, kann Referent nur unbedingt beistimmen.

Paul Knoll, Die Ansiedlungen der Athener im fünften Jahrhundert. Inauguraldissertation von Rostock. 1875. 36 S.

Der Verfasser giebt eine recht sorgfältige, mit Quellennachweisen versehene Uebersicht der verschiedenen Formen athenischer Colonisation. Dass die Freiheit der athenischen Ansiedler vom Tribut aus den Inschriften mit der grössten Wahrscheinlichkeit sich ergebe, hat er bemerkt und nachgewiesen, ohne die Abhandlung von Kirchhoff über die Tributpflichtigkeit der attischen Kleruchen zu kennen, in welcher inzwischen derselbe Nachweis geliefert ist. Dass im Chersones die auffallende Verminderung des Tributes von 18 auf etwa 2 Talente gleichzeitig mit der Ansiedlung athenischer Colonisten eingetreten sei und mit dieser in einem ursächlichen Zusammenhang gestanden habe, vermuthet der Verfasser (S. 27) richtig, dagegen ist es ihm entgangen, dass derselbe Vorgang auf Andros und Lemnos, sowie wahrscheinlich auf Naxos und Imbros wahrnehmbar ist, was bekanntlich Kirchhoff bemerkt und dadurch erst die in diesen Erscheinungen hervortretende Methode athenischer Politik zur klaren Erkenntniss gebracht hat. Besondere Beachtung verdient die Untersuchung des Verfassers über den Sprachgebrauch der Quellenschriftsteller in Bezeichnung der athenischen Ansiedlungen. Es gebraucht danach Herodot den Ausdruck Kleruchen nur bei der Auftheilung des Gebiets der chalkidischen Hippoboten (V, 77), Thukydides nur bei der Verlosung des confiscirten lesbischen Gebiets an athenische Bürger im Jahre 427 (III, 50), sonst nennt letzterer die athenischen Ansiedler immer *ἄποικοι, ἔποικοι, οἰκήτορες* sowohl bei der offenbar als selbstständiges Gemeinwesen constituirten Colonie Amphipolis, wie bei den andern anscheinend unselbstständigen Niederlassungen in Potidäa, auf Aegina und Melos. Der jetzt ziemlich allgemein gewordene Gebrauch, die zuletzt genannten Ansiedlungen auch als Kleruchien zu bezeichnen, geht namentlich auf Diodor und einige Partien des

Plutarch, in letzter Instanz wahrscheinlich auf Ephoros und den Sprachgebrauch des 4. Jahrhunderts zurück, wonach sämmtliche Ansiedlungen, auch Amphipolis, als Kleruchien bezeichnet wurden (vgl. Diod. XI, 70 *κατεκληρούχησαν*). Offenbar wird man sich hier in Zukunft mehr nach der thukydideischen Bezeichnung richten und die in Chalkis und auf Lesbos getroffenen Einrichtungen von denen der anderen Orte unterscheiden müssen. Vermuthen darf man wohl, dass ein mehr pecuniäres Verhältniss dort, mehr militärische Organisation hier Platz gegriffen hat. — Im Einzelnen möge noch bemerkt werden, dass Amphipolis allerdings auf den Tributlisten nicht vorkommt, wie der Verfasser S. 17 zum Erweis der Tributfreiheit athenischer Ansiedler hervorhebt, dass aber nach Thukydides IV, 108 Einnahmen doch von daher nach Athen geflossen sein müssen, sowie, dass der Abfall von Lesbos im Jahre 412 die attischen Kleruchen — wenn solche noch da waren — schwerlich vertrieben haben kann, wie der Verfasser S. 12 meint, weil die Stadt gleich wieder in athenische Hände fiel (Thukyd. VIII, 23).

William Watkiss Lloyd, The age of Pericles, a history of the politics and arts of Greece from the Persian to the Peloponnesian war. vol. I, II. London. Macmillan 1875. XVIII, 390, XIV, 416 S.

Wie schwer es ist, eine Geschichte des perikleischen Zeitalters mit gleichmässiger Berücksichtigung und kunstvoller Zusammenfassung der in demselben so eigenthümlich verschlungenen Fäden des staatlichen, socialen und Culturlebens herzustellen, wird erst dann recht klar, wenn man eine nicht untüchtige Kraft in vielfach vergeblichem Ringen gegen die Schwierigkeit dieser Aufgabe sieht. Und so verhält sich die Sache gerade in dem vorliegenden Falle. Man kann dem Verfasser Verständniss und umfassendes Wissen wenigstens auf dem für eine lebensvolle Darstellung seines Gegenstandes so wichtigen archäologischen Gebiete nicht absprechen — man beachte, wie häufig er in der Lage ist, auf seine eigenen früheren Specialforschungen sich zu berufen: Band I S. 247. 252. 301. 303. Band II S. 32. 175. 180. 266 — auch ernste Arbeit hat er angewendet, und doch kann man nicht sagen, dass er in der Lösung seiner Aufgabe glücklich gewesen wäre. Von vornherein ist es ihm nicht gelungen, den mehr culturhistorischen Theil seiner Arbeit mit der Behandlung der poli-

tischen Geschichte organisch zu verbinden, vielmehr liegen die beiden Massen meist capitelweise unvermittelt neben einander, so dass jener die Capitel 17, 18, 20, 22, 24, 26, 29, 33, 45—53, 55, 56, 62 und einiges von 21, 34, 43, dieser so ziemlich alles Uebrige angehört. Auf die Einzelheiten des erstgenannten Theiles soll hier nicht eingegangen werden, doch muss Referent als seine Ueberzeugung aussprechen, dass derselbe der bei Weitem bessere ist. Der Verfasser geht zuweilen ziemlich weit in archäologisches Detail ein, doch fast immer so, dass dadurch das Bild der Zeit an lebensvoller Anschaulichkeit gewinnt — man vgl. u. a. die Beschreibung der Gemälde des Polygnot in Delphi I, S. 300 bis 306 sowie der Zeusstatue in Olympia und der dazu gehörigen Kunstwerke II S. 260—268. Das Streben, politische Tendenzen und Anspielungen auf Zeitereignisse in Dramen und Bildwerken zu erkennen, ist wohl etwas zu weit getrieben — man vgl. I S. 315ff. II S. 264. 267. — immerhin verdient die geistreiche Vermuthung, dass Aeschylos bei dem Prometheus Desmotes sich den an persische Umgebung geketteten Themistokles, den Lichtbringer Athen's, vorgestellt habe — I S. 329ff. — einige Beachtung. Die Neigung des Verfassers zu abstract speculativen Deductionen und eine unglückliche Vorliebe für indirecte, gewundene Ausdrucksweise macht ihn hier, wie in den rein historischen Abschnitten, oft schwer verständlich — man vgl. Cap. 48 u. 49 — dagegen wird in dem Aussprechen allgemeiner Urtheile über den Gehalt von Kunstrichtungen und Culturentwicklungen weit mehr Maass gehalten, als man dies bei dem absprechenden und phrasenhaften Subjectivismus unserer Zeit sonst gewohnt ist.

Weniger günstig muss dass Urtheil über die andere, grössere Hälfte des Werkes ausfallen. Der erste Abschnitt derselben, welcher, Cap. 1—10 umfassend, die Ereignisse des Perserkrieges vom Ausgang der Schlacht bei Salamis an behandelt, verdient wenigstens die Anerkennung, dass er eine im Ganzen anschauliche und sorgfältige Darstellung bietet, freilich ohne dass irgendwie bemerkenswerthe neue Gesichtspunkte darin hervortreten. Alles Uebrige aber giebt noch weniger Ausbeute. Die magern Nachrichten über die äussere Geschichte Griechenland's während der Pentekontaetie, für deren Verknüpfung und tieferes Verständniss nichts Neues, was Erwähnung verdiente, vorgebracht wird, wechseln mit ermüdenden abstract-theoretischen Erörterungen der Grundgedanken

der politischen Entwicklung Athen's ab. Das besonnene maassvolle Urtheil des Verfassers über Persönlichkeiten und Zeitrichtungen mag man dabei manchmal anerkennen — man vgl. wie sich derselbe II S. 102—103 über die Heliastengerichte, S. 106. 108. 118. 119 über den athenischen Demos im Allgemeinen ausspricht, wie er II S. 356 ff. die Urtheile des Verfassers der *πολιτεία Ἀθηναίων* verwendet — aber man kann doch aus allen diesen Ausführungen nur die Ueberzeugung gewinnen, dass der Verfasser sich hier auf einem ihm nicht genügend vertrauten Gebiete bewegt, dass er der Verfassungsentwicklung und den socialen Verhältnissen Athen's kein eingehendes Studium zugewendet hat. Nur so ist es zu erklären, dass wir von dem Organismus des athenischen Staates, wie er sich nach den Perserkriegen gestaltet hatte und wie er durch die Reformen des Ephialtes und Perikles weiter gebildet wurde, nur die allgemeinsten Begriffe bekommen, dass wir von dem grösseren Organismus des delischen Bundes so wenig hören, als wenn man die Tributlisten nie gefunden und nie aus ihnen über Umfang, Einrichtungen, Finanzkräfte des Bundes und über athenische Colonisation irgend welche Auskunft erhalten hätte, dass endlich die einander gegenüberstehenden Parteien und ihre Führer, vor allen aber Perikles selbst, uns nur in so schattenhaften Umrissen erscheinen. — Einige Versehen und Verwechselungen des Verfassers dürften aus demselben Mangel an Beherrschung des historischen Stoff's mehr als aus Oberflächlichkeit, die schwerlich im Allgemeinen ihm zur Last gelegt werden kann, zu erklären sein. So ist er sich offenbar über griechische Stammverhältnisse nicht klar, wenn er I S. 265 den korinthischen Meerbusen als Ausgangspunkt einer ionischen Colonisation nach Sicilien und Italien nennt; I S. 377 möchte die Verwechslung von Messeniern und Achäern wohl eher einem blossen lapsus calami zuzuschreiben sein. I S. 291 scheint eine wohl kaum begründete Verwandtschaft von Dolopern und Dryopern statuirt zu sein. Unrichtige Interpretation von Quellenzeugnissen wird die Angabe I S. 22, dass die persische Flotte schon am Tage nach der Schlacht bei Salamis nach Asien geflohen sei (vgl. Her. VIII, 107); und II S. 316 die unrichtige Darstellung der megarischen Hülfeleistung an die Korinther (vgl. Thuk. I, 27, 2) veranlasst haben. I S. 72. 82 verwirrt der Verfasser seine anscheinend gründliche Erörterung über die Schlacht bei Platää durch wiederholte Verwechslung des rechten und lin-

ken Flügels der Griechen. I S. 185 lässt er die öffentliche Laufbahn des Themistokles nach Marathon und vor Salamis beginnen, obgleich er S. 141 nach Dionysius Hal. Ant. Rom. VI, 34 denselben als Archon Eponymos für 493 genannt hatte. II S. 80 setzt Tolmides trotz der grössten Anstrengungen des Perikles seine Wünsche in Beziehung auf die böotische Expedition beim Volke durch, S. 90 aber behauptet der Verfasser, es lasse sich nicht nachweisen, dass Tolmides auf die Volksversammlung Einfluss geübt habe. Willkürlich macht der Verfasser II S. 12 die Korinther zu Vorkämpfern oligarchischer Regierungsform; schief dürfte es sein, dass er I S. 215 Ephialtes mit Aristides und Kimon zum Repräsentanten einer zwischen Demokratie und Aristokratie vermittelnden Richtung macht.

Wie der Anfang des Werkes, die Darstellung der letzten Kämpfe gegen Persien, etwas zu ausführlich, so ist der Schluss, welcher die ersten Ereignisse des peloponnesischen Krieges betrifft, etwas zu dürftig ausgefallen. Von Perikles' Wirken und Schicksalen während der drittehalb Jahre des Krieges, die er erlebte, hören wir fast gar nichts. Ueberhaupt tritt hinter der Menge archäologischen Stoffs und philosophischer Betrachtung die Gestalt dieses Mannes sehr in den Hintergrund, obgleich sein Bild — wenn es denn seines ist, vgl. Mahaffy in der Academy vol. III p. 300 — die Aussenseite des Werkes ziert. Die Schwierigkeiten, welche einer wirklich lebensvollen Darstellung dieser Persönlichkeit wie ihrer Zeit sich entgegenstellen, sind freilich ausserordentlich gross. Wer sich in der Zukunft daran versucht, wird aus der Arbeit des Verfassers einiges Brauchbare sicherlich entnehmen können, mehr jedoch sich vor seinen Fehlgriffen hüten müssen.

Georg Loeschke, De titulis aliquot Atticis quaestiones historicae. Inauguraldissertation von Bonn 1876. 34 S.

Mehr, als man nach dem anspruchslosen Titel erwarten sollte, ist an tüchtigen Studien, denen man nur eine etwas umfassendere Ausführung hätte wünschen mögen, in dieser Schrift niedergelegt. Zuerst giebt der Verfasser eine Untersuchung über die Urkunde im C. I. A. I, 32, das Dekret, wodurch der Schatz der andern Götter eingerichtet und *ταμίαι* für denselben bestellt werden. Er weist nach, dass die Annahme Kirchhoff's, die Urkunde sei Ol. 86, 2 erlassen, schwer mit den Angaben des Thukydides (II, 13) über

den Betrag des athenischen Schatzes vor dem peloponnesischen Kriege sich vereinigen lasse, da die Athener dann entweder — wenn der Schatz seinen höchsten Bestand von 9700 Tal. gerade in dem genannten Jahre erreichte — von da bis Ol. 87, 1. 3700 Tal. oder — wenn dieser höchste Bestand schon früher erreicht war — von dem Zeitpunkt an, wo er erreicht wurde, bis Ol. 87, 1 sogar 6700 Tal. ausser dem Belauf der sämmtlichen jährlichen Einnahmen verausgabt haben müssten. Ob nun der Verfasser Recht hat, wenn er annimmt, der Erlass des Dekrets sei Ol. 84, 2 geschehen und als eine Folge des von Perikles im Ostrakismos über den Thukydides davon getragenen Sieges anzusehen, das mag dahin gestellt bleiben. Referent findet die gegen eine noch ältere Datirung (S. 8) vorgebrachten Gründe nicht beweisend, hält auch die 3000 Tal. nicht für eine der Athena zurückgezahlte Schuld und zweifelt daher auch an der vom Verfasser gegebenen Deutung des Streites zwischen Perikles und Thukydides. Höchst werthvoll ist aber jedenfalls der S. 9—10 Anm. geführte Nachweis, dass die Hellenotamien, welche man bisher meist willkürlich als erlost angesehen hatte, im Gegentheil gewählte Beamte gewesen seien. Die S. 10 gegebene Uebersicht zeigt deutlich, dass bei ihrer Berufung dieselbe Berücksichtigung der Phylen stattfand, welche für die Strategen Droysen im Hermes Band IX S. 1 ff. nachgewiesen hat, was mit dem Erlosen gewiss unvereinbar ist. — In der zweiten Abhandlung wird dargethan, dass zwischen Ol. 85, 1 und 86, 1, wahrscheinlich bei Gelegenheit des samischen Krieges, eine bedeutende Zahl — etwa 27 — karischer und ionischer Städte den Bund verlassen hat und namentlich die ersteren zum grössten Theile nicht wieder in denselben eingetreten sind. Die dadurch herbeigeführte Verminderung des karischen Tributs gab ohne Zweifel den Anlass, die Reste desselben mit dem ionischen zu vereinigen, was Ol. 86, 1 schon geschehen war. Im Anschluss hieran sucht der Verfasser die schwierigen Kategorien der *πόλεις αὐταὶ ταξάμεναι* und der *πόλεις, ἃς οἱ ἰδιῶται ἔταξαν φόρον φέρειν* zu erklären. Unleugbar spricht der von ihm hervorgehobene Umstand, dass dieselben Städte dauernd in diesen Kategorien vorkommen — soweit der lückenhafte Zustand der Inschriften dies zu constatiren erlaubt — gegen die Ansicht, wonach diese Bezeichnungen auf den Ausfall der Abschätzungsverhandlungen in Athen Bezug hätten, welcher doch immer nur für eine Finanzperiode von Bedeutung

war. Der Verfasser meint dagegen, dass die Städte der ersten Kategorie das Recht zur Selbstschätzung auf die Dauer besessen hätten (so schon früher Bœckh Staatshaushalt II 614, Curtius Griech. Geschichte II[4] S. 239), die der zweiten eigentlich freie Städte gewesen, aber von einigen ihrer Bürger zum Zweck der Erlangung von Handelsvortheilen der Tribut für sie bezahlt worden sei, was trotz einzelner sich dagegen erhebender Bedenken wenigstens als eine beachtenswerthe Vermuthung bezeichnet werden kann. Das Entstehen dieser besonderen Rubriken erklärt sich nach der Ansicht des Verfassers wenigstens zum Theil durch das u. a. in der Anlegung von Amphipolis hervortretende Bestreben der Athener, ihre Verluste im Südosten durch Ausbreitung ihrer Macht in Thracien zu ersetzen, wofür dieselben durch gute Behandlung der dortigen Griechenstädte sich den Boden zu ebnen gesucht hätten. Der Ansicht Koehler's (Urkunden und Untersuchungen etc. S. 138, 139, Hermes Band VII S. 163), dass um Ol. 85, 2 die Erhöhung der Tribute auf 600 Tal. stattgefunden habe, welche um Ol. 87, 1 bekanntlich schon eingetreten war, setzt der Verfasser sodann eine Berechnung entgegen, wonach um Ol. 85, 2 doch nicht mehr als reichlich 400 Tal. jährlich eingegangen wären. Etwas unsicher bleibt eine solche Zusammenstellung bei der Lückenhaftigkeit der Listen immer, auch sind Erhöhungen um Ol. 85, 2 bestimmt eingetreten — z. B. Byzanz kam zwischen Ol. 84, 4 und 86, 1 von 15 Tal. 460 Drachmen auf 18 Tal. 1800 Drachmen, die Oenäer auf Ikaros zwischen Ol. 84, 3 und 86, 1 von 4000 Drachmen auf 1 Talent — doch dürfte es immerhin wahrscheinlich sein, dass die hauptsächliche Erhöhung erst unmittelbar vor dem Beginn des peloponnesischen Krieges und im Hinblick auf denselben vorgenommen wurde. Treffend ist die Bemerkung des Verfassers S. 21, dass man die Differenz zwischen den 460 Tal. des sogenannten *φόρος* des Aristides und den vor dem peloponnesischen Kriege regelmässig einkommenden 400 bis 420 Tal. wohl nicht mit Köhler so zu erklären habe, dass eine Anzahl von Städten eingeschätzt wäre, aber nicht bezahlt hätte, sondern dadurch, dass etwa 40 Tal. in der von Kirchhoff nachgewiesenen Art durch Landabtretung zum Zwecke von athenischen Ansiedlungen abgelöst waren. — Sodann liefert der Verfasser einen zwar kurzen, aber nicht unwichtigen Beitrag zur Untersuchung über die Zeit des Amtsantritts der attischen Strategen.

Er geht aus von der auch sonst gemachten Beobachtung (vgl. Droysen im Hermes Band IX S. 9 ff.), dass zuweilen einer von den zehn Strategen mit höherer Machtvollkommenheit ausgerüstet als Leiter des Collegiums erscheint, die andern als *ξυστρατηγοί, ὑποστρατηγοί, ξυνάρχοντες* bezeichnet werden, und vermuthet, dass wir dieses Verhältniss als das regelmässige anzusehen haben. Bemerkenswerth sind für diese Frage ausser den von Droysen schon beigebrachten Zeugnissen des Thukydides und Diodor namentlich noch die vom Verfasser hervorgehobenen Plutarchstellen Pericles 13, Nicias 15. In solcher Stellung als Vorsitzender des Collegiums erscheint nun Hippokrates im C. I. A. I, 273, wo ihm und seinen *ξυνάρχοντες* eine Zahlung am 4. Tage der 2. Prytanie des Jahres Ol. 88, 3 geleistet wird und darauf noch fünf Zahlungen ohne Zweifel an dieselben Empfänger bis zum 7. Tage der 10. Prytanie folgen. Dieses Verhältniss würde mit der Annahme des Amtsantritts im Winter offenbar nur dann vereinbar sein, wenn Hippokrates sich vom Winter 427/426 bis zum Winter 425/424 in seiner Stellung behauptet hätte; aber hiergegen spricht das völlige Verschwinden desselben aus den Inschriften vom Ende des Jahres Ol. 88, 3 und das Hervortreten des Nikias als des leitenden Strategen im Streit mit Kleon Sommer 425, wie im Feldzuge 424 Frühjahr. Man wird nicht leugnen können, dass die Gründe des Verfassers, ohne völlig zwingend zu sein, doch Gewicht genug haben, um seine Ansicht als wahrscheinlich erscheinen zu lassen und das ist von um so grösserer Bedeutung, als der Beweis für diese Ansicht, den man meistens, und den auch der Verfasser in Droysen's Bemerkungen über die attischen Strategen (Hermes IX S. 1 ff.) geführt glaubt, nicht als gelungen betrachtet werden kann. Es hat sich nämlich in diese sonst so ausgezeichnete Untersuchung ein Fehler eingeschlichen, indem Droysen bei Berechnung der Daten des Jahres 425 übersehen hat, dass das 4. Jahr der 88. Olympiade gerade ausnahmsweise ein astronomisch vollkommen festgelegtes und daher für Vermuthungen über früheren oder späteren Anfang desselben kein Raum vorhanden ist. Die Mondfinsterniss nämlich vom 9. October 425 fand nach dem Schol. zu Aristoph. Nub. v. 584 im Boedromion statt, dem griechischen Mondkalender zufolge um die Monatsmitte, die sich wohl einen einzelnen Tag oder allenfalls zwei, mehr aber, so viel ersichtlich, nicht von dem Mondlauf entfernte. Danach fiel der Jahresanfang,

worin Bœckh, Redlich und Unger bis auf zwei Tage völlig übereinstimmen, auf das Ende Juli, einen Monat später als Droysen annahm, und in diese selben Tage muss die Absendung des Kleon nach Pylos fallen, bei welcher zuerst Demosthenes als Strateg genannt wird (Thuk. IV, 29), so dass es unmöglich ist, durch diese Berechnung nachzuweisen, welchem attischen Jahre die Strategie des Demosthenes angehört. Auf die Ausführung Loeschke's wird man sich daher wesentlich zu stützen haben, um den Antritt der Strategen im Sommer nachzuweisen; ohne dieselbe würde sogar die Wahrscheinlichkeit für einen früheren Antritt, etwa gleich nach den Archäresien, vorhanden sein, an den man jetzt aber wohl nicht wird denken dürfen. Die Vermuthungen, welche der Verfasser aufstellt, dass in dem Eintreten des Nikias in die Stelle des Hippokrates eine politische Wandlung sich ausdrücke, und dass in Kleon's Auftreten gegen Nikias in Veranlassung der Begebenheiten von Pylos ein Sichaufraffen der hierbei zurückgedrängten politischen Partei zu erkennen sei, entbehren gewiss nicht der Wahrscheinlichkeit.

Die kleineren Erörterungen endlich über die Abstammung des Themistokles und die Gemahlin des Kimon, welche den Beschluss der Arbeit bilden, mögen noch erwähnt werden. Bedeutendes ergiebt sich aus ihnen nicht.

Bernhard Arnold, De Atheniensium praetoribus dissertatio altera. Berlin 1876. 4. 19 S.

Nur wenige Bemerkungen sollen hier von Seiten der Geschichte über diese mehr nach antiquarischen als historischen Gesichtspunkten abgefasste Schrift gemacht werden. Das Material für die spätere Entwicklung der Strategie hat der Verfasser fleissig gesammelt, nur nicht genug verarbeitet. Was er über die ältere Zeit beibringt, streift die Fragen meist nur äusserlich. Auf die Urkunde C. I. A. I, 273 ist auch er aufmerksam geworden, aber unvermittelt, wie er dieselbe hinstellt (p. 1—2), ohne die Folgerungen, welche sich aus der Annahme einer oberen Leitung des Strategenkollegiums ergeben, hat dieselbe kaum eine beweisende Kraft, und gegen die Annahme, dass dem Perikles eine solche obere Leitung zugestanden habe, erklärt sich der Verfasser p. 8 sehr entschieden, freilich kaum mit zureichenden Gründen. Die gegen Boeckh gerichtete Besprechung der Urkunde

C. I. A. I, 179 über Geldsendungen an Feldherren bei Kerkyra, wonach die zweite Hälfte der Urkunde eine nach der zweiten Seeschlacht zwischen den Korinthern und Kerkyräern erfolgte Sendung betreffen würde, verdient wohl Beachtung.

Otto Keck, Quaestiones Aristophaneae historicae. Inauguraldissertation von Kiel. Halle 1876. 81 S. 8.

Die Arbeit von Keck betrifft ein Gebiet, auf welchem die Geschichte und die philologische Interpretation der gegenseitigen Unterstützung in hohem Grade bedürfen, vielfach aber trotz der grössten Anstrengungen sich mit sehr problematischen Resultaten begnügen müssen. Das Bestreben des Verfassers richtet sich hauptsächlich darauf, zu ermitteln, welchen Beschränkungen die Freiheit der altattischen Komödie namentlich gegenüber Staatseinrichtungen und Staatsbeamten unterworfen war. Hierbei führt ihn der Gang der Beweisführung mit Nothwendigkeit dahin, die Frage, in welchen äusseren Stellungen wir uns die bedeutendsten von der Komödie angegriffenen Persönlichkeiten zur Zeit der verschiedenen Aufführungen zu denken haben, in den Kreis seiner Untersuchungen zu ziehen und eingehend zu erörtern.

Dass von Ol. 85, 1 bis 85, 4, dass wieder etwa von Ol. 91, 2 an gesetzliche Bestimmungen die Komödie einschränkten, ist allseitig zugestanden, ohne dass man den Inhalt der betreffenden Ordnungen anzugeben vermöchte. Es fragt sich aber, ob zwischen Ol. 85, 4 und 91, 2, in der Zeit, welcher die merkwürdigsten politischen Komödien des Aristophanes angehören, auch Beschränkungen vorhanden waren. In den Scholien haben sich mehrere Notizen erhalten, welche dies ausdrücklich bezeugen, über den Inhalt der Bestimmungen allerdings weder klar sind, noch unter einander übereinstimmen (man vgl. schol. Acharn. 1150. Vesp. 1291. Nub. 31). Indess hatte der letzte Bearbeiter der Frage, Fr. Leo (Quaestiones Aristophaneae. Inauguraldissertation von Bonn 1873), dessen gründliche Forschung auch der Verfasser anerkennt, aus diesen Notizen den Inhalt eines Gesetzes so herzustellen gesucht, dass dadurch verboten worden sei, die vom ganzen Volke gewählten oder durch das Loos eingesetzten Beamten auf der Bühne zu verspotten. Leo selbst muss einräumen, dass Aristophanes das Gesetz — wenn es so lautete — häufig übertreten habe, Keck weist noch ein besonders flagrantes Zuwiderhandeln in den Wol-

ken v. 581—594 nach und sucht eine Fassung, mit welcher das Verfahren des Dichters besser übereinstimme. Er findet dieselbe durch eine neue Auslegung des Ausdrucks *κωμῳδεῖν*, wonach dieser nicht jede im Schauspiel vorkommende Spottrede, sondern die Vorführung einer Persönlichkeit auf der Bühne unter ihrem eigenen Namen und mit einer ihrem Aeusseren nachgeahmten Maske bedeutete. Ausserdem nimmt er an, dass für die Aufführungen an den grossen Dionysien wegen der Anwesenheit der bundesgenössischen Gesandten im Theater jede Behandlung staatlicher Angelegenheiten dem Dichter verboten worden sei. Die zuletzt genannte Behauptung wird wohl kaum aufrecht zu halten sein, da die Wolken, in denen der oben angedeutete leidenschaftliche Angriff gegen Kleon sich findet, gerade an den Dionysien Ol. 89, 1 aufgeführt worden sind. Dagegen möchte Referent die zuerst genannte Vermuthung über den Inhalt des Gesetzes für eine sehr glückliche halten.

Aus demjenigen, was der Verfasser zur Begründung derselben beigebracht hat, möge zuerst eine S. 78 mehr gelegentlich gemachte Bemerkung angeführt werden, die einer nachdrücklicheren Hervorhebung werth sein dürfte. Nämlich die Aeusserung, welche in den Rittern v. 230 der Dichter dem einen Sclaven in den Mund legt, die Maske des Paphlagoniers sei nicht ähnlich geworden, weil kein Maskenmacher gewagt habe, sie ähnlich zu machen, hat man doch sehr mit Unrecht für baare Münze genommen, als wenn es nicht Aristophanes und seinen vornehmen Freunden ein Leichtes gewesen wäre, für gute Bezahlung eine solche Dienstleistung zu erlangen. Ist die Aeusserung aber nicht wörtlich zu verstehen, so kann man wohl nur eine witzige Hindeutung auf ein Verbot, wie der Verfasser es angenommen hat, darin erkennen. — Sodann scheint dem Referenten noch der Unterschied zwischen der Behandlung des Ameinias und des Kleon in den Wolken sehr für die Ansicht des Verfassers zu sprechen. Während gegen den letzteren, welcher doch bei weitem der mächtigere von beiden war, der oben erwähnte leidenschaftliche Angriff mit Namensnennung gemacht wird, beugt der Dichter der Beschuldigung, er habe den Ameinias genannt, dadurch vor, dass er den Namen desselben in Amynias verwandelt. Natürlich kann man diese Schwierigkeit beseitigen, wenn man die Angabe des Scholiasten zu v. 31 der Wolken, dass mit dem Amynias der Archon Eponymos von Ol. 89, 2

gemeint sei, einfach für erfunden erklärt. Referent kann einem derartigen Verfahren jedenfalls nicht beistimmen, er sieht die Nachricht des Scholiasten noch entschiedener als der Verfasser (S. 4) für glaubwürdig an und findet die einzige Lösung des scheinbaren Widerspruchs, indem er den Ansichten des Verfassers folgt, darin, dass Ameinias auf der Bühne auftritt, von Kleon aber als einem Abwesenden gesprochen wird. Man möchte versucht sein, diesen Unterschied kleinlich zu finden; es ist aber zu bedenken, dass, wenn die athenische Gesetzgebung weiter ging, wenn sie den Spott gegen Magistrate überhaupt verbot, das ganze Wesen dionysischer Lustigkeit von Grund aus erschüttert wurde. Daher mögen die Athener sich begnügt haben, durch das Verbot die Repräsentanten ihres Staates direct auf die Bühne zu bringen, einen allerdings durchsichtigen Schleier über die gröbsten Attentate gegen die bestehende Regierung zu werfen, oder, wie man das Verhältniss vielleicht richtiger bezeichnet, den Dichter durch die ihm gesteckte Schranke wenigstens zu einer beschränkten Anerkennung der über ihm stehenden Staatshoheit zu zwingen.

Der Verfasser sucht, indem er von den Nachrichten der Scholiasten mehr als Leo abstrahirt, die Richtigkeit seiner Ansichten dadurch zu erweisen, dass er einerseits auf dem Wege historischer Forschung theils auf Grund der aristophanischen Komödien theils aus sonstigen Zeugnissen die äussere Stellung der zwei bedeutendsten für die Frage in Betracht kommenden Persönlichkeiten, des Kleon und des Lamachos, nach Möglichkeit ermittelt, andererseits durch philologische Kritik die in den Acharnern (v. 593 ff.) und Rittern (v. 976) scheinbar seiner Ansicht widersprechenden Stellen entweder in Uebereinstimmung mit derselben erklärt oder beseitigt. Was er in diesem philologischen Theil seiner Arbeit geleistet hat, will Referent hier nicht untersuchen, sondern nur als seine Ueberzeugung aussprechen, dass selbst, wenn man sich schliesslich dahin entscheiden sollte, an beiden Stellen den überlieferten Text beizubehalten, darum noch keine Nöthigung vorhanden wäre, dem Verfasser in der Hauptsache, seiner Wiederherstellung des Gesetzes, Unrecht zu geben. Denn die Erklärung, wonach Lamachos sich Ach. v. 593 nur renommirend als Strateg bezeichnet, dürfte schwerlich durch den Einwand des Verfassers S. 23 widerlegt sein, die Worte des Ritterchors aber v. 973 ff. werden zwar vom Zuhörer unwillkürlich auf den Paphlagonier be-

zogen, können aber, wie der Verfasser selbst S. 77 mit Recht hervorhebt, formell auch als ein Monolog des Chors über Kleon als einen Abwesenden aufgefasst werden, da jede Beziehung auf die Handlung darin vermieden ist. — In dem rein historischen Theil der Untersuchung verdient besondere Beachtung die eingehende Erörterung der Hypothese vom Tamias als dem obersten Leiter der athenischen Finanzen im fünften Jahrhundert und Kleon als dem zeitweiligen Verwalter dieses Amtes. Referent findet die Gründe für und wider diese vielumstrittenen Behauptungen hier mit besonderer Gründlichkeit zusammengestellt und mit Besonnenheit beurtheilt. Man wird dem Verfasser einräumen müssen, dass die Wahrscheinlichkeit, das Tamiasamt habe in der Gestalt, in welcher es im vierten Jahrhundert auftritt, auch schon vor Euklides existirt, nur noch eine sehr geringe ist. Freilich ist aber damit weder bewiesen, dass im fünften Jahrhundert die Finanzverwaltung Athen's eine weniger centralisirte war als im vierten, noch auch, dass Kleon kein Finanzamt bekleidete. Dass von einer solchen amtlichen Stellung Kleon's Spuren bei Aristophanes sich finden, gesteht auch der Verfasser S. 46. Er meint, dass dieselben auf die Verwaltung des τάκτης-Amtes deuten; seit Loeschke (s. o.) die Wahl der Hellenotamien wahrscheinlich gemacht hat, könnte man auch an das letztere Amt denken. Indem der Verfasser zur Besprechung der Strategien Kleon's übergeht, erörtert er zunächst die Frage nach der Antrittszeit der attischen Strategen und entscheidet sich für den Beginn des attischen Jahres. Man wird ihm darin wahrscheinlich beistimmen müssen. Bedenklich findet Referent aber die S. 55 aus den Worten des Thukydides III, 36, 6, IV, 21, 3, IV, 27, 5 gezogenen Schlüsse. An der zuletzt genannten Stelle kann der Ausdruck ἦρχε sich doch nur auf das Kriegsamt beziehen, von dem allein zwischen Kleon und Nikias die Rede war, und aus den andern beiden lässt sich doch höchstens entnehmen, dass Kleon kein besonders hohes Amt, das ihm überwiegende Bedeutung verschafft hätte, zu der betreffenden Zeit (427 und Sommer 425) bekleidete. Unbedingt kann dagegen der Ausführung S. 60 ff. beigestimmt werden, wo namentlich auf Grund von Eqq. 912 und 923 angenommen wird, dass Kleon seit dem Zuge nach Pylos in das Strategencollegium eingetreten war. Dass er diesem auch 424/423 angehörte, wird aus den Wolken v. 575—594 nachgewiesen, für den Feldzug nach Thracien im

Herbst 422 und das zwischenliegende Jahr aus inneren Gründen dasselbe angenommen. — Beachtung verdienen noch die Versuche des Verfassers im letzten Abschnitte (S. 64—81), eine Anzahl meist weniger bedeutender historischer Persönlichkeiten unter den Masken der fünf vor den Nikiasfrieden fallenden Komödien zu ermitteln.

Wilhelm Goetz, Der Hermokopidenprocess (Jahrb. für class. Philol., 8. Supplementband S. 538—581. Leipzig 1876).

Referent hat in dieser Schrift nichts der Beachtung Werthes entdecken können, was nicht bei den frühern Bearbeitern des Gegenstandes, in erster Linie bei Droysen, dann bei Steinbeck (Der Hermokopidenprocess. Programm von Bromberg 1864) eben so gut zu finden wäre. Wie der Verfasser die dankenswerthe Arbeit Steinbeck's für sich ausnutzt, wird eine Vergleichung von Seite 23 bis 26 dieser Schrift mit Seite 577—579 seiner Arbeit jedem zeigen können.

Heinrich Hahn, Einige Bemerkungen über den zweiten athenischen Seebund (Jahrb. für class. Philol. Band 113 S. 453 bis 474).

Die Bemerkungen Hahn's enthalten Verbesserungsvorschläge zu der Darstellung, welche der zweite athenische Seebund durch Busolt im 7. Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie gefunden hat. Zu solchen Correkturen giebt Busolt durch seine Neigung zu hypothetischen und nicht immer in sich harmonirenden Construktionen unleugbar manchmal Veranlassung, nur wird man die Verdienste, welche er sich theils durch vielfache Anregung zu tieferem Erfassen der Verhältnisse, theils unmittelbar durch bessere Feststellung des Thatbestandes um die Geschichte der ersten Jahrzehnte nach dem peloponnesischen Kriege erworben hat, doch erheblich höher veranschlagen müssen, als der Verfasser in seinen einleitenden Worten thut. — Von kleinen Berichtigungen abgesehen, möchte Referent namentlich dem beistimmen, was Hahn über die Verpflichtung zum Zahlen der *συντάξεις* (S. 455 ff.), dann über das Verhältniss der Thebaner zum Bunde (S. 457. 465. 467) gegen Busolt bemerkt. Der Nachweis, dass alle Theilnehmer am Bunde die *συντάξεις* zahlten, ist offenbar von Busolt nicht geführt und die einfachste Auslegung von Xen. Hell. VI, 2, 1 geht gewiss dahin, dass die Thebaner zum Zahlen nicht verpflich-

tet waren. In einer Beziehung geht Referent noch weiter als der Verfasser. Dieser scheint anzunehmen (S. 458. 459), dass wir durch die Thatsache der Erhebung von *συντάξεις* in Mitylene (Apollod. gegen Polykles § 53) und andern um das Jahr 356 abgefallenen Städten (Isokr. de pace § 36) vor die Alternative gestellt werden, entweder Busolt beizustimmen oder diesen Staaten die Stellung von Schiffen abzusprechen. Bei dem Bestreben der Athener, jeden Anschein von Zwang aus dem zweiten Seebunde fernzuhalten, möchte die Annahme doch vorzuziehen sein, dass es selbst den schwächsten Bundesgenossen — die nach dem Psephisma vom Jahre des Nausinikos ganz den Thebäern und Chiern gleichgestellt sein sollten (vgl. Schaefer De sociis Atheniensium Leipzig 1856 S. 4) — durchaus freigestanden habe, entweder Schiffe oder Geld zu geben, und dass gerade hierin ein wesentlicher Unterschied zwischen den *συντάξεις* und den *φόροι*, wie letztere sich im ersten Seebunde schliesslich entwickelt hatten, zu suchen sei. — Mit Recht leugnet der Verfasser, dass eine Verletzung der Grundsätze des Bundes durch die Thebaner nachweisbar sei (S. 467) und führt die Entfremdung derselben von Athen vielmehr auf die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Interessen zurück (S. 457. 467). Begründet dürfte auch sein, was er S. 466 über die mögliche Ausdehnung des Bundesgebiets in Thracien, sowie über die Frage, ob Naxos nach der Seeschlacht von 376 dem Bunde beitrat, gegen Busolt bemerkt. Mehr zur Unterstützung Busolt's ist Einiges zu Gunsten des vielgeschmähten Chares (S. 468. 472—474) und gegen Timotheos (S. 469—470) vorgebracht, was wenigstens Referent durchaus für richtig hält. Von sehr zweifelhaftem Werthe, jedenfalls nicht sicherer als Busolt's entgegenstehende Annahme, ist die Berechnung der Abgaben von Euböa, bei welcher ausser Acht gelassen ist, dass im fünften Jahrhundert die Steuerkraft der Insel durch massenhafte Landconfiscationen seitens der Athener sehr vermindert war. Gewiss mit Recht behauptet der Verfasser, dass bei Aufzeichnung der Bundesgenossen in die officielle Liste die chronologische Ordnung strenge eingehalten sei, auch muss man wohl mit ihm in der Bezeichnung *Κερκυραίων ὁ δῆμος* ein bestimmtes Anzeichen dafür sehen, dass zur Zeit der Eintragung dieses Namens auch eine oligarchisch regierte Gemeinde der Kerkyräer existirt habe; ob aber diese Eintragung nicht schon Ol. 101, 1 erfolgt, die bei Rangabé No. 382 im Jahre des Hippodamas Ol.

101, 2 erwähnte Gesandtschaft aber nach Besiegung der oligarchischen Faction abgesandt, dann die a. a. O. befohlene Eintragung als überflüssig unterlassen worden ist, bedarf wohl noch der Erwägung. — Die Nichtbetheiligung der athenischen Bundesgenossen an dem Abschluss des athenisch-lakedämonischen Bündnisses im Jahre 369 erklärt Referent sich anders als der Verfasser (S. 454. 455). Eine Absonderung der athenischen Politik von der des Synedrion's, wie sie hier statuirt wird, erscheint ihm angesichts der Thatsache, dass zwischen den Finanzmitteln der Bundesgenossen und Athen's bei den Kriegsrüstungen kein Unterschied gemacht, die athenische Flotte also mit aus dem Gelde der verbündeten Städte hergestellt wurde, undenkbar. Sollte man aber nicht zwischen Friedens- und Bündnissverhandlungen so unterscheiden, dass bei letzteren die Theilnahme der Bundesgenossen überflüssig war? Bei Friedensverhandlungen musste begreiflicher Weise jede verbündete Stadt mit schwören, damit ihre Bürger verpflichtet würden, sich der Feindseligkeiten zu enthalten; beim Abschlusse eines Bündnisses hatte der mit dem Seebunde paciscirende Staat in Folge der Einrichtung der Bundesfinanzen schon durch die Verpflichtung Athen's Garantie dafür, dass die Mittel des ganzen Bundes ihm zur Verfügung stehen würden, denn ein Recht der Bundesgenossen, die Beiträge zu weigern, weil ihnen die athenische Politik nicht gefiel, scheint doch nicht existirt zu haben. Diese vollkommen freie Disposition über die gemeinsamen Geldmittel und Streitkräfte, erkauft durch Einräumung der vollkommensten innern Selbstständigkeit jedes Bundesstaates, dürfte das Princip der athenischen Politik bei Stiftung des zweiten Seebundes gewesen sein.

Adelbert Hoeck, De rebus ab Atheniensibus in Thracia et in Ponto ab anno a. Chr. CCCLXXVIII usque ad annum CCCXXXVIII gestis. Inauguraldissertation von Kiel. 1876. 85 S.

Der Verfasser hat die zerstreuten Nachrichten über die Handelsbeziehungen der Athener zu den Pontusländern und die Kämpfe, welche sie zum Schutze ihres dahin führenden Seehandelsweges namentlich auf dem Chersones zu bestehen hatten, sorgfältig gesammelt und mit einem Apparat von Quellennachweisen versehen, der an Treue und Vollständigkeit kaum etwas zu wünschen übrig

lassen dürfte. Wenn seine Bearbeitung die bisherigen Darstellungen nirgends im Grossen umgestaltet hat, so dürfte sie doch in manchen Einzelheiten das Bild der Ereignisse etwas richtiger gezeichnet haben. Mit Recht bekämpft der Verfasser S. 22 die auf den ersten Blick bestechende Hypothese Busolt's (Der zweite athenische Bund S. 761 ff.) von einem grossen Zuge des Chabrias im Jahre 375, auf welchem alle Inseln und Küstenstädte des ägäischen Meeres, welche in der officiellen Liste der Mitglieder des zweiten Seebundes von Samothrake an bis Neapolis aufgezeichnet stehen, zum Beitritt gezwungen worden seien. Er weist nach, dass die Reihenfolge der ohne Zweifel chronologisch nach der Zeit der Aufnahme in den Bund eingetragenen Städte der Route nicht entspricht, welche Chabrias verfolgt haben soll, und dass nur die Zeit, in welcher diese Orte in den Bund traten, von Busolt richtiger, als von Schaefer (De sociis Atheniensium p. 18) bestimmt ist. — Dass in Folge des von Aristoteles dem Marathonier im Jahre des Nausinikos durchgebrachten Psephisma's unter anderm auch die athenische Zollstätte Chrysopolis an den früheren Besitzer Byzanz abgetreten worden sei, hatte schon Busolt (a. a. O. S. 687) vermuthet. Der Verfasser bringt jetzt in einem Fragment des Ephoros (Müller Frgm. hist. Gr. I p. 273) ein fast einem Beweise gleichkommendes Indicium für dieses zur richtigen Beurtheilung jenes Psephisma's nicht unwichtige Factum bei (Excurs I S. 42). — Dass Sestos und Krithote nicht, wie Busolt S. 809 annahm, als selbstständige Stadtgemeinden in den Bund aufgenommen wurden, macht der Verfasser durch das Fehlen von Krithote unter den Städten des Chersoneses in der von Kirchhoff in den Abhandlungen der Berliner Akademie a. d. Jahre 1876. Zweite Abtheilung S. 1 ff. herausgegebenen Inschrift höchst wahrscheinlich und deutet zugleich den Grund dieser Erscheinung an, indem er (S. 26—27) zeigt, dass der Ausdruck des Isokrates de permutat. § 113 ᾕρηκε κατὰ κράτος auf gewaltsame Erstürmung dieser Städte deutet (vgl. Hahn a. a. O. S. 463). Dass dagegen die Zeit der zweiten Eroberung von Sestos durch Chares vom Verfasser S. 49 der gewöhnlichen Ansicht zufolge auf Ol. 106, 4 bestimmt wird, hält Referent nicht für richtig. Seine entgegengesetzte Ansicht hat er in den Untersuchungen über die Quellen der griechischen und sicilischen Geschichten bei Diodor Buch XI—XVI S. 117 dargelegt. — Die scheinbar einander widersprechenden Angaben

des Aeschines und Demosthenes über die Ausschliessung des Kersobleptes vom philokrateischen Frieden hat der Verfasser S. 60 bis 61 nicht ungeschickt zu erläutern gesucht. — Die Einwände, welche gegen die Echtheit des bekannten Briefes von König Philipp an die Athener erhoben worden, bekämpft er, wie Referent meint, mit guten Gründen. — Zu beachten sind noch die Excurse III (S. 46) über die Lage des Ortes Embata, bei dem das Seetreffen zwischen Chares und den abgefallenen Bundesgenossen stattfand — der Verfasser entscheidet sich wohl mit Recht für die Lage bei Erythrä — und IV (S. 57) über die Städte des Chersones, wo die Scheidung zwischen dem (athenischen) *δῆμος ἐν Χεῤῥονήσῳ* und dem (selbstständigen) *δῆμος ὁ Χεῤῥονησιτῶν* dem Referenten vollkommen erwiesen scheint.

Ulrich Koehler, Die griechische Politik Dionysius des Aelteren. Mittheilungen des deutschen archäologischen Institutes in Athen. 1. Heft 1876. S. 1—26.

Die Beziehungen Dionysios des Aelteren zu den Staaten des eigentlichen Griechenland's kommen in den antiken Quellenschriftstellern nur in vereinzelten Notizen zur Sprache, zu deren tieferem Verständniss auch von der neueren Forschung bisher nichts Wesentliches geschehen war. Zum ersten Male versucht jetzt der Verfasser aus denselben wenigstens die Umrisse eines in sich zusammenhängenden Bildes herzustellen, wobei ihm zwei attische Inschriften, deren besseres Verständniss er selbst wesentlich gefördert hatte, den lückenhaften Stoff ein wenig ergänzten. Deutlich tritt die Stellung des Dionysios nur während der ersten Jahre seiner Regierung, dann zur Zeit des antalkidischen Friedens, endlich nach der Schlacht bei Leuktra, und zwar jedesmal in anderer Beleuchtung, hervor. In den ersten Jahren ist er der Schützling Sparta's. Der spartanische Gesandte Aristos hilft ihm in schmachvoller Weise die Umtriebe seiner Gegner entdecken, Dionys stattet seinen Dank dafür ab, indem er die Messenier, welche sich in seinen Schutz begeben hatten, aus den ihnen schon angewiesenen Wohnsitzen in dem sicilischen Messene anderswohin verpflanzt. Mit Lysander steht er in gutem Vernehmen. Treffend vergleicht der Verfasser seine Stellung mit der, die einst Hippias gegenüber den Spartanern gehabt hatte. In der zweiten Epoche ist mit seiner Macht auch seine Selbstständigkeit gewachsen. Die

Gegner Sparta's halten es für möglich, ihn zu sich herüber zu ziehen. Für irgend einen Gefallen, welchen er den Athenern erwiesen hat, wird Ol. 96, 3 ihm und seinem Hause ein Dankdekret zu Theil, worin er als *ἄρχων Σικελίας* bezeichnet wird. Dem Dekret folgt, wahrscheinlich im selben Jahr, eine Gesandtschaft, durch welche Konon eine Verbindung zwischen den seemächtigen Königen griechischer Abkunft im Osten und Westen, Euagoras und Dionys, herzustellen sucht. Dieselbe führte zu keinem positiven Resultat; dass sie, wie die Athener behaupteten, die Absendung von Hülfe an Sparta verhindert habe, bezweifelt der Verfasser S. 9 und sieht gewiss mit Recht eine wahrscheinlichere Ursache dieser Zurückhaltung des Tyrannen in seinen noch fortdauernden Kämpfen gegen die Karthager. Auf die Dauer war seine Feindschaft jedenfalls nicht fernzuhalten. Als die Entscheidung des korinthischen Krieges sich näherte, schloss ein syrakusanisches Geschwader von 20 Schiffen sich den Spartanern an. Schwach wie die Streitkräfte auf beiden Seiten waren, gab diese Hülfe den Ausschlag vielleicht ebenso sehr wie das Machtgebot des Grosskönigs. Es war das bedeutendste Eingreifen des Dionys in griechische Politik. Was ihn zu diesem Heraustreten aus seiner sicilischen Machtsphäre veranlasste, war, wie der Verfasser mit Recht betont, gewiss nicht so sehr sein unruhiger Ehrgeiz, wie die natürliche Abneigung gegen das demokratische und nach Seemacht strebende Athen und der Wunsch, gegen die Erregung der öffentlichen Meinung, welche in Griechenland über das Schicksal der italischen Pflanzstädte zu Tage getreten war (so bei der Olympienfeier 388), in Sparta ein Gegengewicht zu finden (S. 9. 10. 21). — Erst nach einem Zeitraum von 15 Jahren begegnen wir dem Dionys wieder als Bundesgenossen Sparta's; aber diesmal ist die Hülfe gering, sie fällt den Athenern in die Hände und ein Ersatz für dieselbe erscheint nicht. Der Verfasser wirft die Frage auf, ob auch eine Erkaltung der Beziehungen zwischen den beiden Mächten stattgefunden habe. Es dürfte sich, wie er S. 11 bemerkt, dafür anführen lassen, dass die Spartaner, allerdings schon längere Zeit vorher, nach Diodor XV, 13 um das Jahr 385 v. Chr., den von Dionys' Verbündeten, den Illyrern, zu Boden geschlagenen Epiroten Hülfe gewährt hatten. Andererseits ist zu bedenken, dass Diodor, wahrscheinlich dem Ephoros folgend, das der Freiheit Griechenland's gefährliche Einverständniss zwischen dem

Tyrannen und Sparta XV, 23 um das Jahr 380 erwähnt. Die Vermuthung dürfte nahe liegen, dass Dionys das freundschaftliche Verhältniss mit Sparta beibehielt, aber, weil er sich in Verfolgung seiner Plane an der epirotischen Küste durch seinen Verbündeten gehindert sah, eine Schwächung desselben zu verhindern sich nicht berufen fand. Als Sparta bei Leuktra tiefer niedergeschlagen war, als Jemand hatte ahnen können, trat er wieder eifriger für dasselbe ein, seine Truppen kamen schon 370/69 auf den Isthmos, und nach dem Misslingen des Congresses in Delphi sandte er ein zweites Hülfscorps (Xen. Hell. VII, 1, 27). — Den Friedenscongress in Delphi aber weist der Verfasser ganz besonders als das Werk des Dionys nach mit Hülfe der Inschrift, welche er S. 13 giebt (C. I. Att. II, 51). Dass, wie der Verfasser S. 15 ausführt, die Gesandtschaft des Dionys *περὶ [τῆς] ο[ἰκ]οδομ[ίας τοῦ νε]ὼ καὶ τῆς εἰρήνης* diese Friedensverhandlungen in Delphi zu Stande bringen sollte, dass mit der *βασ]ιλέως εἰ[ρή]νη, ἣν ἐποιήσα[ντο Ἀθηναῖοι] καὶ Λακεδαιμόνιοι καὶ [οἱ ἄλλοι Ἕλληνες]* der im Jahre 371 erneuerte antalkidische Friede, dem die Thebaner nicht hatten beitreten wollen, gemeint und daher in diesen Worten die scharf antithebanische Stellung der Athener wie des Dionys ausgesprochen ist, wird wohl kaum in Zweifel gezogen werden. Gewiss hat der Verfasser Recht, dass neben den Persern, die man zur Rettung Sparta's meist auf den Frieden hinwirken lässt, dem Dionys eine wichtige, vielleicht die bedeutendste Stellung bei diesen Verhandlungen angewiesen werden müsse. Interessant und überzeugend ist, was der Verfasser S. 16—17 aus der genannten Urkunde, aus den Friedensverhandlungen von 371 (Xen. Hell. VI, 4 Anf.) und den Verträgen bei Thuk. IV, 118 und V, 18 über eine hergebrachtermaassen den Friedensverträgen einverleibte Clausel über den Schutz und die Förderung des delphischen Heiligthums ermittelt, die man danach nicht mehr aus einem in besonderen Fällen geübten delphischen Einfluss ableiten darf. — Dagegen kann Referent nicht ganz mit den Ansichten des Verfassers über die geschäftliche Behandlung der Botschaft des Dionys übereinstimmen (S. 18—19). Die vom Verfasser verworfene Ansicht Busolt's, dass der Volksversammlung zwei Gutachten, eins von der *βουλή* und eins vom *συνέδριον*, vorgelegt wurden, scheint ihm doch die richtige zu sein. Schwerlich konnte es in der Leitung athenischer Politik die Regel sein, dass eine aus lauter nichtathenischen

Abgeordneten bestehende Versammlnng, wie das Synedrion war, statt des Rathes mit der Ausarbeitung der Vorlagen für die athenische Volksversammlung betraut wurde. Bei der Centralisation, welche wir in der Leitung des Finanz- und Kriegswesens im zweiten Seebunde finden, dürfen wir wohl voraussetzen, dass der athenische Rath auch das Steuerruder der Politik fest in der Hand behalten hat. Ausnahmsweise mag, wenn Uebereinstimmung der beiden Räthe von vornherein feststand, die Abgabe des Gutachtens in der von Koehler angenommenen Weise übertragen worden sein und dies können wir für den vorliegenden Fall annehmen, möglich aber ist es auch, dass die Erstattung des Gutachtens der *βουλή* in den verlorenen Zeilen der Inschrift erwähnt war oder als selbstverständlich unerwähnt blieb.

Zum Schluss behandelt der Verfasser noch das nach dem Scheitern des Friedenscongresses zwischen einem Dionysios und Athen abgeschlossene Defensivbündniss, von welchem uns Fragmente erhalten sind. Er weist dasselbe überzeugend dem älteren Dionys zu und sieht gewiss mit Recht in demselben eine neue Wendung der syrakusischen Politik angedeutet, welche aus der Ansicht hervorging, dass nach Sparta's schwerem Fall von allen griechischen Staaten Athen allein noch lebenskräftig genug sei, um Theben das Gegengewicht zu halten. Folgen von irgend welcher Bedeutung hat das Bündniss nicht gehabt, weil kurz nach dem Abschluss desselben der Tod den Beherrscher von Syrakus aus seinem grossartigen Wirken abrief.

Urwalek, Philipp II. von Makedonien und Alexander der Grosse in ihren Beziehungen zu Griechenland und insbesondere zu Sparta. Jahresbericht des niederösterreichischen Landes-Realgymnasiums und der Gewerbeschule in Stockerau 1876. Selbstverlag des Realgymnasiums. 34 S.

Ein Haufe von Notizen und Sentenzen, theilweise ganz verworren (man vgl. S. 13 und 14). Die Schrift würde keine Erwähnung verdienen, wäre es nicht an der Zeit, an diesem und ähnlichen Beispielen hervorzuheben, welche Früchte das massenhafte Programmschreiben im Bereiche deutscher Wissenschaft getragen hat.

R. Ekhart, Die politischen Beziehungen Persien's zu den griechischen Staaten bis zum antalkidischen Frieden (387 v. Chr.). Programm des kgl. städtischen Realgymnasiums und der Ober-Realschule in Elbogen 1874. 42 S.

Verständlich, aber oberflächlich.

IV. Periode von 338 bis 146 v. Chr.

Th. Zolling, Alexander's des Grossen Feldzug in Centralasien. Eine Quellenstudie. 2. Auflage. Leipzig 1875. 113 S.

Der Verfasser bietet weniger eine zusammenhängende Geschichte, als einen Versuch, das Itinerar Alexander's nach Ort und Zeit möglichst festzustellen. Einem solchen Unternehmen kann man nur allen Erfolg wünschen; leider ist aber gegen die Art, wie der Verfasser dasselbe angegriffen hat, manches einzuwenden. Umfassendes Studium moderner Reiseberichte kann man ihm zwar nicht absprechen, aber dass es mit seiner Quellenkunde und Quellenkritik ausserordentlich schwach bestellt ist, kann keinem verborgen bleiben, der den zusammengestoppelten Haufen von einigen wesentlichen und noch mehr unwesentlichen Notizen über Quellenschriften S. 16 Anm. durchgesehen hat, in welchem — was als Curiosität bemerkt werden möge — Fragmente griechischer Historiker mit den einleitenden Worten der lateinischen Uebersetzung Carl Müller's citirt werden. Aus dieser Notizensammlung soll nach der Ansicht des Verfassers (S. 17 Anm.) hervorgehen, dass die Aufzeichnungen Aristobul's und Ptolemäos' namentlich von Arrian benutzt wurden. Dass Arrian diese beiden Schriftsteller selbst als seine Hauptquellen nennt (I, 1), diese grundlegende Thatsache aller kritischen Forschung über den Alexanderzug, wird nicht bemerkt. Dass Plutarch die Briefe Alexander's, welche zweifelhafter Natur seien, benutzt habe, soll beweisen, wie viel weniger kritisch er war, als Arrian. Die Form dieses Schlusses ist jedenfalls unzulässig, aber auch das Fundament desselben, die Zweifel an der Autorität der Briefe, dürfte der Verfasser kaum gehörig zu begründen im Stande sein. Dass neben den romanhaften Nachrichten im Curtius sich manches brauchbare Material für die Geschichtsschreibung findet, soll dem Verfasser nicht abgestritten werden, aber sehr bedenklich ist es doch wenn er mit einem Zeugniss des Curtius den Arrian corrigiren will, obgleich ein förmlicher Widerspruch zwischen beiden bei näherer Untersuchung kaum gefunden werden dürfte. Als subjectiven Eclecticismus kann Referent es auch nur bezeichnen, wenn S. 31 Diodor's Zahlenangaben ohne irgend einen Grund für »sehr verständig und ohne Zweifel

aus den besten Quellen geschöpft« angesehen werden und wenn derselbe Schriftsteller S. 54 das Zeugniss bekommt, dass er über die Kämpfe mit den Uxiern seine Quellen gewandt excerpirt habe. Deutlich tritt die Unsicherheit des Verfassers in der Kritik besonders auch darin zu Tage, dass er als die richtige Zahl für die Stärke des persischen Heeres bei Arbela 645,000 Mann annimmt, obgleich diese Angabe sich in keiner Quelle, sondern nur als Conjektur in einer alten Ausgabe des Curtius findet. Mindestens sehr missverständlich ist endlich die Bemerkung S. 19, das Aristobulfragment No. 11 weise auf eine wichtige Stelle bei Arrian (VI, 11) hin, da es aus dieser Stelle entnommen ist.

Trotz der hier so deutlich hervortretenden Unsicherheit in Behandlung des historischen Stoffes wagt der Verfasser sich doch mit sehr zuversichtlichen Urtheilen über Persönlichkeiten und Verhältnisse hervor. Am schlimmsten ist in dieser Beziehung, was S. 7—10 über Darius' wie über Alexander's Kriegführung gesagt wird. Die einfache Thatsache, dass die Auflösung der persischen Flotte nur durch die so sehr getadelten Umwege Alexander's erreicht wurde, ist dabei unbeachtet geblieben.

Sehen wir von diesen wenig geglückten historischen Partien der Schrift ab, um die Bemühungen des Verfassers für Feststellung der Oertlichkeiten und Zeiten des Alexanderzuges zu betrachten, so wird ihm einiges Verdienst nicht abzusprechen sein. Die Bestimmung der Route durch Syrien freilich (S. 4) zeigt den Fehler, welcher dem Verfasser besonders eigenthümlich ist, Willkür im Bestimmen solcher Dinge, die wegen des mangelhaften Zustandes der Ueberlieferung einmal nicht bestimmt werden können. Aber für Feststellung der Route durch Assyrien, Babylonien und Susiana bis Susa hat der Verfasser doch zusammengebracht, was zu erhalten war, seine Erklärung der verschiedenen Angaben über die Flucht des Darius namentlich verdienen Beachtung (S. 31—36). Weiterhin gruppirt sich die Forschung des Verfassers einerseits um die Kämpfe mit den Uxiern und in den persischen Pässen (S. 45—71), andererseits um die Verfolgung des Darius, mit dessen Tod er schliesst (S. 74—113). Eindringendes Studium ist in beiden Fällen unbedingt anzuerkennen; dass die Resultate für den uxisch-persischen Feldzug aber die richtigen seien, kann Referent nicht einräumen. Der Verfasser begeht hier mehrere Fehler. Erstens verlässt er sich zu sehr auf die Karten, welche ihm zu Ge-

bote standen, ohne zu bedenken, dass grosse Stücke auf denselben auf ganz oberflächlicher Erkundigung oder gar auf Vermuthung der Reisenden beruhen. Zweitens vergisst er, dass er selbst die Zeit des Feldzuges richtig auf den Winter (Ende November 331 bis Januar 330) bestimmt hat (S. 41 ff.) und um diese Jahreszeit die vielen von ihm aufgerechneten Wege fast alle durch Schnee ungangbar gemacht waren. Drittens construirt er sich die Gefechte nach willkürlicher Auswahl der Quellen, ohne Beachtung der Eigenthümlichkeiten letzterer und mit Ausmalung von Einzelheiten, die wir nicht wissen können (so ganz besonders S. 56 ff.). Zum Theil wird sein Ausdruck dabei sehr unklar (so u. a. S. 57, dann S. 69 Zeile 4). — Die Ansicht des Verfassers, wie er sie S. 68 ff. entwickelt, geht nun dahin, dass der Eingang zum Uxierlande, den Alexander im ersten Anlaufe nahm, der Pass zwischen Ram Hormuz und Bebehan, die *στενά* aber, welche mit Krateros' Hülfe genommen seien, die Enge von Kala Sefid sei. Die persischen Thore — denn die Benennung Pylae Susides verwirft er — sucht er, wie sein unklarer Ausdruck lautet, auch am Kala Sefid, aber nördlich davon oder am Rustemi Luren, südöstlich von Mayn, im Districte Ramgard. — Gegen die Ansetzung des zuerst genannten Passes scheint dem Referenten zu sprechen, dass ein eigentlicher Pass zwischen Ram Hormuz und Bebehan gar nicht besteht, soviel uns denn die Gegend bekannt ist, und dass jedenfalls dieser sogenannte Pass nicht als der Eingang in ein Gebirgsland angesehen werden kann, da die Gegend hinter dem Passe ganz von derselben Beschaffenheit wie vor demselben zu sein scheint. Gegen die Identificirung der persischen Pässe (susischen nach Curtius) mit den Wegen, die sich in der Gegend zwischen Kala Sefid und Mayn nachweisen lassen, dürfte vor allem der vom Verfasser nicht hinlänglich beachtete Umstand sprechen, dass nach Aussage des gefangenen Lykier's (Curt. V, 3, 23) der Pass, um dessen Eroberung es sich handelte, der einzige Eingang nach Persien war, wenn man nicht den Umweg über Medien einschlagen wollte. Danach muss dieser Pass durchaus der bequemste von allen den Wegen sein, die von Südwesten über das Gebirge nach Persepolis führen. Als solcher tritt aber in den Reiseberichten ohne Frage der Weg von Shiraz hervor (man vgl. die vortreffliche Zusammenstellung von Mützell in seiner Ausgabe des Curtius Bd. I S. 421 ff.). Dieser wird nur darum meist nicht als der von Alexander einge-

schlagene angesehen, weil die Hindernisse auf demselben nicht so gross sind, wie sie in den Berichten der alten Schriftsteller von dem Kampfe Alexander's hervortreten. Da möchte Referent denn aber doch sehr glauben, dass seitens der Makedonier diese Hindernisse übertrieben worden seien, um den Sieg, welchen die Perser hier in ihrem letzten verzweifelten Kampfe erfochten, als weniger gross erscheinen zu lassen. Nimmt man diese Erklärung an, so wird man den Weg über Bebehan und Kala Sefid als den von Parmenion eingeschlagenen ansehen müssen; dieser scheint überhaupt der gangbarste Weg von Susa nach Persepolis gewesen zu sein, wie ihn denn noch Timur verfolgte (vgl. Zolling S. 70). Alexander aber dürfte von Mal Amir, wo man das Centrum des Uxierlandes zu suchen hat, durch eins der Längenthäler des Gebirgs (solcher Thäler, wie es scheint, passirbar, weist eine dem Verfasser zur Verfügung stehende noch nicht publicirte Karte von Persis von H. Kiepert nach den Mittheilungen von Prof. Hausknecht mehrere auf) nach Shiraz gelangt sein.

Der letzte Theil der Forschungen des Verfassers, wo er die Verfolgung des Darius behandelt, scheint dem Referenten (von einigen weniger überlegten Bemerkungen, wie S. 77 unten, abgesehen) als sorgfältig gearbeitet anerkannt werden zu müssen. Genauere Erkundung der Oertlichkeit freilich thut hier wie in Persis noch sehr noth.

R. Schubert, Der vierjährige Krieg. Hermes X, S. 111—116.

Derselbe, Das Archontat des Diokles. Hermes X, S. 447 bis 450.

Der Verfasser bekämpft die von Droysen in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft Band III S. 161—170 aufgestellte Ansicht, der im Ehrendekret für Demochares in den vitae X oratorum (Plut. Mor. ed. Reiske IX S. 382) erwähnte vierjährige Krieg müsse in die Jahre 297—294 v. Chr. gesetzt werden und mit den *καταλύσαντες τὸν δῆμον*, von welchen Demochares nach der Angabe des Dekrets vertrieben worden war, seien Lachares und seine Partei, nicht Demetrios Poliorketes, der Förderer der Demokratie, gemeint, Demochares habe also zweimal das Schicksal der Verbannung erlitten, einmal durch Demetrios (Plut. Dem. 24), dann durch Lachares. Der Verfasser sieht dagegen in dem vierjährigen Kriege die Kämpfe, welche die Athener von 306/5 bis 302 v. Chr.

mit Demetrios' Hülfe gegen Kassander zu bestehen hatten, leugnet die zweite Verbannung des Demochares und meint, dass die Bezeichnung als *καταλύσαντες τὸν δῆμον* allerdings auf Demetrios und seine Anhänger gepasst habe, weil die Herstellung der Demokratie nur ein Name, die tyrannische Herrschaft Thatsache gewesen sei. Bei der Lückenhaftigkeit unserer Kunde von den Ereignissen jener Zeit wird eine Entscheidung zwischen diesen zwei Ansichten vorläufig kaum möglich sein. Die des Verfassers empfiehlt sich dadurch, dass sie die verschiedenen Gesandtschaften des Demochares in einen guten Zusammenhang bringt und dass sie die Anordnung der Ereignisse beibehält, welche das Dekret giebt. Bedenken erregt jedoch die Erklärung von *ἀνθ' ὧν ἐξέπεσε* (S. 113), denn mag dieser Ausdruck allein auf das Bündniss mit den Böotern oder auf das ganze vorher erwähnte Wirken des Demochares sich beziehen, so tritt doch in allem, was über dieses Wirken angeführt wird, gar nichts hervor, was gegen den Demetrios gerichtet gewesen sein könnte; bedenklich erscheint es auch, dass die Unterwerfung Athen's unter Demetrios schon in das Jahr 297 gesetzt wird (S. 116) und dass nach dieser Unterwerfung der Demos sich in Eleusis festgesetzt haben soll, welches dem Demetrios gerade als Ausgangspunkt für seinen Angriff auf die Stadt gedient hatte (Plut. Dem. 33). Die Erklärung der Worte *ταῦτα ἑλέσθαι* ist gewiss richtiger als die von Droysen gegebene, die Annahme, dass König Philipp sich in Elatea nicht als Eroberer, sondern als Flüchtling befunden habe, verdient mindestens Beachtung. Ein für Schubert sprechendes Indicium führt Reuss: Hieronymus von Kardia S. 176 an, entscheidend dürfte aber auch dies nicht sein. — In Consequenz seiner Ansicht musste der Verfasser das Archontat des Diokles, in welchem Demochares zurückkehrte, von 287/6, wohin Droysen es setzte, heraufrücken. Die Lückenhaftigkeit der Liste des Dionys. Hal. de Dinarcho 9 ermöglicht ihm dies, ohne dass man die gegentheilige Ansicht als widerlegt bezeichnen könnte.

V. Specialgeschichten einzelner Staaten und Städte.

E. Curtius, Studien zur Geschichte von Korinth. Hermes X, S. 215—243.

Gewiss mit Recht betont der Verfasser in seinen einleitenden Worten die Wichtigkeit, welche die Erforschung des individuellen

Lebens der Einzelstaaten für die griechische Geschichte habe und verlangt insbesondere eingehende Berücksichtigung Korinth's, da dieser Staat auf Colonialwesen, Finanzwirthschaft, Pflege von Kunst und Industrie, sowie auf die Leitung der Politik des Peloponeses vielfach anregend und mehrfach bahnbrechend eingewirkt habe, in der historischen Ueberlieferung aber zu sehr hinter mächtigeren Rivalen im Schatten getreten sei. Durch scharfsinniges, zum Theil freilich auch gewagtes Combiniren einzelner Notizen und Beobachtungen sucht er sodann zur Erfüllung des von ihm gestellten Verlangens beizutragen. — Phönikische Einwirkung hat nach seiner Ansicht zuerst dem korinthischen Wesen seine Bahn gewiesen. Aus allgemeinen Gründen und nach den im »Peloponnesos« des Verfassers Bd. II S. 590 Anm. 75 gegebenen Indicien wird man dies für wahrscheinlich halten müssen; die zwei Beispiele von kaufmännischem Wesen der Korinther aber, welche der Verfasser S. 216 giebt, kann Referent nicht als zutreffend ansehen: die Geschichte von dem schimpflichen Handel des Periander bei Herodot III, 48 dürfte aus mehr als einem Grunde für eine spätere Erfindung zu halten sein, den Zins aber, welchen die Athener nach Herodot VI, 89 für die ihnen überlassenen Trieren zahlen mussten, hat man gewiss als eine zum Zweck der Constatirung des Eigenthumsrechtes auferlegte Recognition anzusehen, in welcher specifisch kaufmännischer Geist nicht zu erkennen ist. — Aus dem 8. Jahrhundert haben wir sodann nach Curtius' Ansicht über Korinth so mannigfaltige und wohlbezeugte Kunde, wie von keiner Griechenstadt, und zwar durch die Fragmente des Epikers Eumelos, aus denen hervorgehen soll, wie weit zu seiner Zeit der Gesichtskreis und die Thätigkeit der Korinther sich schon erweitert habe. Der etwas schwebende Ausdruck des Verfassers lässt es nicht ganz klar werden, welche Tragweite er diesen Schlussfolgerungen aus den von der Dichtung gesponnenen Fäden auf Beziehungen der Staaten zu einander geben will; jedenfalls erscheint es dem Referenten unstatthaft, aus der Bevorzugung gewisser Sagenstoffe durch den freischaltenden und auswählenden Dichter etwas über die Thätigkeit der Korinther zu entnehmen. Wie sehr würden wir fehl gehen, wollten wir aus dem Verpflanzen des Roland, des Wilhelm von Orange, der Artusritter in deutsche Sagenkreise auf die Thätigkeit der Deutschen in Südfrankreich, Bretagne oder bei den Briten nördlich des Canals Schlüsse ziehen.

— So richtig und für die Geschichte griechischer Colonieanlage werthvoll ferner die Beobachtung ist, dass in einer Reihe von Fällen Spuren der Euböer, namentlich der Chalkidier, auf den Handelswegen der Korinther sich finden, so wenig kann Referent doch der von Curtius für diese Erscheinung gegebenen Erklärung beistimmen, die Chalkidier seien die Lehrmeister und Handelsfreunde der Korinther gewesen. Die kategorische Erklärung, Gründungen, wie die von Potidaia und Olynthos könne man sich nicht anders vorstellen, als dass sie in gegenseitigem Einverständnisse vollzogen seien, kann jedenfalls selbst dann nicht als Beweis gelten, wenn wir statt des wohl aus Versehen hier genannten, bis 479 ungriechischen Olynth die benachbarten chalkidischen Städte einsetzen, und dass Korinth mit Chalkis durch gemeinsame Pflege der hesiodischen Poesie und durch den Anschluss an das delphische Orakel verbunden war, lässt sich sehr wohl mit der Annahme vereinigen, dass beide als Rivalen dieselben Meerstrassen befuhren und sich derselben Stationen zu bemächtigen suchten. Dass die eretrische Niederlassung auf Kerkyra durch den Korinther Chersikrates, die euböische in Thronion an den keraunischen Bergen durch die Apolloniaten gewaltsam verdrängt wurde, steht fest (Plut. quaest. Graecae 11. Paus. V, 22, 4); es dürfte nahe liegen, dasselbe feindselige Verhältniss für Chalkis am Euenos — wenn dasselbe jemals chalkidisch war — und für Potidäa anzunehmen, wie es in Sicilien zwischen den chalkidischen Gründungen und Syrakus unzweifelhaft bestand. — Aber wenn wir auch an jener alten Freundschaft zwischen Chalkis und Korinth zweifeln, so brauchen wir darum wohl nicht die Annahme des Verfassers zu verwerfen, dass im lelantischen Kriege die beiden Staaten verbündet waren. Die Ansetzung dieses Krieges um den Schluss des 8. Jahrhunderts, für welche sich der Verfasser entscheidet, ist gewiss von allen die wahrscheinlichste und die gerade um diese Zeit erfolgte Sendung des Ameinokles nach Samos hebt er gewiss mit Recht als ein Zeichen hervor, an welchem die Parteistellung Korinth's in diesem Kampfe, dem es nach Thuk. I, 15, 3 schwerlich fern blieb, zu erkennen ist. Hinlänglichen Grund zur Feindschaft gegen Eretria gab jedenfalls der Streit um Kerkyra, auch wenn man die Verdrängung der Eretrier nicht mit dem Verfasser (S. 223) in Folge des Krieges, sondern, was zu seiner eigenen Zeitbestimmung S. 221 auch besser passen dürfte, vor demselben

geschehen lässt. — In trefflicher Weise zieht der Verfasser zur weiteren Erläuterung der geschichtlichen Entwicklung die Verhältnisse des korinthischen Münzwesens heran. Die altüberlieferte Routine des korinthischen Handels spiegelt sich hier wieder in der Festigkeit, mit welcher die einmal angenommene Prägung von Gold- und Silbermünzen auf gleichen Fuss die Jahrhunderte hindurch beibehalten wird, die politische Parteistellung drückt sich in dem Anschluss an den samischen, dem Gegensatz gegen den äginetischen Münzfuss aus (S. 226), die Ausdehnung des Handels äussert sich in der Ausbreitung der korinthischen Drachme in Achaia und den Städten Unteritalien's (S. 228), die feste Zusammenfassung des Colonialgebiets in dem ausschliesslichen Gebrauch korinthischer Münze, dem Fehlen jedes Münzrechts der Colonien in älterer Zeit, die Erschütterung der Thalassokratie im Westen in dem Uebertritt von Kerkyra zum äginetischen System im Laufe des sechsten Jahrhunderts (S. 234). In wenigen Zügen wird dabei ausgeführt, wie die leitenden Ideen des korinthischen Staatswesens im Osten zum freundschaftlichen Einverständniss mit Athen gegen den gebornen Nebenbuhler Aegina — eine Aeusserung dieses Einvernehmens möchte Referent auch in dem Uebertritt Athen's vom äginetischen zum euböischen Münzfuss unter Solon erblicken — im Westen zum strengen Niederhalten der Colonien namentlich durch die Vasallenfürsten der korinthischen Tyrannis und zur Herstellung eines geschickt angelegten Communicationssystems durch das Colonialgebiet führten (S. 231) und wie der Abfall Kerkyra's auch die Bildung eines eigenen Seegebiets nach sich zog (S. 218. 234). — Nicht ganz so überzeugend sind dem Referenten die Ausführungen über die innern Zustände Korinth's und seiner Colonien gewesen. In welche Zeit Pheidon's Satzungen fielen und wie lange sie Bestand hatten, wissen wir doch nicht, fest steht daher nur durch die Zahl von acht Phylen die Zurückdrängung des dorischen Charakters und durch die mit Recht (S. 227) stark betonte Notiz über die Unterhaltung der Kriegspferde von dem Vermögen der Wittwen und Waisen das Vorhandensein timokratischer Einrichtungen. Ob die Aristokratie daneben noch solchen Einfluss behauptete, wie der Verfasser annimmt (S. 227. 228. 232), möge dahin gestellt bleiben. — Vortrefflich hat der Verfasser nach der Ueberzeugung des Referenten dem bekannten Synoikismos der Lokrer in Naupaktos, von welchem die in Galaxidi aufgefundene,

von Oikonomides 1869, von Vischer im Rhein. Museum 1871 herausgegebene Inschrift berichtet, seine Stelle unter den Thatsachen angewiesen, in welchen sich die Wendung der korinthischen Politik gegen das übermächtig hervortretende Athen zeigt. Gewiss spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass wir diese Colonieanlage kurz vor 455 v. Chr. zu setzen und in der Eroberung von Naupaktos durch Tolmides und der Unterwerfung des opuntischen Lokris die Antwort Athen's zu sehen haben. — Ob die lokrischen Didrachmen mit korinthischem Gepräge wirklich von dieser Ansiedlung herrühren, wie der Verfasser meint (S. 240), ob er mit Recht die sogenannten Wappenmünzen nach Euböa verweist (S. 225), endlich ob seine Vermuthungen über den Ursprung späterer Abarten korinthischer Münzen (S. 242—243) Beifall verdienen, wird wohl noch weiterer Erwägung vorbehalten bleiben müssen.

Woldemar Grüner, Korinth's Verfassung und Geschichte mit besonderer Berücksichtigung seiner Politik während der Pentekontaetie. Inauguraldissertation von Leipzig s. a. 49 S.

Durch Zusammenstellen des Materials mag diese Arbeit einigen Nutzen schaffen; dass sie unsere Kunde von Korinth's Geschichte irgendwie bereicherte, wird man kaum behaupten können. Die Verfassung der Stadt nach dem Sturze der Kypseliden hält der Verfasser für eine Timokratie »oder, was wenigstens [?] dasselbe, eine Plutokratie«, zur Zeit des peloponnesischen Krieges ist sie, wie er meint, mit demokratischen Elementen versetzt gewesen. Es wird bei der Beschaffenheit des uns vorliegenden Materials kaum möglich sein, hierüber zu einer Entscheidung zu gelangen. Die vom Verfasser angeführte Stelle des Aristoteles Pol. VI, 4, 3 (bei Bekker VII, 7 S. 188 Z. 15) kann jedenfalls gar nicht in Betracht kommen.

VI. Untersuchungen über die Quellen griechischer Historiker.

Carl Jacoby, Ktesias und Diodor, eine Quellenuntersuchung von Diodor B. II, Cap. 1—34. Rhein. Mus. N. F. XXX. S. 555—615.

Der Stoff dieser Untersuchung liegt zwar ausserhalb der Grenzen griechischer Geschichte, dennoch muss dieselbe als ein

wesentlicher Beitrag zur Ermittelung der Quellenverhältnisse Diodor's hier Beachtung finden. Der Verfasser hat überzeugend nachgewiesen, dass die bisher sehr verbreitete Ansicht, Diodor habe die assyrischen und medischen Geschichten des zweiten Buches aus Ktesias geschöpft, aus oberflächlicher Behandlung der Frage hervorgegangen war und die Quelle wegen vielfacher zum Theil wörtlicher Anklänge an Curtius Rufus und das siebzehnte Buch Diodor's frühestens in die Zeit Alexander's gesetzt werden kann. Wenn er dieselbe nun aber mit Bestimmtheit in Klitarch's Geschichte des Alexanderzuges zu finden meint, von welcher einzelne Theile der assyrischen, medischen, indischen, skythischen, arabischen Geschichte gewidmet gewesen seien, so erheben sich dagegen Bedenken. Einmal dürfte es nicht gerade sehr wahrscheinlich sein, dass Diodor sich die für seinen Zweck passenden Stücke orientalischer Geschichte aus einem Werke, wo dieselben doch gewiss nicht so wie er sie brauchte unmittelbar neben einander standen, zusammensuchte und zurecht stutzte, sodann zeugt die Uebereinstimmung in der Beschreibung des todten Meeres zwischen II, 48, wo auch nach der Ansicht des Verfassers dieselbe Quelle wie II, 1—34 zu Grunde liegt, und XIX, 98 bestimmt für einen noch späteren Verfasser als Klitarch. Denn dass XIX, 98 direct oder indirect Hieronymos von Kardia vorliegt, dürfte kaum bezweifelt werden können; dieser aber schrieb gewiss erst nach Klitarch und hat die Beschreibung jenes Meeres, über welches er als Aufseher gesetzt war, gewiss nicht von einem andern Verfasser übernommen. Durch wen seine Nachrichten aber dem Diodor im zweiten Buche vermittelt wurden, darüber wagt Referent vorläufig noch keine Vermuthung. Es ist eben eine durchstechende Eigenthümlichkeit der Quellenforschung, welche sich mit griechischen Verfassern aus der Zeit Alexander's und den folgenden Jahrhunderten beschäftigt, dass auch, wo die Urquelle einer Nachricht mit Sicherheit oder Bestimmtheit ermittelt ist, doch die Frage, durch wie viele und welche Medien dieselbe zu uns gelangt ist, bei dem Verlust der meisten Autoren nicht beantwortet werden kann. Trotz dieser Beschränkung der Resultate des Verfassers muss aber der Fortschritt zu richtigerer Erkenntniss der Quellen Diodor's, welcher durch seine Arbeit gegeben ist, entschieden anerkannt werden. Rühmende Anerkennung verdient noch die — in unserer Zeit bei wissenschaftlichen Abhandlungen so oft ver-

nachlässigte — Klarheit und Durchsichtigkeit der Fassung, welche er seiner Untersuchung gegeben hat.

Heinrich Begemann, Quaestiones Soloneae specimen I. Inauguraldissertation von Göttingen 1875. 4. 30 S.

Die ebenso schwierige als wichtige Frage nach der Zusammensetzung der plutarchischen Biographie Solon's hatte zuletzt Prinz (De Solonis Plutarchei fontibus. Bonn 1867) gründlich behandelt und die wesentlich in Betracht kommenden Quellenschriftsteller im Allgemeinen nachgewiesen. Begemann nimmt jetzt die Arbeit seines Vorgängers so auf, dass er zuerst (S. 1–5) die allgemeinen Gesichtspunkte feststellt, dann (S. 5—30) nicht wie Prinz die Spuren jedes in Frage kommenden Schriftstellers durch die ganze vita verfolgt, sondern Capitel für Capitel analysirt, und gewiss ist es richtig, dass wenigstens ein Versuch gemacht wird, eine solche Analyse durchzuführen. In jenem einleitenden Abschnitte bekämpft der Verfasser zunächst die Ansicht von Prinz, dass Plutarch aus den solonischen Gedichten selbst geschöpft habe. Es dürfte dabei besonders der Umstand für ihn sprechen, dass die citirten Stellen aus den Gedichten mit historischen Darlegungen eng zusammenhängen, welche — das hätte Begemann vielleicht noch etwas schärfer hervorheben und im Einzelnen ausführen sollen — wohl schwerlich von Plutarch aus den Gedichten entnommen sein können, sondern mit den Versen zusammen aus seiner Quelle ihm zugegangen sein dürften. Im Uebrigen adoptirt der Verfasser im Wesentlichen die Gesichtspunkte seines Vorgängers, wonach Hermippos, der Schüler des Kallimachos, und in zweiter Linie Didymos Chalkenteros die Quellen Plutarch's gewesen wären. Diese Ansicht ist gewiss auch die wahrscheinlichste, nur darf man sie keineswegs als sicher ansehen. Der Hauptgrund für dieselbe ist doch nur, dass in der Reihe der citirten Schriftsteller Hermippos und nach ihm Didymos der Zeit nach die letzten Stellen einnehmen. Die Möglichkeit, dass anch Hermippos nur durch Didymos in Plutarch übergegangen sein könnte, wird durch die Bemerkungen des Verfassers S. 3 wenn auch erschüttert, doch nicht völlig beseitigt, und dass Plutarch einzelne der von ihm citirten älteren Autoren selbst eingesehen hat, ist trotz der entschiedenen Abweisung des Verfassers S. 5 vielleicht nicht ganz unwahrscheinlich. Das verwickelte Verhältniss, welches für

die hermippische Ueberlieferung bei Diogenes Laertius zu Tage tritt (man vgl. Begemann S. 4), muss auch bei der Untersuchung des plutarchischen Solon zur Vorsicht mahnen. Dabei wird man immerhin dem Verfasser einräumen können, dass die geringe Zahl von Citaten aus nachhermippischen Schriftstellern im Leben des Solon von Diogenes Laertius wahrscheinlich macht, dass der grösste Theil des Stoffes hier dem Diogenes aus Hermippos zukam, und man wird desshalb, wo Uebereinstimmung zwischen Diogenes und Plutarch stattfindet, dieselbe mit Wahrscheinlichkeit auf Entlehnung aus dieser von beiden benutzten Quelle zurückführen. Die Analyse des Einzelnen ergiebt dem Verfasser nun, dass abgesehen von einigen eigenen Zuthaten Plutarch's die Capitel 1—10 mit Ausnahme eines kleinen Stückes im ersten Capitel, welches nach Plutarch's eigener Angabe aus Didymos stammt, aus Hermippos entnommen sind. Die dabei verwendeten Indicien sind unleugbar meist sehr schwach; keinenfalls kann es gebilligt werden, dass S. 11 die Namen der fünf lakedämonischen Schiedsrichter, die sehr wohl in einer Urkunde erhalten, dann durch einen Atthidographen verzeichnet sein konnten, für erfunden erklärt und diese Erfindung dem Hermippos zur Last gelegt wird. Capitel 11 wird dem Hermippos abgesprochen, weil seine Angabe darin bekämpft wird, und Didymos, welcher die mit den *Δελφῶν ὑπομνήματα* vermuthlich verwandten (schwerlich, wie der Verfasser meint, identischen) *Πυθιονικῶν ἀναγραφαί* benutzt und sich mit Aeschines beschäftigt hatte, mit Wahrscheinlichkeit als Quelle angesehen. Cap. 12—16 sollen wieder aus Hermippos stammen. Dabei ist demselben abermals bei Cap. 12 ohne irgend einen haltbaren Grund zur Last gelegt, dass er den von Plutarch gegebenen für die Alkmäoniden günstigen Bericht über die Tödtung der Kyloneer erfunden habe. Mit demselben Rechte könnte man Herodot, der auch V, 71 die Alkmäoniden möglichst zu entschuldigen sucht, der Erfindung bezichtigen. Es hat eben offenbar seit alter Zeit zweierlei Versionen über den Hergang gegeben. — Richtig ist es, dass in den vom Verfasser als hermippisch angesehenen Theilen der plutarchischen Biographie die *μεσότης* Solon's im privaten wie im öffentlichen Leben stark betont wird und dass hierin eine gewisse Uebertreibung sich zeigt, aber unmöglich kann man dem Verfasser beistimmen, wenn er meint, dass diese Darstellung in entschiedenem Widerspruch mit dem Gesetz stehe, welches Parteinahme in bürgerlichen Streitigkeiten unter Androhung der

Atimie verlangte. Denn man muss doch zwischen dem Standpunkte des Bürgers und des Gesetzgebers unterscheiden, die Ernennung zum διαλλάκτης hatte keinen Sinn, wenn das Vermitteln verpönt war, auch fasste jenes Gesetz gewiss nur Fälle von anstössigem Indifferentismus in's Auge. — Treffend ist S. 19 der Nachweis geführt, dass in einem Theil von Cap. 14 eine andere Quelle als Cap. 16 vorliege, da dort Solon zugleich Archon und νομοθέτης sowie διαλλάκτης wird, hier aber die Wahl zum νομοθέτης und διορθωτής erst nach Durchführung der σεισάχθεια stattfindet. Die zuerst genannte Angabe schreibt der Verfasser dem Didymos, die andere dem Hermippos zu. — Aus Didymos und zwar aus dem Buche desselben περὶ ἀξόνων soll sodann Cap. 17 und die erste Hälfte von Cap. 18 stammen, die zweite Hälfte von letzterem aus Hermippos. Hieran möchte Referent zweifeln. Die Cap. 17 vorgetragenen Vorstellungen von Drakon's Gesetzen hält er für anekdotenhaft und kann daher nicht in das Lob des Verfassers über diesen Theil der plutarchischen Darstellung einstimmen. Auch scheinen ihm die zwei Hälften von Cap. 18 eng mit einander zusammen zu hangen, in der zweiten ist wie in der ersten der Gegensatz von ἀρχαί und δῆμος behandelt. Dagegen wird daran nicht zu zweifeln sein, dass Cap. 19—24, wohl bei weitem der wichtigste Theil der ganzen Biographie, ein grosses Excerpt aus dem Didymos bilden. Zur Bestätigung dieser Annahme dient es sicherlich, dass bei Diogenes Laertius gerade für diesen Abschnitt gar keine Parallele sich findet. — Mit Recht wird dann im Cap. 25 ein Quellenwechsel angenommen, da der Eid der Athener, die Gesetze 100 Jahre halten zu wollen, und die Abreise Solon's auf 10 Jahre doch wohl auf zwei verschiedene Traditionen hindeuten. Dass die Reisen während der 10 Jahre und damit der Aufenthalt bei Krösos und auf Kypros aus derselben Quelle stammen, aus welcher die Angabe der Dauer dieser Reise entnommen war, ist gewiss als eine berechtigte Vermuthung anzuerkennen. Die Indicien, auf welche hin von Cap. 25 bis gegen den Schluss von Cap. 30 Hermippos als Quelle angenommen wird, sind sehr schwach. Aber eine treffende Bemerkung des Verfassers über den Zusammenhang der plutarchischen Erzählung im Cap. 29 verdient hervorgehoben zu werden. Mitten in der Darstellung des Verhältnisses zwischen Solon und Peisistratos referirt Plutarch eine Anekdote aus dem Verkehr Solon's mit Thespis, die anschei-

nend zu jenem Verhältniss in gar keiner Beziehung steht. Aus Diogenes Laertius I, 59 sehen wir aber, dass ein solcher Zusammenhang doch vorhanden ist, dass nämlich Solon dem Thespis zunächst darum böse wurde, weil, wie er behauptete, Peisistratos durch eine Tragödie des Thespis zuerst auf den Gedanken kam, sich selbst zu verwunden und dadurch die Volksgunst zu gewinnen. Ob Plutarch diesen Zusammenhang übersehen oder sich nur ungeschickt ausgedrückt habe, lässt der Verfasser dahingestellt sein. Die Sache erklärt sich sehr einfach, sobald man annimmt, dass Plutarch mit Apophthegmensammlungen arbeitet (was Begemann allerdings nicht zu glauben scheint S. 9). Er hatte dann Solon's Urtheil über Peisistratos und das Gespräch mit Thespis in der richtigen Reihenfolge aus derselben Quelle excerpirt, den Zusammenhang der zwei Notizen aber fortgelassen und derselbe kam ihm später, als er die beiden Geschichten in seine Biographie aufnahm, nicht mehr in den Sinn. Haben wir mit der Annahme eines solchen Zettelsystems bei Plutarch Recht, so vermindert sich damit gewiss die Aussicht auf vollständige Ermittelung seiner Quellen in hohem Grade. — Zuletzt wendet der Verfasser sich zu der schwierigen Untersuchung der verschiedenen Nachrichten über Solon's Lebensende. Dass Plutarch hier vom letzten Abschnitt des Cap. 30 an wenigstens zum Theil einer anderen Quelle gefolgt ist, als bisher, kann wohl nicht bezweifelt werden. Freilich irrt sich der Verfasser, wenn er in der Darstellung von Solon's Benehmen gegen Peisistratos einen Widerspruch findet, da mit dem Ausdruck *διὰ τὸν φόβον* (Plut. c. 30) offenbar die Furcht des Volkes, nicht Solon's gemeint ist. Aber die Abweichung Plutarch's von Diogenes spricht für Heranziehen einer anderen Quelle, als Hermippos, nach welchem Diogenes die schlechtere auf die fingirten Briefe Solon's begründete Nachricht von dem Tode des Gesetzgebers auf Kypros gebracht haben dürfte. Ob übrigens die Scheidung der Quellen, wie der Verfasser sie S. 26 versucht hat, gelungen ist, muss dahingestellt bleiben. — Zum Schluss zeigt der Verfasser durch Heranziehen mehrerer Fragmente aus Diodor B. IX, was vor ihm an einer Stelle schon Klüber bemerkt hatte (Rud. Klüber, Ueber die Quellen des Diodor von Sicilien im neunten Buch. Würzburg 1868), dass wahrscheinlich Ephoros der Quelle Plutarch's, wie dem Diodor, vorgelegen hat.

Die Untersuchung Begemann's verdient gewiss die Anerkennung, dass sie mit Sorgfalt sowohl als mit Scharfsinn geführt ist und ihre Resultate im Ganzen die wahrscheinlichsten sind, welche wir bei dem Zustande des uns zu Gebote stehenden Materials erlangen können. Nur einen schon oben angedeuteten Protest muss Referent hier ausdrücklich wiederholen. Der Verfasser huldigt (S. 2) der in neueren Zeiten immer bestimmter auftretenden, theilweise die Autorität eines Glaubenssatzes in Anspruch nehmenden Ansicht, Plutarch habe durchweg abgeleitete Quellen geringerer Qualität benutzt und diese ausgeschrieben, ohne sich um das Vergleichen von Nebenquellen zu kümmern. Die vielen Citate, welche er gebe, seien durchweg von ihm seinen Quellen nachgeschrieben. Dem gegenüber muss Referent aussprechen, dass nach seiner Ueberzeugung ein solches Verfahren dem Plutarch auch nicht für eine einzige seiner Biographien von Griechen nachgewiesen worden ist und von denen der Römer ein Schluss auf jene nicht ohne Weiteres acceptirt werden kann, dass ferner seine Arbeit nach deutlichen Indicien, von denen eins oben besprochen wurde, vielfach auf umfassende Notizensammlungen begründet gewesen ist, von welchen ein Theil in den *ἀποφθέγματα* — deren Unechtheit bisher keineswegs dargethan ist — uns noch erhalten sein dürfte, dass danach von den Citaten, die er giebt, doch ein weit grösserer Theil, als man jetzt vielfach meint, ihm selbst angehören dürfte. Diese Ansicht ist auch durch die vorliegende Abhandlung, welche von anderen Grundsätzen ausgeht, in keiner Weise erschüttert worden.

Paul Natorp, Quos auctores in ultimis belli Peloponnesiaci annis describendis secuti sint Diodorus Plutarchus Cornelius Iustinus. Inauguraldissertation von Strassburg 1876. 58 S.

In dieser Abhandlung wird, wie neuerdings von mehreren Seiten geschehen ist, die Ansicht vertreten, dass ein bedeutender Abschnitt griechischer Geschichte bei Diodor aus Theopomp entnommen sei. Diese Annahme ist bekanntlich schon älteren Datums, tritt aber neuerdings in etwas veränderter Form auf. Früher meinte man, dass Theopomp vom Jahre 411 an bis in die Zeit Philipp's von Makedonien als Hauptquelle Diodor's zu betrachten sei. Die Gegengründe Cauer's (Quaestionum de fontibus ad Agesilai historiam pertinentibus pars prior Breslau 1847 S. 53 ff.),

welche, schlagend wie sie waren, weit früher die verdiente allseitige Beachtung hätten finden sollen, dann die, welche Referent noch hat beibringen können (Untersuchungen über die Quellen der griechischen und sicilischen Geschichten bei Diodor Buch XI bis XVI, Kiel 1868, namentlich S. 68) scheinen nun soviel bewirkt zu haben, dass dem Theopomp der grösste Theil seines früheren Gebiets ziemlich einstimmig abgesprochen wird, aber als Quelle für den letzten Abschnitt des peloponnesischen Krieges (Diod. XIII, 36 oder 37 bis XIV, 11) halten ihn einige Forscher noch immer aufrecht (so besonders Fricke: Untersuchungen über die Quellen des Plutarch im Nikias und Alkibiades, Leipzig 1869. Breitenbach im Rheinischen Museum 27. Band S. 497—519 und Natorp). Die Gründe, welche von dieser Seite vorgebracht sind, findet man am vollständigsten bei Fricke S. 7 ff. Es wird da angeführt die Beurtheilung, welche in der Geschichtserzählung Diodor's dem Alkibiades und dem Theramenes zu Theil wird — dieselbe soll sich nur durch scharf oligarchische Parteistellung des ursprünglichen Darstellers erklären lassen —, dann die Form der Reden und der Schlachtbeschreibungen — dieselben sollen lebendiger, ausdrucksvoller und absichtlich kürzer gefasst sein, als die der früheren und späteren Partien Diodor's —, endlich die doppelte Erzählung derselben Ereignisse XIII, 34 und 36 — diese soll dadurch entstanden sein, dass Diodor dort den Ephoros, hier den Theopomp benutzt habe. Auf den zuletzt genannten Beweis scheint Fricke besonderen Werth zu legen, denn er verspricht (S. 14) zu zeigen, »dass gerade hier, wenn irgendwo, alle Spuren auf diesen (Theopomp) hinweisen«.

Von den Untersuchungen Fricke's geht der Verfasser aus und in den Resultaten trifft er wenigstens für Diodor fast ganz mit ihm zusammen; da ist es denn aber recht überraschend, dass er gleich zu Anfang den letzten von Fricke so besonders betonten Beweis vollständig fallen lässt, denn jene Wiederholung schreibt er der Nachlässigkeit Diodor's in Benutzung des Ephoros zu, in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Referenten, dessen (a. O. S. 127) kurz angedeuteten Beweisgrund er sachgemäss ausführt und bereichert. Die weiteren Gründe Fricke's, welche sich auf die Beurtheilung des Theramenes durch Diodor, sowie auf die Schilderungen der Schlachten und die Form der Reden bezogen, erwähnt er kaum im Vorübergehen (S. 5. 26). Referent kann

diese Gründe nur für sehr unterwerthig ansehen, eine verschiedene Färbung der Reden und der Schlachtbeschreibungen stellt er durchaus in Abrede, die Kürze der beiden Reden Diod. XIII, 52. 102 meint er leicht durch die Besonderheiten der beiden Fälle erklären zu können, von den auf Theramenes bezüglichen Stellen aber tragen mindestens zwei ein Gepräge, das entschieden gegen die Herleitung aus einer oligarchisch gesinnten Quelle zeugt (XIII, 47. XIV, 11). Ob auch der Verfasser sich diesen Erwägungen nicht verschloss und desshalb so wenig auf diese Fragen einging, möge dahin gestellt bleiben.

Daran kann jedenfalls kein Zweifel sein, dass der noch übrige Beweis Fricke's, welcher aus der Beurtheilung des Alkibiades durch Diodor entnommen ist, das eigentliche Fundament aller Ausführungen des Verfassers bildet. So stellt sich die Sache namentlich im ganzen ersten Theil der Abhandlung dar, wo der Verfasser (S. 4—21) die allgemeinen Grundsätze seiner Quellenanalyse zu begründen sucht. Es fragt sich nun, ob derselbe diesen Theil seiner Aufgabe so gut gelöst hat, dass er jener andern Beweise entrathen konnte. — Er geht bei seiner Darlegung aus von dem tiefen Gegensatz, der zwischen Diodor's Auffassung von Alkibiades' Charakter und der des Thukydides vorhanden sei; diese stellt er S. 4—5 etwas grell, doch im Ganzen richtig einander gegenüber. Aber von der unbestreitbaren Thatsache dieses Gegensatzes kommt er (S. 5) mit einem Male zu der Erklärung, wo dieselbe Auffassung wie bei Diodor sich zeige, müsse auch dieselbe Quelle zu Grunde liegen. Dass der Schluss in dieser Form falsch ist, so lange nicht nachgewiesen wird, dass die Ansicht Diodor's von keinem andern Autor getheilt werden konnte, liegt auf der Hand. Der Verfasser verfährt indess nach seinem Princip. Er findet die gleiche Anschauung bei Cornelius Nepos Alcib. c. 3—5. Referent muss ihm auch hier widersprechen: ihm scheint das Urtheil des Cornelius über Alkibiades etwas günstiger zu sein, als das des Diodor. — Plutarch Alcib. c. 24—27 weicht, wie der Verfasser bemerkt, von Diodor und Cornelius ab. Er vermischt das Urtheil des Thukydides mit einem für Alkibiades wohlwollenderen. Also, schliesst der Verfasser, hat er eine dritte Quelle benutzt. Aber woher wissen wir denn, dass Plutarch nur eine Quelle benutzte? Er selbst beruft sich c. 32 auf Daris, Ephoros, Theopomp, Thukydides. Was giebt uns das Recht, zu behaupten, er habe sie

nicht alle eingesehen? Für einen andern Abschnitt der Biographie räumt der Verfasser selbst S. 14 die Benutzung des Thukydides ein. Sowie aber die Möglichkeit vorhanden ist, dass Plutarch seine Darstellung aus mehr als einer Quelle entnahm, ist die Annahme jenes Quellenschriftstellers mit einer mittleren Auffassung zwischen der des Thukydides und des Diodor hinfällig und tritt an die Stelle desselben auf das Natürlichste Plutarch selbst. — Der Verfasser erhält auf dem angegebenen Wege schliesslich zwei Darstellungen (abgesehen von der des Thukydides), die eine bei Diod. XIII, 36, 5—38, 2, Plut. Alcib. c. 18—22, Cornel. 3—5, die andere bei Diod. XIII, 34, 1—3, 36, 1—4, Plut. Alcib. 23 (theilweise) 24—27, Iustin V, 1—3. Einen Blick in die Unsicherheit des hier aufgeführten Gebäudes kann man thun, wenn man die Uebersicht aller einzelnen Quellenansätze des Verfassers S. 57 bis 58 mit der entsprechenden Uebersicht Fricke's S. V—VI vergleicht. Die beiden widersprechen sich das eine Mal nach dem andern. Es sind eben die Uebereinstimmungen mit den Nebenquellen bei der starken Zusammenziehung des historischen Stoffs in den letzteren mit wenig Ausnahmen viel zu allgemein und verschwommen, um daraus auf Gemeinschaft der Quelle mit Diodor haltbare Schlüsse zu ziehen. Indess geht der Verfasser daran, für die beiden angeblich einander entgegenstehenden Partien Autoren zu suchen, denen er sie zuschreiben kann. Die eine erhält aus ganz allgemeinen Erwägungen (S. 17) Ephoros, die zweite wird Theopomp überwiesen aus drei Gründen. Erstens meint der Verfasser, es sei nicht leicht an eine andere Quelle zu denken, als an Theopomp oder Ephoros. Diese Bemerkung hat an sich nicht viel zu sagen und verliert ihre Bedeutung weiter dadurch, dass die Zutheilung der anderen Partie an Ephoros keineswegs sicher war. Dem zweiten Grunde, Cornelius müsse einen der drei Historiker, welche er c. 11 nenne, doch vor sich gehabt haben und dies sei vermuthlich Theopomp gewesen, scheint der Verfasser selbst nicht viel Bedeutung beizulegen, denn er geht rasch zum dritten, wie er meint, viel besseren Grunde weiter. Indem er gestützt auf Cornelius c. 11 als feststehend ansieht, dass Theopomp dem Alkibiades soviel Ruhm als möglich zutheilte und den athenischen Demos soviel als möglich herabsetzte, denkt er sich aus, wie diese beiden Zwecke in einer Darstellung der letzten Jahre des peloponnesischen Krieges am besten zu vereinigen seien und

findet, dass dabei vor allem der Demos als an sich machtlos, Alkibiades als der einzige zur Rettung Athen's befähigte Mann, der Umschwung des Glückes zu Gunsten Athen's als nur durch ihn herbeigeführt dargestellt sein müsse, so aber sei der Gedankengang in der von ihm statuirten zweiten Relation. Referent muss dem gegenüber hervorheben, dass erstens die Schilderung des Alkibiades bei Diodor in den dieser Relation angehörenden Stücken keineswegs immer lobend genannt werden kann. Das gilt namentlich von XIII, 73, wo Alkibiades die Kymäer mit lügenhaften Beschuldigungen angreift, um bei ihnen plündern zu können, und von ihnen geschlagen wird. Der Einwand des Verfassers, dergleichen Beutezüge seien etwas Gewöhnliches gewesen, macht die Sache nur noch auffallender; denn warum soll dann bei dem so verehrten Alkibiades allein eine tadelnde Bemerkung angehängt werden und nicht bei andern Feldherrn? Ebenso wird ihm XIII, 74 eine offenbare Unredlichkeit im privaten Verkehr Schuld gegeben. Dass der Verfasser sich über diese Thatsachen und über die Bemerkung am Schluss desselben Capitels *πάντων ὧν εἰς αὐτοὺς ἐξήμαρτε* so leicht hinwegsetzt (S. 45) ist unbegreiflich. — Zweitens können wir aber die Nachricht des Cornelius Alcib. c. 11 gar nicht so verwenden, wie der Verfasser es thut. Diese Nachricht zeigt sich in einer ihrer drei Behauptungen, nämlich in Bezug auf den Thukydides, als gröblich falsch, dürfen wir ohne Weiteres den Rest als richtig annehmen? Wie wenn der Name des Thukydides aus Versehen statt eines anderen etwa des Ephoros, in den Text gekommen wäre? Der ganze Beweis des Verfassers wäre auf einmal dahin. Wie man bemerken wird, ist hiermit zugleich die Antwort auf den oben genannten zweiten Grund des Verfassers gegeben. Endlich kann aber eine subjective Zurechtstutzung der Erzählung eines verlorenen Schriftstellers, wie der Verfasser sie mit dem Theopomp vornimmt, nicht die Stelle eines Beweises vertreten. So sehr die Möglichkeit einer solchen Darstellung einzuräumen ist, wie sie der Verfasser vermuthungsweise giebt, so sehr ist auch die entgegengesetzte Möglichkeit vorhanden, dass Theopomp Freude daran fand, den athenischen Demos in seiner unbezähmbaren Herrschgier und seiner Unversöhnlichkeit auszumalen, als ein Monstrum an Kraft und ein Monstrum an Lastern, und vielleicht ist diese Annahme nach dem, was wir von

der Art des Mannes und seiner Schriftstellerei wissen, die wahrscheinlichere.

Die Analyse der Quellen im Einzelnen muss Referent selbstverständlich meistens als falsch ansehen, da er die Grundsätze, wonach sie gemacht ist, für falsch hält. Nur weniges möge noch dazu bemerkt werden. Der Noth, welche der Verfasser sich S. 1 bis 4 und wieder S. 21 mit dem Abschnitt bei Diodor XIII, 36 ff. macht, würde er entgehen, wenn er hier zwei nach der Art des Ephoros angelegte unchronologische Capitel sehen wollte, von denen das erste die Bedrängniss der Athener nach dem Misslingen der sicilischen Expedition, das zweite die damaligen Schicksale des Alkibiades enthielt. — Willkürlichen Behauptungen begegnet man sehr häufig rings herum in der Abhandlung. Wie will der Verfasser beweisen, was er S. 23 sagt, ähnliche Schilderungen, wie die von der rettenden Ankunft des Alkibiades in der zweiten Seeschlacht im Hellespont, fänden sich häufig bei Theopomp? Weder die eben dort aufgestellte Behauptung, dass Diodor bei Beschreibung dieser Seeschlacht besondere Ortskunde zeige, noch die andere, dass Theopomp sich durch Ortskunde besonders ausgezeichnet habe, sind gehörig zu begründen. Und kaum ist diese Behauptung aufgestellt, so wird sie S. 24 verwendet, um Diodor XIII, 47 ohne irgend einen sonstigen Grund dem Theopomp zuzuweisen. Die wichtige Frage, wie die Berichte von Plutarch, Diodor, Xenophon über die Schlacht bei Kyzikos sich zu einander verhalten, hat der Verfasser S. 25 viel zu oberflächlich behandelt; auf die vorzügliche Untersuchung derselben durch Büchsenschütz in den Jahrbüchern für Philologie 1871 Band 103 S. 217 ff. ist er gar nicht eingegangen.

Otto Kaemmel, Die Berichte über die Schlacht von Kunaxa und den Fall des Kyros am 3. September 401 v. Chr. (Philologus XXXIV. S. 516—538. S. 665—696).

Der Verfasser hat die Vergleichung der Berichte über die Schlacht von Kunaxa mit anerkennenswerther Gründlichkeit durchgeführt. Seine Annahme, dass uns im Diodor indirect durch Ephoros die Angaben des Ktesias über diese Schlacht vorliegen, trifft gewiss für den grössten Theil der Nachrichten Diodor's das Richtige. Wenn er dann aber (S. 523) nur desshalb, weil Ephoros für die Schilderung von Schlachten wenig Verständniss besass,

annimmt, derselbe habe sich bei solchen Schilderungen ausschliesslich an eine Quelle, darum hier an Ktesias gehalten, so ist dieser Schluss wohl als ein sehr gewagter zu bezeichnen. Hätte Ephoros solche Vorsicht beobachtet, so würde seine Schwäche wohl weniger fühlbar geworden sein. Daher ist denn auch das Hineinarbeiten der ktesianischen Nachrichten bei Plutarch in die Darstellung Diodor's, welche der Verfasser vornimmt, schwerlich zu billigen, S. 536 Anm. kann er dieselbe nur durch bedenkliche Willkür zu Stande bringen, hält auch S. 678 die Aufnahme einer Notiz von anderswoher durch Ephoros selbst für wahrscheinlich. Dass Ktesias' Bericht (S. 665) ohne Weiteres als königlich persischer Schlachtbericht bezeichnet wird, dürfte auch nicht Beistimmung verdienen. Es stimmt wenigstens nicht recht dazu, dass der Verfasser S. 681 die jenem widerstreitende Angabe des Deinon als officiöse Fälschung des persischen Hofes bezeichnet. Im Ganzen verlässt sich der Verfasser wohl etwas zu sehr auf die Wahrheitsliebe des Ktesias. Angesichts der Thatsache, dass Xenophon denselben kannte, sind die Stellen der Anabasis I, 10, 1 und II, 1, 7 doch starke Misstrauensvota in ihrer schweigenden, aber ausdrücklichen Ablehnung der ktesianischen Behauptungen. Und dass die persönliche Eitelkeit des königlichen Leibarztes bei der Sache nicht in's Spiel gekommen wäre, wie der Verfasser S. 679 behauptet, ist wohl auch nicht zuzugeben. Eine Zeitangabe des Ktesias erweist der Verfasser S. 682 ff. in der gründlichsten Weise als falsch, aus allzu grosser Liebe zu diesem Autor will er aber nicht einräumen, dass die sowohl bei Plutarch Artaxerxes 11 als bei Diodor XIV, 24, 3 sich findende Angabe, welche gerade eine wesentliche Bestätigung seiner Ansicht von der Herleitung diodorischer Nachrichten aus Ktesias sein dürfte, letzterem selbst zur Last falle. Dieselbe soll in beide Schriftsteller aus Versehen Eingang gefunden haben. Dass Diodor's Angabe über die Zeit, wo die Griechen in ihr Lager zurückkehrten, deren Ursprung ungewiss bleibt, vor der des Augenzeugen Xenophon den Vorzug verdiene, dürfte gleichfalls zu bezweifeln sein.

Georg Queck, Beiträge zur Quellenkunde Plutarch's (I. Abtheilung). Programm von Stargard in Pommern 1875. 24 S. 4.

Man muss an dieser Arbeit aussetzen, dass sie zu compendiarisch abgefasst, das historische Material nicht umfassend genug

in die Untersuchung gezogen, die Vergleichung der verschiedenen Quellenschriften namentlich für die Zeit nach der Befreiung Theben's nicht eingehend genug vorgenommen worden ist; man wird aber auch nicht leugnen können, dass die Resultate derselben doch recht ansprechend und in den wesentlichsten Punkten ziemlich gut begründet sind. Dass die Cap. 5—14 des plutarchischen Pelopidas ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, ist durch die Vergleichung mit dem *δαιμόνιον Σωκράτους* S. 7 ff. fast ausser Zweifel gesetzt, und die Entlehnung desselben aus Kallisthenes wird durch das kleine, aber bezeichnende Fragment bei Harpokration s. v. *Σφοδρίας* (auf welches übrigens schon Schneider zu Xen. Hell. V, 4, 20 hingewiesen hatte), sowie durch innere Gründe recht wahrscheinlich gemacht (S. 19 ff.). Auch für die Entlehnung des grössten Theils von c. 26 bis 35 aus der Quelle Diodor's für dieselben Ereignisse, vermuthlich Ephoros, spricht gewiss nicht wenig; hier wäre eingehendere Untersuchung wohl besonders am Platze gewesen. Unsicherer bleibt der Ursprung von c. 15—25. — Zweifelhaft ist dem Referenten auch noch die Herleitung von Diodor XV, 81 aus Kallisthenes. Nur der Widerspruch gegen XV, 34, welcher dem Referenten bisher ganz entgangen war, macht hier ernste Schwierigkeit, doch dürfte derselbe vielleicht durch ein Versehen Diodor's zu erklären sein. Weiterer Ueberlegung werth ist aber auch diese Vermuthung des Verfassers jedenfalls und vielleicht mit der Erwägung zu verbinden, ob unter den noch nicht mit hinlänglicher Sicherheit ermittelten Quellen des XVI. Buches Kallisthenes sich befinden sollte.

Georg Queck, De fontibus Plutarchi in vita Pelopidae. Inauguraldissertation von Jena. Dramburg 1876. 30 S.

Eine lateinische Version der vorgenannten Abhandlung, von welcher nur der Schlussabschnitt ohne erkennbaren Grund fortgelassen ist.

August Haake, De Duride Samio Diodori auctore. Inauguraldissertation von Bonn 1874. 53 S.

Auf dem Gebiet der sicilischen Geschichte kann der Verfasser das gewiss erhebliche Verdienst in Anspruch nehmen, die Spuren des Duris in der Geschichte des Agathokles bei Diodor in ihrer Bedeutung (S. 1—36 seiner Schrift) nachgewiesen zu haben; hier können wir uns aber nur mit demjenigen Theil seiner Arbeit be-

schäftigen, welcher die griechische Geschichte zum Gegenstande hat (S. 36—53) und schwerlich soviel Anerkennung finden kann, wie jener andere. Der Verfasser versucht hier zunächst zu beweisen, dass im XV. Buche Diodor's ausser Ephoros ausnahmsweise auch Duris für die griechische Geschichte als Quelle benutzt sei, und zwar XV, 60. Schwerlich dürfte sich die Sache so verhalten. Die Lücke in der Erzählung, welche der Verfasser vor diesem Capitel findet, erklärt sich gewiss hinlänglich durch das wenig einsichtige Excerpiren Diodor's, und auf die argivischen Wirren, welche XV, 58 erzählt waren, wird XV, 60 bestimmt hingedeutet. Für die Benutzung des Ephoros durch Diodor im XV. Buche will der Verfasser S. 40ff. einen Beweis in Uebereinstimmungen zwischen Plutarch's Pelopidas und Diodor finden; aber diesen Uebereinstimmungen steht eine Anzahl von Stellen gegenüber (richtig von Queck nachgewiesen in den »Beiträgen« S. 18), an welchen die beiden Schriftsteller doch so weit von einander abweichen, dass Referent nicht an eine durchgängig gemeinsame Quelle derselben glauben kann. Der Versuch des Verfassers S. 45ff. aus zum Theil recht schwachen Anklängen zwischen Diodor und Theopomp sowie Diodor und Phylarch, endlich, was besonders gewagt sein dürfte, aus Aehnlichkeiten zwischen Diodor und Demosthenes auf Duris als Quelle zu schliessen, ist von Roesiger (De Duride Samio, s. u.) S. 52 wohl mit guten Gründen bekämpft worden. Endlich will der Verfasser noch die vom Referenten (Untersuchungen etc. S. 110) angenommene Zusammensetzung des XVI. Buches in einem wesentlichen Punkte abändern, indem er von den Abschnitten mit lebhaft antiphokischer Tendenz Cap. 28 bis 33, 35 oder 38—40, 56—64 den letztgenannten mit dem doch sehr anders gefärbten Stück Cap. 23—27 zusammenlegt. Der von ihm nachgewiesene Widerspruch zwischen Cap. 30 und 56 dürfte indess — wie auch Pack (Hermes XI. Band S. 182, anders freilich S. 196) annimmt — mit ziemlicher Sicherheit aus der nachlässigen Schriftstellerei Diodor's zu erklären sein. Von dieser Nachlässigkeit stellt der Verfasser selbst S. 43—44 mehrere schätzenswerthe Beispiele zusammen. Beachtung verdient, was er S. 37 an zweimal gegebenen Nachrichten einerseits aus dem XVII, andererseits aus einem der folgenden Bücher beibringt, um den besonderen Ursprung des erstgenannten Buches wahrscheinlich zu machen. Eindringende Forschung ist durchweg in der Schrift an-

zuerkennen. Schade, dass Dunkelheit des Ausdrucks manchmal, z. B. S. 38—40, das Verständniss derselben in hohem Grade erschwert.

Hermann Pack, Die Quelle des Berichtes über den heiligen Krieg im XVI. Buche Diodor's (Hermes XI. S. 179—201).

In der Aussonderung einer schroff antiphokischen Episode aus dem XVI. Buche Diodor's stimmt der Verfasser mehr als Haake (a. O. S. 50) mit dem Referenten überein, doch will er die Cap. 35—37 derselben nicht zuweisen. Ob mit Recht, möge dahingestellt bleiben, matter ist die Tendenz derselben unleugbar. Cap. 34 wird jedenfalls mit vollem Rechte abgetrennt, die entgegenstehende Ansetzung des Referenten (Untersuchungen etc. S. 111 Anm. streitend gegen S. 117—118) muss wegfallen. — Hauptsächlich handelt es sich aber darum, die Quelle dieser Darstellung zu ermitteln. Kallisthenes wird auf Grund von Diod. XVI, 64 abgewiesen (S. 200), gewiss mit Recht, nur muss Referent daran festhalten, dass die Worte Diodor's a. O. allerdings auf einen nach Alexander lebenden Verfasser führen, da unter den *πόλεις καταπολεμηθεῖσαι* doch auch Athen mit begriffen, also auf den lamischen Krieg hingedeutet ist. Auch den Theopomp weist der Verfasser übereinstimmend mit dem Referenten (Untersuchungen etc. S. 108) ab. Vom Atthidographen Philochoros kann bei der Natur seines Werkes sicherlich keine Rede sein, fraglich ist es dagegen wohl, ob wir Duris, Diyllos, Anaximenes so bestimmt, wie dies S. 189—191 geschieht, ausschliessen können. Näher liegt allerdings die vom Verfasser befürwortete Annahme, dass Demophilos, der Sohn und Fortsetzer des Ephoros, im Anschluss an das Werk des Vaters vom Diodor benutzt worden sei. Schwerlich wird dieselbe aber als bewiesen gelten können. Geradezu halsbrechend ist jedenfalls die Folgerung (S. 192), aus dem abrupten Abschluss mit der Belagerung von Perinth (welcher doch in rein äusseren Veranlassungen begründet sein kann) gehe der vollständige Mangel an historischem Verständniss bei Demophilos hervor, dies aber stimme zu dem Charakter jener Abschnitte Diodor's, und willkürlich in hohem Grade ist es doch auch, wenn (ebenda) in der Pietät, welche den Demophilos zur Fortsetzung des väterlichen Werkes bewogen habe, ein Anklang an die Deisidämonie des phokerfeindlichen Berichts gefunden wird. Bestechend ist beim ersten Anblick die weitere

Ausführung (S. 193—194), die Berechnung des Krieges auf 11 Jahre sei von Demophilos desshalb aufgestellt, weil er den Untergang der einzelnen Tempelschänder im Anschluss an den Krieg dargestellt habe und dasselbe trete bei Diodor hervor, allein bei näherer Untersuchung dürfte sich eher das entgegengesetzte Resultat ergeben, denn es ist ja gar keine Frage, dass die Darstellung Diodor's, in welche sogar der Untergang des Archidamos von Sparta aufgenommen ist, sich über weit mehr als jene 11 Jahre erstreckt. Weder die vom Verfasser herangezogenen Fragmente noch die Vergleichung des doch recht erheblich abweichenden Berichts bei Pausanias X, 1 (S. 195—199) dürften den Stand der Frage wesentlich verändern. Die Bedenken gegen die in den Untersuchungen etc. S. 113ff. vermuthete Ableitung aus dem Timaeos S. 199—200, namentlich auch die Bemerkung S. 200 Anm., erkennt übrigens Referent als durchaus beachtenswerth an und hält seine Hypothese auch nach dem interessanten Beitrag, welchen zur Unterstützung derselben Rössler (s. u.) S. 47ff. geliefert hat, für sehr unsicher, aber auch nicht für widerlegt.

Aug. Ferd. Roesiger, De Duride Samio Diodori Siculi et Plutarchi auctore. Inauguraldissertation von Göttingen 1874. 64 S.

Roesiger hat die Ansicht, dass die Geschichte des Agathokles bei Diodor aus Duris entnommen sei, auf welche er unabhängig von Haake gekommen war, nach dem Hervortreten des letzteren seinerseits aufgestellt und weiter ausgeführt (S. 1—35). In die griechische Geschichte greift er mit einer Untersuchuug über die plutarchische Lebensbeschreibung des Demosthenes (S. 35—51) und zwei anderen zur Diadochengeschichte (S. 51—64) hinüber. Treffend hat er im Leben des Demosthenes die Spuren zweier Quellenschriftsteller nachgewiesen, von denen der eine mehr die Bedeutung des Redners und Menschen, der andere mehr das Wirken des Staatsmannes ins Auge gefasst hatte. Die mehrfach feindselige Auffassung des ersteren, die wohlwollendere des anderen spitzen sich wiederholt in Gegensätzen zu, welche Plutarch durch eine glückliche Flüchtigkeit (Cap. 12. 13. 16) unausgeglichen hat stehen lassen. Die Identificirung des ersteren mit Demetrios Magnes, des letzteren mit Duris darf als wahrscheinlich angenommen werden, ohne als völlig erwiesen gelten zu können und ohne dass

man berechtigt wäre, in jenen beiden die einzigen Quellen für diese Schrift Plutarch's zu sehen. Referent wenigstens kann nicht so bestimmt, wie der Verfasser (S. 35 ff.), die zahlreichen Citate älterer Autoren für durchweg aus jenen jüngeren Bearbeitern des Gegenstandes entnommen erklären. — In den Untersuchungen zur Quellenkunde der Diadochenzeit versucht der Verfasser, nachdem er zuerst S. 51—53 die Ausführungen Haake's über das XVI. Buch Diodor's mit Grund bekämpft hat, den Duris als Quelle in einem Theile des XIX. Buches nachzuweisen, indem er einerseits Abschnitte, die dem Seleukos günstig, dem Antigonos aber feindselig seien (XIX, 46—48, 90—92), von solchen sondert, welche theils auf einen Anhänger des Antigonos (XIX, 78—81, 93), theils auf einen Freund des Ptolemäos (XIX, 85—90) zurückgeführt werden müssten, andererseits für das mit XIX, 46 eng zusammenhängende Cap. 44 desselben Buchs aus dem Fragment 25 des Duris die Benutzung des letzteren folgert. Referent sieht weder diese Benutzung des Duris in XIX, 44 (s. u.) noch die Unvereinbarkeit der Urtheile über Antigonos, Seleukos und Ptolemäos als erwiesen an.

Wilhelm Nitsche, König Philipp's Brief an die Athener und Hieronymos von Kardia. Programm des Sophien-Gymnasiums in Berlin 1876. 34 S. 4.

Durch die Frage, ob der bekannte Brief König Philipp's an die Athener für echt zu halten sei oder nicht, kam der Verfasser auf die Frage nach dem Ursprunge der Diadochengeschichte Diodor's, weil in dieser sich das älteste Zeugniss für die Existenz des Briefes vorfindet (XVIII, 10, 1), welches, je nachdem dasselbe auf den Hieronymos von Kardia zurückzuführen ist oder nicht, einen sehr verschiedenen Werth bekommt. Der Verfasser entscheidet sich für Hieronymos gegen Duris und gegen Roesiger's Annahme mehrerer Quellen. Die längere Auseinandersetzung (S. 14 bis 30), in welcher er gegenüber letzterer nachweist, dass alle einzelnen Urtheile über Persönlichkeiten und Ereignisse der Diadochenzeit bei Diodor sich sehr wohl zu der bestimmten consequenten Geschichtsanschauung eines Mannes zusammenfügen, darf als ein vorzüglicher Beitrag zur wissenschaftlichen Ergründung jener Geschichtsepoche bezeichnet werden, werthvoll ganz besonders darum, weil zu demselben die subjective Construction das Wenig-

ste, die einfachen Quellenzeugnisse das Meiste gethan haben. Nach Möglichkeit wird daneben die Persönlichkeit und Geschichtsschreibung des Duris aus den spärlichen Trümmern seiner Werke dargestellt (S. 7—9) und nachgewiesen, wie dasjenige, was wir über seine Auffassung der Verhältnisse ermitteln können, mehrfach zu der diodorischen Ueberlieferung in ziemlichem Gegensatze steht. — Soweit stimmt Referent dem Verfasser unbedingt zu. Dagegen glaubt er nicht, dass es nöthig war, auf S. 11 die Entlehnung der Nachrichten über Rhagae bei Diodor XIX, 44, 4 aus Duris (Fgm. 25) zuzugeben. Man wird gewiss mit der Zeit immer mehr zu der Ansicht kommen, dass Uebereinstimmung einzelner Fragmente mindestens in der späteren griechischen Geschichtsüberlieferung für unmittelbare Entlehnung nur in sehr seltenen Fällen beweisend ist, weil der einmal vorhandene Stoff mit wenig Veränderungen von Hand zu Hand weiterging. Ein recht deutliches Beispiel giebt die Beschreibung des todten Meeres, die beim Diodor XIX, 98 direct oder indirect nach Hieronymos, II, 48 aber ganz ähnlich nach irgend einem Ausschreiber desselben gegeben ist, in letzterem Falle also mit wenig Veränderungen schon mindestens in der dritten Hand angelangt ist. Danach können wir sehr gut annehmen, dass die Nachricht über Rhagä sich bei Hieronymos fand, von diesem einerseits in den Duris, andererseits in den Diodor überging. Auch dass die Episode XIX, 34 aus dem Duris stamme, braucht durchaus nicht eingeräumt zu werden. — Sehr bestechend auf den ersten Blick sind die vom Verfasser angestellten Vergleichungen des Sprachgebrauchs in den sicilischen und andererseits den griechisch-orientalischen Geschichten Diodor's, und es ist keine Frage, dass der damit vom Verfasser gewiesene Weg weiter verfolgt werden muss, allein dieselben sind doch nicht vorsichtig genug unternommen, wie durch die Angriffe Rössler's (s. u.) dargethan ist.

Friedrich Reuss, Hieronymos von Kardia, Studien zur Geschichte der Diadochenzeit. Berlin, Weidmann, 1876. 187 S.

Während alle bisherigen Arbeiten über Quellenkunde der Diadochenzeit unter dem Mangel litten, dass immer nur ein einzelner Abschnitt zur Zeit behandelt oder ein einzelner Gesichtspunkt ins Auge gefasst war, umspannt die vorliegende Abhandlung den ganzen uns vorliegenden historischen Stoff und gewiss

ist dies Verfahren mehr als ein anderes geeignet, mit der Zeit zu dem möglichst sicheren Resultate hinzuführen. Aber obgleich dieser leitende Gedanke ein richtiger war und obgleich der energische Fleiss, mit welchem der Stoff durchgearbeitet ist, die höchste Achtung abnöthigt, kann der Erfolg doch nur als ein sehr beschränkter anerkannt werden. Zusammenhängende Darlegung und Beweisführung werden von der Masse des Materials erstickt. Der Verfasser hat seine Untersuchung so gegliedert, dass er nach einer kurzen Einleitung (S. 1—8) über Leben und Schriften des Hieronymos zuerst durch eine ausführliche Vergleichung der verschiedenen Berichte den Ursprung derselben aus einer gemeinsamen Quelle darzuthun sucht (S. 9—77) und hierauf die Beschaffenheit der letzteren erörtert (S. 78—99), woraus sich ihm dann die Identität derselben mit dem Geschichtswerke des Hieronymos ergiebt (S. 100—114). Darauf prüft er die einzelnen Quellenschriftsteller, besonders Diodor und Plutarch, nochmals auf diese Annahme hin und scheidet dabei einzelne als fremdartig erkannte Partien aus (S. 115—150). Eine Erörterung über die Glaubwürdigkeit des Hieronymos (S. 154—160) und eine andere über die Chronologie der Diadochenzeit (S. 161—187) bilden den Schluss. — So gestaltet sich die Arbeit allmählich zu einem Versuch, das grossartige Werk des Hieronymos zu reconstruiren, wobei die Auseinandersetzungen S. 9—77 und S. 115—150 das Fundament ausmachen. Gerade an diesen stellen sich aber erhebliche Mängel heraus. Leidet die Uebersichtlichkeit derselben schon durch jene Theilung in zwei Hälften, so verschlimmert sich dieser Uebelstand noch durch die Anlage der Quellenvergleichung S. 9—77. Indem nämlich hier die einzelnen Schriftsteller nach einander abgehandelt werden, entzieht es sich der Beobachtung, für welche Partien wesentliche, schlagende Uebereinstimmung mehrerer Quellen stattfindet, für welche nicht — die Zusammenstellung von blossen Ziffern S. 72—75 kann hierfür nicht entschädigen — und bei jedem einzelnen Autor sind ohne hinlängliche Gradation wesentliche und unwesentliche Momente, farblose Gleichheit anerkannter historischer Thatsachen und auffallende Uebereinstimmungen in bezeichnenden Einzelheiten oder in eigenthümlicher Anordnung der Ereignisse mechanisch aufgerechnet. Dadurch bekommen aber die genannten Abschnitte zum überwiegenden Theil den Charakter von Registern, die Untersuchung selbst schwieriger Fragen schrumpft zu Notizen

zusammen, welche vielfach in autoritativer Weise über das Quellenverhältniss entscheiden oder widerstreitende Nachrichten kurzweg als Fehler bezeichnen, wo es am Platze gewesen wäre, die entgegengesetzten Möglichkeiten eingehend zu erwägen und die Gründe jener Fehler zu suchen. — Die Masse des Stoffs macht die Hervorhebung aller einzelnen zu beanstandenden Punkte zu einer Unmöglichkeit, es möge daher hier nur beispielsweise hervorgehoben werden, dass eine eingehendere Besprechung jedenfalls verdient hätten: die seitdem von Droysen (Hermes Band 11 S. 458 ff.) behandelten Irrthümer Justin's XIII, 3 und 4, die Abweichungen Justin's von den Parallelquellen XIII, 5. XIV, 2, die Geschichte des Lysimachos und Seleukos bei demselben XV, 3 und 4, deren Inhalt bei Diodor an ganz anderen Stellen vorkommt, während Appian Syr. c. 56 ff. vielfach damit stimmt, ferner das Verhältniss des Plutarch zum Diodor bei Erzählung der Feldzüge des Eumenes in Kleinasien (Plut. Eum. c. 4—13), die Abschnitte, auf welche Roesiger sich stützt, um verschiedene Parteistellung im Diodor nachzuweisen (XIX, 46—48, 78—81, 85—93) und alle übrigen, welche für diese Frage in Betracht kommen könnten, man vergleiche die Abhandlung von Nitsche S. 14—30 und Reuss S. 154—160. Am wenigsten befriedigend scheint dem Referenten die Behandlung der plutarchischen Biographien, wo die Vermischung mehrerer Quellen am wahrscheinlichsten ist. Im Besonderen dürfte die Lebensbeschreibung des Pyrrhos viel zu wenig eingehend behandelt sein — allerdings ist es fraglich, ob man jemals zu einer Entscheidung über die Herleitung derselben kommen wird. Von der S. 143 angenommenen Verdoppelung der Schlacht vor Sparta ist Referent nicht überzeugt worden. Dass Philochoros im plutarchischen Demetrios benutzt sei, bezweifelt er auch, die beigebrachten Fragmente sind doch sehr wenig bezeichnend. Dass Philochoros von diesen Dingen berichtete, konnte man auch ohne Kenntniss der Fragmente vermuthen, dieselbe Erzählung konnte sich aber auch bei manchen anderen finden. — Zu bedauern ist es gewiss, dass der Verfasser nicht die ihn hindernde Masse des Stoffes einfach in breit angelegten tabellarischen Zusammenstellungen mit Hervorhebung der Aehnlichkeiten und Abweichungen gab. Für die verwickelte Diadochengeschichte wäre eine solche Uebersicht eine grosse Erleichterung. An diese hätte sich dann in mässigem Umfange und doch eingehend die Erörterung der

schwierigen Einzelfragen anschliessen können, dabei auch die Besprechung der vom Verfasser ausser Acht gelassenen Frage, ob die diodorische Darstellung, obgleich von Anfang an aus Hieronymos stammend, doch erst durch die zweite Hand an den Verfasser der Bibliothek gelangt sei (Standpunkt Rössler's). Hier würde die für Beurtheilung der Quellenverhältnisse wichtige Uebereinstimmung und Abweichung bei Anordnung der Begebenheiten in parallelen Quellen, wovon u. a. bei Vergleichung von Diodor und Iustin auffallende Beispiele sich zeigen, besser als in den zerstreuten Notizen des Verfassers zur Geltung gekommen sein. Diese Erörterung hätte dann gipfeln müssen in einer scharfen Scheidung der mit grösserer und mit geringerer Sicherheit aus Hieronymos abzuleitenden Ueberlieferung. Einen Beweis für die Herleitung des grössten Theils der Diadochengeschichte, im Besonderen der von Diodor gegebenen Berichte, aus jenem grossen Geschichtsschreiber zu liefern, ist zur Zeit wohl nicht möglich, doch etwas mehr als der Verfasser ausrichtet hätte geschehen können, um diese auch nach der Ueberzeugung des Referenten richtige Ansicht zur Geltung zu bringen. Indess muss auch das viele Gute anerkannt werden, welches unsere Abhandlung bietet. Höchst anerkennenswerth ist die Darlegung des Charakters der dem Diodor und den Nebenquellen gemeinsamen Ueberlieferung (S. 78—99). Wir bekommen hier zum ersten Male ein aus den Quellen geschöpftes übersichtliches Bild der bedeutendsten Leistung auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung, welche das sinkende Griechenland aufzuweisen hat. Zur Vervollständigung desselben dient der Abschnitt über die Glaubwürdigkeit des Hieronymos, der allerdings, das sieht man aus Nitsche's Behandlung desselben Gegenstandes, an Tiefe und Fülle noch gewinnen könnte. — Mit ungetheilter Befriedigung begrüsst Referent endlich den chronologischen Abschnitt S. 161—187. Der Verfasser bringt hier diejenige Ansicht über Diodor's chronologische Eintheilung des ihm vorliegenden historischen Stoffes zur Geltung, welche Referent schon lange für frühere Zeiträume gewonnen hatte. Nicht eine systematische Versetzung des Jahresanfangs aus der Sommersmitte in das Frühjahr, sondern eine auf oberflächlicher Schätzung beruhende Zerschneidung des nicht nach Olympiaden eingetheilten Stoffes ist der Grund seiner chronologischen Ungenauigkeiten, wie der Verfasser das evident nachgewiesen hat (S. 161—164). Im Anschluss an diese Dar-

legung bestätigt derselbe dann im Allgemeinen die Zeitrechnung Droysen's im »Hellenismus« gegenüber der zu sehr auf Diodor gestützten von Clinton, einige Verbesserungen bringt er indess bei. Bemerkenswerth ist die Versetzung der Schlacht bei Heraklea aus dem Juli in den November 323, die Ansetzung der Rückkehr des Demosthenes nach Athen im Jahre 322 (S. 165), der Flucht des Eumenes aus Nora im Frühjahr 319 (S. 167), der Ermordung des Herakles Ende 309, der Abreise des Demetrios von Athen im April oder Mai 306 statt Ende 307 (S. 171), die Bestimmung des Herafestes in Argos auf den Hochsommer nach Livius XXVII, 30 (S. 173), die Anordnung der makedonischen Königsregierungen von 297—281 (S. 175—176), die Ansetzung der Gefangennahme des Demetrios im Jahre 285, seines Todes in 283/82 (S. 178). Mit vollem Recht wird Unger's Anordnung der Ereignisse von 316 (im Philologus Band 34 S. 53 ff.) verworfen (S. 168—169). Derselbe hat sich mit Clinton durch Diodor irre führen lassen. Doch werden die von Unger gegen die gewöhnliche Ansetzung der Winternemeen vorgebrachten Gründe nicht völlig durch seinen Irrthum betreffs dieses Jahres entkräftet (s. u.). Im Uebrigen hat Referent nur Bedenken gegen den zweimaligen Zug des Eumenes nach Phönicien 319/318, welcher durch die Worte Diodor's XVIII, 73 wohl nicht hinlänglich erwiesen ist.

Eduard Rössler, De Duride Diodori, Hieronymo Duridis in rebus a successoribus Alexandri Magni gestis auctore. Inauguraldissertation von Göttingen 1876. 63 S.

Der Verfasser bekämpft die namentlich von Reuss und Nitsche vertretene Annahme einer unmittelbaren Entlehnung der Diadochengeschichten bei Diodor und den mit ihm verwandten Quellen aus Hieronymos und weist darauf hin, dass bisher die Möglichkeit ausser Betracht gelassen ist, es könnten diese Berichte mittelbar aus Hieronymos durch Duris in jene auf uns gekommenen Geschichtswerke übergegangen sein. Dass diese Erklärung als eine mögliche Beachtung verdient hätte, ist gewiss zuzugeben, dass sie die richtige sei, davon hat sich wenigstens Referent aus der Beweisführung des Verfassers nicht überzeugen können. Dieser bestreitet, dass Hieronymos zu den bekannteren Schriftstellern des Alterthums gehört habe. Er ist aber doch von Agatharchides, Dionysios, Josephus, Appian, Pausanias benutzt worden, und dass

er dem Strabo nicht als Quelle gedient habe, ist von Reuss keineswegs bewiesen, sondern nur behauptet worden und wenig glaublich. Die vom Verfasser gegen seinen Vorgänger Reuss gerichteten Vorwürfe, dass derselbe zu summarisch verfahren sei, die Abweichungen der Nebenquellen nicht hinlänglich berücksichtigt habe, sind als begründet anzuerkennen, allein die Beweisführung des Verfassers S. 8ff. leidet an noch bedeutenderen Mängeln. Bei der wichtigen Vergleichung der verschiedenen Satrapienlisten (Diodor XVIII, 3, Curt. X, 10, Iustin XIII, 4, 9, Arrian *Τὰ μετὰ Ἀλέξανδρον* I—V, 5—7) behauptet er (S. 11), Iustin weiche hier in der Reihenfolge der Satrapien von Diodor ab, indem er mit Arrian und Curtius übereinstimme. Diese Uebereinstimmung des Iustin mit Arrian und Curtius findet nur insofern statt, als man von den bei Iustin hinzugefügten oberen Satrapien absieht, wenn das aber geschieht, so stimmt auch Diodor in der Reihenfolge mit Arrian vollkommen, mit Curtius bis auf den Platz des Eumenes überein, es ist also durch eine arge Flüchtigkeit das ganze Verhältniss schief dargestellt. Und so wie hier, so ist auch sonst die Aehnlichkeit zwischen Diodor und Arrian bis auf wenig Einzelheiten eine durchgehende, die Behauptung des Verfassers (S. 8), dass Iustin, Arrian, Curtius gegen Diodor, Plutarch, Cornelius zusammenstimmten, wird gewiss niemals Anerkennung erlangen, nur in Einzelheiten mag ein Anklang zufällig stattfinden, wie in den S. 14—15 angeführten Ausdrücken, wo übrigens der scheinbare Unterschied in der Auffassung des Verfahrens gegen Eumenes wohl nur daraus entstanden ist, dass einige Verfasser (römische und spätere griechische), die unter römischem Einfluss standen, den römischen Ausdruck hostem appellare aliquem auf griechische Verhältnisse übertrugen. — Für die Berichte des Diodor, Plutarch, Cornelius, Polyaen giebt der Verfasser den gleichen Ursprung zu und stellt eine Anzahl der bezeichnendsten Parallelstellen aus denselben S. 17—24 zusammen, sucht dann aber S. 29 bis 39 nachzuweisen, dass dieselben nicht aus Hieronymos entnommen seien. Referent ist durch seine Gründe in keinem Punkte überzeugt worden; am allerwenigsten durch die Berufung auf die angebliche Bestechung des Hieronymos durch Antigonos Diod. XVIII, 50. Der Gesandte des Eumenes musste die Geschenke annehmen, um seinem Herrn nicht die diesem vielleicht erwünschte Anknüpfung mit Antigonos zu verderben. Die Behauptung, in

Diodor's und Plutarch's Berichten finde sich »ne species quidem« von der dem Hieronymos zur Last gelegten ἀπέχθεια gegen die Könige — mit Ausnahme des Antigonos Gonatas — hätte der Verfasser nach Nitsche's Ausführungen (S. 27ff.) doch nicht vorbringen sollen. Wenn speciell (S. 31) feindselige Aeusserungen des Diodor gegen Lysimachos vermisst werden, so dürfte sich eine solche doch XXI, 25 finden. Die Nachrichten über Plünderung der Königsgräber Paus. I, 9, 9, Plut. Pyrrh. 26, Diod. XXII, 12 können sich sehr wohl auf zwei verschiedene Ereignisse beziehen. Dass Hieronymos, wie der Verfasser meint, auf athenische Verhältnisse nicht so genau einging, als dieselben bei Diodor behandelt werden, können wir unmöglich wissen. Die Vergleichung von Diod. XVIII, 8, 6 und Plut. Alex. 49 zeigt nicht, dass der Schriftsteller, aus dem Diodor schöpfte, auch Alexander's Geschichte behandelt hatte, sondern nur, dass Plutarch ein Stück von seinen Excerpten aus einer Diadochengeschichte in der Biographie Alexander's mit verwendete. Die Fragmente des Hieronymos können bei ihrer Unvollständigkeit weder für noch gegen die unmittelbare Benutzung desselben Zeugniss ablegen. — Von S. 51—63 bringt sodann der Verfasser dasjenige vor, was nach seiner Ansicht die Benutzung des Duris beweist. Höchst bedenklich ist gleich S. 52 die These: da bei Diodor, Plutarch, Cornelius, Polyaen ein zusammenhängender Bericht über Diadochengeschichte vorliege, sei die Quelle desselben nachgewiesen, wenn man diese an einem Punkte nachgewiesen habe, und umgekehrt müsse die Ableitung aus einem Schriftsteller abgewiesen werden, wenn dieselbe an einem Punkte widerlegt werde. Man braucht nur zu sehen, was der Verfasser S. 53ff. unter dem Nachweis einer Ableitung versteht, um zu erkennen, dass auf die Reihe mehr oder minder wahrscheinlicher Hypothesen, mit welchen wir hier zu operiren haben, Schlüsse nach Art mathematischer Beweise nicht angewendet werden können. Aus dem starken Hervortreten der Schicksalsidee auf Benutzung des Duris zu schliessen (S. 57—58) wird darum nicht möglich sein, weil diese Idee überhaupt in der griechischen Litteratur des makedonischen Zeitalters beliebt ist, wie Nitsche mit Recht hervorhebt (S. 32). Aus den übrigen Bemerkungen des Verfassers muss noch erwähnt werden, dass er S. 56 den Charakter des Hieronymos stark angreift und dabei sich so ausdrückt, dass man die Angabe des Pausanias (I, 9, 8 und I, 13, 9), Hieronymos sei

der Freund des Antigonos gewesen, auf den Antigonos μονόφθαλμος beziehen muss. Er hatte aber, was für die Quellenfrage einen erheblichen Unterschied macht, selber schon S. 30 Anm. erklärt, dass an diesen Stellen von Antigonos Gonatas die Rede sei.

Bisher hat Referent dem Verfasser durchweg widersprechen müssen, einen Abschnitt seiner Schrift muss er indess durchaus anerkennen, die Beweisführung gegen die von Nitsche aus dem Sprachgebrauch des Diodor gezogenen Schlüsse (S. 39—51). Hier darf man die Darlegung des Verfassers vollkommen schlagend nennen; es gilt das sowohl von den allgemeinen Betrachtungen S. 41—42, 44—45, als von manchen einzelnen aus gründlicher Durchforschung des Diodor hervorgegangenen Verbesserungen zu Nitsche's Aufstellungen, dann von der trefflichen Gegenüberstellung polybianischer und diodorischer Ausdrücke S. 42—43. Den von Nitsche bemerkten Unterschied, dass in den sicilischen Abschnitten die Bezeichnung δαιμόνιον oder τύχη, in den griechisch-orientalischen nur τύχη für die Schicksalsmacht gebraucht wird, bestätigt der Verfasser. Der Umstand, dass der Sprachgebrauch der sicilischen Abschnitte in dieser Beziehung sich auch über die vom Referenten s. Z. dem Timaeos zugeschriebene phokerfeindliche Episode des XVI. Buches erstreckt, ist interessant genug, wenn auch angesichts der Thatsache, dass der Ausdruck δαιμόνιον dreimal in den griechischen Theilen des XIII., XV., XVI. Buches vorkommt, nicht zuviel daraus geschlossen werden darf.

VII. Chronologische Untersuchungen.

Georg Friedrich Unger, Zur Zeitrechnung des Thukydides. (Sitzungsberichte der philos.-philol. und hist. Classe der k. bayr. Akad. der Wiss. 1875 Band I. Sitzung vom 2. Januar 1875. S. 28—73.)

Derselbe, Der attische Kalender während des peloponnesischen Krieges. (Ebenda. Sitzung vom 5. Juni 1875. 66 S.)

Gegen die bisher herrschende Ansicht, dass die Zeitrechnung des Thukydides auf natürliche Sonnenjahre von Aequinoctium zu Aequinoctium gestellt sei, hatte schon Emil Müller (De tempore, quo bellum Peloponnesium initium ceperit. Marburg 1852) Einsprache erhoben, war aber nicht recht damit durchgedrungen, zum Theil vermuthlich, weil seine Annahme eines Jahresanfangs

mit dem natürlichen, nicht bürgerlichen, Mondmonat, welchem der nächste Vollmond nach der Nachtgleiche angehörte, als zu verwickelt erschien, zum Theil wohl auch, weil man bei Thuk. V, 20 einen ausdrücklichen Beleg für die Rechnung nach natürlichen Jahren zu finden meinte. Der Verfasser hat nun (S. 39 ff.) schlagend nachgewiesen, dass an dieser Stelle von dem Gegensatz zwischen bürgerlichen attischen und natürlichen Jahren gar nicht die Rede sei, da dieser den von Thukydides bemerkten Fehler gar nicht zur Folge haben könne, dass die fehlerhafte Berechnung vielmehr die im Alterthum so häufige nach Eponymen sei, ein Beweis für den Gebrauch natürlicher Jahre hieraus sich also nicht ergebe. An die Stelle der zu künstlichen Erklärung Müller's setzt er dann die Annahme, dass Thukydides einfach nach attischen Jahren vom Datum des Kriegsausbruchs, des Ueberfalls von Platää, gerechnet habe, nur an einer Stelle V, 20 habe derselbe das Datum des Einbruchs der Lakedämonier in Attika zum Ausgangspunkt genommen und den Widerspruch zwischen dieser und der gewöhnlichen Rechnungsweise unausgeglichen stehen lassen (S. 43 bis 50). Sowenig es dem Referenten zuerst gefallen wollte, sich die thukydideischen Jahre abwechselnd mit zwölf und dreizehn Monaten zu denken, so hat ihm die Theorie des Verfassers doch je länger er dieselbe prüfte, um so mehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Dass die Rechnung nach dem Aequinoctium falsch war, hätte man schon durch Emil Müller's Arbeit einsehen müssen. Dass aber überhaupt der Jahresanfang an kein festes natürliches Datum geknüpft war, geht klar aus einer Vergleichung der Anfänge des achten und des zwanzigsten Kriegsjahres hervor. Jener muss nach IV, 52 vor den 21. März 424 fallen, dieser nach den VIII, 39—44, 60, 61 gegebenen Zeitbestimmungen sicher nach diesem Datum (man vergl. Unger Zeitrechnung S. 29). Steht aber einmal die Unabhängigkeit des thukydideischen Jahres vom natürlichen fest, so ist die Theorie des Verfassers gewiss die einfachste und es fragt sich nur, ob sie sich den sonst feststehenden Daten und den natürlichen Verhältnissen der Kriegsbegebenheiten anpasst. Dass dies der Fall sei, sucht der Verfasser nun theils in dem dritten Capitel seiner »Zeitrechnung« — über den Anfang des thukydideischen Winters — theils in der Untersuchung über den attischen Kalender während des peloponesischen Krieges nachzuweisen. Hier kann ihm Referent in den Einzelheiten nicht so

unbedingt beistimmen, vielmehr muss er in einem wichtigen Punkte mit Entschiedenheit widersprechen. Aus den Notizen des Thukydides über den Eintritt des Frühlings, beziehentlich aus dem Fehlen derselben, lassen sich die Schlüsse nicht ziehen, welche der Verfasser S. 32 ff. (und namentlich S. 35 am Ende) wagt und auf welche er die Bestimmung der Jahresanfänge und Schaltjahre mehrfach (z. B. Der attische Kalender S. 12, 40, 44) begründet. Wir sollen nach der Ansicht des Verfassers immer, wenn die Formel *ἅμα ἦρι ἀρχομένῳ* oder *ἅμα ἦρι* am Beginn des Jahres steht, den Frühling als vor dem Anfang dieses Kriegsjahres begonnen ansehen, wenn dagegen diese Notiz fehlt, soll der Anfang des Frühlings sicher erst nach dem Anfang des Kriegsjahres erfolgt sein. Diese Theorie passt nicht II, 71. Hier fehlt der Zusatz *ἅμα τῷ ἦρι*, also müsste der Jahresanfang vor den Frühlingsanfang fallen, er trifft aber nach der Berechnung des Verfassers auf den 9. April 429. Sie passt ferner nicht III, 89. Es steht wieder nur *τοῦ ἐπιγιγνομένου θέρους* da und doch müsste das Jahr nach dem Verfasser um den 12. April beginnen. Am schlimmsten steht die Sache aber VIII, 61. Hier fügt Thukydides das *ἅμα τῷ ἦρι εὐθὺς ἀρχομένῳ* hinzu und der Verfasser hat denn auch mit Boeckh übereinstimmend den Anfang von Ol. 92, 1 auf den 6. Juli und danach den viertletzten Anthesterion, welcher ihm der Jahrestag des Kriegsausbruchs ist, auf den 6. oder 5. März 412 gesetzt, aber damit schlägt er seine eigene, durchaus überzeugende Darlegung in der Zeitrechnung S. 29, wonach von der Wintersonnenwende bis zum Ende des neunzehnten Kriegsjahres offenbar mehr als 90 Tage vergangen waren, völlig zu Boden. Oder richtiger, seine gute Ausführung in der »Zeitrechnung« hätte ihm zeigen sollen, dass seine Theorie der thukydideischen Jahresrechnung nicht mit Boeckh's, sondern nur mit Redlich's Fixirung der Jahre Ol. 91, 4 und 92, 1 vereinbar sei. Man wird also jene Notizen des Thukydides in etwas freierer Weise aufzufassen haben, als der Verfasser es thut. Keinen förmlichen Protest, aber doch ernstes Bedenken möchte Referent gegen die Bestimmung des thukydideischen Winteranfangs in der »Zeitrechnung« S. 50 ff. erheben. Es passt doch schlecht zu dem Jahresanfang nach bürgerlichem Kalender, dass der Winter einen festen natürlichen Anfang haben soll, und die Worte des Thukydides V, 20 gebieten doch die Theilung in zwei Hälften. Der freiere Gebrauch des Aus-

drucks *οἱ ἡμίσεις* III, 20 kann dagegen wohl nicht in Betracht kommen, denn dort galt es, das Verhältniss der zwei gegebenen Zahlen 225 und 480 zu einander auszudrücken, hier aber hatte Thukydides die Festsetzung des Verhältnisses in seiner Macht. Es wird auf eine nochmalige genaue Prüfung ankommen, ob nicht die Annahme, dass Thukydides in den Schaltjahren 6½ Monate zu jeder seiner beiden Jahreszeiten rechnete, haltbar sein sollte. Für die Katastrophe der Athener auf Sicilien dürfte dies der Fall sein, wenn man Redlich's Ansatz für Ol. 91, 4 annimmt und der Tagesberechnung des Verfassers in der »Zeitrechnung« S. 62—69 folgt. Gegen diese Tagesberechnung hat allerdings Holm im Jahresbericht für 1874/75 Bedenken erhoben, die Beachtung verdienen. Doch möchte Referent dieselbe nicht ohne Weiteres aufgeben und glaubt einstweilen, dass der Ausdruck *μέχρι ὀψέ*, welcher den hauptsächlichsten Anstoss erregte, auch wohl »bis spät in die Nacht hinein« bedeuten könnte. — Das Datum für den Ueberfall von Platää, welches Boeckh auf den letzten Anthesterion gesetzt hatte, bestimmt der Verfasser auf den drittletzten oder viertletzten. Nachdem die allzu feinen Schlüsse des Verfassers aus den Notizen des Thukydides, auf welchen jene Bestimmung beruhte, sich als unhaltbar herausgestellt haben, darf man wohl die Frage aufwerfen, ob es nicht angezeigt wäre, zu dem Datum Boeckh's zurückzukehren. Es würde dann der Einwand gegen die Theorie des Verfassers wegfallen, dass Thukydides nach einem bestimmten Datum seine Jahre berechnet und dasselbe doch nicht genannt hätte, das Datum wäre in den Worten *Πυθοδώρου ἔτι τέσσαρας μῆνας ἄρχοντος* gegeben. — Dass der Verfasser seinen Widerspruch gegen die unchronologischen Capitel im Diodor (S. 13 ff.) auf die Dauer aufrecht erhalten wird, glaubt Referent nicht. Der Hauptbeweis für dieselben liegt gar nicht in den vom Verfasser behandelten Abschnitten, sondern in der merkwürdigen, aller Chronologie Hohn sprechenden Anordnung der Ereignisse XI, 44—47, 50—65 (Untersuchungen über die Quellen etc. S. 36—37). Uebrigens widerspricht die Ausführung des Verfassers S. 16—17 der jetzt ziemlich allgemein gewordenen und wohl auch kaum zu umgehenden Annahme, dass zwischen den ersten Kämpfen bei Pylos im Jahre 425 und der Eroberung von Sphakteria der Strategenwechsel und damit der athenische Jahresanfang falle.

Im Einzelnen kann man gegen die beiden Untersuchungen

des Verfassers manche Einwendung erheben, keinesfalls aber ist zu leugnen, dass dieselben durch scharfsinnige und eindringende Forschung den grössten Anspruch auf Beachtung haben. Referent möchte auch das Hauptresultat derselben bisweiter für eine wesentliche Förderung unserer chronologischen Kunde ansehen.

H. Pack, Die Entstehung der makedonischen Anagraphe. (Hermes X. S. 281—304.)

Während Gutschmid in seiner Schrift über die makedonische Anagraphe die Regierung Amyntas' I 540—498 als die erste ansah, deren Dauer historisch fixirt sei, und die Entstehung der Anagraphe in die Regierung Alexander's I setzte, sucht Pack die Ansicht von Karl Müller (Fragm. hist. Graec. III, p. 691) und Brandis (De temporum Graecorum antiquissimorum rationibus Bonn 1857) wieder zu Ehren bringen, wonach die Regierung des Archelaos 414/413—400/399 als die erste chronologisch feststehende anzusehen wäre. Referent kann dieses Resultat nicht für erwiesen halten. Wenn der Verfasser meint (S. 285), das eigentlich Bedenkliche bei den Regierungen Alexander's I und Perdikkas' II sei nicht die Discrepanz der Angaben über die Dauer derselben, sondern dass die Epoche Alexander's I trotz der angeblich gleichzeitigen Fixirung sich nach oben und unten verschiebe, so lässt sich ihm entgegenhalten, dass ebendasselbe mit durchaus historisch fixirten Regierungen geschieht. Beispielsweise mit den Regierungen des Leotychides, Archidamos und Agis von Sparta bei Diodor XI, 48, XII, 35. Namentlich in der mit soviel Fehlern behafteten makedonischen Anagraphe sind Schlüsse, wie der Verfasser sie aus diesen Verschiebungen macht, gewiss bedenklich. Wenn er sodann einen inneren Widerspruch darin findet, dass Gutschmid in die Berechnung der unhistorischen Regierungszeiten nach γενεαί die von ihm für historisch erklärte Regierung Amyntas' I mit hineingezogen hat, so hat er wohl bei den alten Verfertigern dieser Stammbäume einen Gedanken vorausgesetzt, den nur wir haben. Diese alten Genealogen wünschten ihre gemachten Zahlen ja nicht von den historischen zu trennen, sondern mit denselben zu verbinden, sie in die Reihe der historischen aufgenommen zu sehen. Es zeugt daher durchaus nicht gegen Gutschmid's Ansicht, dass auch mit den Regierungen Alexander's I und Perdikkas' II eine Reihe von 11 Regierungen à 33$^{1}/_{3}$ Jahren

herzustellen ist. — Mit Recht hat der Verfasser gewiss Ritschl's Rechnung abgewiesen (S. 285 ff.), wonach für Perdikkas 1 in der Quelle Diodor's 42 statt 48 Jahre überliefert sein sollten. Er stimmt in diesem Punkte mit Gutschmid überein.

Vor allem kann Referent sich mit dem Gedanken nicht befreunden, dass ein König, wie Archelaos, trotz aller Culturelemente, die er an seinem Hofe vereinigte, nicht sollte die nächste Vergangenheit seines Landes, seine Vorfahren während des letzten Jahrhunderts haben aufzeichnen lassen, dass ferner Alexander I sein Geschlechtsregister den Hellenen vorgelegt und die Verfertigung des Stammbaums mit Hülfe der in diesen Dingen doch gewitzigten Griechen betrieben haben soll (S. 293), ohne seines Vorfahren Regierungsdauer der Nachwelt zu überliefern. Der Verfasser weist richtig darauf hin (S. 294), dass gerade der öftere Königswechsel und die Thronstreitigkeiten zwischen 400 und 360 eine genauere Verfolgung der genealogischen Verhältnisse nahe legten, aber wie sollte die Generation, deren älteste Leute bald nach den Perserkriegen geboren waren, sich in der Regierungsdauer der Könige Alexander I und Perdikkas II haben irren können? — In der Frage nach den verschiedenen Formen, welche die makedonische Stammsage annahm, findet Referent, da die Basis der Erörterungen Pack's ihm nicht bewiesen scheint, auch keinen Grund, von Gutschmid's Darlegungen abzugehen. Ist schon in diesen das Eine oder Andere vielleicht zu bestimmt behauptet, so dürfte den noch bestimmteren Aufstellungen Pack's gegenüber Skepsis noch mehr angezeigt sein. Wir haben doch zu wenig von Euripides' Archelaos, zu wenig von den makedonischen Geschichten Theopomp's, um bestimmt sagen zu können, in wie weit die Perdikkassage sich behauptet hat oder nicht, können daher auch nicht mit solcher Entschiedenheit Ephoros die leitende Rolle in der Gestaltung der makedonischen Tradition zutheilen, wie dies der Verfasser thut, wenn auch die Möglichkeit, dass er einen solchen Einfluss geübt habe, nicht abzuleugnen ist.

Georg Friedrich Unger, Die Zeit der nemeischen Spiele. (Philogus XXXIV. S. 50—64.)

Fest steht über die Zeit der Nemeen bisher, dass dieselben zweimal in jeder Olympiade gefeiert wurden und zwar das eine Mal in dem Sommer, in welchem das vierte Jahr der Olympiade

begann. Die zweite Feier liess man bisher, gestützt auf Pausanias II, 15, 4 und VI, 16, 4, im Winter vor sich gehen, war aber darüber ungewiss, ob dieselbe in den Winter des ersten oder zweiten Olympiadenjahres falle. Unger leugnet nun die Existenz dieser Winternemeen ganz, in den von Pausanias erwähnten sieht er ein Fest des *Ζεὺς Νέμειος* in Argos, und lässt die zweite Feier der eigentlichen Nemeen im Sommer jedes zweiten Olympiadenjahres abgehalten werden. — Gegen die Verlegung der *Νέμεια χειμερινά* nach Argos spricht, wie Reuss (Hieronymos von Kardia S. 169) richtig hervorhebt, die Zusammenstellung mit den Olympien und Pythien Paus. VI, 16, 4, auch hat Unger sich in der chronologischen Fixirung der Ereignisse von 316 (nach ihm 315) S. 53 geirrt, wie ihm Reuss nachweist; ganz dürften seine Ausführungen aber nicht zu verwerfen sein. Die aus dem Livius (XXXIV, 41) gezogene Kunde deutet entschieden auf eine frühere Zeit des Jahres, als den 1. December, welchen Reuss für den Tag der Feier hält, und dasselbe dürfte aus Reuss' eigener Erörterung S. 169 hervorgehen, denn für das Aufsuchen der Winterquartiere ist der December ein sehr später Termin. Das Wahrscheinlichste dürfte nach den dürftigen uns vorliegenden Nachrichten sein, dass die Feier im Herbst stattfand — und zwar des zweiten Olympiadenjahres — und wegen ihres etwas späteren Zeitpunktes im Verhältniss zur Feier des vierten Olympiadenjahres den Namen *Νέμεια χειμερινά* bekam.

Jahresbericht über antike Numismatik. 1874. 1875. 1876.

Von

R. Weil.

Eine Publication, welche griechische und römische Numismatik zusammen behandelt, liegt für den diesmaligen Jahresbericht nicht vor, so dass sich derselbe bloss mit Specialarbeiten auf jedem der beiden Gebiete zu befassen hat. Dabei ist zu bemerken, dass bei der Fülle des vorliegenden Materials alles auf orientalische Numismatik bezügliche, insbesondere auch die in den letzten Jahren zahlreichen und umfangreichen Arbeiten über die jüdischen Münzen, ausgeschlossen bleiben mussten.

Von Zeitschriften sind im Folgenden benutzt worden:

1. Zeitschrift für Numismatik, redigirt von Dr. Alfred von Sallet. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. Bd. II 1874. III 1875. IV 1876.

Für das Berliner Münzkabinet erhält die Zeitschrift eine besondere Bedeutung, indem Julius Friedlaender hier seine Berichte über die neuen Erwerbungen des Kabinets veröffentlicht. Durch den Ankauf der Sammlung Fox 1873 und der Sammlung Prokesch-Osten 1875 ist die Zahl der griechischen Münzen bis Ende 1875 auf 55261 angewachsen; 1876 ist auch der Ankauf einer der reichsten Sammlungen orientalischer Münzen, derjenigen des Obersten Guthrie, zu Stande gekommen, so dass das Berliner Münzkabinet jetzt ebenbürtig den reichsten europäischen Münzkabinetten an die Seite tritt. Auf die Erläuterungen, welche Friedlaender in seinen Berichten bei Erwähnung der wichtigsten Stücke einflicht, wird in dem Jahresbericht wiederholt zurückzukommen sein.

2. Numismatische Zeitschrift, herausgegeben von der Numismatischen Gesellschaft in Wien durch deren Redactions-Comité. Wien, Selbstverlag der Numismatischen Gesellschaft. Manz'sche Buchhandlung. Bd. IV 1872, erschienen 1874. V 1873. VI und VII 1875. VIII 1876. 1. Halbband.

3. Numismatic Chronicle, edited by John Evans, W. S. W. Vaux and Barclay V. Head. New Series vol. XIV 1874. XV 1875. XVI 1876.

4. Revue Numismatique, publiée par J. de Witte et Adrien de Longpérier. N. S. vol. XV année 1874.

Der zuletzt vorausgegangene Jahrgang war 1869—1870, der durch den Krieg eine längere Verzögerung erlitten hatte; leider sind auch von Band XV bis jetzt erst 3 Hefte erschienen.

5. Mélanges de Numismatique, publiées par F. de Saulcy, Anatole Barthélemy et Eugène Hucher, tome premier, année 1874—1875. Le Mans chez Edmond Monnoyer, Imprimeur-Éditeur. 1875. 500 S. 8.

Die Mélanges sollten nur erscheinen während der Unterbrechung, welche in der Herausgabe der Revue eingetreten war. Die gallische Numismatik wird hier besonders reich bedacht. In Uebersichtlichkeit der Anordnung des Stoffes, wie in der Reichhaltigkeit des Inhaltes steht diese neue Zeitschrift der Revue entschieden nach.

I. Griechische Numismatik.

Hier mögen die auf Metrologie und Münzgeschichte bezüglichen Abhandlungen den Anfang machen.

Metrologie.

Barclay V. Head, metrological notes on the ancient electrum coins struck between the Lelantian wars and the accession of Darius. (Num. Chron. 1875 p. 245—297. pl. VII—X).

Auch separat erschienen und angezeigt von E. Curtius Jen. Lit.-Ztg. 1876. S. 268.

Der Verfasser der im vorigen Jahresbericht (I S. 241 ff.) besprochenen schönen Monographie über die Münzen von Syrakus

liefert uns hier eine neue nicht minder wichtige Arbeit über die Anfänge der griechischen Prägekunst. Im Anschluss an Brandis, dessen Werk, wie Head bereitwillig anerkennt, die Grundlage aller derartigen Untersuchungen bildet, recapitulirt er kurz die Ableitung der beiden Gewichtsysteme, der schweren babylonischen Goldmine, welche durch die Phönikier an die kleinasiatischen Küsten und Inseln gebracht wird und in ihrem Sechzigstel zu 260 Grains die neue Einheit bildet, und der leichten babylonischen Goldmine, welche von Babylon aus zu Land nach Sardes gelangt und von dort nach Euböa, um hier in ihrem Sechzigstel, auf Silber übertragen, mit 130 Grs. eine Einheit zu bilden. Im Anschluss an die Prägung der Elektron-Statere, für welche dem Verfasser ein durch neue Funde beträchtlich vermehrtes Material gegenüber dem von Brandis benutzten zu Gebote steht, werden nun die einzelnen Münzsysteme besprochen. 1. Das babylonische mit dem Stater von 166. 8, in Lydien geprägt in der Zeit vor Krösos. 2. Das asiatische, der Fünfzehn-Stater-Fuss (Brandis) mit dem Maximalgewicht von 220 Grs. für den Stater; in seiner Reihe hat auch der ephesische Stater mit *φαενορ ἐμι σημα* (Jahresb. I S. 237 durch Druckfehler arg entstellt) Aufnahme gefunden, die älteste bis jetzt bekannte Münze mit Aufschrift. Neu ist hier die Zutheilung des bei Brandis S. 402 beschriebenen Staters (Kuh mit säugendem Kalb) nach dem zwischen Erythrae und Teos gelegenen Chalkis (vergl. Köhler Del.-Att. Seebund S. 155). Als Dauer dieser Prägung nimmt Head das 7. und die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts an, indem er sie mit der Eroberung von Samos durch die Perser abschliessen lässt. 3. Für das ägineische Münzsystem hatte man bisher 6,20 Gramm (Mommsen) oder 6,22 Gramm = 96 Grains engl. (Hussey) als Normalgewicht der Drachme angenommen, woraus sich die sinnreiche aber complicirte Ableitung desselben aus dem Elektron-Stater von 220 Grains bei Brandis S. 110f. erklärt. Wie Head ausführt, liegt hier nur der phönikisch-kleinasiatische Fuss vor in etwas reducirter Gestalt. Das britische Museum besitzt nämlich uralte Didrachmen von Aegina, welche 212 Grains wiegen. Hierzu passt aber — denn bei derartigen Untersuchungen ist das schwerste, nicht das Durchschnittsgewicht massgebend — der auf ungefähr gleiche Höhe des Gewichtes ausgeprägte Elektron-Stater des Pariser Münzkabinets mit 207 Grs. (Schildkröte, R. quadr. inc.), zu welchem auch Viertel

und Zwölftel vorhanden sind. 4. Nicht weniger ausgiebig wird die Behandlung des euböischen Münzsystems, in welchem man bisher noch keine Elektron-Prägung nachzuweisen vermocht hatte. Ein in dem Samos gegenüber gelegenen Priene gemachter Staterenfund hat Stateren euböischen Gewichts (133. 5) geliefert, welche die Typen von Samos tragen, zusammen mit Theilstücken verschiedener Gepräge, darunter Sechstel des euböischen Chalkis. Ein Stater, den Müller Monn. de l'ancienne Afrique Suppl. Taf. I 1 nach Kyrene giebt, gehört wahrscheinlich, wie ein ähnlicher Doppelstater, nach Korkyra, wo zuerst die Eretrier, später erst die Korinther sich ansiedelten. In Korkyra sowohl wie in Samos ist, was Head freilich zuerst nachgewiesen hat, das Gewicht der ältesten Silbermünzen durchaus gleich dem der Elektron-Münzen. Die Stateren von Samos weisen uns den Weg, welchen das euböische Gewichtsystem nach Hellas genommen hat, und mit Recht hebt der Verfasser hervor, dass es kein Zufall ist, wenn wir im lelantischen Krieg, dem ersten grossen in der hellenischen Welt um Handelsinteressen geführten Krieg, Chalkis mit Samos und Korinth im Bunde sehen. Der von Sallet gemachten Zutheilung der Münzen mit ΨAL im Rade (Av. Adler mit Schlange) nach Chalkis, wodurch das Rad als Typus dieser Stadt erwiesen ist, tritt Head bei., und nimmt ebenso die von E. Curtius und Imhoof-Blumer gleichzeitig veröffentlichte Ueberweisung des alten aufschriftlosen Silbergeldes, der bisher Athen beigelegten Wappenmünzen, nach Euböa auf, dessen Numismatik dadurch in letzter Zeit einen unerwartet grossen Zuwachs erhalten hat. 5. Die Prägung der phokäischen Elektron-Stateren, deren Gebiet von Teos an längs der Küste nordwärts bis Kyzikos reicht (neu ist darin die Zutheilung des Staters mit Chimära nach Zeleia in der Troas), hält Head für jünger als die milesische und setzt sie in die Zeit der phokäischen Thalassokratie während der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Den Einfluss dieser Prägung über Kleinasien hinaus erweist ein Stater mit dem Typus des die Frau raubenden Kentauren, ein Typus, der auf Thasos zu Hause ist und auf der thrakischen Küste, wo die aus ihrer Heimath vertriebenen Teier sich in Abdera angesiedelt haben.

Der bei dem Gang der Untersuchung weniger hervortretende geschichtliche Zusammenhang wird veranschaulicht durch eine chronologische Tabelle, in welcher die Entwickelung, welche die ein-

zelnen Münzsysteme neben einander genommen, zugleich mit den nöthigen Daten der politischen Geschichte zusammengestellt sind vom Beginn der Mermnadendynastie, welchem der Verfasser die Erfindung der Geldprägung in Lydien gleichzeitig setzt, bis zum Aufhören der Seeherrschaft des Polykrates von Samos 520. — Auf 4 Lichtdrucktafeln sind alle wichtigeren hier behandelten Stücke, soweit sie unedirt sind, abgebildet, und eine aus dem Katalog des britischen Museums entnommene Reductionstabelle für die Gewichte beigegeben[1]).

Head, on a recent find of Staters of Cyzicus (Num. Chron. 1876. S. 278—298).

Einen Nachtrag zur vorigen Abhandlung bildet ein Aufsatz Head's über die Kyzikener-Prägung. Den Anlass hierzu giebt ein über Smyrna bekannt gewordener Fund von 56 kyzikenischen Elektron-Stateren. Ungeachtet der grossen Mannichfaltigkeit ihrer Typen, zu denen hier wieder zahlreiche neue hinzutreten — von Interesse ist darunter einer mit dem Omphalos, worauf zwei Adler einander gegenüber sich niedergelassen haben, entsprechend der in Delphi vorhandenen Darstellung (Schol. Pindar. Pyth. 4, 6. Ulrichs Reis. u. Forsch. I 78) — glaubt der Verfasser diese Stateren nicht auf eine Münzconvention verschiedener Städte, wie Brandis S. 127 u. a., sondern sämmtlich auf die Prägstätte von Kyzikos zurückführen zu sollen. Gegen das Durchschnittsgewicht der Kyzikener (250 Grs.) um 12—15 Grs. leichter enthielt der Fund fünf Stateren mit den Typen von Lampsakos und ohne das sonst constant vorkommende Beizeichen des Thunfisches. Da diese Stücke durch ihr geringeres Gewicht zwei Drachmen weniger galten als die Kyzikener, welche in der Zeit des peloponnesischen Krieges den Werth von 37 athenischen Drachmen hatten, mussten sie auch in den attischen Rechnungsurkunden (C. I. A. I No. 301 bis 311 aus Ol. 82, 2—86, 3) als *χρυσοῦ στατῆρες Λαμψακηνοί* gesondert aufgeführt werden neben *χρυσοῦ στατῆρες Κυζικηνοί.* Die Bezeichnung des »legirten Goldes« oder »Weissgoldes« als *χρυσός* oder *χρυσίον* bietet keinen Antoss, indem in der Uebergabsurkunde der *ταμίαι τῶν ἄλλων ϑεῶν* (No. 207) *Κυζικηνοῦ χρυσίου στατῆρες*

[1]) F. Lenormant, monnayes royales de la Lydie, Paris 1876, worin die Elektron-Prägung ebenfalls behandelt wird, kenne ich nur durch die Anzeigen Sallet's Z. f. N. IV 286 und Head's Num. Chron. 1877, 76.

und *Δαρεικοῦ χρυσίου στατῆρες* aufeinander folgen, obwohl nur die letzteren reines Gold enthalten.

Während man die Kyzikener Elektron-Prägung bisher in den Zeitraum zwischen 420 und 331 (Schlacht am Granikos) gesetzt hat, und zwar vorwiegend in die spätere Hälfte, führt Head den sicheren Nachweis, dass dieselbe vielmehr wesentlich in die Zeit der ersten athenischen Seeherrschaft gehört und entstanden ist, nachdem die persische Goldwährung von der kleinasiatischen Küste zurückgedrängt war. Ihre früheste inschriftliche Erwähnung ist auf der Lygdamisinschrift Z. 26 und Z. 38, als *ἡμίεκτον* und *στατήρ*. Von da ab findet sie sich häufig in athenischen Rechnungsurkunden: C. I. A. I 197. 201. 207. 210. 223. Ferner im Parthenon-Inventar (Hicks-Newton Anc. Gr. Inscr. P. I S. 50). Im Schatz der Athena C. I. A. I 180. 182. 183. 184. 191. Nach den Erwähnungen bei Lysias g. Erat. 121, g. Diog. 6, und bei Xen. Anab. V 6, 23, VII 3, 10 kommen die Kyzikener in der Literatur erst wieder vor im Jahre 333 bei Demosthenes g. Phorm. 34, 23, aber in dem weit herabgesetzten Curs von 28 attischen Drachmen, woraus eben nur folgt, dass sie auch nach dem Aufhören der Prägung damals noch nicht aus dem Verkehr geschwunden waren. Einen der spätesten Kyzikener mit der Aufschrift ΕΛΕΥΘΕΡΙΑ (Millingen Anc. Coins V 11) bringt Head in Beziehung zu den Siegeszügen Konon's nach der Schlacht von Knidos.

Head sucht überall möglichst scharf hervorzuheben, dass eine Gleichzeitigkeit der Elektron- und Goldwährung wegen der Unzuträglichkeiten im Verkehr nicht denkbar sei. Er weist darauf hin, wie Rhodos, Kyzikos (dieses nur vorübergehend), Klazomenä, Abydos die reine Goldprägung annahmen, wie im Anfang des 4. Jahrhunderts Athen sowohl als Pantikapäon seine Goldprägung beginnt, in Sikelien Syrakus, Akragas, Gela, Katana nach 412 Goldmünzen in Umlauf bringen. Er hätte, wie Referent glaubt, einen Schritt weiter gehen können. Man darf diese an den verschiedensten Plätzen beginnenden Goldprägungen mit dem Einfluss in Verbindung bringen, welchen Persien mit seiner Reichsgoldmünze gewonnen hat, einerseits durch die Austheilung seiner Subsidiengelder in Hellas, erst an Sparta und dessen Bundesgenossen, später nach den Siegen Konon's an Athen und die Bundesgenossenschaft von Korinth, andererseits aber auch dadurch, dass es, seit der Schlacht von Mykale vom ägeischen Meer zurück-

gedrängt, nun wieder in den Besitz der kleinasiatischen Küsten- und Inselstädte gelangt war.

Münzgeschichte.

Hucher, examen détaillé du trésor d'Auriol (Mélanges de N. I p. 12—44).

Chabouillet, Rev. Num. 1874 p. 164. 165.

Hucher hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, den im Februar 1867 bei Auriol (Département Bouches-de-Rhône) unweit Marseille gemachten grossen Münzfund einer gründlichen Prüfung und Sichtung zu unterwerfen. Ein Verzeichniss der Münzen nach den Typen mit Gewicht und Angabe der jedesmal vorhandenen Stückzahl schliesst den Aufsatz, in welchem 72 Münzen in gutem Holzschnitt wiedergegeben sind. Der Fund enthält durchgängig alterthümliches aufschriftloses Kleingeld in Silber; Drachmen und grössere Stücke fehlen ganz. Die Zahl derjenigen Münzen, für welche Massalia als Prägestätte in Betracht kommen könnte, ist eine sehr beschränkte. Soweit es sich um einigermassen sichere Zutheilungen handelt, liegen die Prägorte sämmtlich um das Becken des ägeischen Meeres, vorzugsweise an der kleinasiatischen Küste und den dortigen Inseln. — Ueber einen kleineren, aber demjenigen von Auriol analogen Fund, welcher bei Volterra gemacht wurde, hat Gamurrini im Periodice di Num. 1872 vol. IV p. 208 Nachricht gegeben, und nach ihm Chabouillet; der etruskische Fund enthält aber nur 64 jener kleinen Silbermünzen; 4 davon, welche solchen aus dem Fund von Auriol ähnlich sind, sind in die Sammlung der Ufficien gelangt. Für die Münz- und Handelsgeschichte bleiben diese Funde nach wie vor räthselhaft.

J. Friedlaender, überprägte antike Münzen (Zeitschr. f. Num. IV 328—349).

Friedlaender giebt hier eine Zusammenstellung antiker Münzen, welche, nachdem sie eine Zeitlang im Verkehr gewesen, an einem fremden Platz als Schrötling für ein neues Gepräge benutzt worden sind. Da bei solchem Verfahren von dem älteren Gepräge meist Spuren auf der Münze zurückgeblieben sind, welche aber nur bei sehr scharfer Prüfung des Originals sich bestimmen lassen, nimmt der Verfasser sein Material bloss aus der Samm-

lung des Berliner Münzkabinets. Was dadurch seiner Zusammenstellung an Vollständigkeit fehlt, wird durch die auf solche Weise gewonnene absolute Zuverlässigkeit reichlich aufgewogen. Zu wünschen ist allerdings, dass bald auch das Material anderer Sammlungen daraufhin untersucht werde. Für das britische Museum liegen einstweilen Angaben vor für Unteritalien und Sikelien im ersten und zweiten Bande des Katalogs seiner griechischen Münzen.

Einige Resultate Friedlaender's, die auch ein erweitertes Material nicht wird ändern können, seien hier angeführt. Aus den grossgriechischen Städten liegen eine ganze Reihe von Didrachmen vor, welche auf korinthische Didrachmen geprägt sind, und zwar ebensowohl solche von ganz altem Stil, als von späterem; jene bereits in der Zeit der incusen Prägung überprägt, diese in der Zeit der doppelseitigen. Ferner ist in den grossgriechischen Städten sikelisches, aber nicht umgekehrt grossgriechisches Geld in den sikelischen Städten umgeprägt worden, ein Beweis, dass Italien Exporthandel nach Sikelien hatte. Münzen aus Apulien mit den Typen römischer As-Theile und der Aufschrift CA oder KA, welche Canusium zugetheilt werden, sind häufig Umprägungen der in Apulien sehr verbreiteten Kupfermünzen des akarnanischen Oiniadae. Es setzt dies für das makedonische Zeitalter einen lebhaften Handelsverkehr voraus, in welchem die Akarnanen zu Apulien gestanden haben, wenn sogar die fremde Scheidemünze an der gegenüberliegenden Küste cursiren durfte. Der Einfluss des Handels der Kyrenäer giebt sich zu erkennen, wenn auf Kreta von Gortys, Polyrrhenion, Phaistos Umprägungen kyrenäischer Didrachmen vorliegen. Zu den spätesten kretischen Silbermünzen gehört wohl eine der grossen platten Tetradrachmen von Knossos mit Zeuskopf und Labyrinth, welche auf die Tetradrachme eines der seleukidischen Könige Antiochos VII, VIII oder IX (also zwischen 138 und 96) geprägt ist.

A. von Sallet, Copien von Münztypen im griechischen Alterthum (Zeitschr. f. Num. II 120—129).

Unterschieden wird hier zwischen rein künstlerischer Nachahmung fremder Gepräge, und einer solchen aus Nützlichkeits- oder Handelsrücksichten; doch ist es vorwiegend der erste Gesichtspunkt, welchen der Verfasser im Auge behält und an einer Reihe lehrreicher, zum Theil bisher unbeachtet gebliebener Bei-

spiele ausführt. Häufig allerdings wird es schwer werden zu bestimmen, welcher der beiden hier unterschiedenen Fälle vorliegt, denn verhehlen kann man sich nicht, dass wir von den Handelsverhältnissen zwischen den einzelnen Städten viel zu wenig unterrichtet sind, so dass leicht eine Typennachahmung aus künstlerischer Rücksicht angenommen werden kann, wo in Wirklichkeit commercielles Interesse vorgelegen hat. Wenn der Flussgott Gelas wiederkehrt auf einem Kyzikener der Fox'schen Sammlung, und auf einem anderen im britischen Museum befindlichen die Typen von Poseidonia, wird dies schwerlich als Nachahmung bloss vom künstlerischen Gesichtspunkt sich erklären lassen. Man wird kaum fehl gehen, wenn man annimmt, dass in der weitaus grössten Zahl von Fällen durch politische oder Handelsbeziehungen die Typennachahmung entstanden ist. Abgesehen von den Nachahmungen der Alexandermünzen, für welche Droysen jüngst den Nachweis einer Reichsmünze geliefert hat[2]), zeigt sich dies am deutlichsten, wie Referent glaubt, in den Nachahmungen der syrakusanischen Münztypen. Man hat sich bisher, wie reichhaltig auch die Literatur über die syrakusanische Numismatik namentlich im letzten Jahrzehnt geworden ist, immer damit begnügt zu constatiren, dass hier Copien vorliegen, ohne nach der Veranlassung dazu zu suchen.

Den Aufschwung, welchen Macht und Ansehen der Syrakusaner genommen hat, nachdem die athenische Belagerung überstanden war, wird man sich nicht gross genug denken können. Kaum ist das Land vom Feind befreit, so erscheint auch schon das syrakusanische Geschwader bei der peloponnesischen Flotte in Kleinasien, durch den Einfluss seines Führers Hermokrates ungleich bedeutender, als es seine numerische Stärke mit sich gebracht hätte. Von den Syrakusanern abgesetzt, tritt Hermokrates in ein besonderes Freundschaftsverhältniss mit Pharnabazos und ist spätar auch noch unter den Gesandten, welche 408 nach Susa reisen wollen.

Auch als Dionysios zur Herrschaft gelangt, bleibt das Bündniss zwischen Syrakus und Sparta, dessen Politik ja tyrannenfreundlich war, bestehen, und während Anfangs es dem Tyrannen mehr als Schutzmittel diente, gelangte er bald dahin, selbststän-

---

[2]) Monatsberichte der Berl. Akademie 1877 S. 23—45. Die Besprechung bleibt dem nächsten Jahresbericht vorbehalten.

dig seinen Einfluss auf Hellas geltend zu machen, eine Politik, welche derjenigen des Perserkönigs zeitweise die Wage halten konnte, und deren volle Bedeutung vor kurzem U. Köhler (Mittheilungen des Athenischen Instituts I 1—24) klar gelegt hat.

Für Dionysios' Finanzpolitik haben die Untersuchungen von Holm (Gesch. Sicil. II 146. 446) und Gardner (Num. Chron. XVI 11 ff.) jetzt erwiesen, wie er in seinem Herrschaftsbereich auf Sicilien sowohl, wie in dem von ihm abhängigen Theil von Unteritalien ein einheitliches Münzsystem durch seine Tetradrachmen (Frauenkopf, R. Quadriga) zu Stande gebracht hat; denn alle die alten Prägstätten von Leontinoi, Katana, Naxos, Messana, Akragas, Gela, Kamarina hatten theils durch ihr Schicksal im Kampf gegen die Karthager, theils dadurch, dass sie von Dionysios abhängig geworden waren, zu münzen aufgehört. Der Einfluss der syrakusanischen Münze wurde dadurch so bedeutend, dass auch die Karthager dem Beispiel des Dionys folgten und von Panormos mit gleichen Typen die Tetradrachmen mit Kart Chadosat, Machanat, Mechasbim ausgehen liessen (Holm S. 146).

Durch die einheitliche Prägung sowohl, wie durch die vermehrten Beziehungen von Syrakus zum griechischen Mutterland musste aber auch im Osten der Einfluss des syrakusanischen Geldes ein ganz anderer werden als früher. Die Steigerung des Handels, die grossen für Söldner und andere Kriegsrüstungen nöthigen Ausgaben, endlich auch die in den wiederholten Kriegen den Spartanern als Hülfsvölker zugesandten sikelischen Truppen brachten viel syrakusanisches Geld nach Hellas.

Am dürftigsten ist unsere Ueberlieferung über das Verhältniss des Dionysios zu Persien; allerdings betheiligte sich seine Flotte, so gut wie die der persischen Satrapen, als es galt den Griechen den antalkidischen Frieden aufzuzwingen, und bei Erneuerung dieses Friedens durch den Congress von Delphi (371) ist von Köhler (a. a. S. 21) eine Mitwirkung des Dionysios neben dem Perserkönig wahrscheinlich gemacht. In einer aus Ephoros (Schol. Arist. Panath. I p. 177) entnommenen Stelle erscheinen beide als Verbündete Sparta's wider Athen, um Hellas zu unterjochen. Danach kann es auch nicht bedeutungslos sein, wenn auf den von Pharnabazos und Datames in Kilikien geprägten Didrachmen der syrakusanische Typus des Arethusakopfs von vorn wie-

derkehrt. In Griechenland ahmt etwa gleichzeitig die Arethusaköpfe nach Larisa (Friedlaender-Sallet, Berl. Münzk. N. 135. 136).

Die Koraköpfe der syrakusanischen Tetradrachmen kehren wieder auf den in die Zeit des Epaminondas gehörigen Münzen (also den erstgenannten gleichzeitig) von Opus, Pheneos, Messene, Praisos (auf Kreta), zunächst veranlasst offenbar durch die starke Verbreitung des syrakusanischen Geldes, bei Messene insbesondere wohl durch den Umstand, dass der griechische Westen einen grossen Theil der heimkehrenden Messenier gesandt hatte, die den schönen Koratypus auch ihrer Landesgöttin zu eigen machten. Denn der künstlerische Gesichtspunkt darf daneben keineswegs ausser Acht gelassen werden. Die Frauenköpfe der eben aufgezählten Münzen zeigen ja nichts weniger als sclavische Nachahmungen der syrakusanischen Typen, vielmehr eine vollständig selbstständige Auffassung, wie sie hervorging unter dem Einfluss der jüngeren attischen Schule des Kephisodot und Praxiteles. Diese Richtung ist unverkennbar auf dem Revers der Münzen von Pheneos mit dem Hermes, welcher den kleinen Arkas trägt, ein Motiv, welches sich anreiht an die den Plutos haltende Eirene und den jüngst gefundenen Hermes mit dem Dionysosknaben im Heraion von Olympia.

H. Virtue Tebbs, on greek coins as illustrating history and art (Portfolio 1875 Febr.-März) mit zwei grossen Lichtdrucktafeln

ist dem Referenten nur durch Head's Anzeige im Num. Chr. 1875 S. 88 ff. bekannt geworden. Der Verfasser geht, wie fast alle kunstgeschichtliche Arbeiten dieser Art, von St. Poole's bekanntem Aufsatz in den Transact. of R. S. of L. 1864 (vgl. Num. Chr. 1864, 236 ff.) aus und unterscheidet in den griechischen Münzen sechs verschiedene Schulen: Peloponnes mit Nordgriechenland, ionische Küste, Sikelien, Kreta, orientalisch-asiatischer Formalismus, und glyptic or gemlike school in Grossgriechenland. Was hier als verschiedene Schulen bezeichnet wird, dürfte sich nicht überall so streng sondern lassen, ein wenigstens zeitweiser Zusammenhang zwischen unteritalischer und sikelischer Prägekunst scheint jetzt auch durch Künstlerinschriften bestätigt zu werden (s. unten S. 434).

J. Friedlaender, eingeritzte Inschriften auf Münzen (Zeitschrift f. Num. III 44—46).

Nachdem Friedlaender bereits 1868 in den Berliner Blättern für Münzkunde IV 146 einige auf Münzen eingeritzte Inschriften zusammengestellt, giebt er hier eine grössere Anzahl. Sie finden sich fast alle auf Silbermünzen, ganz vereinzelt auf Goldmünzen, auf Kupfermünzen kommen sie dagegen nicht vor, da hier das Material zu hart ist für solche gelegentliche Kritzeleien.

Zu dem schon früher bekannten Skotussaeer Didrachmon mit ΔΕΙΝΙΣ ΚΑΛΑ kommen noch einige analoge Inschriften mit dem Lob der Geliebten, so ΛΑΛΑ ϕΙΛΑ auf einem Metapontiner Didrachmon, ΚΑΛΑ ohne weiteren Namen auf einem Didrachmon von Terina. Im Gegensatz hierzu steht ein Didrachmon von Thurioi, wo zwischen den erhöhten Buchstaben der Aufschrift ΘΟΥΡΙΩΝ eingekratzt ist ΜΙΣΑΥΓΑ; unverständlich bleibt dagegen, was ΠΙΣΤ ΣΛ ΙΤΙ auf einer alten syrakusanischen Tetradrachme mit ΣVRAϘΟΣΙΟΝ bedeutet. Die beiden ältesten Inschriften solcher Art sind wohl ΑΡΙ auf der Kehrseite eines incusen Didrachmon von Kroton, sowie auf einem zweiten an der gleichen Stelle ΝΣΚV (*Νίκυλλος* vielleicht). Von den sonst vorkommenden mögen hier noch ΦΙΛV auf einer Münze von Elis und ΔΙΟΝΥ auf dem Tetradrachmon eines Ptolemäers, sowie ЄΥΔΑΜΟϹ auf einem Denar des Man. Fonteius Erwähnung finden; ein anderer Ptolemäer enthält בעל, unter der hier gegebenen Zahl also wohl die einzige Weihinschrift.

Sikelien.

A Catalogue of the Greek Coins in the British Museum. Sicily. Printed by order of the Trustees. Longmans & Co. — Catalogue of Greek Coins. Sicily. Edided by Reginald Stuart Poole. Syracuse, by Barclay V. Head; the other cities of Sicily, by Percy Gardner M. A.; Siculo-Punic class & Lipara by the editor. London 1876. XII. 292. 8.

Dem im vorigen Jahresbericht (I 238) besprochenen Katalog der unteritalischen Münzen des britischen Museums ist in rascher Folge jetzt als zweiter Band des Katalogs Sikelien an die Seite getreten, ein wahres Schatzhaus für die Numismatik der Insel. Die drei Beamten des Kabinets haben sich in der Weise in die Bearbeitung getheilt, dass R. Stuart Poole die sikelisch-punische Klasse, sowie Lipara und Sardinien, Barclay V. Head Syrakus, Percy

Gardner die übrigen Städte Sikelien's übernommen hat, wobei überall die beiden unter den Vorarbeiten zum Katalog entstandenen trefflichen Arbeiten von Head über die Numismatik von Syrakus (Jahresb. I 241; vergl. jetzt auch die ausführliche Anzeige von A. Holm Zeitschr. f. Num. II 334—351) und Gardner's Sicilian Studies (s. unten S. 433) zu Grund gelegt sind. Die Herausgeber unterscheiden für die Numismatik Sikelien's 6 Perioden: 1. die archaische Kunst, 2. den Uebergangsstil, 3. die vollendete Kunst, 4. die Zeit des früheren Verfalls, 5. des späteren Verfalls, 6. der römischen Herrschaft. Bei der zahlreichsten Reihe, derjenigen von Syrakus, ist nach Head (a. a. O.) eine speciellere Eintheilung durchgeführt, welche den eben genannten sechs Perioden in der Weise entspricht, dass die archaische Kunst reicht vom Ende des 6. Jahrhunderts bis 479, die Uebergangsperiode von 479 bis 412, die Blüthezeit von 412 bis 345, die frühere Zeit des Verfalls von 345 bis 275, die spätere von 275 bis 212, dem Beginn der römischen Epoche. Die meisten Stücke zählt natürlich Syrakus, 723, wogegen das Berliner Kabinet gar 827 aufzuweisen hat (v. Sallet Z. f. N. IV 282), wie denn gerade für Sikelien die dortige Sammlung nach den Ankäufen der letzten Jahre sich selbst mit dem britischen Museum messen kann.

Eine grosse Menge charakteristisch ausgeführter Holzschnitte sind auch diesmal den Beschreibungen beigefügt und nur bei Syrakus daneben auf die Lichtdrucktafeln der Head'schen Schrift verwiesen, so dass man den älteren ungenügenden Abbildungen älterer Sammelwerke jetzt hier durchaus überhoben wird.

Aus dem reichen Inhalt des Katalogs mag an dieser Stelle nur Weniges hervorgehoben werden.

Mythologisches Interesse haben die Beischriften: einer Kupfermünze von Enna (No. 2) ΔΑΜΑΤ[ηρ beim Demeterkopf mit Aehrenkranz r., R. ΕΝΝ beim täniengeschmückten Stierkopf. Auf einer kleinen alterthümlichen Silbermünze von Galaria ЯƎΤΟΣ neben dem thronenden Zeus, R. Dionysos in langem Gewand mit Kantharos und Traube CΑΛΑ. Auf Kupfermünzen von Messana ΦΕΡΑΙΜΩΝ bei der Darstellung dieses Heros, die der des lokrischen Ajax entspricht, R. der ährenbekränzte Frauenkopf der ΠΕΛΩΡΙΑΣ. Unter den Münzen von Akragas No. 146 jugendlicher Kopf, männlich, mit Diadem, dahinter Traube, R. Adler auf dem Blitz sitzend ΔΙΟΣ ΣΩΤΗΡΟΣ. Unerklärt bleibt die

Aufschrift auf der seltenen kleinen Silbermünze von Eryx (No. 6) mit der am brennenden Altar opfernden Frau ERYKA BIΣ R. Hund, darüber Rad mit vier Speichen. Auf einer Kupfermünze von Tauromenion steht neben einem mit Stephane und Halsband geschmückten Frauenkopf ΙΩΔϘΑΣ, R. Traube mit zwei Blättern.

Mit grosser Vollständigkeit vertreten sind natürlich auch die Reihen mit Künstlernamen, ihnen neu anzufügen ist ΜΥΡ vorn unter den Pferden der Quadriga einer akragantinischen Tetradrachme, einem der älteren inschriftlich bekannten Stempelschneider angehörig. — Von eingeritzten Inschriften ist zu erwähnen eine akragantinische Kupfermünze: Kopf des jugendlichen Herakles mit Löwenfell r., auf dem R. eingeritzt ΜΙΚΙΟΝΟΣ, der Name des Besitzers? interessant ist das Stück auch darum, weil es auf ein älteres von Akragas mit Adler und Krabbe geprägt ist.

Durch Zutheilungen Imhoof-Blumer's werden neu eingeführt in die sikelische Numismatik zwei Städte: Piakos (vgl. Steph. Byz. s. v.): Kopf eines jugendlichen Flussgottes mit Olivenkranz r. ·Π·Ι·Α·Κ·Ι·Ν·, wo die wahrscheinlich als Werthzeichen dienenden Kugeln zwischen die Buchstaben vertheilt sind, R. Gruppe eines Hundes, der über ein Reh herfällt. Ferner das aus dem ersten punischen Krieg bekannte Mytistratos: bärtiger Hephaistoskopf mit Hut, R. Oelkranz und sechs Punkte ΥΜ.

Die Numismatik einer einzelnen sikelischen Stadt behandelt diesmal nur:

F. von Duhn, Zur Münzkunde von Tynadaris. (Zeitschrift f. Num. III S. 27—39).

In der hier gegebenen Uebersicht der Münzen dieser Stadt wird der auf den frühesten Silber- und Kupfermünzen vorkommende linkshin gerichtete Frauenkopf, neben welchem ΤΥΝΔΑΡΙΣ steht, während sonst die Aufschrift immer ΤΥΝΔΑΡΙΤΑΝ und einmal neben dem Apollokopfe ΤΥΝΔΑΡΙΔΟΣ lautet, mit Recht auf Helena gedeutet, und diese Deutung ausführlich begründet. — Sonst wäre hier etwa noch zu erwähnen die Notiz über einen

Münzpfund von Messina, von A. v. Sallet in Zeitschr. f. Num. III S. 135.

Ein vor einigen Jahren in Messina gemachter Fund von alten Silbermünzen bestand aus 20 athenischen Tetradrachmen (ohne

Oelblätter am Helm), vier von Akanthos ohne Aufschrift, ferner wenigstens drei aus Rhegion und ebenso vielen von Messana, diese wie die von Rhegion mit samischen Typen, dazu ein Paar Tetradrachmen attischen Gewichts (das in Berlin befindliche Exemplar wiegt 17,05) mit den ebenfalls samischen Typen: Kopfhaut des Löwen, R. Schiffschnabel (abgeb. T. II 6). Gegen Zuweisung dieser Stücke an das neu-colonisirte Messana spricht die Arbeit, gegen die Zuweisung nach Samos das Gewicht.

P. Gardner, Sicilian Studies (Num. Chron. XVI 1—44 mit 4 autotypen Tafeln). Anz. von E. Curtius, Jen. Lit.-Zeit. 1876, S. 420.

A. von Sallet, Zu den Künstlerinschriften auf griechischen Münzen (Zeitschr. f. Num. II 1—9).

In Gardner's Abhandlung erhalten wir einen werthvollen Beitrag zur Kunstgeschichte Sikelien's, worin, was Head (s. Jahresbericht I S. 241) speciell für Syrakus geliefert hatte, jetzt auf die ganze Insel übertragen wird. Seine Chronologie erreicht der Verfasser durch Zuhülfenahme 1. der historischen Momente, soweit sie sich in der Numismatik zu erkennen geben, 2. durch die Entwickelung des Stils, 3. durch die Entwickelung des Alphabets, und danach theilt er seine Arbeit in drei Capitel. Mit Recht kann er dabei behaupten, dass es möglich sei das Alter sämmtlicher sikelischen Münzen auf 20—30 Jahre genau abzuschätzen. Beginnen lässt er die Münzprägung auf Sikelien um das Jahr 510, indem er für diejenige der achäischen Städte Unteritalien's einen früheren Anfang in Anspruch nimmt. Von den beigegebenen vier autotypen Tafeln enthält die erste datirbare Münzen bis zum Jahre 400, die zweite solche vom Jahre 400 bis zum Aufhören der Prägung in Syrakus unter König Hieronymos; dagegen sind die auf den beiden andern Tafeln zusammengestellten Münzen nach den Typen geordnet. Ihre Entwickelung wird veranschaulicht zunächst an den Quadrigen. Ihnen angereiht ist auch die Maulthierbiga auf den Tetradrachmen von Messana. Hier seien erwähnt diejenigen auf Taf. I 11 und III 7, die Nike schwebt mit dem Kranz der Wagenlenkerin entgegen, welche offenbar in dem Moment dargestellt ist, wo sie mit ihrem Gespann am Ziel ankommt, ihr Gewand ist noch in Bewegung, die Beine der Pferde weit auseinander gestellt, aber so, dass sämmtliche Hufen auf dem

Boden stehen, keiner der Füsse der Thiere erhoben ist, im Gegensatz gegen die wild sprengenden Gespanne von Akragas, Selinunt u. s. w., und doch sind diesen die Münzen von Messana gleichzeitig, das heisst später als die athenische Expedition. Den Moment der Abfahrt geben die alten Stücke von Messana Taf. I 3 und 4, auch hier ruhen sämmtliche Hufen am Boden. Diese Darstellungen bilden Analogien zu den Quadrigen am Giebelfeld des Päonios in Olympia. Die Entwickelung der älteren männlichen Köpfe wird veranschaulicht an dem Typus des Mannstiers von Gela, der Dionysosköpfe von Naxos und der Zeusköpfe; die Entwickelung des jugendlichen männlichen Kopfes an Apollo (Taf. III No. 19—26), wohl die lehrreichste Serie unter allen (S. 27 ff.); diejenige der ganzen menschlichen Figur an dem Flussgott von Selinunt, Hypsas, der Nymphe von Himera und der Nike; den Schluss bilden Adlerdarstellungen von Akragas und das Fulmen.

Unterlassen hat der Verfasser, was sich aus den Künstlerinschriften über die Geschichte der sikelischen Stempelschneider ergiebt, seiner Untersuchung einzuflechten, obwohl dies gerade im besten Einklang mit seinen Resultaten steht. Den Einfluss der attischen Kunst auf die sikelischen Stempelschneider scheint der Verfasser doch zu überschätzen; so auffällig die von ihm S. 24 gegebenen Beispiele der weiter entwickelten Darstellung der Quadrigen in den einzelnen Städten sind, mit dem Beginn der athenischen Expedition konnte von einer Einwirkung der attischen Kunst hier überhaupt nicht mehr die Rede sein.

Zu dem dritten epigraphischen Abschnitt der Untersuchung gehört Taf. 5, eine sehr sorgfältige Schrifttafel des sikelischen Alphabets in chronologischer Folge bis zum Jahre 200 v. Chr.

Von Sallet hat einige Nachträge zu seinen »Künstlerinschriften auf Münzen« geliefert. Am bemerkenswerthesten darunter ist wohl ΕΥ auf einem Tetradrachmon von Rhegion, das im Stil Aehnlichkeit mit den Stempeln des Euainetos verräth. Eine kleine Kupfermünze von Syrakus (v. Sallet, Zeitschr. f. Num. III 240) mit weiblichem Kopf l., R. Rad mit zwei Delphinen ΣΥΡΑ (vgl. Head Taf. V 14) hat vorn im Diadem des Kopfes ΕΥ[*αίνετος* oder —*κλείδας*], die gleichen Typen aber mit ΦΡΥ[*γίλλος*] im Netz auf dem Hinterkopf hat ein Pariser Exemplar. Nur wenig älter als diese Stücke mit Künstlernamen kann eine von Six publicirte Kupfermünze mit den gleichen Typen sein, welche ΣΥRΑ zur

Aufschrift hat; denn den langdauernden Gebrauch des R neben P hat Gardner Taf. 5 constatirt für die Zeit von 450—410; dieselbe Erscheinung bieten bekanntlich auch Inschriften ausserhalb Sikelien's, so das Alphabet von Melos. — Die mit Sicherheit auf Stempelschneider bezüglichen Inschriften beginnen, soweit sich jetzt übersehen lässt, gegen Ende des 5. Jahrhunderts, wo dieser Kunstzweig seinen Höhepunkt erlangt hat; die letzten, diejenigen von Klazomenae und der Chalkidike (s. unten S. 453) reichen bis in die Mitte des 4. Jahrhunderts.

Bei der von Gardner und in gleicher Weise im Katalog des britischen Museums befolgten chronologischen Anordnung der sikelischen Münzen macht sich jetzt eine Schwierigkeit geltend, die in der Head'schen Schrift über Syrakus bereits vorhanden war, dort aber weniger hervortrat. Von den vorhandenen sikelischen Münzen soll nämlich keine vor dem Jahr 510 geprägt sein können. Gewonnen wird dies Datum aus einer Vergleichung der ältesten sikelischen mit den ältesten unteritalischen Münzen, nach welcher die Aufschriften der letzteren sowohl als ihre Technik einen alterthümlicheren Charakter tragen als die sikelischen. Dazu wird dann weiter geltend gemacht, dass unter den unteritalischen Reihen diejenigen von Sybaris und Siris die primitivsten seien. Die Prägung von Sybaris — natürlich handelt es sich hier nur um diejenige von Alt-Sybaris — schloss mit dem Jahre 510, wo Sybaris durch die Krotoniaten zerstört wird, die von Siris wenige Jahre früher, wo Sybariten und Krotoniaten gemeinsam dieser Stadt ein Ende machten. Beide Serien zeigen aber in ihren Typen nur geringe Wandlungen, so dass daraus auf eine verhältnissmässig geringe Dauer ihrer Münze geschlossen wird, welche letztere somit nicht lange vor Zerstörung der Stadt erst ihre Thätigkeit begonnen habe. Auf diese Gründe hin findet sich bei Head auch nur eine Klasse syrakusanischer Münzen noch in die dem Gelon unmittelbar vorausgehende Zeit der Geomoren verwiesen.

Mag immerhin gegen die Gründe, aus denen hier das höhere Alter der unteritalischen Prägung abgeleitet wird, eingewendet werden können, dass die unteritalischen Achäer in ihrem Alphabet sehr viel conservativer geblieben sind, als die Sikelioten, die Thatsache, dass der Charakter ihrer Prägung ein alterthümlicherer ist, bleibt bestehen. Es kommt hinzu, dass gerade auf den, soweit jetzt unser Material reicht, ältesten Stücken der Sikelioten,

denjenigen von Zankle (Delphin und Sichel; s. Friedlaender-Sallet No. 366; Gardner Taf. I 2) und Naxos (alterthümlicher Dionysoskopf; s. Friedlaender-Sallet Taf. VI 369) eine gewisse Verwandtschaft mit den unteritalischen Münzen nicht zu verkennen ist; aber freilich nur bei diesen beiden ionischen Städten im Nordosten der Insel, nicht bei dorischen.

In der oben auseinandergesetzten Datirung wird, wie Referent glaubt, die Thätigkeit der unteritalischen Prägen vor der Zerstörung von Sybaris zu sehr eingeengt; sind doch erst vor Kurzem von Friedlaender bei Münzen von Metapont wie Tarent Ueberprägungen sogar der ältesten Typen von Korinth nachgewiesen worden (Zeitschr. f. Num. IV 329). Je weiter man aber die unteritalischen Prägungen hinauf datiren kann, um so auffallender wird es, wenn wir in Sikelien, trotz der rasch emporblühenden Handelsstädte der Insel, die Periode nicht vertreten sehen, über welche uns in der Münzgeschichte des Ostens für Pheidon, Solon, Krösos und Dareios Ueberlieferungen vorliegen, deren Richtigkeit aus dem vorhandenen Münzbestand immer deutlicher erkannt wird.

Ad. Holm, Geschichte Sicilien's im Alterthum. Zweiter Band. Leipzig 1874.

Während in diesen Jahresbericht sonst nur Arbeiten aufgenommen sind, welche speciell das Gebiet der Numismatik behandeln, musste hier eine Ausnahme gemacht werden, indem Holm das sikelische Münzwesen in einer so eingehenden Weise für seine Geschichtsdarstellung benutzt hat, wie dies auf keinem andern Gebiet der griechischen Geschichte bis jetzt stattgefunden hat. Von den zahlreichen neuen Resultaten, welche sich dabei ergeben haben, können allerdings an dieser Stelle nur wenige herausgehoben werden.

S. 87. 424 f. wird mit Hülfe der Münzen nachgewiesen, wie das im Jahre 406 bei den warmen Quellen unweit des zerstörten Himera gegründete und mit afrikanischen Kolonisten bevölkerte Thermae schon wenige Jahre nach seiner Anlage noch unter punischer Herrschaft wieder zu einer hellenischen Stadt geworden ist. — Ein schon von Sambon Recherches sur les anciennes monnaies de l'Italie méridionale 2. éd. p. 142 besprochenes, jetzt an das Berliner Kabinet übergegangenes Diobolion mit den naxischen Typen des Apollokopfes, R. des sitzenden Satyr's, im Stil mit der

naxischen Münze des Stempelschneiders Prokles übereinstimmend, aber mit ΝΕΟΠΟΛΙ als Aufschrift statt ΝΑΞΙΩΝ ist nach Holm S. 432 in Mylae von den Naxiern geprägt worden, wo dieselben aus ihrer Heimath vertrieben um 394 einen neuen Wohnsitz fanden (Diod. XIV 87). — Die ziemlich späten terinäischen Didrachmen, welche in ihren Typen Aehnlichkeit mit anderen grossgriechischen Städten wie Hipponium (Sambon No. 23), Rhegion (No. 25), Medma, Messana (No. 28), Kroton (No. 29) zeigen, werden von Holm S. 440 nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf Bündnisse bezogen, in denen Terina damals mit jenen Städten gestanden und »eine Zeitlang eine Art Mittelpunkt für föderative Bestrebungen in Grossgriechenland«, wohl wider Dionysios, gebildet haben mag. Für eine so überaus dunkle Periode wie Dionysios' Feldzüge gegen die unteritalischen Städte, wo wir fast ganz auf Diodor's lückenhafte Berichte angewiesen sind, gewiss eine willkommene Vermehrung des historischen Materials.

Eine sehr ausführliche Erörterung wird der Finanzwirthschaft des Dionysios zu Theil S. 144. 443—446, und dabei werden die Ansichten Mommsen's und Hultsch's über Dionysios' Münzreduction einer eingehenden Kritik unterzogen. Was die von dem Tyrannen vorübergehend geprägten Zinnmünzen betrifft, so will Holm die Stelle bei Pollux IX 79: *τοὺς μέντοι Συρακοσίους καττιτέρῳ ποτὲ ἀντ' ἀργυρίου νομίσαι Διονύσιος κατηνάγκασεν· καὶ τὸ νομισμάτιον τέτταρας δραχμὰς Ἀττικὰς ἴσχυεν ἀντὶ μίας* so verstehen, dass hier vom Werthe dieser Zinnmünzen und dem ihnen durch Dionysios beigelegten Curs die Rede sei. Dagegen trennt er hiervon Pollux IX 87 *τὸ μέντοι Σικελικὸν τάλαντον ἐλάχιστον ἴσχυεν, τὸ μὲν ἀρχαῖον, ὡς Ἀριστοτέλης λέγει, τέτταρας καὶ εἴκοσι τοὺς νούμμους, τὸ δὲ ὕστερον δυώδεκα, δύνασθαι δὲ τὸν νούμμον τρία ἡμιοβόλια*, wonach das alte sikelische Talent 24 Nummi hatte, das spätere 12. Diese Erklärung tritt in Gegensatz zu Mommsen Münzw. S. 80, dem sie auch in der Annahme, dass nummus und litra gleich bedeutend sei, widerspricht. Die vorhandenen Schwierigkeiten werden hier nicht völlig gehoben, da der Verfasser schliesslich dem Aristoteles bei Poll. IX 79 eine Ungenauigkeit zuschreiben muss, wenn er litra und ägineischen Obol gleichsetze. Hieran schliesst sich der vom Referenten bereits oben S. 428 berührte Nachweis über den etwa mit dem Jahre 400 eintretenden Abschnitt in der sikelischen Münzgeschichte, indem von nun an eine

Zeitlang statt der bisher vorhandenen mannichfaltigen Prägstätten auf der Insel bloss noch Syrakus münzt. — Ueber die Thätigkeit der durch die Inschriften bekannten sikelischen Stempelschneider wird auf S. 457—459 eine Uebersicht gegeben. — Ein Einfluss Dion's auf die syrakusanische Numismatik wird durchaus in Zweifel gestellt S. 189. 462 f.

Eine auffallende Unsicherheit der Ansichten herrcht gegenwärtig über die syrakusanischen Münzen aus der Zeit des Timoleon. Dass der Typus des Zeus Eleutherios mit Timoleon beginnt, wird jetzt wohl allgemein angenommen (Head S. 29, Holm S. 473), nur dass Gardner den Zeuskopf mit kurzem Haar (T. II 6, T. III 17), entsprechend demjenigen der epizephyrischen Lokrer und dem des Alexander von Epirus, für etwas jünger hält, als denjenigen mit vollem Lockenhaar (T. III 15). Dagegen macht es in der That Schwierigkeit, wie Holm (Zeitschr. f. Num. II 339) mit Recht hervorhebt, wenn Head S. 32, Taf. VII die dicken Kupfermünzen (behelmter weiblicher Kopf, R. Stern zwischen zwei Delphinen) ebenfalls dem Timoleon zuweisen will. Vielmehr wird hierfür an der von Brandis S. 276 vorgetragenen Ansicht Friedlaender's festzuhalten sein, dass dieselben etwa an die Scheide des 5. und 4. Jahrhunderts gehören. Hierzu passt dann auch das von Holm Gesch. Sicil. S. 463 hervorgehobene Moment, dass gerade diese Stücke wiederholt auf dem Boden von Motye gefunden worden sind, welches nach dem Jahre 397 nicht wieder bewohnt worden ist. Liegt hier Kupfergeld vor, welches unter Dionysios geprägt ward und eine weite Verbreitung gefunden hatte, so erklärt sich ohne Frage viel leichter, wie in der Zeit des Timoleon die vielfachen Ueberprägungen dieser Stücke vorkommen: in Adranon, Agyrion, Kentoripae, Tauromenion, Eryx, Aetna und anderwärts (Head S. 38 Taf. VII 1—7). In die Zeit des Timoleon gehören nach Head (S. 37 f.) weiter die Kupfermünzen mit ΣΥΜΜΑΧΙΚΟΝ auf dem R. der Fackel mit zwei oder drei Aehren. Eine derselben hat auf dem Avers den ΖΕΥΣ ΕΛΕΥΘΕΡΙΟΣ, auf dem R. ΑΛΑΙΣΙΝΩΝ ΣΥΜΜΑΧΙΚΟΝ, unter den bis jetzt bekannten Stücken das einzige, welches einen Stadtnamen beigeschrieben zeigt. Die zweite von Salinas entdeckte, welche auf der Vorderseite den Kopf der ΣΙΚΕΛΙΑ trägt (vgl. Holm Gesch. Sicil. S. 337), giebt wenigstens einigen Aufschluss über den Charakter dieses Bundes; über die Zeit dagegen der Umstand, dass ein Exemplar im

britischen Museum ebenfalls auf eins der eben erwähnten dicken syrakusanischen Kupferstücke geprägt ist. In der von Holm (Z. f. N. II 343) angezogenen Stelle des Diodor XXIII 4, wo Alaesa als die erste der sikelischen Städte genannt wird, die sich nach dem Siege des Consul M. Valerius Maximus (Mesalla) 263, im zweiten Jahre des punischen Krieges, den Römern ergiebt, vermag Referent nichts von einer Bundesgenossenschaft zu erkennen, an deren Spitze Alaesa gestanden. Das ist aber zugleich das einzige Mal, wo Alaesa in der sikelischen Geschichte eine hervorragendere Rolle gespielt hat. Es wird schwerlich angehen diese Kupferprägung in eine so späte Zeit herabzusetzen. Vielmehr spricht alles dafür, die Aufschrift ΑΛΑΙΣΙΝΩΝ ΣΥΜΜΑΧΙΚΟΝ zu fassen als Bundesmünze der Alaesiner (nicht alaesischer Bund), wofür sich auch Holm Z. II 345 schliesslich entscheidet, und darin eine Symmachie zu sehen, welche durch Timoleon veranlasst worden ist.

Peloponnes.

P. Lampros, Werthzeichen auf griechischen Münzen. (Zeitschrift f. Num. II 167—179).

Auf kleinen, meist ziemlich alten Silbermünzen, vorwiegend peloponnesischer Herkunft, werden die Reverstypen begleitet oder wohl gar verdrängt durch grosse Buchstaben oder oft auch durch Buchstabencomplexe, welche bisher keine sichere Erklärung gefunden hatten. Gestützt auf sorgfältige Gewichtangaben, die hier als Controlle dienen, führt Lampros aus, dass wir es hier mit Werthbezeichnungen zu thun haben.

Ἡμιοβόλιον bezeichnet das grosse E als Reverstypus der Silbermünzen von Kleitor, Mantinea, Pallantion, Psophis, Tegea; das Gewicht derselben schwankt zwischen 0,480—0,390. Ferner H ΠΙ, zwischen beiden Buchstaben eine Traube, auf dem R. einiger Silbermünzen von Sikyon, Gewicht 0,400—0,350; Ή gross auf dem Avers von Silbermünzen von Argos[3]), Gewicht 0,480—0,420. Dasselbe bezeichnet Ή vielleicht als Haupttypus auch auf den einer späteren Epoche angehörigen Kupfermünzen derselben Stadt, entsprechend dem H auf dem R. von Kupfermünzen des kephalleni-

[3]) Ή als Werthbezeichnung ist zweifelhaft, vgl. Imhoof-Blumer, Num. Zeitschr. III 391 ff.

schen Kranioi. *Τριημιοβόλιον* bedeutet Ш∃Ε auf Silbermünzen von Heraea und Tegea, Gewicht durchschnittlich 1,50, und wahrscheinlich auch das grosse T auf den S. 173 zusammengestellten akarnanischen Silbermünzen (No. 4—8), Gewicht 1,00 - 1,12. *Τεταρτημόριον* ein grosses T als R. kleiner Stücke von Elis (Av. Adlerkopf r.) und ein gleiches als Avers (A im carrée creux als R.) in Argos, Gewicht c. 0,20. *Τριτεταρτημόριον* T ≺ ≻ auf dem R. von Silbermünzen in Elis, Kranioi, Argos, Mantinea (hier mit dem Av. von drei Eicheln) und auf den Silbermünzen mit Negerkopf, welche bisher Delphi zugetheilt wurden, nach Lampros aber peloponnesischer Provenienz sein sollen, Gewicht 0,68—0,459.

Arkadien.

Eine lehrreiche Zusammenstellung alter arkadischer Bundesmünzen liefert

Imhoof-Blumer, Griechische Münzen in dem königlichen Münzkabinet im Haag und in anderen Sammlungen (Zeitschr. f. Num. III 268—353 mit Taf. VI—IX)

auf S. 288 ff. vergl. Taf. VII und VIII 1—8, wo Stücke der Sammlung im Haag und derjenigen des Verfassers in kunstgeschichtlicher Folge geordnet sind. Hervorzuheben ist dabei der alterthümliche Frauenkopf en face mit .RK...ON (No. 9). Paläographisch zeigt sich, dass die Formen ᐅ und D neben einander vorkommen, und auf schon recht entwickelten Typen, nachdem man das Koppa der Endung bereits mit Kappa vertauscht hatte, das erstere wieder eintritt: ΝΟϘΙDΑΚЯΑ, einmal findet sich selbst No. 40 ΑΡΚΑΔΙϘΟΝ. Es handelt sich hier nicht um einen typisch gewordenen Gebrauch des ϙ, wie in Korinth oder Kroton, sondern offenbar hatte man in dem ziemlich abgeschlossenen Arkadien wenigstens an einzelnen Plätzen sich diesen Buchstaben noch bewahrt, während er anderwärts bereits lange ausser Gebrauch gekommen war.

A. de Longpérier, Mantinée (Rev. Num. 1874, 166—168).

A. Postolakka, Münze von Pheneos (Mittheilungen des deutschen arch. Instituts in Athen 1876 S. 173 ff.).

Durch einen bei Tegea gemachten Münzfund, worin sich zugleich eine Anzahl der eben erwähnten Münzen mit ΑΡΚΑΔΙΚΟΝ befanden, wird jetzt auch ein bisher für zweifelhaft gehaltener Typus von Mantinea bestimmt: Bär l., R. quarrée creux, darin Delphin, zu beiden Seiten M ∀. Sowie: Gruppe mit Eicheln, R. M, daneben MAN (Leake N. H. S. 69 Eur.), beides kleine Silbermünzen. — Die bei Pellerin Recueil des méd. de peuples et de villes III T. CXVII No. 12 abgebildete Kupfermünze gehört nach Pheneos. Der Avers zeigt Hermes, R. ein weidendes Pferd mit der sonst nur in Kleinasien nachweisbaren Aufschrift eines eponymen Priesters ΕΠΙ ΙΕΡΕΩΣ ΕΡΜΑΞΟΟΥ.

P. Lampros, Ueber unedirte achäische Bundesmünzen (Zeitschr. f. Num. II S. 160—166)

weist als Prägstätten des achäischen Bundes durch Kupfermünzen vier weitere Plätze nach: Alea, Lusoi und Theutis (bei Theisoa), sämmtlich in Nordarkadien, sowie Hypana bei Pylos in Triphylien, welche zu den auf S. 161 verzeichneten bis jetzt bekannten 37 Städten hinzutreten.

Elis.

E. Curtius, Münzen von Olympia (Zeitschr. f. Num. II S. 265—278).

J. Friedlaender, Der Zeus des Phidias auf den Münzen von Elis (Monatsberichte der Berl. Akademie 1874, 498—501 mit Taf.).

J. Friedlaender, Münze der Eleer mit dem Zeus des Phidias (Arch. Zeit. 1876 S. 34).

Die Numismatik von Elis hat mehrfach Bereicherungen erfahren. Zunächst dadurch, dass zu dem bereits bekannten Zeustypus auf den elischen Silbermünzen, welcher dem Zeus von Otricoli nahe steht (Friedl.-Sallet No. 103, Overbeck Kunstmythol. II, 1. Münztaf. I 32. 33), ein älterer hinzutrat, mit glätterer Profillinie, einfacherem Haar, das ein breiter Kotinoskranz schmückt, und gerade herabwallendem Bart, der an den Spitzbart der hadrianischen Münze erinnert (R. FA). Der Künstler dieser Didrachmenstempel hat, wie Friedlaender darlegt, das Bild des Phidias vor Augen gehabt, ohne jedoch, wie der unter Hadrian, es einfach zu

copiren. Der Zeuskopf (abgeb. als No. II der Kupfertafel) erhält dadurch Aehnlichkeit mit dem der epizephyrischen Lokrer (Overbeck Münzt. I 13). Aelter als die Statue des Phidias ist wohl der andere Typus einer elischen Didrachme im britischen Museum mit kürzerem schlichterem Haar und spitzem Bart, bei weniger edeler Profillinie mit stark vortretender Nase (FAΛEIOΝ; Friedl. Taf. No. I); es ist die älteste bis jetzt bekannte Zeusdarstellung elischer Münzen.

Zu den Kupfermünzen mit der Statue des Phidias ist zu den beiden, welche dieselbe in Profilansicht geben, eine weitere gekommen, die Friedlaender in der Arch. Zeit. bekannt macht. Die Statue ist diesmal von vorn dargestellt, der Kopf wie auf dem Florentiner Exemplar links gewendet. Das Himation fällt vom linken Oberarm über den Rücken der Figur auf den Schooss, zeigt den Körper also stärker entblösst, als nach den beiden bis jetzt bekannten Exemplaren zu erwarten wäre, dagegen sind wie dort wieder die Beine nackt. Um die Verkürzung des linken Arms, welche bei der Ansicht von vorn unschön geworden wäre, zu vermeiden, ist derselbe hier stärker erhoben; doch entspricht die Haltung der Schenkel derjenigen auf den bekannten Münzen. Es sind also statt einer Münze mit der Darstellung der Zeusstatue, die Overbeck nnd Petersen bei ihren Untersuchungen vorgelegen hat, jetzt drei vorhanden, alle unter einander verschieden; die zuletzt veröffentlichte ist die freieste Nachahmung. Für die Frage nach der Gewandung der Statue wird jetzt wohl von dem älteren Berliner Exemplar auszugehen sein (Friedlaender-Sallet T. IX No. 640 = No. V der Tafel der Monatsber.), wodurch allerdings die bisherigen Ansichten wesentlich modificirt werden.

Ein merkwürdiges Didrachmon mit elischen Typen: fliegender Adler mit Schlange, R. schreitender Zeus r., den Adler auf der Linken, den Blitz in der erhobenen Rechten ΝΟΚΙΠΜVΛΟ, lässt sich, wie von Curtius nachgewiesen wird, nur als Tempelgeld[4]) von Olympia bezeichnen, für welches man aber so gut wie

[4]) Bei dieser Gelegenheit bespricht Curtius nochmals das Münzrecht der Heiligthümer. Was den in der Mysterieninschrift von Andania erwähnten Beamten betrifft, so ist derselbe nach Foucart's neuer Collation des Steins *ἀργυροσκόπος*, und nicht *ἀργυροκόπος*, fungirt also als Münzschauer, um den Tempel vor Annahme nicht völlig gültigen oder werthlosen Geldes zu schützen; das gleiche Interesse war natürlich massgebend, wenn beim Hermes-Orakel in Pharai nur einheimische Münze angenommen wurde.

für die delphischen Didrachmen der Amphiktionen eine bestimmte Veranlassung suchen muss. Dieselbe ist offenbar in dem um Mitte des 5. Jahrhunderts zwischen Lepreon und Elis abgeschlossenen Vertrag, wodurch die Lepreaten in den Verband der Landschaft eintreten, ihr Stadtgebiet aber nicht Periökenland wird, sondern zur Hälfte selbstständig bleibt, wogegen sie für die andere Hälfte alljährlich ein Talent an das olympische Heiligthum zu zahlen haben (Thuk. V 31), zu suchen. Ein anderes Didrachmon hat mit dem oben beschriebenen alterthümlichen Zeuskopf l. FAΛEION auf dem R. den Herakopf r. OΛYMΠIA. Die Hera Olympia war Bundesgöttin der vier pisatischen und vier elischen Orte (Pelop. II 63); die Veranlassung, sie zum Münzbild für die Eleer zu machen, ist dunkel. Dem Jahre 364 = Ol. 104, 1, als die Arkader in Elis einfielen und von den Pisaten die Olympienfeier abhalten liessen, gehört eine Gruppe von kleinen Gold-[5]) und Silbermünzen[6]) an: bekränzter Zeuskopf l., R. ein aus drei Blitzhälften gebildetes Triquetrum oder auch nur einfaches Fulmen mit der Aufschrift ΠIΣA (Gew. 29½ Gr.). Um die arkadischen Epariten zu besolden, wurde Hand an die Tempelschätze gelegt (Xen. Hell. VII 4, 33) und mit dem Einschmelzen derselben den Phokern ein Beispiel gegeben für den zehn Jahre später erfolgenden delphischen Tempelraub.

Argos.

H. Heydemann, Schlüssel und Spinnrocken (Zeitschr. f. Num. III S. 113—122).

Für das auf kleinen Silbermünzen (Tritetartemorien) von Argos als Reverstypus voorkmmende Geräth (abgeb. S. 113 und Imhoof Choix de méd. pl. II No. 64), welches Lampros Zeitschr. f. Num. II 176 als Spinnrocken erklärt hatte, wird mit Hülfe zahlreicher Beispiele auf Vasenbildern Imhoof's Deutung als Tempelschlüssel bestätigt.

---

5) Prokesch hatte sie gleich für elisch gehalten (Abh. d. Wien. Ak. 1854 T. III 84). Gegen Bompois, der sie für afrikanisch hielt, vergl. jetzt L. Müller Supplément de la Num. de l'ancienne Afrique p. 21.

6) Hiervon ist bis jetzt bloss ein Exemplar bekannt, s. F. Kenner, Wiener Num. Zeitschr. VIII S. 1 ff.

Lakonien.

J. Friedlaender, Tetradrachme des Areus (Zeitschr. f. Num. II S. 284 f.).

Das Unicum der Tetradrachme des spartanischen Königs Areus, welches Frölich publicirt hatte, ist in die Berliner Sammlung gekommen und durch Friedlaender von Neuem herausgegeben und abgebildet worden (Taf. IX 1). Es zeigt gleich den ältesten Diadochenmünzen die Alexandertypen mit dem Namen des Prägherrn: Herakleskopf r., R. sitzenden Zeus l. ΒΑΣΙΛΕΟΣ ΑΡΕΟΣ. Mit Recht sieht hierin Friedlaender eine Bestätigung der Worte des Athenaeus IV p. 142: *Ἀρεὺς καὶ Ἀκρότατος αὐλικὴν ἐξουσίαν ζηλώσαντες.*

Korinth.

E. Curtius, Studien zur Geschichte von Korinth (Hermes X S. 215—243)

fasst die eigenthümliche immer durch seine Handelspolitik beeinflusste Stellung Korinth's, namentlich während der älteren Zeit, in's Auge. Bei der Frage nach dem Münz- und Gewichtswesen berühren sich seine Resultate mit denjenigen Head's, s. oben S. 421. Besonders eingehend wird dann Korinth's Geldwirthschaft in seinen Colonien behandelt, in welcher sich das Bestreben erkennen lässt, »die Einheit des Herrschafts- und Handelsgebietes in gemeinsamer Münze zum Ausdruck zu bringen.« Wir sehen, wie sich Korkyra hiervon lossagt und sein Abhängigkeitsverhältniss zur Mutterstadt löst, um seinerseits wieder die von Korinth ausgehende Maxime zur Anwendung zu bringen, indem es auf altkorinthischem Colonialgebiet einen Münzverein als Sonderbund gründet mit Dyrrhachion und Apollonia. — Einen Schlüsselpunkt für die Herrschaft auf dem korinthischen Golf bildete für Alterthum und Mittelalter Naupaktos, wo, wie wir aus der grossen dort gefundenen Bronzeinschrift wissen, etwa um das Jahr 460 ein Synoikismos opuntischer und ozolischer Lokrer stattgefunden hat, eine Unternehmung, welche auf die Thätigkeit der Korinther zurückzuführen ist. Dorthin gehören die Didrachmen mit korinthischen Typen und der Aufschrift ΛΟΚΡΩΝ (nur diejenigen mit dem Blitz sind unteritalisch, s. v. Sallet in Zeitschr. f. Num. III 410). So spärlich auch die Nachrichten über die Handelsgeschichte

Griechenland's sind, die Prägungen der korinthischen Colonien beweisen deutlich genug, wie das Geldwesen der Mutterstadt hier für die Dauer massgebend geblieben ist; ja auch ausserhalb ihres Colonialgebiets wird in makedonischer Zeit mit korinthischen Typen geprägt, was sich nur durch besonders abgeschlossene Münzverträge erklären lässt. Hierher gehören z. B. die Silbermünze aus Prokesch's Sammlung mit FA hinter dem hehelmten Kopf (7,68 Gr.) und diejenige mit demselben Kopf und dem Nebenstempel des elischen Adlers und A unterm Pegasos, die beide nur in Elis geprägt sein können. In welchem Masse Korinth auch später noch seine Handelsinteressen zu wahren wusste, erhellt am besten aus der von ihm bei seinem Eintritt in den achäischen Bund gestellten Bedingung, dass seine städtische Münze im Bundesgebiet Curs habe.

Athen.

R. Weil, Münzfund vom Dipylon (Arch. Zeit. 1875, 163—166).

Referent giebt hier eine Beschreibung des bei den Ausgrabungen am Dipylon 1875 dicht hinter der Stadtmauer zum Vorschein gekommenen Schatzes athenischer Münzen, welchem vier Tetradrachmen des Königs Mithradates beigesellt waren (jetzt im Barbakion). Zu vergleichen sind hierzu noch die Bemerkungen v. Sallet's in Zeitschr. f. Num. IV 227. Wie die vortreffliche Erhaltung der Tetradrachmen und Drachmen mit *βασιλεὺς Μιθραδάτης*, sowie derjenigen der Demagogen Apellikon und Aristion zeigt, muss der Schatz in der Zeit der sullanischen Eroberung vergraben sein. Die Anordnung der Tetradrachmen und Drachmen mit Magistratsnamen, wie sie zuletzt durch Grotefend (Chronol. Anordnung der athenischen Silbermünzen S. 14 ff.) festgestellt wurde, erhält dadurch mehrfache Berichtigungen. Die Tetradrachmen mit Herakleides-Ariarathes, von welchen sich vier hier vorgefunden haben, die nicht lange im Verkehr gewesen sein können, lassen sich von den drei genannten Serien (Mithradates, Apellikon, Aristion) jedenfalls nicht trennen. Von Sallet a. a. O. S. 228 hält den Ariarathes, dessen Name für einen Athener nicht nachzuweisen ist, für identisch mit dem jüngst von Friedlaender auf asiatischen Münzen entdeckten Sohne des Mithradates. Beizeichen dieses Ariarathes ist die Charitengruppe (s. Benndorf Arch. Zeit. 1869, S. 61).

O. Benndorf, Beiträge zur Kenntniss des attischen Theaters (Sep.-Abdr. aus Zeitschr. f. österr. Gymn. XXVI), Wien 1875.

Im 6. Capitel S. 41—81 unterzieht Benndorf die Bleimarken, sog. Piombi, einer Untersuchung, um daraus die im Theater als Eintrittsmarken benutzten auszuscheiden, indem er für die aus Knochen und Elfenbein gemachten Tesserae, in welchen man bisher Theaterbillets erkennen wollte, annimmt, dass sie nur für eine wenig zahlreiche Klasse von Theaterbesuchern, etwa die mit Proedrie bedachten, angewendet wurden. Das äusserst umfangreiche Material der Piombi hat bisher noch wenig Beachtung gefunden; an zuverlässigen Publikationen liegen bis jetzt nur vor die beiden sikelischen Serien von Salinas Annali 1864, S. 343—355; 1866, S. 18 bis 28 und die viel umfangreicheren von A. Postolakkas Ann. 1866, S. 339—356, worin 300 Stück mit Typen und Beizeichen attischer Münzen enthalten sind, ferner Annali 1868 S. 268—316 mit 821 weiteren nach Schrift und Bild geordneten Marken. Zur Sichtung des Materials hat am meisten beigetragen A. Dumont de plumbeis apud Graecos tesseris commentatio prima Paris 1870. Benndorf unterscheidet verschiedene Klassen: 1. tesserae frumentariae: Avers Modius mit drei Aehren, R. wechselnd, S. 54—56, alle römischen Ursprungs; ihnen entsprechen die häufig vorkommenden Piombi mit der Hand, welche zwei Aehren hält (Postolakkas 1868, S. 297 No. 666), offenbar zu gleichem Zweck in Athen verwendet. 2. Marken der Agoranomen: ΑΓΟΡ beim Kerykeion, ΑΓΟΡΑΝΟΜΩΝ um ein Monogramm. 3. Marken für die Ekklesiasten, Heliasten, Buleuten. Gesichert ist hiervon die Klasse der letztgenannten durch die Aufschriften ΒΟΛΗ, ΒΦ (*βουλὴ τῶν πενταχοσίων*), ΠΡΥΤΑΝΕΑ. Die der Heliasten und Ekklesiasten erlauben, da für beide Thätigkeiten die gleiche Besoldung gegeben wurde, ein Triobol, auch wo sie deutliche Werthbezeichnungen an sich tragen, nur zuweilen eine Scheidung. Auf einer verhältnissmässig zahlreichen Klasse mit wechselnden Typen befinden sich Namen attischer Phylen (S. 64) ganz oder theilweise ausgeschrieben, auf anderen mit Symbolen versehenen sind die Phylennamen durch die Buchstaben Α—Ν (S. 65) bezeichnet wie auf den Tetradrachmen; lückenhafter bleibt eine dritte Klasse mit Buchstaben ohne Symbol, worin der Verfasser ebenfalls Phylenbezeichnungen sieht. Die Verwendung dieser Marken lässt sich wenig-

stens theilweise erkennen: S. 64 No. 2 ΕΡΕΧΘ Dreifuss und Thyrsos, R. Dionys mit Kantharos und Thyrsos, wird als Theaterbillet erklärt, und danach auch die Stücke der folgenden Serie, welche bei der Phylenbezeichnung eine scenische Maske oder ein anderes auf Dionysoscult hinweisendes Symbol haben. Andere Typen, wie das Bild der Athena, Gorgoneion werden mit Ekklesie und Heliaia in Beziehung gesetzt. 4. Die Marken für das Theorikon (S. 67—74). Sicher auf scenische Aufführung bezieht sich Post. 1868, No. 732: drei komische Masken mit der Beischrift ΘΕΟΦΟΡΟΥ[*μένη*] ΜΕΝΑΝ[*δρου*], die einzige Tessera, auf welcher das aufgeführte Stück genannt ist; gleichwohl hat es aber grosse Wahrscheinlichkeit, danach auch andere mit dem Typus der Maske versehene Tesseren auf die Verwendnng im Theater zu beziehen.

M. Fränkel, Eine Marke der Thesmotheten (Zeitschr. f. Num. III S. 382—393).

Ein Unicum der Sammlung Prokesch ist eine athenische Bronzemarke mit vier diagonal gestellten Eulen, zwischen zwei derselben Oelblätter ΘΕΣΜΟΘ[Ε]ΤΩΝ, R. gross Ε. Benndorf S. 64 erklärt sie als Ekklesiastenmarke, d. h. als Legitimation zur Empfangnahme des von den Thesmotheten auszuzahlenden Ekklesiastensoldes; für ihn ist Ε Bezeichnung der Phyle, indem er annimmt, dass die Athener phylenweise in ihrer Volksversammlung gesessen haben. Ungleich einleuchtender ist, zumal diese Marke nur in wenigen Exemplaren vorhanden gewesen zu sein scheint, sie mit Fränkel als Marke für die Ausloosung der zehn Richterabtheilungen zu fassen, die an jedem Gerichtstag durch die Thesmotheten vorgenommen wurde. Nach Aristoph. Eccl. 682 ff. wurden dazu zwei Loosurnen aufgestellt; aus einer gingen die Loosmarken für die zehn mit Α bis Κ bezeichneten Richterabtheilungen hervor, aus der andern die Loose für die Gerichtshöfe. Auf die ausführliche wider Benndorf gerichtete Erörterung Fränkel's über die Anordnung des Volkes in der Volksversammlung und über den Modus der Auszahlung des Ekklesiastensoldes einzugehen ist hier nicht der Ort.

Euboea.

A. von Sallet, Chalkis (Zeitschr. f. Numismatik III 134). P. Lampros (Zeitschr. f. Num. III 216—218).

E. Curtius (Hermes X 224—226). F. Imhoof-Blumer (Zeitschr. f. Num. II 275).

Für Chalkis, wo die älteren Reihen bis jetzt ganz gefehlt haben, ist es Sallet und Lampros gleichzeitig gelungen eine Serie Silbermünzen aufzudecken, Didr. 8,35 — 8,50 mit entsprechenden Tetrobolen und Hemiobolen. Der Typus ist der rechts fliegende Adler mit der Schlange, R. vertieftes Dreieck, worin sich ein Rad mit vier Speichen befindet. Die Aufschrif ΨAL; dass L die in Chalkis gebräuchliche Form des Lambda ist, zeigt ausser den Münzen auch die dorther stammende archaische Inschrift *Ἐφ. Ἀρχαιολ.* 3581, s. Kirchhoff Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets³ S. 103. Die Form des Chi erscheint bald als Ѱ, bald als Ψ, beide Formen sind gleichzeitig, hier wie in Boeotien und Elis. Die nachgewiesene Serie wird der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts angehören, wo die Blüthezeit des chalkidischen Handels bereits vorüber war. Allein auch aus der früheren Zeit sind jetzt Münzreihen nachgewiesen.

In seinen Studien zur Geschischte von Korinth hat Curtius die alterthümlichen sogenannten Wappenmünzen mit Gorgoneion, Rad, Stier, Eule, Pferd nach Euboea gebracht. Ihr Fundort konnte wenig Aufschluss geben; es ist Attika sowohl, wie das chalkidische Colonialgebiet im Norden, ja in einem Falle auch das ferne Polen (Friedlaender-Sallet Königl. Münzkabinet S. 24). Bisher hatte man sie Athen zugewiesen, für welches dadurch aber eine Reichhaltigkeit der Prägung vorhanden war, wie sie sich mit der recht untergeordneten Rolle, welche in Handel und Politik diese Stadt im 6. Jahrhundert spielte[7], keineswegs vertragen will; man vergegenwärtige sich bloss die Trierenanleihe der Athener im äginetischen Kriege (Her. VI 89). Ebensowenig wollte die Mannichfaltigkeit der Gepräge, die für eine einzelne Stadt so auffallend wäre, noch

[7]) Selbstverständlich ist, dass aus dem Vorhandensein grosser Münzreihen noch nicht auf die Bedeutung des Prägortes geschlossen werden kann: Damastion und so manche andern Plätze des griechischen Nordens, die in der Literatur so gut wie nicht vorkommen, beweisen das.

dazu nachdem bereits Solon das Münzwesen reformirt hatte, recht passen. Diese Schwierigkeiten fallen, wenn man die Reihen der Wappenmünzen nach Euboea giebt; dazu passt das Gewicht, und die verschiedenen Typen sind auf verschiedene Stadtprägen zu vertheilen. Zu demselben Resultat ist unabhängig von Curtius auch Imhoof-Blumer gekommen.

Head, der zur weiteren Bestätigung dieser Ansicht noch die chalkidischen Elektronstücke geliefert hat (s. o. S. 420), versucht auch die Typen auf die einzelnen Städte zu vertheilen, indem er für Chalkis den Typus mit dem Rad, für Eretria Gorgoneion und Stierkopf, für Keos die Amphora in Anspruch nimmt. Ueber die erste dieser Zutheilungen wird kaum mehr Zweifel bestehen. Den Einfluss des chalkidischen Geldes auf die Chalkidike und die Prägstätten nördlich und östlich derselben zeigt auch der in Ichnae, bei den Orrheskiern, und auf den Münzen mit ΤΥΝΤΕΝΟΝ und ΕΛΛΙΝΑΚΟ wiederkehrende Typus des Rades. In der älteren Zeit war die Münzstätte von Chalkis offenbar von derselben Bedeutung für die thrakisch-makedonischen Gegenden, wie späterhin diejenige von Thasos.

F. Imhoof-Blumer, Karystos. (Zeit. f. Num. III S. 302 ff.).

Einen unter den Münzen der euboeischen Städte auffälligen Typus führen ein paar seltene aber in ihrer Zutheilung unzweifelhaft richtig angesetzte Didrachmen von Karystos (6,97 Maximalgew.): einen bartlosen Kopf mit Diadem r., R. eine Nike mit Palmzweig auf einem Zweigespann links ΚΑ]ΡΥΣΤΙ. Das Bildniss des Avers ist ein Portraitkopf der makedonischen Zeit, für eine Benennung aber kein Anhalt vorhanden.

Nordgriechenland.

Autonome Münzen.

Neapolis, Oisyme: L. Heuzey, Mission archéologique de Macédoine S. 21 ff. S. 31 f.

Münze mit ΣΑΙΕΛΕΩΝ: v. Sallet (Zeitschr. f. Num. II S. 74 f.).

Lete: Duchesne et Bayet, Mission au mont Athos in Archives des Missions scientifiques et littéraires. Sér. III tome 3 p. 276 ff.

Münze von Ichnae: Bompois Num. Chron. 1874, S. 177—228; v. Sallet Zeitschr. f. Num. III T. II No. 2.

Münze mit TVNTENON: v. Sallet Zeitschr. f. Num. III S. 132f.

Münze von Therme (?): v. Sallet a. O.

In den früher wenig zugänglichen und noch weniger besuchten Gegenden von Thrakien und Makedonien ist innerhalb der letzten fünf Jahre einerseits mit dem Bau von Strassen und Eisenbahnen durch die türkische Regierung, andererseits aber auch durch das dort immer mehr erstarkende griechische Element, das sich in der Gründung von Schulen und andern Bildungsanstalten äussert, eine günstigere Entwickelung der Dinge vorbereitet und der Verkehr im Lande selbst sowohl als auch nach aussen wesentlich gefördert worden. Der Numismatik ist dies in besonderem Grade zu Gute gekommen durch das reiche neue Material, welches in den letzten Jahren die Balkanhalbinsel geliefert hat.

Den Anfang mögen hier zwei Bestimmungen machen, die der etwas älteren so ergebnissreichen Mission en Macédoine von Léon Heuzey zu verdanken sind, welches Werk jetzt abgeschlossen vorliegt. Die auf dem Relief über dem athenischen Volksbeschluss bei Köhler C. I. A. II 66 angebrachte und als *Πάρθενος* bezeichnete Göttin von vorn mit Kalathos auf dem Haupte hatte R. Schöne Griechische Reliefs S. 23 wiedererkannt auf einer aus Makedonien stammenden Kupfermünze mit der Aufschrift ΝΕΑΠΟΛΙΤΩΝ, und Inschrifttafel wie Münze auf das thrakische Neapolis bezogen. Ihre volle Bestätigung erhält diese Annahme durch die von Heuzey aus dem Thasos gegenübergelegenen Kavalla mitgebrachte Inschrift S. 21: *Ἀπολλοφάνης νεωκόρος Παρθενῶνος χρεοφυλάκιον.* Die Silbermünzen: Gorgoneion mit ΝΕΟΠ (Friedlaender-Sallet, Königl. Münzkabinet 193. 194. 221—223) gehören dagegen, wie Referent glaubt, nach dem mendaeischen Neapolis auf der Halbinsel Pallene.

Eine kleine Kupfermünze von Oisyme, einer alten Colonie der Thasier (Thuk. IV 107), deren Typen sie auch trägt: Athenakopf r., R. kniender Herakles, das Löwenfell über den Kopf gezogen, mit dem Bogen schiessend, Umschr. · · ΣΥΜΑΙΩΝ, abgeb. T. 5, erhält von Heuzey S. 32 ihre topographische Bestimmung. Oisyme lag an der Bay von Lefthero bei Eski-Kavalla, zwei Mei-

len westlich von Kavalla, wogegen Antisara, der Hafenort von Daton, zwischen beide zu liegen kommt.

An die alterthümlichen Typen der unter dem Einfluss der Chalkidier und Thasier stehenden Letäer und Orrheskier schliesst sich an ein Didrachmon (Gew. 9,10) mit der Darstellung des eine Frau raubenden Kentauren rechts (R. qu. inc.) und der Aufschrift ΞΑΙΕΛΕΩΝ — für den vorletzten Buchstaben ist nicht völlig sicher, ob er ω oder o gewesen. Der Name ist bisher unbekannt, eine nähere geographische Bestimmung vorläufig nicht zu erreichen.

Von dem Prägort der Münzen mit ΛΕΤΑΙΟΝ stammt eine umfangreiche auf den Kampf der Römer mit den Mädern bezügliche Inschrift, welche Duchesne und Bayet veröffentlichen. Fundort der Inschrift ist Aïvati oberhalb der Strasse von Serres, offenbar identisch mit dem von Leake (Tr. in N. Gr. III 233 ff.) erwähnten Khaïvat, das nach ihm 1³/₄ Stunden von Salonik am Ausgang des von den Seen nach der Küstenebene führenden Thales von Langaza liegt. Nicht verschieden davon scheint Aïvali zu sein, auf Kiepert's Karte der europäischen Türkei über zwei Meilen nordöstlich von Salonik; die französischen Reisenden haben, nach ihrem Bericht zu urtheilen, es unterlassen den Ort zu besuchen.

In die Gegend westlich vom Echedoros führen die altmakedonischen Typen des gepanzerten Mannes, welcher ein Ross führt, R. Rad im vertieften Quadrat. Hiermit sind jetzt drei neue Prägstätten aufgetaucht: Ichnae, dessen Lage hinter der Mündungsebene zwischen Axios und Ludias östlich von Pella De la Coulonche zur Wahrscheinlichkeit gebracht hat, wogegen Bompois' Ausführungen nicht stichhaltig sind, in einem Silberstück mit der Aufschrift ИОΛИ+I. Ein weiteres mit derselben Darstellung, nur rechtshin gewendet, und dem Mann ohne Helm hat: ΤΥΝΤΕΝΟΝ (*Τυντήνων*), wiederum ein Orts- oder Gauname, der sonst nicht zu belegen ist. Ferner eine dritte Silbermünze, im Typus der von Ichnae ähnlich, hat als Aufschrift Θ, falls dies wirklich ein Buchstabe sein soll, denn es wird wie ein Perlkranz aus dicht nebeneinanderstehenden Punkten gebildet; Prokesch dachte dabei an Therme, das spätere Thessalonike.

Dikaia: Bompois Num. Chron. 1874, S. 273—280; Six Num. Chron. 1875, S. 96—100; v. Sallet, Zeitschr. f. Num. III S. 50f.

Bottiaeer: Bompois Num. Chron. 1874, S. 219 ff.

In den athenischen Tributlisten wird im *Θρακικὸς φόρος* unterschieden zwischen einer Stadt *Δίκαια παρ' Ἄβδηρα*, welche 1/2 Talent zu zahlen hat, und *Δικαιοπολῖται Ἐρετριέων ἀποικία*, welche 1 Talent zahlen. *Δικαιοπολῖται* heissen die ersteren auch in der Urkunde des zweiten Seebundes, Köhler C. I. A. II No. 17. Das eretrische Dikaia setzt Kiepert auf der Karte zu Kirchhoff's C.I.A. I zwischen Gigonos und Spartolos an auf der Westküste der Chalkidike, und zwar eben da, wo er auf dem Atlas von Hellas das nur bei Herod. VII 123 erwähnte *Λισαὶ* eingetragen hatte; der letztere Name bei Herodot ist offenbar nur Verschreibung für *Δίκαια*. Bompois und Six weisen nach, dass die Münzen der erstgenannten Stadt, welche östlich von Abdera liegt, (Silber und Kupfer) Herakleskopf, R. Stierkopf tragen mit der Aufschrift ΔΙΚ ΔΙΚΑ ΔΙΚΑΙ ΔΙΚΑΙΑ, also den Typen von Abdera folgen, während diejenigen des in der Bottike gelegenen Dikaia sich den Typen von Eretria anschliessen. Eine von Sallet veröffentlichte kleine Silbermünze (0,73) (Stier r., R. Thunfisch im Quadrat) zeigt für die Kehrseite, ein von Bompois publicirter Triobol (Stier r., sich krauend mit dem rechten Hinterfuss) für die Hauptseite, wie eng sich hier die Colonialprägung an die mutterstädtische angeschlossen hat. Die Aufschrift lautet ΔΙΚΑ.

Noch eine andere Sonderung von drei verschiedenen Münzreihen, zu welcher übrigens bereits Imhoof in der Choix de méd. den Anfang gemacht hatte, führt Bompois jetzt durch. Die schönen Kupfermünzen mit dem Apollokopf, R. Leier, sowie die Silbermünzen mit Frauenkopf, R. halbem Stier (Imhoof Choix I No. 16 und Brandis S. 580) mit der Aufschrift ΒΟΤΤΙΑΙΩΝ müssen der chalkidischen Bundesmünze gleichzeitig sein und repräsentiren eine entsprechende für die bottiäischen Städte. Prägort war vermuthlich Spartolos, wie ja an der Stelle von *Σπαρτώλιοι* in der athenischen Tributliste von Ol. 83, 3 (C. I. A. I 234) auch einmal *Βοττιαῖοι* steht. Wenn diese Reihe mithin sicher der Chalkidike zuzuweisen ist, gehört eine andere mit Schiff und Schild und der Aufschrift ΒΟΤΤΕΑΤΩΝ, welche genau den späten Silbermünzen mit ΜΑΚΕΔΟΝΩΝ gleichen, einer Prägung in der Gegend des unteren Ludias und Haliakmon an, das heisst der alten makedonischen Bottiäa. Eine dritte Klasse, Kupfermünzen

mit Herakleskopf, R. Pferd; Pallaskopf, R. Stier ΒΟΤΤΑΙΩΝ, die Bompois für thrakisch hält, ist noch nicht mit Sicherheit unterzubringen.

Künstlerinschriften: v. Sallet Zeitschr. f. Num. II S. 5 f.

Auf Silbermünzen des chalkidischen Bundes aus der besten Zeit, die ihren Beamtennamen mit vorgesetztem *ἐπὶ* bezeichnen, steht auf den Armen der Lyra ƎΔ, ΑΜ, ΚΡΑ; auf einem Didrachmon von Pharsalos mit Pallaskopf r. ΤΗ ΜΙ und auf dem R. hinter dem Reiter ΤΗ.

Dynasten.

Ketriporis von Thrakien: v. Sallet Zeitschr. f. N. III S. 51 f.

Lykkeios von Paeonien: Six Num. Chron. 1875 S. 21 und Taf. I.

Die im vorigen Jahresbericht (I S. 248) beiläufig erwähnte Dynastenmünze des Ketriporis, sowie der inzwischen von Six veröffentlichte Stater (Apollokopf l., R. Herakles den Löwen bekämpfend) mit ΛΥΚΠΕΙΟΥ finden jetzt ihre nähere Bestimmung durch eine athenische Inschrift[8]) (Köhler C. I. A. II 66 b), in welcher die Athener ein Bündniss eingehen *πρὸς Κετρίπορ[ιν τὸν Θρᾶκα καὶ το]ὺς ἀδελφοὺς καὶ πρὸς Λύππειον τὸν [Παίονα καὶ πρὸς Γρά]βον τὸν Ἰλλυριόν*. Ketriporis hat auf seinen Münzen thasische Typen: Dionysos und Kantharos, Lykkeios denselben Apollokopf wie die chalkidischen Städte, beide entlehnen also ihr Münzbild ihren griechischen Nachbarn. Das in der Inschrift erwähnte Bündniss wurde geschlossen, nachdem Philipp die Athener in jenem Tauschgeschäft, worin er ihnen Amphipolis zu überliefern versprochen, wenn sie ihm das ihnen bundesgenössische Pydna überliessen, hintergangen, und sich gleichzeitig des Bergwerksdistriktes von Krenides bemächtigt hatte. Es kam zu Stande im Gründungsjahr von Philippi 356. Der Thasos gegenüberwohnende Stamm der Thraker, dessen Fürstenthum Ketriporis inne hatte, war durch

---

[8]) Die Erklärung der Inschrift giebt bereits Eustratiades *Ἐφ. Ἀρχ.* N. S. 435, welchem damals nur der Anfang des Vertrags vorlag; mit den am Asklepieion gefundenen Fragmenten vervollständigt hat sie Kumanudes *Ἀθήναιον* V S. 172. — *Λύππειος* heisst auf den Münzen bald *Λύκκειος*, bald *Λύκπειος*.

Philipp's Vordringen besonders gefährdet[9]), und ging darum im Verein mit den Grenznachbarn Makedonien's im Norden und Nordosten, den Illyrern unter Grabos und den Paeonen unter Lykkeios; ein Bündniss mit Athen ein. Für letzteres war Ketriporis der wichtigste, da sein Gebiet allein an die Küste gereicht haben kann; er unterhandelte daher für seine paeonisch-illyrischen Bundesgenossen in Athen. Aus Diodor. XVI 22, 3 erfahren wir, dass die drei Völkerschaften noch im Rüsten begriffen waren, als sie durch Philipp überrascht und bewältigt wurden (Schäfer, Demosthenes u. s. Z. II 24). Athen, durch die Ereignisse des Bundesgenossenkrieges vollauf in Anspruch genommen, musste Ketriporis im Stich lassen. Diodor's Worte *καταπληξάμενος ἠνάγκασε προςθέσθαι τοῖς Μακεδόσιν* sind wenig genau. Allerdings müssen die Thraker unterworfen worden sein, und die Prägung des Ketriporis kann wohl mit Ol. 106, 1 = 356—5 ihr Ende erreicht haben; mit den Illyrern, wo Philipp feste Plätze anlegte, hatte er aber noch im nächsten Jahre zu thun (Dem. Phil. I 48. Iustin. VIII 3). Und ebensowenig gelangten die Paeonen zu völliger Unterwerfung; offenbar im Besitz ihrer Minen gelassen, setzen sie ihre Silberprägung fort noch unter Patraos und Audoleon.

Demetrios und Kersibaulos: v. Sallet Zeitschr. f. Num. III S. 58f.; v. Prokesch-Osten Num. Zeitschr. IV S. 228 Taf. IX No. 15.

Zwei weitere Dynasten dieser Gegenden: ein Demetrios, der in die zweite Hälfte des 5. oder an den Anfang des 4. Jahrhunderts gehört, wird von Sallet durch die bei Hunter Taf. 25 No. 7 abgebildete Silbermünze (alterthümlicher, wohl weiblicher Kopf r. im vertieften Quadrat, R. schreitendes Pferd r. ΔΗΜΗΤΡΙΟ) nachgewiesen, deren Typen den alten makedonischen nahestehen; ferner ein Kersibaulos, ΚΕΡΣΙΒΑΥΛΟ[Υ] ΒΑΣΙΛΕΟ[Σ], mit Lysimachostypen in Prokesch's Katalog seiner autonomen thrakischen Münzen.

---

[9]) Nach Artemidor bei Steph. Byz. *Φίλιπποι* waren die Thraker, als sie Krenides in ihre Gewalt zu bringen suchten, von Philipp daran gehindert worden. Am Ende der Inschrift ist denn auch, wie durch Köhler's Ergänzung von Fragment c Z. 21 feststeht, von Krenides die Rede, welches zurückgewonnen werden soll, vielleicht für die Thraker, wogegen die Athener sich Amphipolis ausbedungen haben werden.

The date of King Mostis and of certain later coins of Thasos, by P. Gardner (Num. Chron. 1876, S. 298—306).

Tetradrachmen der Thraker mit Typen von Thasos: v. Sallet Zeitschr. f. Num. III S. 241 ff.

Den späteren Tetradrachmentypus von Thasos (jugendlicher fest weiblicher Bacchuskopf, R. aufrechtstehender Herakles mit ΗΡΑΚΛΕΟΥΣ ΣΩΤΗΡΟΣ ΘΑΣΙΩΝ) führt Gardner ebenso wie den offenbar gleichzeitig beginnenden von Maronea mit ΔΙΟΝΥΣΟΥ ΣΩΤΗΡΟΣ ΜΑΡΩΝΙΤΩΝ auf die Rettung von Thasos und Maronea vor den Galliern zurück. Die beststilisirten Stücke beider Serien sind alt genug, um sie bis gegen das Jahr 276 hinauf zu rücken. Eine directe Ueberlieferung fehlt allerdings, doch erhält die Beziehung auf ein solches Ereigniss Wahrscheinlichkeit durch das zähe Festhalten der Thasier an diesem Typus und durch den Beinamen des Gottes, der an die aetolischen Soterien in Delphi erinnert, sowie, wenn Boeckh's Erklärung von C. I. G. I 1693 richtig ist, an die von Antiochia (vergl. Paus. X 20, 5). Eine der älteren Tetradrachmen aus dieser Reihe von Thasos ist umgeprägt worden zu einem Tetradrachmon des Königs Mostis, welches auf dem R. die sitzende Pallas der Lysimachosmünzen zeigt mit ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΜΟΣΤΙΔΟΣ ΕΠΙ ΣΑΔΑΛΟΥ ΕΤΟΥΣ ΛΗ. Mostis' Herrschaft muss in Thrakien gewesen sein.

Die Prägung der thasischen Tetradrachmen kann, nach der grossen Mannichfaltigkeit in Stil und Schrift zu urtheilen, wohl zwei Jahrhunderte gedauert haben. Eine lange fortgesetzte Münzung war schon nöthig, um die nördlich wohnenden, mit griechischer Sprache und Schrift unbekannten Barbarenstämme dazu zu führen, diese thasischen Typen nachzuahmen; denn strenges Festhalten an ihnen geläufig gewordenen Münztypen ist ja charakteristisch für uncivilisirte Völkerschaften. Sicher in die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts gehört das thasische Tetradrachmon mit SVR dem Monogramm des Bruttius Sura, der im Jahre 87 Propraetor in Makedonien war. Ebenfalls einer späten Zeit entstammt die Nachahmung der Tetradrachmen, welche von einem *κοινὸν* der Thraker ausgeht, mit ΗΡΑΚΛΕΟΥΣ ΣΩΤΗΡΟΣ ΘΡΑΚΩΝ, welcher sich diejenige mit ΚΟΤΥΟϹ ΧΑΡΑΚΤΗΡ anreiht. Sallet bezieht, allerdings zweifelnd, diese Stücke auf den von Vell. II 98 überlieferten Thrakeraufstand um 16 v. Chr. gegen Kotys IV.

Makedonien.

Römisch-makedonische Münzen, von J. Friedlaender (Zeitschrift f. Num. III S. 177—182).

Examen chronologique des monnaies frappées par la communauté des Macédoniens avant pendant et après la conquête Romaine. Par H. Ferdinand Bompois. Paris, A. Detaille, libraire-éditeur. 1876. 4. 102 S. V planches.

Bompois' Monographie ist mit Friedlaender's Aufsatz etwa gleichzeitig erschienen; sie enthält zunächst eine ausführliche historische Auseinandersetzung, dann einen genauen Katalog der hierher gehörigen Münzen. Bompois unterscheidet dabei sieben Kategorien, deren Zusammenstellung dann auch auf den Tafeln wiedergegeben ist. An die Tetradrachmen des viergetheilten Makedonien's reiht er die seltene Tetradrachme an mit Artemiskopf r., R. ΜΑΚΕΔΟΝΩΝ, über der Keulė LEG und eine Hand, welche einen Oelzweig hält. Der Charakter dieser Münze ist wesentlich verschieden von der des Sura und Aesillas; nach Bompois ist sie geprägt nach Perseus' Tode, während Sulpicius Gallus interimistisch Makedonien verwaltete, auf welchen LEG legatus zu beziehen ist, und bevor die neue Verfassung der Tetrarchien in's Leben getreten war. In die Jahre 150—149, wo Andriskos Perseus' angeblicher Sohn seinen Aufstand in Makedonien machte, setzt Bompois die Potinmünzen, serrati, mit Poseidonkopf, R. ΜΑΚΕΔΟΝΩΝ im Eichkranz. Unterstützt wird diese Ansicht durch Feuardent's Untersuchung, welche nachgewiesen hat, dass die gezackte Umränderung nur in der Regierungszeit der syrischen Könige Demetrios Soter und Antiochus VI, also 164—143 vorkommt. Demetrios' Schwester war aber mit Perseus verheirathet (Liv. XLII 12. Polyb. XXVIII 8), und Andriskos flieht nach dem Misslingen des ersten Erhebungsversuches an den syrischen Hof; dort wird er dann den Römern ausgeliefert, um alsbald wieder zu entkommen. Daraus erklärt sich denn auch, wie der Prätendent dazu kommen konnte, die syrischen Münzen nachzuahmen. Dagegen irrt Bompois, wenn er die Tetradrachmen von Sura und Aesillas bis in die Bürgerkriege hinabrückt; Sura war Legat des Sentius Saturninus, des Proconsuls von Makedonien, im zweiten Jahre des mithradatischen Krieges, 87, wo er bei Chaeronea wiederholt den Archelaos be-

kämpfte. Im Jahre 86 war Makedonien in Mithradat's Besitz, folglich muss, wie Friedlaender S. 178 zeigt, die Münze dem vorhergegangenen Jahre entstammen.

Alexander I von Makedonien: v. Sallet Zeitschr. f. Num. III S. 52—56.

Olympias: v. Sallet Zeitschr. f. Num. III S. 56f.; Friedlaender a. O. IV S. 16.

Die wegen ihrer Datirbarkeit für die Kunstgeschichte wichtigen Münzen Alexander's I werden von Sallet untersucht. Dabei ergiebt sich, dass man im Anfang der langen Regierung des Königs (498—458) das grosse in vier kleinere Felder getheilte Quadrat leer lässt bis auf die am Rande angebrachte Umschrift ΑΛΕΞΑΝΔΡΟ, gegen Ende derselben jedoch die bisher leergelassene Mitte durch das Vordertheil eines Löwen füllt, wogegen die Umschrift wie früher in dem das Quadrat umgebenden Rand stehen bleibt. Damit ist also der Anfang für eine doppelseitige Prägung gemacht.

Eine kleine Goldmünze der Olympias, der Mutter Alexander's, worauf diese ähnlich den ägyptischen Königinnen Arsinoe und Berenike mit Schleier dargestellt ist, auf dem R. aber eine bärtige Schlange und ΟΛΥΜΠΙ·ΙΑΔΟϹ (so nach Friedlaender, nach Sallet ≶) kann niemals als wirkliches Geldstück gedient haben, sondern war vielmehr eine Schaumünze gleich den ebenfalls einer sehr späten Zeit angehörigen Stücken des in Paris befindlichen Schatzes von Tarsos (Rev. Num. 1868 Taf. 10—13). Das I·I scheint η zu sein, und steht dann für I. Der Drache ist eine Anspielung auf Alexander's göttliche Abstammung. Das Exemplar (im Berliner Museum) stammt aus Makedonien.

Colonien am Pontus Euxinus und Bosporaner.

A monetary league on the Euxine Sea, by P. Gardner (Num. Chron. 1876, S. 307—314)

weist nach, dass von der Zeit des M. Aurel an bis auf Philipp am Pontus Euxinus eine Convention bestand für Olbia, Tyras, Istros, Tomi, Callatia, Dionysopolis, Odessos, Marcianopolis, Anchialos, Bizya. Sie prägen Kupfermünzen mit Werthzeichen: Stücke mit Ε zum Durchschnittsgewicht von 13,60, mit ΔϹ zu 11,47, mit Δ zu

9,72, mit Γ zu 8,16, mit B zu 6,93, mit AC zu 3,17 = 45 engl. Gr. C erklärt Gardner als semis. Die Einheit mit ihrem Gewicht von 3 französischen Grammen ist für den römischen As freilich zu leicht, doch findet man Asse auf Sicilien zu 60 Gr. engl., in Chios schwankt er zwischen 30 und 80 Grains. — Eine Vereinigung der Städte am Pontus erwähnt die Inschrift aus Odessos C. I. G. II 2056 c für einen Mann *ἄρξαντα τῆς πόλεως καὶ ἄρξαντα τοῦ κοινοῦ τῆς πενταπόλεως*; sie gehört in die Zeit des Gordianus Pius. Eine Inschrift aus Mesembria überträgt Ehrenbezeugungen auf einen andern und zwar von Seiten der Städte Tomi, Istros und Apollonia, die beiden fehlenden Namen der fünf hier genannten Städte will man durch Odessos und Mesembria ergänzen.

Zur Numismatik der Könige von Bosporos: A. von Sallet Zeitschr. f. Num. IV S. 229—232, 304—311

giebt neben Berichtigungen früher bekannter Münzen manche neue Beiträge und bespricht das Verhältniss der wiederholt auftretenden rein kaiserlichen Prägung im Bosporos zu derjenigen der dortigen Könige. Auf einer erst vor kurzem bekannt gemachten Kupfermünze lautet die Beischrift: ΒΑϹΙΛΕѠϹ ΙΝΗΘΟΥ, ein Name, bei dem noch die Möglichkeit bleibt, dass hier nur ein barbarisirtes Stück des Königs Ininthimeyus vorliegt. Merkwürdig ist der S. 272 ff. besprochene Goldstater von Chersonesos mit der für eine autonome Stadt bis jetzt unerhörten Aufschrift: ΧΕΡ-*σονήσου* ΒΑϹΙΛΕ[Υ] ΟΥϹΗϹ ΕΤΟΥ[Ϲ] ΡΘ vom Jahre 109 der bosporanischen Aera oder 75 n. Chr.

Kleinasien.

Hier sind voranzustellen zwei Arbeiten, welche die Resultate der Untersuchungen über die epichorischen Inschriften von Pamphylien und Kypros für die Numismatik ausbeuten:

Die pamphylischen Aufschriften auf Münzen, von J. Friedlaender (Zeitschr. f. Num. IV S. 297—303 mit Taf. VIII 1—6).

Anknüpfend an eine Bemerkung des leider zu früh verstorbenen Justus Siegesmund in G. Curtius' Studien zur gr. Gramm. IX 93, worin nachgewiesen ist, dass die pamphylische Münzlegende ΕΣΤϜΕΔΙΙΥΣ für *Ἐστϝε[ν]διίυς* steht, als Masculinum des Adjectivs statt *Ἀσπένδιος*, nach Analogie der böotischen Münzauf-

schriften *Ἀριάρτιος*, *Θηβαῖος*, behandelt Friedlaender auch die weiteren pamphylischen Münzaufschriften. ΣΕΛΥΙΙΙΥΣ steht dem ΕΣΤϜΕΔΙΙΥΣ entsprechend auf Münzen von Sylleion; die grosse Inschrift von Sylleion, von der jetzt durch G. Hirschfeld eine neue Abschrift vorliegt, hat Z. 3 ΣΒΛΥΙΙΙΟΣ, wofür offenbar ΣΕΛΥΙΙΙΟΣ zu lesen ist. Die einheimische griechische Form des Stadtnamens war, wie die Münzen zeigen, welche in ihren Typen denjenigen mit ΣΕΛΥΙΙΙΥΣ im Uebrigen genau entsprechen, zur Aufschrift aber CΙΛΛΥЄΩΝ haben, nicht das in der Literatur überlieferte *Σύλλειον*, sondern *Σίλλυον*. ΙΙΑΝΑΨΑΣ ΠΡΕΙΙΑΣ (Taf. VIII No. 5) — Waddington Rev. Num. 1853 p. 32f. liest ΜΑΝΑΨΑΣ — wofür die Münzen mit griechischer Aufschrift ΑΡΤΕΜΙΔΟΣ ΠΕΡΓΑΙΑΣ schreiben, enthält wohl den einheimischen Namen der Artemis Anaïtis; ΠΡΕΙΙΑΣ entspricht natürlich dem ΠΕΡΓΑΙΑΣ. Ein auch auf der Inschrift von Sylleion Z. 10 als ΜΑΝΕΤΥΣ vorkommender Name kehrt wieder auf einem Didrachmon von Aspendos, das eine Stempelschneiderinschrift zu enthalten scheint: ΜΕΝΕΤΥΣ ΕΛΥΨΑ, für *Μένετος ἔγλυφα* nach Kirchhoff's Vermuthung. Die letztere Erklärung giebt auch Fröhner in seinen Mélanges d'épigraphie et d'archéologie Paris 1875 II p. 45; nach Fröhner lautete auf manchen Exemplaren die Aufschrift der Vorderseite ΕΙΤϜΕΔΙΙΥΙ; allein Jota und Sigma werden hier sehr ähnlich, die vier Schenkel des letzteren werden kaum mehr angedeutet, so dass es fast als gerade Linie erscheint.

Zur kyprischen Münzkunde, von O. Blau (Numismatische Zeitschr. 1875 V S. 1—25).

Auf Grund von M. Schmidt's Nachtrag zu Artikel 85 der Jenaer Literaturzeitung von 1874 giebt Blau eine chronologisch geordnete Eintheilung der kyprischen Münzen. Er unterscheidet eine erste Klasse, geprägt unter den Teukriden von Salamis bis zum Jahre 500. Eine zweite Klasse der Fürsten kyprischer Kleinstaaten, unter welchen einheimische Dynasten verschiedener Städte, *τύραννοι*, dann persische Parteigänger und Statthalter, sowie phönikische Usurpatoren zusammengefasst sind. Eine dritte Klasse enthält die Aeakiden, beginnt mit Euagoras, und endet mit Menelaos, dem Bruder des Ptolemaeus Soter, und den beiden phönikischen Fürsten von Kition, Melkjathon und Pumjathon. Bei dem stetigen Fortschreiten der kyprischen Epigraphik dürften die

hier aufgestellten Resultate schon beträchtliche Aenderungen erfahren haben; auch hat das sofortige Identificiren der auf den Münzen vorhandenen Eigennamen mit den spärlichen aus der Literatur bekannten Namen kyprischer Fürsten manche Bedenken, wenigstens was die in der ersten Klasse untergebrachten Silbermünzen betrifft, die nur zum Theil den Charakter so hohen Alters tragen.

Münzen der Könige von Salamis: A. v. Sallet Zeitschr. f. Num. II S. 130ff. Taf. V

hebt hervor, dass zwischen den bei Brandis Münzw. S. 508 dem König Euagoras I zugewiesenen Münzen zu starke Differenzen seien, als dass dieselben alle unter dessen Regierung geprägt sein könnten. Die unzweifelhaft ältesten mit Herakleskopf *Euagora* (kypr.), R. Ziegenbock *basileos* EY gehören Euagoras I (410—374), wogegen die, welche den Frauenkopf mit Thurmkrone tragen und die Aufschrift EYA von Sallet Euagoras II zugewiesen werden. Ihnen folgen dann die Münzen des Pnytagoras (351—312) mit den Aufschriften BA, R. ΓN, und hierauf, wie Pierides Num. Chron. 1869 S. 19 erwiesen, die Gold- und Silbermünzen mit BA, R. NK, die dem Nikokreon (311 und später) angehören, wozu auch das Gewicht passt, indem nun, wie Brandis S. 365 verlangt hatte, die Drachmen mit 7,50 (des Euagoras II) vorausgehen, und ihnen die mit 6,33 folgen. Von Nikokles, Euagoras' II Vorgänger, haben wir keine Münzen; den Schluss machen die Stücke mit *ba*, R. MEN von Menelaos, dem Statthalter des Ptolemaeos Soter. Auffallend gering ist unter den vier Königen der Stilunterschied ihrer Münzen.

Autonome Münzen.

Einige geographisch interessante Zutheilungen sind für die ionische und aeolische Küste zu verzeichnen.

Chersonnesos bei Knidos: J. P. Six Zeitschr. f. Num. III S. 375ff.

Dasselbe Verhältniss einer Doppelgemeinde, welches für Halikarnass und Salmakis durch Newton's Lygdamisinschrift bekannt war, hat Köhler (Del.-Att. Seebund S. 195) auch in Knidos nachweisen können; nur dass hier beide Gemeinden vollständige poli-

tische Unabhängigkeit bewahrt hatten; darum erscheint denn im Seebund Knidos sowohl mit einem Tribut von 3 Talenten, als das ihm gegenüberliegende, durch eine Brücke mit ihm verbundene Chersonnesos mit 3 Talenten. Dem letzteren gehören Drachmen und Didrachmen, deren Typen den knidischen sehr nahe stehen: Löwenvordertheil r., R. Kopf und Hals eines Stiers; auf dem Didrachmon lautet die Aufschrift +ED, R. ΣO.

Münzen mit ΑΙΟΛΕ und mit ΝΑΣΙ: Imhoof Zeitschr. f. Num. III S. 312—321; *Γ. Ἐαρινός* im *Μουσεῖον καὶ βιβλιοθήκη τῆς Εὐαγγελικῆς Σχολῆς περ.* 2. *Σμύρνα* 1876 S. 128 ff.

Imhoof stellt hier zwei aus der kleinasiatischen Aeolis stammende Münzgruppen zusammen, die eine mit Pallaskopf, oder Frauenkopf mit Diadem, R. Fulmen ΑΙΟΛΕ; die zweite: Apollokopf, R. schreitender Panther ΝΑΣΙ oder NACI, andere mit Artemiskopf und N. Die ersteren scheinen einer vorübergehenden Einigung der Lesbier anzugehören, entsprechnnd ähnlichen von anderen Inseln, vergl. die Münzen mit ΚΕΙΩΝ, ΕΥΒΟΙΕΩΝ. — Ueber die Herkunft der Gruppe mit ΝΑΣΙ giebt jetzt eine von Earinos mitgetheilte Inschrift Aufschluss, deren Anfang schon im C. I. G. 2166c steht, aber fälschlich unter Mitylene; dort setzt Z. 39 *ὁ δᾶμος* [*ὁ Να*]*σιωτᾶν* einem Thersippos, welcher ihnen unter Alexander und nach dessen Tod unter Antipater und Polysperchon Wohlthaten erwiesen hatte, eine Statue. Die Inschrift befindet sich in der Kapelle von *Ἁ. Τριάς* auf dem heutigen *Νησί* = *Μοσχοννήσιον*, der grössten der Hekatonnisi genannten Inseln (eine Viertelstunde von dem mysischen Kydonia), der Platz hat somit seinen Namen bewahrt. Dieselbe Stadt *Νᾶσος* oder *Νῆσος* hat der griechische Verfasser richtig auch auf der athenischen Schätzungsurkunde von Ol. 88, 3 erkannt, wo die *Ἀκταῖαι πόλεις* aufgezählt werden: *Ἄνταν*[*δρος Ῥοιτεῖ*[*ον Νῆσος*, alles Plätze, welche ursprünglich im Besitz der Mitylenaeer, im Jahre 427 in die Hände der Athener gefallen waren (Thuk. IV 52 vgl. III 50).

Münzen mit ΣΟΛΛΕΩΝ: Sallet Zeitschrift f. Num. IV S. 312—314 Taf. VIII 7—10.

Eine andere bisher unbekannte mysische Stadt, welche in der Nähe von Adramyttion gesucht werden muss, ergeben Kupfermünzen; welche bisher fälschlich nach Akarnanien gelegt waren.

Die Typen entsprechen fast ganz denjenigen von Adramyttion: halbes Flügelpferd, R. Zeuskopf oder Athenakopf mit der Aufschrift ΣΟΛΛΕΩΝ und ΣΟΛΛΕΙΩΝ.

Amisos: Friedlaender Zeitschr. f. Num. II S. 28—30.

Taulara in Paphlagonien: Friedlaender a. O. S. 115 f.

Eine Kupfermünze von Amisos, der Sammlung Fox angehörig, enthält Medusa und Nike als Typen, als Aufschrift aber statt des gewöhnlichen ΑΜΙΣΟΥ vielmehr ΣΑΜΙΣΟΥ; auf einer andern Kupfermünze derselben Stadt lautet die Aufschrift ΣΑΜΙΣΟΗΣ. Die mit Σ anlautende Form des Stadtnamens, welche nur hier sich findet, ist offenbar die einheimische und ältere, wie sie sich auch in dem noch jetzt gebräuchlichen Namen erhalten hat: Samsun, vergl. Leake Num. Hell. As. 10. Möglicherweise darf man darin zugleich noch eine Hindeutung finden, dass einst ein *Σαμισοῦς* Gen. *Σαμισοῦντος* existirt hat, entsprechend dem unteritalischen *Πυξοῦς*.

Für die bei den Schriftstellern (Plut. Luc. 19, Appian. Mithrid. 115) *Τάλαυρα* genannte Stadt in Pontus giebt es Kupfermünzen mit der Aufschrift ΤΑΥΛΑΡΩΝ, so dass also jedenfalls auch als eine Form des Stadtnamens *Ταύλαρα* anzunehmen ist.

Ueber J. Friedlaender's Aufsatz: Kleinasiatische Zeusdarstellungen (Zeitschr. f. Num. II S. 107—112) s. Preuner, Jahresb. f. Mythologie, oben S. 78.

Pelops et Hippodamie sur un Médaillon de Smyrne: A. de Longpérier Rev. Num. 1874 p. 118—123.

Demeter Horia: v. Sallet Zeitschr. f. Num. IV S. 315.

Ein Medaillon von Smyrna aus Hadrian's Zeit zeigt ein Zweigespann r., Pelops (im Felde daneben ΠΕΛΟΨ) steht auf dem Wagen, ein Scepter in der Linken, die Rechte reicht er der bräutlich verschleierten Hippodameia, die mit ihm fährt. Die Umschrift ist ΘΕΥΔΙΑΝΟC CΤΡΑΤ ΑΝΕΘΗΚΕ CΜΥΡΝΑΙΟΙC. Eine Pelopsdarstellung aus älterer Zeit enthält die Silbermünze von Himera, s. Friedlaender, Berl. Blätter f. Münzk. 1867. — Eine andere schöne Grossbronze von Smyrna hat unter dem Brustbild der verschleierten Demeter den bisher falsch gelesenen Beinamen ΩΡΙΑ; die Münze gehört in das Proconsulat des L. Mestrius Florus unter Domitian.

Plautiana — a rectification: P. Gardner Num. Chr. 1875, S. 34—40.

Auf Grund einer Münze von Thyatira hatte Sabatier (Mém. de la Soc. de Num. et d'Archéologie de St. Pétersbourg IV 2) eine Kaiserin Fulvia Plautiana annehmen wollen, als Gemahlin des Pescennius Niger. Nachdem v. Sallet in (Wiener) Num. Zeitschrift III 97 bereits wahrscheinlich gemacht hatte, dass dieselbe von der Plautilla, der ersten Gemahlin Caracalla's, nicht verschieden sei, wird hier gezeigt, dass in drei Städten Lydien's — und dort allein kommt diese Namensform vor — in Thyatira, Akrasa, Hypaepa sich neben *Φουλβ. Πλαυτιάνη* auch *Φουλβ. Πλαυτίλλα* findet. Da insbesondere aus der Aufschrift des Magistrats von Hypaepa *ἐπὶ Μενάνδρου Βασσιά*[*νου*] *στρ*[*ατηγοῦ*] hervorgeht, dass diese Münzen in Caracalla's Zeit fallen, und die beiden Aufschriften sowohl *Πλαυτιάνη* als *Πλαυτίλλα* mit sonst identischen Typen vorkommen, kann kein Zweifel darüber bleiben, dass im Uebereifer auch Münzen mit dem Namen der neuen Kaiserin, der Tochter des bekannten Plautianus, prägen zn können, es den Provincialen begegnet war, den unrichtigen Namen auf ihre Münzen zu setzen, und um den begangenen Irrthum zu berichtigen, haben sie dann auch Stücke mit sonst gleichen Typen, aber mit richtigem Namen geprägt.

Persische Satrapen in Kleinasien: H. Droysen Zeitschr. f. Num. II S. 309—319. J. Friedlaender Zeitschrift f. Num. IV S. 266—272.

Münze von Issos: v. Sallet Zeitschr. f. Num. IV S. 145.

Die merkwürdige Erscheinung, dass für Kilikien nach dem Tode von Kyros dem Jüngeren keine Satrapen mehr erwähnt werden, dass dagegen in Kilikien geprägte Münzen von Satrapen, die anderen Provinzen vorstanden, sich gefunden haben, wird hier aus einer Art Reichsunmittelbarkeit erklärt, in welche Kilikien, das wichtigste Bindeglied zwischen Susa und Kleinasien, in Folge der Schlacht bei Kunaxa getreten sei. Speciell für die von Tiribazos in Kilikien geprägten Münzen (Waddington Mélanges I 60 ff.) mit den Typen des stehenden Zeus, R. Ormuzd, ergiebt eine von Sallet IV 145 publicirte Münze mit gleichen Typen, aber der Umschrift ΙΣΣΙΚΟΝ, dass dieselben wahrscheinlich ebenfalls in Issos geprägt sind. Lampsakener und Kyzikener Münzen mit dem Namen

ΟΡΟΝΤΑ zeigen, dass Orontas, der im Jahre 362 mit anderen kleinasiatischen Satrapen aufsteht gegen den Grosskönig, nicht, wie Diodor XV 90 sagt, *τῆς Μυσίας σατράπης* war, sondern vielmehr Kleinphrygien (d. h. Phrygien am Hellespont) verwaltete. Für die Münzen des Ariarath mit aramaeischer Aufschrift wird eine Zutheilung an Ariarath II, den ersten König von Kappadokien, vorgeschlagen. Schwierigkeiten machen Münzen des Spithridates, der in Alexander's Zeit Satrap von Lydien und Ionien war, und dessen Prägung das halbe geflügelte Seepferd von Lampsakos trägt, der danach also in einer fremden Satrapie gemünzt hätte. Nicht anders steht es mit der von Friedlaender a. O. S. 268 publicirten Kupfermünze des Ariaramnes, die um 350 entstanden, im Typus nicht mit den kappadokischen Münzen, sondern mit dem des pisidischen Isindos stimmt.

Zu den Münzen mit den Bildnissen der Proconsuln von Asien und Africa: Th. Mommsen Zeitschr. f. Num. II S. 69—73.

Die Münzen Asien's und Afrika's mit den Bildnissen der Proconsuln: L. Müller Zeitschr. f. Num. II S. 295—308.

Das Vorkommen der Portraitköpfe von Proconsuln Africa's und Asien's auf Kupfermünzen von Hierapolis, Temnos, Achulla und Hadrumetum hat Mommsen Hermes III S. 269 ff. und neuerdings in der Zeitschrift für Numismatik a. O. dadurch erklärt, dass alle diese Münzen in die Zeit zwischen 748 und 750 gehören, wo in der Regierung des Augustus das Streben vorhanden war, die wirkliche Theilnahme des Senats am Regiment des Reichs durchzuführen. Als Spitzen des Senats konnten aber die Proconsuln von Asien betrachtet werden, deren Bildniss auf den Münzen erscheint. Nicht in die Untersuchung gezogen ist eine Münze von Magnesia am Sipylos mit der Aufschrift *Μάρκος Τύλλιος Κικέρων*, weil hier möglicherweise nicht der jüngere Cicero, sondern der Vater des Proconsuls von 724 dargestellt sein könnte. Waddington's Erklärung, der gegenüber Mommsen die seinige formulirt hatte in seinen Mélanges de Num. et Philol. II und Revue Num. 1867, 102 bis 126, ist, dass es sich hier um eine Ehrenbezeugung handelt, welcher er die damals bestehende Sitte vergleicht, den Proconsuln Tempel und Feste zu stiften, die ihren Namen trugen; zudem seien die sämmtlichen hierher gehörigen Proconsuln in einem wenn auch entfernten Verwandtschaftsverhältniss zum kaiserlichen

Hause. L. Müller hat die Ansicht Waddington's zweimal, in seinem Supplement de la numismatique de l'ancienne Afrique p. 40 ff. und in v. Sallet's Zeitschrift a. O., vertheidigt. Das Material ist inzwischen vermehrt worden durch eine Münze von Pitane mit Augustus' Kopf und Namen, auf dem R. ΠCKIΠIWNA mit Portraitkopf, worin Waddington Fastes des prov. Asiatiques p. 92 den Proconsul P. Cornelius Scipio erkennt, der 738 Consul war, und danach 743—744 Proconsul gewesen sein wird.

Königsmünzen.

Ziaëlas König von Bithynien: Lampros Zeitschr. f. Num. III S. 220 f.

Von Ziaëlas, dem Sohne des Königs Nikomedes von Bithynien aus dessen erster Ehe, welcher von seinem Vater verbannt, nach dessen Tode Ansprüche auf das Reich machte, sich darum mit den Galatern verbündete und zweimal den Kampf um die Krone unternahm, war bis jetzt nicht bekannt, ob einer dieser Versuche geglückt sei; sein Sohn Prusias ist allerdings zur Herrschaft gekommen. Von Lampros wird nun eine Münze dieses Königs veröffentlicht mit dem Portraitkopf mit Diadem, R. Tropaion ΒΑΣΙΛΕΩ ΞΙΑΗΛΑ; auch der Name ist in den Handschriften vielfach verderbt *Ζηλᾶς Ζηίλας* u. s. w.

Könige von Pontus: v. Sallet Zeitschr. f. Num. IV S. 229 bis 237; J. Friedlaender ebendas. IV S. 10—14.

Die Münzreihe der pontischen Könige hat sich um zwei vermehrt, ein Tetradrachmon von Mithradates V (wahrscheinlich): Portraitkopf mit Diadem, R. Perseus mit Halbmond und Stern ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΜΙΘΡΑΔΑΤΟΥ ΦΙΛΟΠΑΤΟΡΟΣ ΚΑΙ ΦΙΛΑΔΕΛΦΟΥ; und ein Tetradrachmon mit den Typen Mithradats' VI, aber der Aufschrift ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΑΡΙΑΡΑΘΟΥ ΕΥΣΕΒΟΥΣ ΦΙΛΟΠΑΤΟΡΟΣ beim Pegasos, mit dem Beizeichen von Stern und Halbmond. Friedlaender giebt hierzu die Erklärung. König Ariarath VII von Kappadokien, welcher Mithradat's Schwester geheirathet hatte, wurde von Mithradat aus dem Wege geräumt. Ariarath VIII, des vorigen Sohn, wurde allerdings nach Vertreibung des Nikomedes II von Mithradat in Kappadokien eingesetzt, aber auch bald getödtet. Als dann die Kappadokier sich empörten und den Bruder des vorigen Königs, Ariarath IX, einsetzten,

wurde auch dieser von dem pontischen König vertrieben, welcher dafür einen seiner eigenen Söhne einsetzte, der den kappadokischen Königsnamen erhielt. Da die drei Vorhergenannten alle nur auf kurze Zeit mit Mithradat in Eintracht lebten, bleibt nichts übrig, als dass der mit Mithradat's Typen prägende Ariarath sein Sohn war, welcher sich etwa bis zum Jahre 85 in Kappadokien gehalten hat.

Ueber Arsakidenmünzen: J. Friedlaender Zeitschr. f. Num. IV S. 3—4; A. v. Sallet Zeitschr. f. Num. III S. 246 bis 249.[10])

Ueber eine unbekannte Varietät arsakidischer Münzen: A. D. Mordtmann Zeitschr. f. Num. III S. 223—234.

Aus den Bemerkungen Friedlaender's über die reiche Arsakidenreihe der Sammlung Prokesch sei hervorgehoben, dass nach Exemplaren dieser Sammlung die Regierungsjahre des Phraates I Arsakes V, soweit die Jahreszahlen dieser Münzen erkennen lassen, nicht mehr auf 180—171 beschränkt bleiben dürfen, sondern auf die Zeit von 189/188—162/161 auszudehnen sind; allerdings müsste dann für die Jahre 170—162/161 eine Mitregierung des Mithradates angenommen werden.

Auf einen Feldzug der Parther nach der zwischen Hyrkanien und Baktriana gelegenen *Μαργιάνη* bezieht sich wohl die Aufschrift ΜΑΡΓΙΑΝΗ auf einer Drachme Arsakes' VII (140—126 a. Chr.), zu welcher das auf einem Pariser Exemplar desselben Königs stehende . . . . ΓΟΡΟΥ ΚΑΤΑϹΤΡΑΤЄΙΑ verglichen wird, und auf einer allerdings späteren Münze von Vonones I das *νειχήσας Ἀρτάβανον*.

Mordtmann berichtet über einen aus Schiraz stammenden Fund von 700 Kupfermünzen, welche nach ihren Typen, obwohl dieselben den bekannten der arsakidischen Münzen nicht glichen, sich als parthisch erwiesen, meist mit Pehlevi-Legenden, einige jedoch von völlig gleichem Habitus mit griechischer Aufschrift ΥΡΩΔΗΣ ΒΑΣΙΛΕΥΣ, und ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΦΡΑΑΤΗΣ. Mordtmann sieht darin Orodes I (53—33 a. Chr.) und Phraates IV (33 a. Chr. bis 3 p. Chr.). Als Scheidemünzen können diese

[10]) Prokesch-Osten, les monnaies des rois Parthes. Paris 1874—75 ist dem Referenten unzugänglich.

Stücke nur auf einem beschränkten Gebiet in Circulation gewesen sein, und, wie aus anderen Umständen zu schliessen ist, auch hier nur verhältnissmässig kurze Zeit. Der Fund hat daher Wichtigkeit, indem er Zeugniss giebt von einem Vasallenverhältniss, in welchem Persis, das wie Susiana und Karamania nicht zum Herrschergebiet der Arsakiden gehört, doch eine Zeit lang gestanden hatte. Es war dies wohl eine Folge der Siege von Orodes I und Phraates IV über die Römer.

On a coin of Platon, king of Bactriana: W. S. W. Vaux: Num. Chron. 1875, S. 1—19.

Ein Tetradrachmon, welches Vaux publicirt, zeigt einen behelmten Kopf eines baktrischen Königs, gleich den Münzen von Eukratidas, auf dem R. den Helios auf der Quadriga; die Beischrift lautet ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΕΠΙΦΑΝ·ΥΣ ΠΛΑΤΩΝ·Σ, im Abschnitt ΡΜΞ. Platon scheint nach Vaux entweder Eukratidas' Sohn gewesen zu sein, oder etwa zu ihm in einem Suzerainverhältniss gestanden zu haben. Die auffallende Erscheinung, dass viele der baktrischen Fürstennamen sich bei Officieren wiederfinden, welche an den Feldzügen Alexander's in diesen Gegenden Theil genommen, kann, wie Vaux ausführt, auf die Annahme bringen, dass hier ein directes oder indirectes Verwandtschaftsverhältniss mit den baktrischen Fürsten vorliege. Ein Athener Plato ist bei der Verfolgung des flüchtigen Darius thätig, Curtius Ruf. V, 7, sein Sohn Kritobulos bei der Flotte Alexander's.

Saulakes, König von Kolchis: von Sallet Zeitschr. f. Num. III S. 58—60; A. von Gutschmid Zeitschrift für Num. III S. 150—153.

Eine von Sallet herausgegebene kolchische Königsmünze (Helioskopf, R. Stierkopf) ΒΑΣΙ ΣΑΥΛ wird von Gutschmid nach Plin. XXXIII 3, 15 auf einen König Saulakes von Kolchis bezogen. Plinius bringt seinen König allerdings in die Sagenzeit des Sesostris, so dass, da die Münze etwa dem 2. Jahrhundert vor Christus angehört, hier ein anderer Saulakes gemeint ist.

Syrien.

Note sur quelques médailles inédites d'Ascalon: de Saulcy Rev. Num. 1874 p. 124 ff.; Feuardent Rev. Num. 1874, p. 194—195.

De Saulcy veröffentlicht eine Anzahl autonome Münzen von Askalon; von besonderer Bedeutung sind darunter Didrachmen der Ptolemäer mit Jahreszahlen, welche nicht diejenigen von Askalon sein können. Feuardent giebt hierfür die unzweifelhaft richtige Erklärung. Mit Ptolemaeus Auletes, dem Vater der Kleopatra, beginnt im Jahre 81 vor Christo eine illegitime Succession in Aegypten und diese wird hier als Ausgangspunkt einer neuen Aera benutzt. Drei der hier in Frage kommenden Münzen: Av. Ptolemaeus Soter, R. Adler der Lagiden ΑΣΚΑΛΩΝΙΤΩΝ ΑΣΥΛΟΥ tragen die Jahreszahlen ΔΛ (34), ΑΜ (41), ΜΑ (41), die anderen den Kopf der Kleopatra mit der Jahreszahl Ν (50). ΔΛ fällt in das Geburtsjahr des Caesarion, 47 v. Chr., und auf Caesarion's nominelle Regierung bis zum Jahre 31 bezieht sich offenbar diese von Kleopatra für ihren Sohn veranstaltete Prägung.

Goldmünze von Tyrus: Friedlaender Zeitschr. f. Num. IV S. 6f.

Eine grosse Goldmünze von Tyrus, acht attische Drachmen schwer, auf dem R. mit dem doppelten Füllhorn und Tänien ΤΥΡΟΥ ΙΕΡΑΣ ΚΑΙ ΑΣΥΛΟΥ, zeigt auf dem Av. einen schönen weiblichen Kopf mit Mauerkrone und Schleier, welchen Prokesch auf Kleopatra, die Tochter Ptolemaeus' III, bezogen hatte, Friedlaender aber für das Idealbild einer Stadttyche erklärt.

Afrika.

L. Müller, Numismatique de l'ancienne Afrique. Supplément. Kopenhagen. 1874. 4. 96 S. mit 3 Taf.

Dieser Supplementband enthält Zusätze und Nachträge des Verfassers zu seiner allbekannten Numismatik des alten Afrika. 154 in dem Hauptwerk noch nicht vorhandene Münzen werden noch beschrieben. Am Schluss ist ein Register für das gesammte Werk beigegeben. Die Art der Anlage dieses Bandes nöthigt den Referenten von einer Besprechung des Einzelnen abzusehen, zumal im Verlauf des Jahresberichtes schon mehrmals darauf Bezug zu nehmen war.

ΔΑΜΩΚΥΡΑΣ und ΔΑΜΩΚΥΡΑΝΑ: A. de Longpérier Rev. Num. 1874, p. 109.

Longpérier sieht in der bei Müller S. 11 besprochenen Münze (Av. Ammonskopf ΠΟΛΙΑΝΘΕΥΣ) mit dem R. des stehenden Hermes und der Beischrift ΔΑΜΩΚΥΡΑΣ einen Beinamen des Gottes, indem er das auf einer anderen kyrenäischen Münze beim Artemiskopf stehende ΔΑΜΩΚΥΡΑΝΑ vergleicht; auffällig, wenn auch nicht ohne jede Analogie, ist eine solche Gleichstellung von Hermes und Artemis.

II. Römische Numismatik.

Ueberprägte Münzen, von J. Friedlaender (Zeitschr. f. Num. IV S. 347—349).

In der republikanischen Zeit sind Ueberprägungen ganz selten. Eine Umprägung zum Zweck der Wertherhöhung ist hier nur nachzuweisen für ein Theilstück des C. Clovius Saxula, welches zu einem As mit grossem Stern über der Prora umgeprägt ist. Bronzemünzen von Canusium Venusia Luceria und solche des letzten syrakusanischen Königs Hieronymus sind zu römischen umgeprägt worden. Noch seltener sind Ueberprägungen von Münzen republikanischer Zeit unter den Kaisern. Eine Ausnahme macht hier nur der in Mösien zum Kaiser ausgerufene Regalianus, der Gegner des Gallienus; seine Prägung scheint in grosser Eile stattgefunden zu haben (wohl 263 n. Chr.), denn er prägt auf ältere Denare, und zwar schwerer als seine unmittelbaren Vorgänger, so dass er sich nicht einmal Zeit nimmt, das damals gebräuchliche geringhaltige Silber herzustellen. Ebenso zeugt auch der Umstand, dass Typus und Umschrift öfter nicht zusammen passen wollen, für die Eile, in welcher man gemünzt hat.

Eingeritzte Inschriften: J. Friedlaender Zeitschr. f. Num. III S. 46ff.

Von lateinischen Inschriften, welche auf Münzen eingeritzt sind, ist hier anzuführen DIICV, Decumus, auf einem Denar des C. Numonius Vaala, AN auf einem solchen des C. Considius Paetus, ESTAS auf einem Denar mit dem Kopf des Julius Caesar und des M. Antonius, N·AV auf einem Goldmedaillon des Probus.

Eine andere speciell epigraphische Arbeit, die letzte ihres Verfassers, behandelt:

Die etruskischen Münzaufschriften, von W. Corssen (Zeitschrift f. Num. III S. 1—26).

Nach den Untersuchungen Corssen's geben die etruskischen Münzen ihre Stadtnamen alle nur in der Nominativform. Die Münzen von Volaterra haben: *Velathri*, Populonia: *Puplana* auf älteren, *Pupluna* auf jüngeren Münzen, einmal abgekürzt zu *Pufl.* Vetulonia: *Vatl*, die vollständige Form wäre Vatluna. Telamon: *Tla.* Vola: *Velsu*, das inschriftlich dort an Gräbern vorkommende Ethnicum lautet *Velsairs.* Volsinii: *Velz*, als Abkürzung von Velzna. Clusium: *Cha*, abgekürzt für Chamars. Cortona (?): [*Cu*]*rtuna.* Ein sonst unbekannter Stadtname ist: *Peithesa;* nach dem Fundort zu urtheilen, lag diese Stadt im Chiana-Thal zwischen Arezzo und Bolsena. *Thels* auf einer Silbermünze hält Corssen für einen abgekürzten Stadtnamen; *Thezle* (Catal. of the greek coins in Br. Mus. Italy. p. 397) für den Namen einer campanisch-etruskischen Stadt. Magistrate finden sich dreimal, und wie die römischen in der ältesten Zeit, nur mit dem Gentilnamen, im Nominativ ‚genannt; in Volsinii: *Papi*, in Vetulonia: *Ui,* abgekürzt für Uipis, in Perusia; *Vercnas,* lat. Verginius.

Republikanische Zeit.

Die für diesen Theil der römischen Numismatik wichtigste Arbeit der letzten drei Jahre muss hier an erster Stelle erwähnt werden:

Römische Denarschätze, von Th. Mommsen (Zeitschr. f. Num. II S. 32—68, 352—354).

Die Reihe der römischen Denarschätze, welche das Fundament für die chronologische Anordnung der Familienmünzen bilden, wird hier um fünf neue vermehrt. An der Spitze steht der Schatz, welcher 1873 in La Riccia, einem Orte südöstlich von Campobasso an der Grenze der Districte Molise und Benevent, sich gefunden hat, beschrieben von Garrucci im Periodico di Numismatica e Sfragistica 1873 p. 285 ff. und Zeitschr. f. Num. a. O. S. 33—38. Er enthält 3005 Denare, 150 Victoriati, aber keine Quinare. Den bisher bekannten ältesten Schätzen von Cozlona und Oliva liegt der neue noch um circa 30 Jahre voraus. Von T. Cloulius ist nur der Denar vorhanden, nicht aber, obwohl der

Schatz zahlreiche Victoriati enthielt, der gleich dem Denar sehr gemeine Quinar. Daraus ist zu schliessen, dass beide verschiedenen Münzmeistern angehören. Der Schatz wurde vergraben, als der ältere Quinar verschollen, der jüngere, den Victoriat verdrängende noch nicht aufgekommen war. Die sonst häufigen Reihen der dritten Periode No. 104. 105. 106. 107. 108. 119. 128. 147[11]) können mit Sicherheit jetzt als nach Vergrabung des Schatzes entstanden bezeichnet werden. Wahrscheinlich auch die selteneren No. 95. 101. 138. 143. 145. No. 144, einer der jüngsten Denare des Schatzes, ist von *M. Metellus Q. f.*, dem Consul von 639. Als Zeit der Vergrabung ist die Gracchenzeit anzusehen; wahrscheinlich verbarg man den Schatz in Folge des Aufstandes von Fregellä, des ersten italischen Bürgerkrieges, bei dessen Ausbruch ein weiteres Umsichgreifen auch nach dem nahen Samnium zu befürchten stand, im Jahre 629.

Ein anderer Denarschatz, welcher 1748 bei San Miniato al Tedesco in Toscana gefunden worden war, umfasste 3479 Denare und Quinare, wovon 1045 für die Sammlung in Florenz, 135 für den Grafen Richecourt ausgewählt wurden. An Stelle von Zaccaria's unbrauchbarem Verzeichniss des Fundes tritt jetzt die von Gamurrini aus dem Florentiner Archiv herausgegebene Beschreibung der ausgewählten 1180 Stücke, die derselbe im Periodico di Num. 1873 p. 240 f. veröffentlicht hat. S. 51 f. wird nachgewiesen, dass der Schatz mit demjenigen von Carrara gleichzeitig ist, und unter den Denarschätzen die siebente und achte Stelle einnimmt. Der zunächst ältere ist der Schatz von Montecodruzzo. Vor letzterem hat der Schatz von Carrara voraus No. 248. 249. 250. 251, wovon sich die drei ersteren auch in Miniato finden, No. 251 nicht; offenbar begann die Emission desselben erst, als ein stempelfrisches Exemplar davon mit dem Schatz von Carrara vergraben wurde. Der Schatz von Montecodruzzo ist nach 672 vergraben. Die eben angeführten vier Denare, von welchen No. 248 höchst wahrscheinlich von Metellus Pius während seines spani-

[11]) Die Zahlen beziehen sich auf das chronologische Verzeichniss der Familienmünzen in der französischen Ausgabe von Mommsen's Geschichte des römischen Münzwesens, da die in der deutschen Ausgabe aufgestellte Anordnung schon durch das Bekanntwerden der spanischen Denarfunde, welche Mommsen Ann. d. Inst. 1863 veröffentlicht hat, wesentliche Aenderungen erfahren hat.

schen Proconsulats 675—683 herrührt, werden in die nächsten paar Jahre nach 672 fallen. Die Vergrabung wird von Mommsen bezogen auf den kurzen Krieg, den nach Sulla's Tod der Consul M. Lepidus veranlasst. Er hatte seinen Sitz in Etrurien, dessen expropriirte alte Grundbesitzer den Kern der Aufständischen bildeten.

Blacas beschreibt Band II 526 der Uebersetzung von Mommsen's Münzwesen einen Fund von 154 Denaren, darunter neben römischen zum ersten Male auch italische. Er ist etwas älter als die Schätze von Fiesole und Cingoli. Die so häufigen Denare des Piso (No. 212) und D. Silanus (No. 213) sind nur mit je drei Stücken vertreten, wogegen die von Qu. Titius (No. 214), L. Titurius Sabinus (No. 215), L. Vibius Pansa (No. 216) durchaus fehlen. Piso und Silanus hatten die erste grosse Prägung im Beginn des Italikerkriegs, denen noch während des Kriegs Titius, Titurius, Vibius als Triumvirn gefolgt sind. Wahrscheinlich wurde der kleine Schatz, bevor deren Prägung begann, d. h. schon in der ersten Zeit des Bundesgenossenkrieges, im samnitischen Gebiet vergraben.

Der Fund von Hév-Szamos bei Gyula in Siebenbürgen, dessen Verzeichniss Blacas II 471 f. nach Kenner (Archiv f. österr. Geschichtsqu. 24, 377 f.) wiederholt hat, enthielt 345 dyrrhachische Drachmen neben 120 römischen Denaren, ein Zeugniss für die Handelsverbindung zwischen Illyricum und Rom beim Ausgang der Republik. No. 258 Kalenus und Cordus war der einzige Denar des dacischen Schatzes, der nicht auch in dem von Roncofreddo vorgekommen; er ist danach mit Recht von Blacas aus der Reihe der Denare von Cadriano an eine höhere Stelle gerückt worden. Dagegen lässt Mommsen nicht gelten, dass No. 251 bis 257 bei Blacas zu trennen und für älter zu halten wären als No. 259—265, welche in Roncofreddo vorhanden sind, in Hév-Szamos fehlen, indem nämlich für derartige Schlüsse der Bestand des letzten Schatzes zu klein ist.

Der Münzfund von Palestrina, bestehend aus 367 Denaren, 31 Quinaren, 1 älteren Victoriatus, 1874 zu Tage gekommen, ist als Ganzes den römischen Sammlungen einverleibt worden; beschrieben haben ihn Helbig und Mau im Bull. d. Inst. 1874 p. 276—285. Der Schatz geht dem von Frascarolo und Roncofreddo unmittelbar voraus; er enthält allein von ihnen die drei

sehr alten Denare des P. Lentulus (No. 260), L. Plaetorius (No. 268), L. Cossutius Sabula (No. 288). Plaetorius' Denar kann nach seiner guten Erhaltung erst kurz vor der Vergrabung entstanden sein. Für die Denare No. 252. 255. 259 wird nachgewiesen, dass sie zwischen der Vergrabung der Schätze von Palestrina und Frascarolo, für No. 262. 264, dass sie zwischen der Vergrabung der Schätze von Frascarolo und Roncofreddo in Umlauf gekommen sind. Der Schatz von Palestrina ist nach Mommsen bei einem örtlichen Vorgang, etwa einer localen Sklavenbewegung, in Sicherheit gebracht, wogegen Frascarolo und Roncofreddo unter den Wirren des grossen Sklavenkrieges in die Erde kamen.

Ein im Jahre 1863 in Vigatto, etwas südlich von Parma, gefundener Denarschatz, beschrieben von Luigi Pigorini, dem Museumsdirector in Parma, gehört dem Jahre 711 an und ist, wie der Fundort zeigt, durch den mutinensischen Krieg veranlasst ähnlich dem von Villolo (bei Bologna), Collechio (bei Modena), Santa Anna (zwischen beiden Städten), Sassoforte (bei Reggio). Doch hat sich in Vigatto auch ein Denar des Antonius mitgefunden, und zwar mit dem wahrscheinlich Ende 710 angenommenen Titel imperator, also noch vor dem Triumvirat. Quattuorviri für dieses Jahr sind P. Accoleius Lariscolus (in Sassoforte), Petillius Capitolinus (in Sassoforte und Cordova), L. Livineius Regulus (in Santa Anna, Cordova, Vigatto), L. Mussidius Longus (in Vigatto).

Nachträglich behandelt (S. 352—354) wird dann noch der bei Compito in der Provinz Lucca gefundene Schatz von 979 römischen Denaren und Quinaren, veröffentlicht von S. T. Baxter im Periodico di Num. VI 1874 p. 109—120. Er füllt die Lücke zwischen den Schätzen von Palestrina, Frascarolo, Roncofreddo einerseits und von Cadriana (aus dem Jahre 705) andererseits. Die jüngsten in Compito vorkommenden sicher datirten Stücke sind die der Aedilen vom Jahre 696 No. 273. 274. Unter den häufig vorkommenden, im Schatze aber fehlenden sind die ältesten sicher datirten die der Aedilen des Jahres 700 No. 276 Cn. Plancius und A. Plautius, und die gleichzeitigen des Faustus Sulla, so dass der Schatz zwischen 696 und 700 gebildet ist. Danach kann No. 272 mit den Köpfen von Brutus und Ahala nicht schon 693, sondern frühestens 696 geschlagen sein.

Als Gesammtergebniss der bis jetzt untersuchten Schätze bezeichnet Mommsen S. 57, dass »die Reihenfolge der republikani-

schen Münzen wenigstens insofern feststehen dürfte, als wir im Stande sind den im Jahre 629 vorhandenen Münzbestand, von einzelnen seltenen Stücken abgesehen, vollständig nachzuweisen und von da an die neu hinzutretenden Stempel wenigstens nach Decennien mit ziemlicher Sicherheit festzustellen. Ein gleiches Licht, wie es durch die während der Bürgerkriege in Italien vergrabenen Schätze auf die römische Silberprägung vom Bundesgenossenkrieg an bis auf Augustus gefallen ist, hat die frühere Epoche aus italischen Funden kaum zu hoffen, da vom hannibalischen bis zu den Anfängen des Bundesgenossenkrieges Italien sich der Ruhe erfreute.« Eher könnten noch spanische Funde Aufschluss geben über die ältere Zeit.

Stempelvertauschungen auf römischen Familienmünzen, von M. Bahrfeld (Zeitschr. f. Num. IV S. 27—49)

enthält zum ersten Mal eine genaue Zusammenstellung der sog. hybriden Münzen, d. h. solcher, in denen Vorder- und Rückseiten zusammengestellt sind, welche von verschiedenen Münzmeistern stammen und daher nicht zusammen gehören. Sehr wenige darunter bestehen aus Silber, die allermeisten sind gefuttert. Für nicht legal geprägt hält Bahrfeld aber nur solche, welche orthographische Fehler zeigen; dagegen für echt solche, deren Münzmeister nicht allzulang nach einander gemünzt haben. Für Münzmeistercollegen nimmt er in Anspruch die Verkoppelungen von Stempeln der Münzmeister No. 71—75 (Mommsen, trad. Blacas), 71 Libo, 72 M. Atilius, 73 L. Sempronius, und ebenso Verkoppelungen bei No. 125—133.

Einstempelungen auf Silbermünzen der römischen Republik, von M. Bahrfeld (Zeitschr. f. Num. IV S. 238—242).

Die hier vorkommenden Marken sind meist lateinische, selten griechische Buchstaben, nicht häufig Monogramme, dagegen Striche, Bogen, Punkte u. s. w., die vertieft eingeschlagen werden. Meist kommt jeder Stempel nur einmal auf derselben Seite vor, selten doppelt. Die Zeit der Einstempelung fällt nach den Buchstabenformen zu urtheilen noch in die Zeit der Republik.

Alphabete und Syllabarien auf römischen Münzen, von J. Friedlaender (Hermes IX S. 251—253).

Als Emissionsbezeichnungen scheinen die Alphabete gedient

zu haben, welche auf Denarreihen der republikanischen Zeit sich zusammenstellen lassen, wenn auf Denaren des L. Cassius Caeicianus auf der Vorder- und Rückseite je ein Buchstabe vorkommt, A mit X, B mit V u. s. w., und die Denare des M. Servilius den ersten lateinischen dem letzten griechischen Buchstaben paaren A mit Ω, B mit Ψ u. s. w. Die Denare des L. Julius Bursio haben, wie Friedlaender jetzt nachweist, eine ungleich complicirtere Bezeichnung, indem jeder der 16 Consonanten mit einem der fünf Vocale gepaart wird.

Die Münzen mit dem Bildniss Caesar's, von A. von Sallet (Zeitschrift f. Num. IV S. 125—146).

Seine Entstehung verdankt dieser Aufsatz der im Jahresb. I S. 261 erwähnten Abhandlung von De Saulcy über das gleiche Thema, welche darin vielfacher Berichtigung unterzogen wird. Im Jahre 710 vermehrt Caesar die Collegien der minores magistratus, die triumviri monetales werden zu quattuorviri; bald darauf setzen dieselben in Folge eines Gesetzes desselben Jahres (Cass. Dio XLIV 4) Caesar's Kopf mit Lorbeerkranz (ohne Schleife), bisweilen auch als Augur verschleiert auf ihre Münzen. Noch bevor dieses Gesetz zur Ausführung kam, haben die Quattuorvirn bereits Münzen ausgegeben, den Denar des L. Flaminius Chilo (Cohen Taf. 18, 2): Venuskopf *IIII. vir. pri*[*mus*]. *fl*[*avit*], R. Biga, *L. Flamini Chilo*, und den Denar des L. Aemilius Buca mit dem sog. Traum des Sulla, nach Sallet: Diana und Endymion, R. Stern der Venus, auf die Stammmutter der Julier bezüglich. Die ältesten Münzen mit Caesar's Kopf sind von M. Mettius (Coh. Mettia Taf. 27 No. 5), die, wie ihre Umschrift *Caesar. dict. quart.* ergiebt, geprägt sein müssen, bevor Caesar die vierte Dictatur niederlegte und das Amt des Dictator perpetuo annahm. Mit letzterem Titel giebt es keine Denare des Mettius. In der schwierigen Frage nach der Entstehung der Denare des P. Sepullius Macer (Mommsen Münzw. 658) entscheidet sich v. Sallet so, dass Mettius zurückgetreten sei und Sepullius an seine Stelle gekommen, auch nach Caesar's Ermordung im Amt blieb und in der Zeit der darauf folgenden Uebermacht des Antonius fortfuhr zu münzen und zwar mit Antonius' Kopf, wobei die Möglichkeit offen bleibt, dass nach des Dictator's Tod Antonius auch noch die Prägung mit dessen Bildniss fortgesetzt habe. Goldstücke, welche bei

Caesar's Lebzeiten geprägt wären, giebt es nicht. Dasjenige mit dem verschleierten C. Caesar r., R. lituus, Krug, Beil (vergl. Mommsen 739), ist unecht.

Nach Caesar's Tod geprägt in der Zeit des mutinensischen Krieges sind die Goldmünzen mit Caesar's Bildniss und die diesen ähnlichen Denare mit Antonius' Kopf und Beischrift *Caesar. dic.*, R. *M. Anton. imp.;* ferner die Denare des L. Livineius Regulus und L. Mussidius Longus, Quattuorvirn von 711; demselben Jahr gehört nach Sallet auch der Denar des Monetar's P. Clodius an, wofür ausser anderen Gründen auch die nur auf diesen dreien vorkommende Umschrift *IIII vir a*[*uro*] *p*[*ublico*] *f*[*eriundo*] beweisend ist. Livineius' Goldmünze mit Caesar's Kopf ist zweifelhaft, die des Mussidius (bei de Saulcy S. 19, auf der Tafel mit ar bezeichnet), wo Caesar's Kopf den Schleifenkranz trägt, falsch. Im Jahre 711, nach Octavian's Consulatantritt am 19. August und vor der Consecrirung des Caesar, vielleicht auch vor dem Beginn des Triumvirats, sind die Goldmünzen geprägt mit *C. Caes. dict. perp. pont. m.* (Caesar's Kopf mit Kranz r.), R. *C. Caesar. cos. pont. aug.* (Octavian's Kopf r.).

Nach der Consecration am Ende des Jahres führt Caesar auf den Münzen den Namen *Divus Iulius.* Unter den letzteren ist hier noch zu erwähnen die auf S. 140 abgebildete Goldmünze mit *imp. Divi. Iuli. f ter. III. vir. r. p. c.,* jugendlicher Caesarkopf, oben Stern, R. *M. Agrippa. cos. desig.* Das Bildniss ist dasjenige des apotheosirten Caesar. Die Aufschrift liest Mommsen imperator, Divi Iuli f., tertio; triumvir r. p. c. (Staatsrecht II 667 Anm. 4). Da aber die Ernennungen zum Imperator auf Münzen erst viel später gezählt werden, will v. Sallet an Borghesi's Ansicht festhalten (Opere Num. I 105 ff. II 251), wonach das T vielmehr Monogramm † wäre aus IT, was nach der Abbildung möglich ist, iterum triumvir r. p. c. Dann folgen Bemerkungen über die ausserhalb Rom's mit Caesar's Bildniss geschlagenen Münzen und über das Portrait des Dictator's, für welches eben nur die bei seinen Lebzeiten von den Quattuorvirn geschlagenen Denare Authenticität haben, von welchen Sallet jede Emission einem besonderen Stempelschneider zuschreiben möchte. Ein besonders charakteristischer Kopf auf einem Denar des Buca ist in Abbildung beigegeben.

Goldmünzen des M. Antonius: J. Friedlaender Zeitschr. f. Num. II S. 288—291.

Friedlaender behandelt hier zwei an das Berliner Münzkabinet gelangte Goldmünzen des Triumvirn. Die eine *M. Antonius M. f. M. n. augur. imp. te* Antonius' Kopf r., R. *cos. design. iter. et t*[*er. III. vir. r. p. c.*]; das eingeklammerte Stück der Aufschrift fehlt zufällig. Weiblicher Kopf r., Gew. 8,07 Gr. Aus dem Jahre 35 v. Chr. Der Frauenkopf kann nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, Octavia sein, da in diesem Jahre Antonius schon durch Kleopatra gewonnen war und die Octavia aus Athen nach Rom zurückschickte. Auch kommen römische Frauen so frühe noch nicht auf Münzen vor. Die zweite Goldmünze, abgebildet Taf. IX 2, zeigt das Bildniss des Triumvirn r. *M. Antoni. M. f. M. n. aug. imp. tert*, auf dem R. das Bildniss von Antonius' ältestem Sohn aus seiner ersten Ehe mit Fulvia, der bei den Griechen Antyllus hiess, mit der Umschrift *cos. iter. design. tert. III. vir. r. p. c.*, so dass der Sohn zwar mit dargestellt, aber nicht genannt ist. Der Name des Antyllus ist dagegen auf einer andern Münze, Av. *Anton. aug. imp. III. cos. des. III. III. vir. r. p. c.*, R. beim Antylluskopf *M. Antonius. M. f. f.*, denn F·F ist hier statt des in den Publicationen angegebenen F·E zu lesen. Wie die Titel ergeben, sind diese Münzen denjenigen mit Antonius und Kleopatra gleichaltrig und nach der Technik in Aegypten geprägt vor der Schlacht bei Actium. Sie enthalten den ersten Versuch, welchen man damals gemacht hat, in die Herrschaft über die römische Republik eine Erblichkeit einzuführen, indem das Bild des Sohnes dem des Vaters beigefügt wurde.

Kaiserzeit.

Contremarquen Vespasian's auf römischen Familiendenaren: M. Bahrfeld Zeitschr. f. Num. III S. 354—374

giebt ein Verzeichniss von Denaren, welche in Vespasian's Zeit mit einem doppelten Monogramm *imp. ves.* gestempelt worden sind. Nachdem durch Nero die Herabminderung des Denars auf 3 Scrupel eingetreten und die alten schwereren Denare aus dem Verkehr dadurch geschwunden waren, wollte Vespasian durch die Abstempelung, die sich immer nur auf stark abgegriffenen Exemplaren findet, offenbar erreichen, diese wieder umlaufsfähig zu

machen. Aus nachrepublikanischer Zeit werden nachgewiesen bloss drei Denare August's und einer des Turpillianus, zweifelhaft bleibt es dagegen, ob wir es auf der S. 358 angeführten römisch-kampanischen Silbermünze mit einem Stempel Vespasian's zu thun haben.

Catalogue of the Roman Coins in the British Museum. London: printed by order of the trustees. Longmans & Co., Paternoster Row etc.

A. u. d. T. Roman Medaillons in the British Museum. By Herbert A. Grueber. Edited by Reginald Stuart Poole. London 1874. 154 VIII. 66 autotype plates. gr. 8.

Neben dem nicht in das Bereich dieses Jahresberichts fallenden von Stanley Lane Poole bearbeiteten Catalog der orientalischen Münzen des britischen Museums[12]) liegt uns hier der dritte innerhalb der letzten drei Jahre erschienene stattliche Band der Münzcataloge des britischen Museums vor. Die Beschreibung der römischen Abtheilung der Sammlung wird eröffnet mit der reich ausgestatteten Publikation der Medaillons. Die bei den einzelnen Stücken gegebenen Beschreibungen sind knapp, aber sorgfältig, mit Gewichtsangaben, Tabellen und Indices versehen. Alle wichtigen Medaillons werden abgebildet durch Autotypie, theils direct nach dem Original, theils, wie es scheint, um grössere Deutlichkeit zu erreichen, nach guten Tuschzeichnungen.

Numismatische Untersuchungen über die spätere römische Kaiserzeit mit besonderer Beziehung auf die Münzmarken. Von P. Brock (Zeitschr. f. Num. II S. 188—245, III S. 61—106).

Ein bisher wenig beachtetes Material, die auf den Silbermünzen und vereinzelt auch auf Goldmünzen der späteren Kaiserzeit erscheinenden Münzmarken, werden eingehend untersucht. Sie treten zuerst auf als römische und griechische Zahlzeichen unter Philippus im Jahre 248, auf Anlass einer durch die tausendjährige Feier der Stadt nothwendig gewordenen ungewöhnlich grossen Thätigkeit der hauptstädtischen Präge, wobei nach Brock eine Theilung der Münze in sechs verschiedene Sectionen stattgefunden,

---

12) The Catalogue of Oriental Coins in the Britisch Museum. Vol. I Coins of the Eastern Khalifeehs, by S. L. Poole, edited by Reginald Stuart Poole.

von welchen vier, deren Stücke mit den Marken I, II, V, VI versehen sind, für den älteren Philippus geprägt haben, eine mit der Marke III für seinen Sohn, und eine mit IV für seine Gemahlin Otacilia. Analog ist es, wenn unter Diocletian und seinen Nachfolgern die Officinen von Rom, Carthago und Aquileja jede in mehrere Abtheilungen getheilt sind, von welchen jede auf ähnliche Weise für bestimmte Personen prägt. Für die auf Münzen des Hostilian, Gallus und Volusian vorkommenden Zahlzeichen IV, VI, VII und IIV sucht Brock die von Marchant Lettres s. l. numism. et l'histoire (Paris 1851) S. 386 aufgestellte Ansicht zu erweisen, dass hier eine Aera der entsprechenden Jahre des neuen Jahrtausends von Rom vorliegt, zumal sie sich öfter in Verbindung mit der Umschrift saeculum novum finden. Den Beschluss macht eine sehr eingehende Untersuchung der Münzen von Valerianus und Gallienus.

Aurelian's Mitregent auf römischen Billondenaren: v. Sallet Zeitschr. f. Num. II S. 252—257 Taf. VI S. 3—9.

Auf Billondenaren Aurelian's finden sich mehrfach Reversdarstellungen, in welchen der Kaiser mit einem »Krieger« gruppirt wird: der letztere reicht dem Kaiser die Weltkugel mit der Victoria dar, oder der Kaiser opfert in seinem Beisein, oder er hält Speer und Weltkugel, ihm gegenüber der Krieger die Victoria; die Beischriften lauten: *fides militum*, *pietas* oder *virtus Aug.* (Cohen 98. 152. 210). Solche und ähnliche Typen kommen ausser bei Aurelian noch vor bei Valerian, Gallienus, Tetricus mit Sohn, Numerian, Carinus, Diocletian, Maximian, Constantius Chlorus. Da nun in allen diesen Fällen zwei oder mehr Mitregenten vorhanden waren, die als Augusti oder als Augustus und Caesar (auch dann in dieser Zeit Augusti, *Augg.* benannt) regiert haben, will Sallet auch in dem »Krieger« der Aurelianmünzen einen Mitregenten sehen, Vaballath, den Sohn der Zenobia, der weder Augustus noch Caesar war, in dessen Namen aber Zenobia in Wirklichkeit den Orient beherrschte. Es wäre dies allerdings ein auffallendes Zugeständniss, das Aurelian auch im europäischen Reich der Zenobia gemacht hätte. Ist Sallet's Erklärung richtig, so fallen die besprochenen Münzen in das erste oder zweite Jahr des Aurelian, denn das fünfte (ägyptische) und zugleich das letzte Regierungsjahr des Vaballath ist gleich dem zweiten des Aurelian.

Gleichartig systemisirte Münzreihen unter Kaiser Probus: A. Missong Num. Zeitschr. V 1873, S. 102—115.

Enträthselte Siglen auf Münzen Diocletian's und Maximian's: J. von Kolb Num. Zeitschr. IV S. 24—30, V S. 116—127.

Legionsmünzen des Kaisers Gallienus: J. von Kolb Num. Zeitschr. V S. 53—91.

Im Abschnitt der in Tarracon ausgegebenen 4. und 5. Serie der Denare des Kaisers Probus finden sich als Emissionszeichen einzelne Buchstaben, welche

in der 4. Serie AEQVIT
in der 5. Serie EQVITI

ergeben, was von Missong mit aequitati erklärt wird.

Auf den Billondenaren von Diocletian und Maximian erscheinen im Abschnitt längere Signaturen, welche ausser der Währungsangabe XXI die Officinbezeichnungen enthalten, ausgedrückt durch die ersten vier griechischen Buchstaben und durch folgendes Syllabar:

bei Diocletian A — I	bei Maximian	A — HP
B — O		B — KOY
Γ — BI		Γ — ΛI;

mithin die Genitive der Beinamen der beiden Kaiser Jovius und Herculius. Mit gleicher Signatur sind auch die Münzen der Caesaren versehen worden, indem bei Constantius die Signatur des Maximian, bei Galerius die des Diocletian angewendet wird. Dem entsprechend steht auf den mit der Aufschrift *sacra moneta urbis Augg. et Caes. nn* in Rom geprägten Münzen des Diocletian und seines Caesar Galerius der Blitz als Beizeichen, bei denjenigen des Maximian und seines Caesar Constantius die Keule. Offenbar handelt es sich hierbei um eine von Diocletian getroffene Einrichtung, welche nicht bloss für den Augenblick bestimmt war; denn nach Diocletian's und Maximian's Abdankung treten für Constantius als Augustus mit seinem Caesar Severus Beiname und Symbol des Maximian ein, für Galerius als Augustus mit seinem Caesar Daza Beiname und Symbol des Diocletian.

Die auf die Gründung von Constantinopel geprägte Denkmünze: J. Friedlaender Zeitschr. f. Num. III S. 125—128.

Equis Romanus auf Goldmedaillons Constantin's des Grossen: A. von Sallet Zeitschr. f. Num. III S. 129—131.

Ein selten vorkommender Silbermedaillon: Constantinskopf mit Diadem r., R. Tyche von vorn thronend, mit Mauerkrone, Füllhorn, zu ihren Füssen ein Schiff, und der in drei Zeilen gestellten Umschrift *dn. Constantinus* | *max. triumf. aug.* | *m. cons. b* zeigt im Titel des Kaisers Eigenthümlichkeiten, so namentlich in dem dominus noster, das vorher nur Diocletian nach der Abdankung geführt, das aber unter Constantin noch selten auftritt. Von Friedlaender wird die Münze auf die Einweihung der neuen Stadt bezogen, ist also danach 330 geprägt. Die dargestellte Tyche ist eine Umbildung der Kybele. Das Gewicht dieser Stücke liegt zwischen 15,5 und 17,5.

Eine andere Denkmünze auf die neugegründete Stadt hat F. Kenner bereits in den Wiener Num. Monatsheften III 117 nachgewiesen, einen Goldmedaillon, welcher auf der Rückseite den stehenden Kaiser mit der Umschrift *Senatus* zeigt mit Beziehung auf den in Constantinopel neu constituirten Senat. Ihr schliesst sich jetzt eine dritte Erinnerungsmünze auf die Errichtung der neuen Hauptstadt an, ein Goldmedaillon: Constantinskopf mit Lorbeerkranz *dn. Constantinus max. aug.*, R. Reiter mit erhobener Rechten *equis romanus*, im Abschnitt *s. m. n.*; wie auf dem eben erwähnten Kenner'schen Medaillon der Kaiser als Vertreter des neuen Senates aufzufassen ist, so erscheint er hier als Vertreter des neuen Ritterstandes seiner neuen Hauptstadt.

Jahresbericht über lateinische Lexikographie für 1876.

Von

Prof. Dr. K. E. Georges
in Gotha.

---

1. Forcellini, Aegid., Totius latinitatis lexicon in hac editione novo ordine digestum amplissime auctum atque emendatum adiecto insuper altera quasi parte onomastico totius latinitatis. cura et studio Vinc. De-Vit. Prati. gr. 4.

2. Forcelliani lexici pars altera sive Onomasticon totius latinitatis. opera et studio Vinc. De-Vit. Prati. gr. 4.

Von No. 1 ist im Jahre 1876 Vol. VI. p. 1—280 erschienen, so dass man den Schluss des Ganzen binnen Jahresfrist erwarten darf. Wie ich schon Jahresbericht 1873 S. 1455 bemerkt habe, ist diese Ausgabe des Forcellini keine neue Bearbeitung, sondern nur ein Abdruck der zuletzt von Furlanetto besorgten, in welche jedoch die Nachträge aus der von letztgenanntem besorgten Appendix I et II lexici totius latinitatis ab Aegidio Forcellino elucubrati (Patavii 1841) eingereiht, manche Angaben verbessert und viele neue Wörter (besonders aus Inschriften und Kirchenschriftstellern) nachgetragen worden sind. An eine Revision der einzelnen Stellen unter Hinzuziehung der neuesten und besten Textausgaben hat Prof. De-Vit nicht gedacht; daher des Falschen sich nur allzuviel findet, wie mich ein häufiger Gebrauch des Buches bei meinen lexikalischen Arbeiten gelehrt hat. Auch in Bezug auf Richtigkeit der Citate steht diese Ausgabe den früheren nach. Da das Buch bei seinem hohen Preise wohl nur in den Händen weniger deutscher Gelehrten ist, so bleibe ich den Beweis für meine Ausstellungen schuldig.

Von No. 2 ist in diesem Jahre nur Heft 16 = Tom. II p. 417—496 erschienen. Wenn die Bearbeitung nicht rascher vorwärts schreitet, wird das Ganze kaum in diesem Jahrhundert beendigt werden. Wegen der Belege aus Inschriften und anderen seltenen Werken hat das Buch für Gelehrte gewiss seinen Werth.

Lexicon zu den Reden des Cicero, mit Angabe sämmtlicher Stellen von H. Merguet. I. Bd. Lief. 13—15. Jena 1876.

Das mit grossem Fleiss und grosser Umsicht bearbeitete Werk geht nach Umständen seinen raschen Gang. Im nächsten Jahre dürfte der erste Band, also ein Viertheil des Ganzen, beendet sein. Zu loben ist die grosse Correctheit sowohl des Textes, als der Citate. Bei häufigem Gebrauche habe ich bis jetzt nur ein paar Druckfehler im Text gefunden. S. 354 Sp. b muss es Z. 19 von oben in der Stelle aus Cic. Verr. III, 80 heissen quo tandem (statt quod tandem), und S. 436 unter cruentus in der Stelle aus Milo 33 cruentum cadaver (statt cruendum cadaver). S. 504 muss im Columnentitel statt sceterus gesetzt werden ceterus. Meine Klage im vorigen Jahresbericht, dass nicht überall andere gute Ausgaben, namentlich die von Halm, benutzt sind, muss ich wiederholen. So fehlt z. B. coeptus, us, wie Cic. Cat. 1, 6 Halm und Richter lesen (Kayser coetus).

Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch von C. F. Ingerslev. 5. Aufl. Braunschweig 1876. XV und 809 S.

Deutsch-lateinisches Schulwörterbuch von C. F. Ingerslev. 5. Aufl. Braunschweig 1876. XXV und 644 S.

Beide Auflagen sind nur ein dritter Abdruck der 1869 erschienenen dritten Auflage. Vgl. Jahresbericht 1873 S. 1458.

Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch zu Terentius, Cicero, Caesar, Sallustius, Corn. Nepos, Livius, Velleius, Tacitus, Curtius, Iustinus, Eutropius, Quintiliani lib. X, Vergilius, Horatius, Ovidius, Phaedrus. Bearbeitet von Dr. K. E. Georges, Professor in Gotha. Leipzig 1876.

Ich habe dieses Schulwörterbuch auf Wunsch meines Verlegers ausgearbeitet. Es ist für ärmere Schüler bestimmt, die sich kein grösseres Wörterbuch anschaffen können. Ich denke, es soll trotz seiner Kürze seine guten Dienste leisten.

Prodromus corporis glossariorum latinorum. Quaestiones de glossariorum latinorum fontibus et usu. Scripsit Gustavus Loewe. Lips. 1876. (XV, 450 S. gr. 8.)

Eine Bearbeitung der theils bereits im Druck vorhandenen, theils noch in den Bibliotheken verschiedener Länder verborgenen lateinischen Glossarien ist schon seit Ruhnken's Zeiten, der auf die Glossarien der Leidener Bibliothek aufmerksam machte, ein frommer Wunsch der Gelehrten gewesen. Herr Löwe, einer der tüchtigsten unter den jüngeren Schülern Ritschl's, hat es unternommen, diese schwierige und mühevolle Aufgabe zu lösen. Um sich beim gelehrten Publikum einzuführen, hat er nun einen »Vorläufer« erscheinen lassen, in welchem er 1. die bereits herausgegebenen und die noch nicht edirten lateinischen Glossarien bespricht (S. 1—253); 2. von den auf Plautus und Lucilius zurückgehenden Glossen handelt (S. 254—338); und 3. eine Reihe neuer Wörter und Wortformen aufführt, welche sich aus den Glossarien entlehnen lassen. Bei Besprechung der einzelnen bereits gedruckten Glossarien erfahren wir mancherlei Interessantes. So (S. 37), dass nicht Isidorus, sondern Ios. Iustus Scaliger der Verfasser der sogenannten »Isidori glossae« ist; und (S. 198) dass Vulcanii Onomasticon Graeco-Latinum nichts weiter ist, als die von einem ungenannten Gelehrten des 16. Jahrhunderts mit griechischer Uebersetzung versehenen lateinischen Lemmata des Calepinus. Hätte Herr Löwe die sechste Auflage meines Handwörterbuchs eingesehen, so würde er S. 149 A. 1 assuere nicht mehr für ein *ἅπ. εἰρ.* bei Hor. art. poët. 16 ausgegeben haben. Dort stehen folgende Stellen: Cels. 5, 26 no. 24; 7, 20 in. Vulg. Marc. 2, 21. Porphyr. ad Hor. Sat. 1, 2, 129; wozu noch zu fügen: Tert. adv. Marc. 4, 11. Hieron. ep. 64, 14. Ambros. de poenit. 2, 11, 98. Schol. Iuven. 7, 192. — S. 276 hätte Herr Löwe zu batiola, batioca ebenfalls statt der fünften Auflage die sechste einsehen sollen. — Zu S. 416 der Vogel cavanus steht Anthol. Lat. 390, 19 R. (wo Riese cavannus schreibt; cod. M. hat cavanus). Vgl. auch Schol. Bern. ad Verg. buc. 8, 55. p. 821 (wo Acc. cavannum). Eucher. instr. 2, 9, wo dieselben Worte, wie im Gloss. Salomonis, nur richtiger cavannos. — Schliesslich noch ein Verbesserungsvorschlag zu Gloss. Arab. Lat. p. 710 Vulc.: Statt veretrum portum orinum lies veretrum porcinum, was auch Pelag. vet. 16 p. 64 steht.

Formenlehre der lateinischen Sprache. Von Friedrich Neue. Erster Theil. Zweite erweiterte Auflage. Heft 1—4. Berlin 1876.

Die Zeit von eilf Jahren, die zwischen der ersten und zweiten Auflage liegt, hat Herr Neue redlich benutzt, um sein Werk theils in seinen Angaben zu verbessern, theils zu vervollkommnen. Jede Seite legt davon Zeugniss ab. Dass aber auch von dieser Ausgabe Verbesserungen nicht ausgeschlossen sind, zeigen die zu diesem und dem zweiten Bande am Ende dieses Bandes vom Herrn Verfasser gegebenen Nachträge. Einiges kann ich ebenfalls beibringen. § 13. famulabus hat auch Augustin ep. 36, 4, equabus auch Gregor. ep. 12, 34 extr., mulabus auch Ambros. ep. 49, 2. § 15. Für Scytha s. mein Handwörterbuch, welches Herr Neue überhaupt zum Schaden seines Buches nicht benutzt hat. — Der Nomin. tetrarcha steht Vulg. Matth. 14, 1; Luc. 3, 1 und 19; 9, 7. — Nomin. Ambraciotes hat Lact. 3, 18, 9. — Melicerta, siehe mein Handwörterbuch. — Für Nomin. Mida wird S. 37 auch in dieser Auflage noch Pers. 1, 121 citirt, wo das Wort nicht steht, welches Persius überhaupt nicht hat. — § 17. Alcmenam auch Lucil. sat. 17, 6 M. (bei Non. 26, 6). Für Nomin. Circa wird S. 44, 3 Tert. pudic. 8 citirt; dort steht aber a Circa. — Genit. Niobae, Solin. 40, 14, Genit, Omphalae, Lact. 1, 9, 7. Bei Sen. ep. 88, 7 lesen Fickert und Haase Penelope (nicht Penelopa). — Nomin. Crete steht auch Mela 2, 7, 12 (= 2, 112 P.). — Genit. Thessalonicae, Vulg. act. apost. 17, 11, Accus. Thessalonicam, Vulg. act. apost. 17, 1; ad Philipp. 4, 16 und 2. Tim. 4, 9. Ablat. Thessalonica, Vulg. act. apost. 17, 13. — Acc. Agaven, Hygin. fab. 179 (welche Stelle der Verfasser für Acc. Autonoen selbst citirt). — Acc. Beroen, Hygin. fab. 167. — Nomin. Thule auch Claud. IV. cons. Hon. 32. Genit. Thules auch Stat. silv. 3, 5, 20; 4, 4, 62, Acc. Thulen auch Claud. in Rufin. 2, 240; de cons. Stil. 3, 156; de bell. Get. 204. — Acc. Malean (S. 50) auch Mela 2, 3, 8 (= 2, 50 P.) und 2, 7, 10 (= 2, 110 P.). — § 19. Bei Caes. b. c. 3, 104, 2 u. s. f. liest man jetzt Achillam. — Liv. 1, 1, 4 und 1, 3, 7 lesen Hertz, Madvig und M. Müller Aeneam. — Acc. Gorgian auch Quint. 2, 16, 3 (welche Stelle unten für das daneben stehende Tisian vom Verfasser selbst angeführt wird). — Cic. de inv. 2, 1 lesen Klotz und Kayser Heracleoten (nicht, wie S. 57

steht, Heracleotem). — § 25. S. 78 Periandrus auch Hygin. fab. 194. — § 27 a. E. Vocat. deus auch Arnob. 2, 3. — § 28. S. 94 Genit. api (von apium) Pelagon. vet. 7 p. 41 und Genit. gladi auch Plin. 4, 83. — § 31. Genit. Plur. cribrûm, dactylûm, condimentûm, s. Schuch zu Apic. 5. § 197 p. 107. — nummorum (S. 106) auch Plin. ep. 10, 43 (52), 1; denariorum auch Plin. ep. 2, 11, 23; 10, 112 (113), 1; talentûm schon Cic. Rab. post. 21. — medimnûm, Plaut. Stich. 587 (wie nach Studemund und Müller Nachtr. zur plautin. Pros. S. 144 zu lesen; Fleckeisen und Vulg. modiûm). — Genit. Plur. deûm auch Tibull. 2, 5, 77 (simulacra deûm); 3, 4, 43 (cura deûm); 4, 1, 68 (deûm proles). Propert. 3, 5, 39 (deûm iura). — § 35. Caunos (S. 124) auch Stat. silv. 1, 6, 15. — Acc. Orchomenum (S. 125) schon Caes. b. c. 3, 55, 3. Acc. Pergamon auch Auct. Aetnae 18. Nomin. Maeandrus, Sil. 7, 139. Nomin. Sperchios auch Plin. 4, 28 Detl. — Pachynos (S. 128) auch Nomin. Pachynus, Avien. descr. orb. 635. Prisc. perieg. 482 (schon in meinem Handwörterbuche). — Nomin. Aristandrus, Varr. r. r. 1, 1, 8 (Variante Aristandros). — Nomin. Assaracus, Ovid. met. 11, 756. — Obige Beispiele bestätigen abermals meine bei der Besprechung des zweiten Bandes ausgesprochene Behauptung, dass das Buch nur aus sporadischer Lectüre hervorgegangen ist, wobei manche Autoren (z. B. Tibullus und Propertius) fast ganz unberücksichtigt geblieben, manche (wie Caesar und Hygin) nicht ausgiebig benutzt sind. Freilich reicht zu einer sorgfältigen Ausbeutung aller Schriftsteller die Kraft eines einzigen Mannes kaum aus.

Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung von Wilhelm Brambach. Zweite Auflage. Leipzig 1876.

Ich hatte bei Besprechung der ersten Auflage im Philologischen Anzeiger (IV, 365 ff.) meine Verwunderung darüber ausgesprochen, dass Herr Brambach, obgleich er noch im Jahre 1869 sich gegen alphabetisch geordnete Hülfsbücher der lateinischen Orthographie geäussert, dennoch ein solches Buch habe erscheinen lassen. Vor den in der Vorrede zu dieser zweiten Ausgabe entwickelten Gründen, die ihn zur Bearbeitung eines solchen Buches bewogen, streiche ich die Segel.

Diese zweite Auflage ist eine vielfach verbesserte und nicht unbedeutend vermehrte. Dass sich immer noch Nachträge liefern lassen, liegt in der Natur der Sache. Einiges will ich selbst hier

beibringen: abligurrio oder —urio, ligurrio oder —urio? — adoria, nicht adorea; vgl. Müller zu Paul. ex Fest. 3, 12 und Hildebrandt zu Apul. met. 7, 16 in. — Aequimelium verlangt Mommsen in Hermes 5, 258, A. 2. — aesculnieis steht Corp. inscr. Lat. 1, 577, col. 2 lin. 9 (nicht aesculineis). — Apenninus haben Jan, Detlefsen und Mayhoff im Plinius, Halm im Nepos (Hann. 4, 2), Parthey im Pomp. Mela (vgl. Tzschucke vol. II, 2 p. 290). — Aquilius oder Aquillius? — arra, arrabo, besser als arrha, arrhabo. — Ariopagus oder Areopagus wird neben Areos oder Arios pagus schon durch Ariopagita oder —tes geschützt; daher auch von den neuesten Herausgebern bei Cicero und Plinius beibehalten. — Atilius, nicht Attilius. — Bedriacum und Betriacum. — bybliotheca schreibt Gardthausen noch im Ammianus. Das citirte Corp. inscr. Lat. 1 p. 327, 610 ist ein falsches Citat; ebenso ist unter Boeotii das Citat Hor. ep. 2, 1, 144 in 244 zu berichtigen. — Die Schreibung Bosphorus hat bis heute nur im Pomp. Mela von Parthey Aufnahme gefunden.[1]) — caligo, nicht calligo, obgleich letzteres in guten Handschriften. — Danuvius. Aber Danubius hat Halm im Velleius Pat., Parthey im Mela, Keil in Plin. paneg., Wölfflin im Ampelius. — Dareus. Mützell zu Curt. p. 12 (b) lässt auch Darius gelten; und so Nipperdey und Halm Nep. Milt. 3, 3. — frutectum besser als frutetum, jenes z. B. Plin. 18, 46 D. Solin. 30. § 25 und 30 M. Amm. 8, 6, 14 und 18, 7, 5 G. Fulg. myth. I. praef. p. 9 M.; vgl. Muncker zu p. 12 (virecta). So auch lumectum, Varr. L. L. 5, 137. — harena. Kayser schreibt arena Cic. agr. 2, 71; ebenso Baiter Cic. rep. 1, 29 und Wölfflin Liv. 22, 16, 4. — increbresco. L. Müller Ind. verbb. zu Catull. p. 131 (a): ‚increbesco' non ‚increbresco'. — mamilla, nicht mammilla. — oblittero (Hertz und Weissenborn im Livius) und oblitero. — pedisequus auch Orelli inscr. 789 und Henzen inscr. 6335. Henzen selbst schreibt im Ind. p. 120 und in der Anmerkung pedissequus. — Piraeus oder Piraeeus? Man hat jetzt fast überall die lateinische Form Piraeus aufgenommen, z. B. Caecil. com. 258 R² Plaut. trin. 1103 R. und Br. Catull. 64, 74 H. und B. Cic. de off. 3, 46 H.; de rep. 3, 44 H. und B. Nep. Them. 6, 1 und Alc. 6, 1 H. Vell. 2, 23, 3 H. Flor. 3, 5, 10 H.

---

1) [Vgl. A. Fleckeisen Jahrb. f. Philol. 1869, S. 656f.].
Anm. d. Red.

Gell. 15, 1, 6 H. Iustin. 5, 8, 5 Ieep. Cic. ad Att. 7, 3, 10 hat Baiter auch Piraeum, Wesenberg Piraeeum. — sepulcrum. Mommsen schreibt Dig. 47, 12 durchweg sepulchrum. — stannum oder stagnum? vgl. Hildebrandt zu Apul. met. 10, 29 p. 929. — stillicidium. Ueber die Schreibung s. auch Studemund Gaii apogr. p. 223 in hac v. (wo statt 59, 9 zu lesen ist 57, 9). — subsellium. Bährens hält (Prolegg. ad Catull. p. LX) subselium für die richtigere Schreibung; subselarium steht Corp. inscr. Lat. 1, 1341. — vecors, vecordia oder vaecors, vaecordia?

De vocabulis Graecis in linguam Latinam translatis. Scripsit N. I. Tuchhaendler. Berol. 1876.

Nach der etwas schülerhaften, von mir im Jahresbericht 1874—1875 zu milde beurtheilten Arbeit des Dr. Saalfeld erhalten wir hier eine wirklich gediegene Schrift über die aus dem Griechischen in's Lateinische herübergenommenen Wörter. Nachdem Herr Tuchhaendler in der praefatio das genannte Werk von Saalfeld gehörig gewürdigt hat, giebt er seiner Schrift folgende Eintheilung: Pars. I. De rationibus, quas in vocabulis ex Graeca lingua petitis constituendis et colligendis secuti sumus. Cap. I. De consilio nostro in universum disputatur. Cap. II. De vocibus, quae ex Graeca lingua petitae non sunt, exponitur (aranea, gubernare, gubernator, nauta, linter, stega, en, atat, eia, pannus, pus, stilus, scropha, umbo, scipio, classis, calamus, pileus, scutum, fungus, cento, ciccus, falx, fides, funda, lympha, marmor, cupa, bracchium, clepere, muscus, perna, pulmo, saeta). Cap. III. De iis quae ex Graeca lingua sumpta sunt quaeritur. Cap. IV. De iis quae in medio relinquo. (Einige Namen von Pflanzen und Thieren, nämlich: oleum, oliva, linum, viscum, leo, columba; zweitens einige Namen, die eben so gut die Griechen von den Römern entlehnt haben können, nämlich: patina, carcer, catinum; drittens einige Namen, die, obgleich sie griechisches Gepräge haben, doch deshalb noch nicht von den Griechen entlehnt zu sein brauchen, wie: fenestra, pituita, aura, supparus, modius, muria, taeda). Cap. V. De iis quae ob textum vel auctorem incertum omisi. (Es sind dieses eine Reihe Wörter aus Plautus, Ennius, Pacuvius, Titinius, Attius [richtiger Accius], die meist nur durch Vermuthung in den Text gekommen sind, z. B. aethereus, Plaut. trin. 820,

oder welche wohl sonst vorkommen und später [Pars II.] mit Citaten belegt werden, aber an den angeführten Stellen unsicher sind, z. B. pol, Plaut. Bacch. 558; mil. 290). Pars II. Enumeratio vocabulorum. (Das Verzeichniss enthält alle griechischen Fremdwörter bei den Schriftstellern von Ennius bis Terentius, da sich der Verfasser auf die vorclassische Zeit beschränkt hat, aber mit sämmtlichen Stellen, in denen sie bei den genannten Schriftstellern vorkommen, nach den neuesten und besten Ausgaben belegt). Dann folgen Addenda de nominibus propriis, dictionibus, formationibus Graecis; den Schluss macht eine Appendix de tralatorum in consuetudine Romanorum usu. Interessant ist die Angabe der Personen, welche die einzelnen Wörter in des Plautus Trinummus und Pseudolus und in des Terenz Eunuchus gebraucht haben.

De Latinitate L. Annaei Senecae philosophi. Dissertatio philologica, quam etc. proposuit Otto Rauschning. Regimonti Boruss. 1876.

Nachdem der Verfasser einige syntaktische Eigenthümlichkeiten des Seneca überhaupt behandelt hat, geht er auf den Gebrauch einzelner Verba etc. über. Von S. 5 an bringt er Beispiele bei für die bei Seneca so häufigen Formeln puta, scio, mihi crede, fateor, concedo, inquam, dico, id est, hoc est, obsecro, oro, ita est, ita dico, ita fac, i nunc, noli, non est quod, adice, adde; dann quare? quomodo? quando? quid ergo? fateor, quidni. Dann spricht er über das Asyndeton und die Anaphora, über das Homoeoteleuton, endlich über die Alliteratio. Im zweiten Theile (S. 31 ff.) führt er an die bei Seneca nach seiner Meinung zuerst oder nur bei Seneca und seinen Zeitgenossen vorkommenden Substantiva auf —mentum, —tio oder —sio, auf —us, —ura, auf —tor oder —sor, auf —ca. Wenn er S. 33 sternumentum blos dem Seneca und seinen Zeitgenossen zuschreibt, so hätte ihn mein Handwörterbuch eines Besseren belehren können, in welchem Cic. (de div. 2, 84) citirt ist; daselbst wird auch unter sternutamentum dargethan, dass jetzt bei Cels. und Plin. nat. hist. überall sternumentum zu lesen ist. S. 36 ff. spricht der Verfasser über die Nomina adjectiva auf —bilis, auf —arius, auf —orius, auf —icius, —ivus, auf —bundus, auf —osus, —eus und —ius; S. 41 ff. über die Nomina deminutiva; S. 43 ff. über die Verba; S. 44 über die Adverbia; S. 45 über die aus dem Griechischen entlehnten Substan-

tiva, wobei er S. 46 die dem Seneca eigenen hervorhebt; S. 47ff. über die Partikeln und Adverbia et (= etiam), etiamnunc, adhuc, longe (beim Comparativ), hodieque (= hodie quoque) und dergl. mehr; endlich S. 67 über die Pronomina und pronominalia Adjectiva. Die fleissige Arbeit macht dem Verfasser alle Ehre; selbst das Latein, in welchem sie abgefasst ist, ist leicht und fliessend. Druckfehler sind: S. 30 novibus statt novis, S. 46 struthocamelum statt struthocamelus; S. 46 canteris statt canterio (wo auch falsch der Sing. hippopera statt des Plur. hippoperae, griech. ἱπποπῆραι, wie ja die angeführte Stelle zeigt, welche übrigens nicht ep. 15, 2, 19, sondern 15, 2, 9 = 87, 9 steht).

De elocutione C. Suetonii Tranquilli. Disputatio academica etc. quam in publico defendet Petrus Bagge. Upsalae 1875. 108 pp. 8.

Nach einer kurzen Einleitung, die sich besonders über den Werth der Latinität des Suetonius ausspricht, geht der Verfasser S. 4 zu seiner eigentlichen Aufgabe über, und handelt im ersten Theile 1. von denjenigen Wörtern, Wortbedeutungen und Constructionen bei Suetonius, welche der früheren Latinität fremd sind. Die Anordung der Wörter ist alphabetisch. 2. über aus dem Griechischen entlehnte Wörter, namentlich solche, die bei Sueton eine etwas ungewöhnliche Bedeutung haben. 3. bei Sueton öfter vorkommende Adjectiva auf —atus, —arius, —osus, —bundus, und Adverbia auf —im. 4. Substantiva deminutiva. 5. Substantiva abstracta pro concretis. 6. de particulis. 7. de pronominibus. Im zweiten syntaktischen Theile spricht er 1. de syntaxi congruentiae. 2. de casibus. 3. de adjectivis adverbiorum loco positis. 4. de usu temporum et modorum. 5. de usu infinitivi. 6. de usu supini in — u exeuntis. 7. de usu participiorum. 8. de pronominibus.

Der Verfasser hat seine Aufgabe mit Geschick gelöst. Dabei bekundet er eine genaue Kenntniss der deutschen Literatur in Bezug auf Grammatik und Lexikographie. Werke, wie Reisig's Vorlesungen von Haase, Kühnast's Liv. Syntax, Dräger's histor. Syntax etc. werden häufig von ihm zur Vergleichung angezogen. Irriges habe ich nur wenig gefunden. S. 18 wird deterrere plerosque modestia, Suet. Tib. 18, als Beleg für deterrere mit Abl. = mit ab und Abl. angeführt. Aber modestiā ist ja hier = in Folge der Bescheidenheit (durch Appellation an ihre B., Stahr). —

— S. 19 wird der Gebrauch von d o t e s = virtutes ausser Suetonius auf die Dichter beschränkt; es steht aber auch bei Colum., Sen., Plin. und Val. Max.; s. Allgayer Krebs' Antib. S. 384 (5. Aufl.). — S. 42 wird primitus als seltenes Wort bezeichnet, und doch geben die Lexika und Neue's Formenl. 2, 512 (bedeutend vermehrt in der 2. Aufl. S. 670) eine Masse Stellen. — S. 44 A. 3 wird für s t a r e = prostare, von der Buhlerin, Iuven. 10, 239 und 11, 172 citirt. Es steht schon so Hor. sat. 1, 2, 30. Ov. am. 1, 10, 21. — S. 53 soll tremor terrae nach Dichter Art stehen. Aber s. bes. Sen. nat. qu. 6, 21, 2. — S. 65 A. 6 insuper = obendrein steht schon Cornif. rhet. 4, 33. — S. 76 A. 9. Der loc. Acc. Aegyptum ist das regelmässige; s. ausser der von Bagge angeführten Stelle (Cic. de nat. deor. 3, 56) noch Caes. b. c. 3, 106, 1. Nep. Dat. 4, 1. — S. 98 A. 5. Bei Tac. hist. 2, 21 steht levi (nicht in levi negotio) habitum. — S. 101 A. 10 muss es heissen: Planc. ap. Cic. fam. 10, 8, 6 und Antonius ap. Cic. Phil. 8, 8, 25. — S. 104 A. 7. Bei Quint. 10, 3, 10 steht nicht f e r e n t e s e q u i, sondern efferentes se equi. Druckfehler finden sich mehrere, z. B. S. 2 A. 1 und 2 Rernhardy statt Bernhardy. S. 16 Liburnicas statt Liburnicae. S. 17 Curt. 8, 68 statt 8, 6, 8. S. 23 commissationes statt comissationes. S. 48 A. 3 porte statt porta. S. 87 A. 10 Cileronem statt Ciceronem.

Quaestionum Valerianarum specimen. Scripsit Dr. R. B l a u m. Argentorati 1876. 50 pp.

Valerius Maximus ist (wie die beiden Seneca und Celsus) noch so wenig für das lateinische Wörterbuch ausgebeutet, dass man eine Arbeit wie die vorliegende, welche auf das Wichtigste aus diesem Schriftsteller aufmerksam macht, nur willkommen heissen muss. Die Schrift zerfällt in zwei Haupttheile: 1. De singulis sermonis partibus. 2. De syntaxi. Besonders dankbar ist der Lexikograph dem Verfasser für das Verzeichniss der Pluralia subst. abstracta, der Adiectiva im Comparativ und Superlativ, der substantivisch gebrauchten Adiectiva neutr. gen. plur. num. und der Adiectiva mit folgendem Infinitiv. Wenn der Verfasser S. 9 favorabilis als vom Valerius zuerst gebraucht bezeichnet, so irrt er; das Wort hat schon Vell. Pat. 2, 34, 2; 2, 40, 2. — Den Schluss der fleissigen Schrift machen Annotationes criticae, die manchen hübschen Beitrag zur Textverbesserung enthalten.

Index Vitruvianus. Confecit H. Nohl. Lips. 1876 IV. u. 154 S. gr. 8.[2])

Ein von kundiger Hand angefertigtes Wortregister zu Vitruv's Werken, in welchem nicht nur alle Wörter, welche in der Ausgabe von Rose stehen, sondern auch die wichtigsten Varianten verzeichnet sind, da Rose in der Wahl der Lesarten nicht immer glücklich gewesen ist. So wird z. B. epitonium p. 240, 15; 261, 2 und 262, 25, gegen Rose in Schutz genommen (der überall falsch epistomium hat); vgl. mein Handwörterbuch Aufl. 6 unter epitonion. Ebenso liaculum S. 41, 1 u. 168. 7 (Rose an beiden Stellen baculorum). Zu bessalibus musste die durch die Handschriften beglaubigte Lesart besalibus gesetzt werden, die auch Petron. 58, 5 steht, und besis (von bes) Paul. ex Fest. 33, 1 nach Hultsch Metrol. scriptt. S. 75, 17. — Zu Chaldaicam S. 224, 23 musste die Lesart des cod. H. Chaldaeicam erwähnt werden; vgl. Haupt im Hermes 5, 313. — S. 33 unter deformatio muss es bei deformationibus statt 84, 23 heissen 64, 23; S. 114 unter rudus setze man ruderi, Dat. (statt Abl., wie falsch steht). — Rose schreibt cena, aber S. 52, 24 coenaculorum. — Beigegeben ist ein Verzeichniss der im Vitruv vorkommenden griechischen Wörter, aber ohne Stellenangabe; dann ein Verzeichniss der Zahlzeichen; den Schluss macht ein Verzeichniss der bemerkenswerthesten Wörter in der Epitome.

Mélanges latins et bas-latins, par A. Boucherie. Montpellier 1875. 41 S. 8.[3])

Unter obigem Titel sind acht Schriftstücke in Versen und Prosa meist kirchlichen Inhalts vereinigt. Sie stammen theils aus dem 7., theils aus dem 11. Jahrhundert n. Chr. und bringen einige Wörter, Wortformen und Wortbedeutungen, welche wohl schon früher der Volkssprache angehört haben. Nach mehreren Stücken folgt ein Capitel mit der Ueberschrift Phonétique et Grammaire, in welchem über Buchstabenvertauschung oder -einsetzung, über Geschlechtsverwechselung (z. B. condicta mons), über Vertauschung der Construction (Infinitiv statt Conjunctiv) u. dgl. gehandelt wird. Ein vom Verfasser angehängtes Glossaire

---

[2]) [Vgl. oben Abth. II, S. 257.] [3]) [Vgl. oben Abth. II, S. 258.]
Anm. d. Red.

giebt in alphabetischer Reihenfolge Auskunft über einige Wörter etc. So z. B. brumalius Nebenform von brumalis, Dat. climatibus, conglobo refl. = sich versammeln, flectere = sich krümmen, laudifluus (s. Du Cange), pontius (πόντιος), praesagmen (franz. présage), Nomin. Sing. precis, prosator (Schöpfer), vagantia (Müssiggang), Virgilius oder Virgilium = Vergiliae. Der Verfasser kennt kein grösseres lateinisches Wörterbuch als das höchst dürftige von Freund, daher er manche Wörter mit Unrecht für selten oder sonst gar nicht vorkommend ausgiebt. So steht z. B. circumquaque (bei Freund mit Aur. Vict. de orig. gent. Rom. 17, 6 belegt) auch bei Augustin. conf. 10, 35; ep. 120 und bei anderen Eccl., s. Paucker, Kleine Beitr. 3, 605 f. — Es steht duodenus bei Apul. met. 3, 19. p. 184 H. Argum. ad Stat. Theb. p. 4, 2 Qu. — truculens hat Cassiod. Var. 1, 13.

Auszüge aus (mir zugänglichen) Zeitschriften. Philologus Bd. 35 (1876).

S. 123 caulae (wo es Lucretius statt Lucilius heissen muss). S. 127 viae consulares, praetoriae. — S. 128 terminus. — S. 131 servare (de caelo), observare. — S. 134 cippo terminare. — S. 140 Familienname Minius. — S. 144 iucundus. — S. 147 Familiennamen Herennius und Salvius. — S. 153 Pseudolus nicht Pseudulus. — S. 154 mis und tis = mei und tui. — S. 162 sane sapio, sapis. — S. 171 utcumque bei Plautus. — S. 175 iam hic ero, iam intus ero u. dgl. — S. 177 quoiquoimodi und quoiusmodi (vgl. Nachtrag S. 580). — S. 179 gradus militaris (regelmässiger, ruhiger Gangschritt, Gegensatz gradus plenus, Laufschritt). In seiner Ausgabe schreibt Lorenz (Plaut. Pseud. 1032 = 1049 R.) gradibus milliariis, mit Siebenmeilenstiefeln. — S. 285 Augiae regis stercus bobile oder bubulinum purgare bei Hyyin. fab. 30 mit Recht in Schutz genommen. — S. 393 iugum am Webstuhle. — S. 566 zu Hor. ep. 1, 20, 24 (solibus aptum) verglichen Ovid. art. am. 1, 237 caloribus (Liebesglut) aptus, und ähnlich Ovid. met. 14, 25. — S. 671 ff. die Präposition cum in Verbindung mit dem Relativum (vgl. Philologus Bd. 32 S. 711 ff.). — S. 713 deponere = anvertrauen als ein Depositum, Stat. silv. 1, 4, 91; 3, 2, 6. Ach. 1, 385; 2, 240.

Rheinisches Museum Bd. 31 (1876).

S. 56 inipere. — S. 57 extimare vulgär = existimare; ani-

tas = anilitas, senectus; haus = chaos. — S. 60 inreptare und abreptare. — S. 62 fabulare; S. 68 conivoli = crebro nictantes; S. 111 ff. triticum, siligo, robus, farina, similago, simila, pollen, furfur, panis acerosus, siligineus, candidus (mundus), cibarius, militaris; S. 128 Anm. 53 panis fiscalis, gradilis, dispensatorius. — S. 129 ff. proscaenium bei Plaut. Poen. prol. 17. — S. 140 f. lamosus (bei Lucil. 3 No. 6 M.) lamosum et lutosum statt der Handschriften labosum et lutosum; unnöthig! — S. 149 relucinae (= einen hellen Widerschein gebend, hellleuchtend) frontis bei Apul. flor. 7 S. 8, 5 Kr. zu lesen; S. 200 apex von Personen Anthol. Lat. 400, 2 R. (wo jetzt ┼ apes) und Dracont. 8, 93; S. 267 connus = cunnus (Catull. 97, 8 cod. Oxon. Anthol. Lat. 302, 12 R. cod. A.); S. 447 ab (a) nach dem Comparativ statt quam; S. 478 ff. quod = quot, quodquod = quotquot, quodannis = quotannis in Handschriften und Inschriften; S. 479 Femin. paupera; captivus = elend, schlecht, unglücklich (Anthol. Lat. 736, 3 R.); S. 495 rigua bei Plin. 5, 74 und 9, 175 = bewässerte Fluren.

Hermes Bd. 10 (1876). S. 40 ff. der Begriff des pomoerium; S. 109 instituere alqm in animum (= an Imd. sein Herz hängen) bei Terent. adelph. 38 bezweifelt (aber mit Unrecht!); S. 163 ff. Palaestina Salutaris und Arabia; S. 459 positus = stehend, weilend. — Hermes Bd. 11 (1876); S. 123 navale im Singular (Inscr. in Ephem. epigr. 2, 434; S. 333 scilicet bei Sallust; S. 127 populus Romanus senatusque oder et senatus; scindere epistulam. Diese beiden Miscellen, gegen Herrn Otto Hirschfeld im Hermes 3, 253 und 5, 298 gerichtet, hatte ich Herrn Th. Mommsen privatim mitgetheilt; derselbe hatte die Güte sie im Hermes zum Abdruck zu bringen. Gegen meine Beispiele für scindere epistulam verwahrt sich nun Herr Hirschfeld im Hermes Bd. 11 S. 256, indem er behauptet, seine Worte »epistulam scindere kommt meines Wissens nirgends vor« würden durch jene nicht widerlegt. Ich führe die Beispiele daher nochmals mit einem vermehrt hier an, die Leser mögen entscheiden: Cic. ep. fragm. No. XII S. 47 ed. Kays. (aus Non. 509, 20); invitus litteras tuas scinderem. Aur. Vict. vir. ill. 49, 17: librum rationum in conspectu populi scidit; Ambros. ep. 37 no. 44: scindere chirographum debitoris; und dazu noch das schlagendste Hier. ep. 31, 2: ne epistulam pectoris tui scindas. — Ich ergreife die Gelegenheit, um einige ähnliche Fälle hier zur Erledigung zu

bringen: Klotz zu Terent. Andr. 682 kann sich nicht erinnern ostium crepuit gelesen zu haben; es steht aber Plaut. cist. 4, 3, 15; Pseud. 130. Petron. 99, 5. — Mühlmann im Thesaurus der class. Latinität hält (unter fletus a. A.) den Genit. fletuum für ungebräuchlich; er steht Sulp. Sev. App. ep. 2, 6. S. 231, 15 H. Sidon. ep. 3, 3. S. 181, 22 Sav. neben plausuum und gaudiorum und Salv. adv. avar. 2, 5 S. 194 Migne neben gaudiorum. — Dräger Hist. Synt. 2, 344 kann sich nicht erinnern, moris est mit folgendem Infinitiv gelesen zu haben; aber es steht oft bei Plin. dem Jüngern und bei Tac., siehe Schwarz zu Plin. pan. 13, 3 und 82, 5. Kritz zu Tac. Agr. 33, 1 und 39, 1, ausserdem Val. Max. 2, 8, 6. Vell. 2, 40, 3 Halm. Sen. de brev. vit. 13, 8. Suet. Aug. 43. Iuven. 11, 83. — Nach Kühnast (Liv. Synt. S. 143) kommt comminari nicht vor Livius vor; aber es steht schon Plaut. aulul. 3, 2, 3. — Bährens im Rhein. Mus. 27, 491 sagt: »Ich glaube nicht, dass ein Römer jemals incolere campo statt incolere campum gesagt hat«. Aber wie ist's mit Plaut. rud. 907: qui salsis locis incolit pisculentis? Vgl. auch Sall. Iug. 47, 1: oppidum . . . ubi et incolere et mercari consueverunt Italici generis multi mortales. — In Lorenz Krit. Anh. zu Plaut. Pseud. 443 sq. heisst es: »pauculus kommt doch nie von Personen vor«. Aber es steht so Cato fr. S. 34, 12 (bei Fest. 154, 2) und S. 37, 11 (bei Fronto ep. ad Anton. 1, 2 S. 100 N.). Sen. apoc. 3, 3; de clem. 1, 12, 2: von Thieren, Apul. met. 10, 30. Vulg. 1 regg. 17, 28. — Wölfflin weist in seinem Aufsatz »Vulgärlatein« im Philologus 34, 159 das Adjectiv consimilis dem Vulgärlatein zu, obgleich es mehrmals bei Cicero in der höheren Prosa steht, z. B. de or. 1, 149 und 3, 25; Phil. 2, 28; so wie auch Acc. tr. 406. — Lupus (der Satzbau des Cornelius Nepos I) notirt als dem Nepos eigenthümlich die Nachstellung von aliquanto u. a. hinter post; aber post aliquanto steht auch Cic. Caecin. 11; de domo 102: post paulo auch Caes. b. G. 7, 60, 4; b. c. 1, 20, 4; post paulum Caes. b. G. 7, 50, 6.

Register.

I. Verzeichniss der besprochenen Schriften.

(Alle nicht mit I oder II bezeichneten Namen sind aus der III. Abtheilung.)

(Alle nicht mit I oder II bezeichneten Namen sind aus der III. Abtheilung.)

(Alle nicht mit I oder II bezeichneten Namen sind aus der III. Abtheilung.)

(Alle nicht mit I oder II bezeicheten Namen sind aus der III. Abtheilung.)

(Alle nicht mit I oder II bezeichneten Namen sind aus der III. Abtheilung.)

(Alle nicht mit I oder II bezeichneten Namen sind aus der III. Abtheilung.)

(Alle nicht mit I oder II bezeichneten Namen sind aus der III. Abtheilung.)

(Alle nicht mit I oder II bezeichneten Namen sind aus der III. Abtheilung).

(Alle nicht mit I oder II bezeichneten Namen sind aus der III. Abtheilung.)

(Alle nicht mit I oder II bezeichneten Namen sind aus der III. Abtheilung.)

(Alle nicht mit I oder II bezeichneten Namen sind aus der III. Abtheilung.)

(Alle nicht mit I oder II bezeichneten Namen sind aus der III. Abtheilung.)

(Alle nicht mit I oder II bezeichneten Namen sind aus der III. Abtheilung.)

II. Register der behandelten Stellen.

1. Griechische Autoren.

(Alle nicht bezeichneten Stellen finden sich in der I. Abtheilung.)

(Alle nicht bezeichneten Stellen finden sich in der I. Abtheilung.)

(Alle nicht bezeichneten Stellen finden sich in der I. Abtheilung.)

2. Lateinische Autoren.

(Alle nicht bezeichneten Stellen finden sich in der II. Abtheilung.)

(Alle nicht bezeichneten Stellen befinden sich in der II. Abtheilung.)

(Alle nicht bezeichneten Stellen finden sich in der II. Abtheilung.)

(Alle nicht bezeichneten Stellen finden sich in der II. Abtheilung.)

(Alle nicht bezeichneten Stellen finden sich in der II. Abtheilung.)

(Alle nicht bezeichneten Stellen finden sich in der II. Abtheilung.)

III. Geographisches Register.

(Alle nicht bezeichneten Stellen finden sich in der III. Abtheilung.)

(Alle nicht bezeichneten Stellen finden sich in der III. Abtheilung.)

IV. Verzeichniss der Künstler.

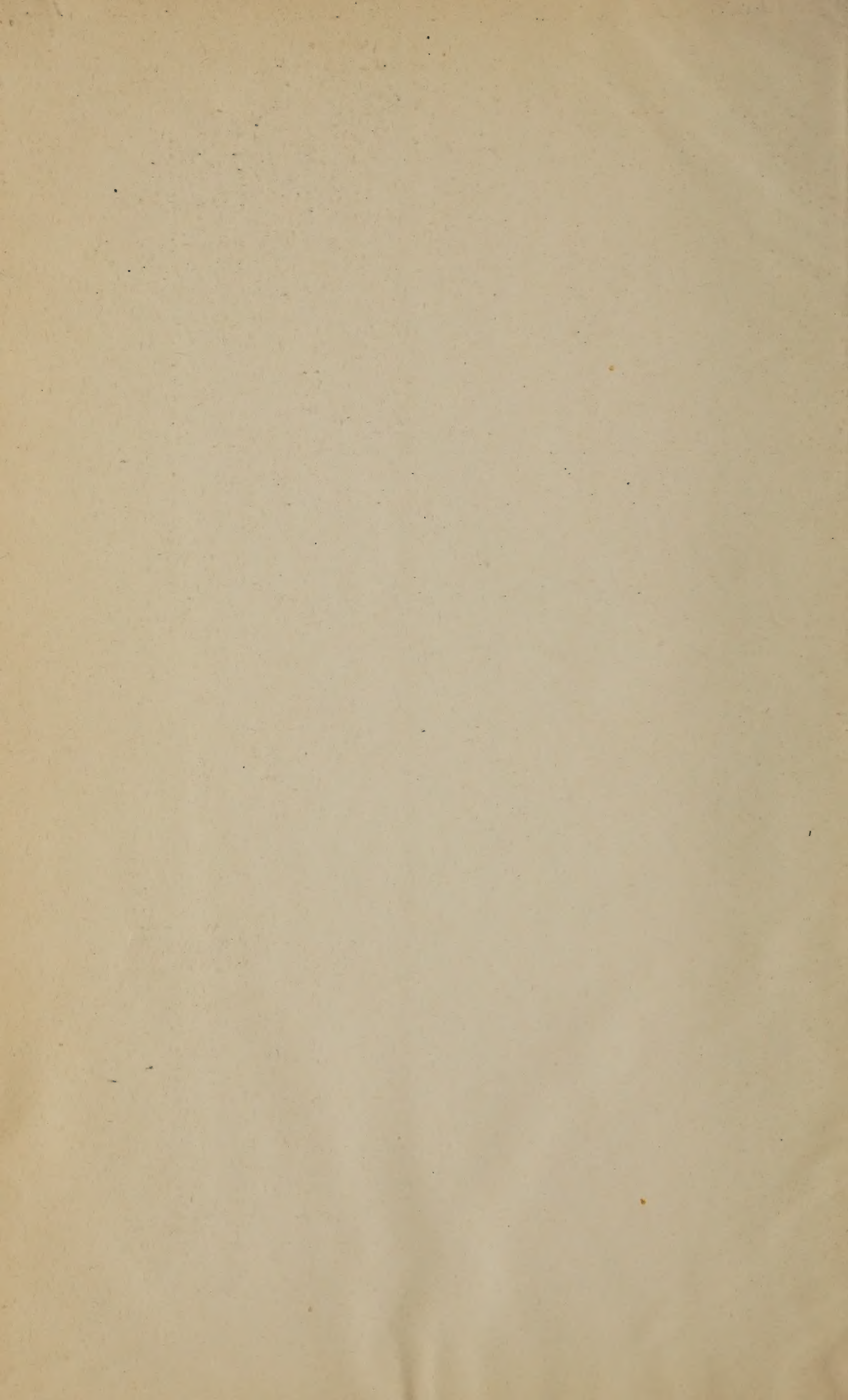
(Alle nicht bezeichneten Stellen finden sich in der III. Abtheilung.)

Druck von J. Dræger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.










CoLibrì
COVER SYSTEM
Made in Italy


02-12 STD
8 032919 991409
www.colibrisystem.com

